

# Album

des

# Litterarischen Vereins

in

# Nürnberg

für

1865.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)

Nürnberg.

In Kommission bei Bauer und Raspe.

1865.




Druck von Giesing (Dietz).

# Inhalts-Verzeichniß.



## Gedichte.

# Ueber die romanischen und deutschen Tagelieder.

Von

Karl Bartsch.

---

Wenn ich, um an etwas bekanntes anzuknüpfen, der Betrachtung des mittelalterlichen Tageliedes eine Scene Shakespeares voranschicke, so ist das vielleicht nicht ganz vorsichtig gehandelt, indem die wunderbare Schönheit derselben leicht die nachfolgenden Belege der mittelalterlichen Poesie in Schatten stellen könnte. Aber ich thue es, um einem Anstoß vorzubeugen, den sonst mancher an der Wahl des Stoffes nähme. Ich meine die Scene aus Romeo und Julia, wo die beiden Liebenden beim anbrechenden Morgen sich trennen (3, 5):

Julia. Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir: es war die Nachtigall.
Romeo. Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die dunst'gen Höhn;
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod.
Julia Trau mir, das Licht ist nicht des Tages Licht,
Die Sonne hauchte dieses Luftbild aus,
Dein Fackelträger diese Nacht zu sein,
Dir auf dem Weg nach Mantua zu leuchten;
Drum bleibe noch: zu gehn ist noch nicht Noth.

Romeo. Laß sie mich greifen, ja laß sie mich tödten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willst.
Nein, jenes Grau ist nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthias Stirn.
Das ist auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern: zum Gehn bin ich verdrossen.
Willkommen, Tod, hat Julia dich beschlossen,
Nein, Herz, es tagt noch nicht, noch plaudern wir.
Julia. Es tagt, es tagt! Auf, eile! fort von hier!
Es ist die Lerche, die so heiser singt
Und falsche Weisen, rauhen Mißton gurgelt.
Man sagt, der Lerche Harmonie sei süß;
Nicht diese: sie zerriß die unsre ja.
Die Lerche, sagt man, wechselt mit der Kröte
Die Augen; möchte sie doch auch die Stimme!
Die Stimm' ist's ja, die Arm aus Arm uns schreckt,
Dich von mir jagt, da sie den Tag erweckt.
Stets hell und heller wird's: wir müssen scheiden.
Romeo. Hell? Dunkler stets und dunkler unsre Leiden!

Die Wärterin kommt herein.

Wärterin. Fräulein!
Julia. Amme?
Wärterin. Die gnädge Gräfin kommt in eure Kammer;
Seid auf der Hut, schon regt man sich im Haus.
Julia. Tag, schein' herein! und Leben flieh hinaus!
Romeo. Ich steig' hinab; laß dich noch einmal küssen.

In dem Liebesliede aller modernen Völker kehrt der Schmerz der Trennung zweier Liebenden so oft und in so mannichfacher Gestalt wieder, daß an eine Entlehnung kaum gedacht werden kann. Es ist eben ein dem liebenden Herzen, das in der Nähe des geliebten Wesens sein Leben und Glück findet, fern von ihm in Sehnsucht sich verzehrt, zu nahe liegender Gedanke. Etwas anders ist es jedoch bei der Untersuchung über den Ursprung einer durch die Poesie des Mittelalters hindurchgehenden Dichtungsart: denn hier handelt es sich um eine bestimmte in allen Liedern feststehende Situation, die verschiedene Variationen erfahren hat, aber immer denselben Grundcharakter beibehält. In den Sitten der romanischen

und aus Frankreich nach Deutschland verpflanzten Frauendienstes ist es begründet, daß die Minneverhältnisse größte Vorsicht und Behutsamkeit erforderten. Meist waren es verheirathete Frauen, die mit verheiratheten oder ledigen Männern ein im Wesentlichen zwar der Mode folgendes, aber bei der sinnlichen Richtung der Zeit noch keineswegs auf platonische Schwärmerei sich beschränkendes Verhältniß anknüpften. Von dem keuschesten Minnen, das im Anschauen der Geliebten seine Seligkeit findet, bis zur Erfüllung stürmischer Wünsche geht eine Stufenleiter von Wünschen und Hoffnungen, die aus den Liedern der Troubadours wie der deutschen Minnesänger wiederklingen. Durch einen verschwiegenen Boten oder aus dem Munde der Geliebten selbst die frohe Mähr vernehmend, eilt der Liebende am Abend zu dem verheißenen Stelldichein. Aber der anbrechende Morgen ruft zum Scheiden: ehe es laut in der Burg geworden, muß der Liebende sich von dannen stehlen, ehe die Aufmerksamkeit der huote, wie im deutschen Mittelalter diejenigen hießen, die den Liebenden aufpaßten, sich auf ihn gerichtet. Das ist das Grundthema der provenzalischen Alba, des deutschen Tageliedes. Auch hierin liegt an sich noch nichts, was eine Entlehnung anzunehmen berechtigte: erst in der Weiterentwicklung dieses Themas treten bestimmte Züge hervor, die zur Vermuthung eines Zusammenhanges führen.

Der provenzalische Name alba bezeichnet Morgenroth: die Anwendung des Wortes auf die bestimmte Dichtungsgattung erklärt sich am einfachsten durch eine formelle Eigenthümlichkeit des provenzalischen Tageliedes, den mit dem Worte alba schließenden Refrän. Und ganz sinnvoll ist die Wiederholung dieses Wortes am Ende jeder Strophe; es wird dadurch der Grundgedanke des Liedes, das Hervorheben des trennenden Morgens, auch in der Form symbolisch ausgedrückt. Von Raimon de la Sala, einem Dichter des 13. Jahrhunderts, wird hervorgehoben, daß er außer Canzonen und Retroanzas auch Albas gedichtet; der einzige Fall, daß dies erwähnt wird. Der Name kommt noch öfter in den Handschriften vor: als Ueberschrift

mehrerer namenlosen [1]) und sonst [2]). Aber der genannte Dichter ist keineswegs der erste, der unter den Troubadours Alba's verfaßte, sondern die früheste gehört dem ungleich berühmteren Guiraut von Borneth, der schon um 1175 durch Lieder bekannt war. Sie unterscheidet sich durch Einfachheit von den meist sehr gekünstelten des Dichters und wird schon aus diesem Grunde in seine erste Periode gehören, da die Rückkehr eines an sehr kunstreiche Formen gewöhnten Dichters zu einfacheren weniger Wahrscheinlichkeit hat als das umgekehrte. Der Ritter hat einem Freunde aufgetragen zu wachen und ihn, wann es Zeit, zu wecken. Der Morgen ist gekommen: der Hüter der Liebenden hat sein Amt treulich erfüllt, nun muß er zum Scheiden mahnen. Mit einem Gebete hebt er sein Lied an: [3])

Glorreicher Fürst, wahrhaft'ger Glanz und Schein,
Allmächt'ger Gott und Herr! ach, kann es sein,
So sei mein Freund in deine Hut genommen!
Ich sah ihn nicht, seitdem die Nacht gekommen,
Und balde naht der Morgen.

Dann wendet er sich an den Gefährten:

Mein süßer Freund, wacht oder schlaft ihr? Nein,
Schlaft länger nicht! Schon bricht der Tag herein.
Im Osten ist der Morgenstern erglommen;
Ich sah ihn wohl, im Dämmerlicht verschwommen,
Und balde naht der Morgen.

Mein süßer Freund, die Warnerstimme singt:
Schlaft länger nicht! Das Lied der Vögel klingt,
Die lichtgewärtig durch die Büsche streichen.
Der Eifersücht'ge kann euch nun beschleichen,
Und balde naht der Morgen.

---

1) Mein provenzalisches Lesebuch 102. 104.

2) Raynouard 3, 342. 4, 476. Guiraut Riquier 63. 67.

3) Mahn, Werke der Troubadours 1, 191. E. Geibel und P. Heyse, spanisches Liederbuch S. 274.

Mein süßer Freund, daß ihr an's Fenster gingt,
Die Zeichen säht, davon der Himmel blinkt!
Der letzte Zweifel würde von euch weichen.
Mißachtet ihr's, möcht' euch ein Leid erreichen,
Und balde naht der Morgen.

Mein süßer Freund, seitdem ich von euch schied,
Wohl hab ich schlaflos für und für gekniet.
Ich bat den Sohn Mariens in der Höhe
Zu schaffen, daß den Freund ich wiedersähe,
Und balde naht der Morgen.

Mein süßer Freund, so lang es Zeit, entflieht!
Spracht ihr im Gäßlein nicht, mein Augenlied
Dürft' ich nicht schließen, bis der Tag erstehe?
Jetzt zürnt ihr meinem Sang und meiner Nähe,
Und balde naht der Morgen.

Jetzt erwidert der Angeredete:

Schön süßer Freund, so selig ist mein Glück,
Ach, kehrte Tag und Morgen nie zurück!
Die Lieblichste der Welt halt' ich umfangen,
Die je ein Weib gebar; was soll ich bangen
Vor Eifersucht und Morgen?

Mit den letzten Worten soll nur gesagt sein, daß das genossene Glück ihn die Gefahr nicht achten lasse. Daß er von der Geliebten scheidet, muß vorausgesetzt werden; aber wahrscheinlich war es in einer am Schlusse fehlenden Strophe bestimmter angedeutet: darauf führt ein formeller Umstand, die Reime lösen sich paarweise ab, die letzte steht in der uns überlieferten Gestalt mit ihren Reimen allein.

Wir besitzen keine provenzalischen Volkslieder; aber es ist nicht zu verkennen, daß in dem Liede manches an die Einfachheit des Volksliedes erinnert, wie es bei allen Völkern sich findet. Und das führt, wie ich glaube, auf den wahren Ursprung der Alba. Die Situation, die sie schildert, ist nicht erst durch den ritterlichen Frauen-

dienst erschaffen worden: sie konnte an sich sehr wohl auch Gegenstand des Volksliedes, und sogar einer bestimmten Gattung des Volksliedes sein. Darauf leiten Erwägungen, die sich an diese älteste provenzalische Alba anknüpfen. Den Refrän haben die Troubadours nur in Dichtungsgattungen von entschieden volksthümlichem Charakter: in Balada, Dansas, Retroensas. Dazu ist die Strophenform dieses Liedes eine so einfache, wie sie kaum je bei Guirauts Zeitgenossen vorkommt. Es ist der bei den romanischen Völkern allgemein übliche Vers von zehn Silben, paarweise gereimt, und bekanntlich sind die gepaarten Reime die der Volkspoesie am meisten und am längsten eigenen. Die Scheidung in Strophen geschieht erst durch die angehängte Refränzeile, während ohne sie das Ganze aus fortlaufenden Reimpaaren, nur in regelmäßigem Wechsel männlicher und weiblicher Reime bestehen würde. Ist dies eine unzweifelhaft oft wiederkehrende Form des mittelalterlichen, zumal romanischen Volksliedes, so ist nicht abzusehen, warum grade für die Alba die so einfache Form gewählt worden sein sollte, wenn sie nicht auch im Inhalt sich mit der Poesie des Volkes berührte. Aber unverändert werden die Kunstdichter, wer auch der erste gewesen sein mag, der sie auf den höfischen Boden verpflanzte, sie nicht herübergenommen haben. Des Volksliedes Form war vielleicht noch einfacher, nur ein Reimpaar von vier oder fünf Hebungen mit dem Refrän bildete die Strophe. Doch auch im Inhalt wird eine Modifikation eingetreten sein: die Einführung eines Wächters, der die Liebenden behütet; denn diese hatte ihre Bedeutung eben nur in den Verhältnissen und Sitten des höfischen Minnedienstes. Guiraut hat mit zartem Gefühle einen Freund des Ritters an die Stelle des dienenden Wächters gesetzt. Seine Alba steht mit diesem Zuge allein; und ich meine nicht, daß das Vorkommen des Wächters in allen andern Tageliedern spätern Ursprunges sei, sondern halte die Abweichung Guirauts für eine bewußte, die von dichterischem Sinne zeugt.

Durch Einfachheit der Form zunächst wieder an das Volkslied erinnert eine namenlose Alba, die auch an Innigkeit demselben nahe

steht. Die Situation weicht hier insofern etwas von den meisten Tageliedern ab, als der Ort der Zusammenkunft nicht ein Zimmer, sondern der Garten ist.[4])

In einem Garten, unterm Weißdornzelt,
Ist die Geliebte mit dem Freund gesellt:
Da ruft der Wächter, daß der Tag sich hellt —
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Gefiel' es Gott, nie endete die Nacht;
Dann wär' auf Scheiden nicht mein Lieb bedacht,
Der Wächter sähe nicht den Tag erwacht.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Schön süßer Freund, gehn wir die Au' entlang,
Uns dort zu küssen bei der Vöglein Sang.
Der Eifersücht'ge mach' uns nimmer bang.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Schön süßer Freund, ein neues Spiel uns winkt
Im Garten drinnen, wo manch Vöglein singt.
Wohl auf, bevor des Wächters Horn erklingt!
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Des Hauches, den die Luft von drüben trug,
Von meinem Lieb, so hold und schön und klug,
Hab' ich getrunken einen süßen Zug.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Hold ist die Frau, mit jedem Reiz geschmückt,
Von ihrer Schönheit ist die Welt entzückt;
Durch treue Liebe fühlt sie sich beglückt.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Das Lied leitet erzählend ein: dann beginnt die Klage der Frau, in der fünften hat der Liebende Abschied genommen und der sehnsüchtig ihm nachblickenden weht die Luft seinen Athem zu. In den Schlußzeilen endlich tritt der Dichter hervor und preist die

---

[4]) Mein Lesebuch 104. Die Uebersetzung unter Benutzung von Diez, Poesie der Troubadours S. 151.

Geliebte seines Herzens. Es liegt in dem raschen Fortschritt der unvermittelt neben einander stehenden Situationen etwas vom Wesen des Volksliedes; es wäre nicht unmöglich, daß hier sogar ein wirkliches Volkslied zu Grunde läge. [5]) Die Form, eine Strophe von drei Reimen mit Refrän, ist ebenfalls eine in der romanischen Poesie sehr volksthümliche.

Daß des Wächters Ruf den Morgen begrüßt, wissen wir nicht nur aus Tageliedern, sondern auch aus erzählenden Gedichten in Deutschland und Frankreich. In dem eben mitgetheilten Liede steht der Burgwächter ganz außer Beziehung zu dem liebenden Paare: nicht ein warnender Freund ist es, sondern er thut nur was seines Amtes ist; unbewußt macht er dem Glücke der Liebenden ein Ende. Soweit entsprechen die Verhältnisse des Tageliedes der Wirklichkeit: wenn jedoch, wie meist geschieht, der Wächter in's Vertrauen gezogen erscheint, so liegt darin eine Unwahrscheinlichkeit, da auf diese Weise, wenn der Wächter wirklich ein warnendes Lied sang, am leichtesten die Zusammenkünfte verrathen werden konnten. Andrerseits ergab der Gedanke für die Poesie sich leicht, aus dem den Morgen verkündenden Wächter einen warnenden Freund zu machen.

In einer einfachen Strophenform, aber ohne Refrän, bewegt sich eine andere anonyme Alba [6]), in der ebenfalls der Wächter noch nicht die Rolle eines Vertrauten spielt, und die in der Einfachheit der Darstellung an die vorige erinnert, wenn sie auch an poetischer Stimmung sie nicht erreicht. Ich versuche sie zu übersetzen. Der Liebende, der in der letzten Strophe mit Esteve (Stephan) angeredet wird, spricht: jene letzte ist der Frau zugetheilt. Auch dies Liedchen hebt episch an.

Die süßeste der Frauen,
So hold und zart zu schauen,

[5]) Heyse, studia Romanensia S. 19.
[6]) Lesebuch 102.

Ließ mich beim Abendthauen
Herein zu sich:
Wie süß ruht ich
Bis zu des Tages Grauen.

Ich lag dem Schlaf ergeben,
Da weckt' ein Kuß mich eben
So süß zu neuem Leben,
So reich an Wonn',
Es wird davon
Noch lang mein Herz erbeben.

Mariens Sohn mag Leiden,
O Wächter, dir bescheiden:
Du machst so früh uns scheiden.
Ach! mir ist bang,
Es währt nicht lang,
Der Abschied naht uns beiden.

Könnt' ich dir nahe kommen,
Dir sollt' es schlimm bekommen,
Der mir mein Glück genommen.
Nicht Silber, Gold,
Kein Wesen sollt'
Auf Erden dann dir frommen.

„Nun, Freund Esteve, gehe!
Dein bleib' ich, wie's ergehe.
Ach! wenn dich hier ersähe
Der böse Mann,
Ich fürchte dann,
Daß dir ein Leid geschähe.“

Noch hat sich eine einzelne ebenfalls anonyme Strophe erhalten, die vielleicht nur der Anfang eines Tageliedes ist. [7]) Wir sehen hier zum erstenmale aus dem Rufe des Wächters auf der Zinne, daß derselbe Vertrauter und Warner ist.

---

[7]) Lesebuch 103.

Wenn die Nachtigallen schlagen
In den Nächten, an den Tagen,
Ruh' ich unter Blüthenhagen
Bei der Maid,
Bis vom Thurm der Wächter schreit:
Die ihr heimlich minnt, steht auf,
Denn der Morgen steigt herauf.

Wir besitzen aber noch eine Anzahl Tagelieder von namhaften Dichtern. Raimon de la Sala, dessen wir schon gedachten, hat in einer sehr kunstreichen Form von 22 kurzen Versen eine Alba gedichtet, [7]) deren beide erste Strophen nach einem Gebete die Warnung an die Liebenden richten: der Wächter habe den Gatten der Dame gekleidet und gewaffnet gesehen; es sei nun höchste Zeit zum Scheiden. In der dritten Strophe antwortet die Liebende. Der Refrän umfaßt sieben Zeilen: „Die Morgenröthe und der Tag klar und herrlich kommt. Hilf Gott! Die Morgenröthe zeigt sich, hell seh ich den Tag am Meer entlang: die Morgenröthe kommt und der Tag."

Bertran von Alamanon, der schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts dichtete, hebt erzählend an: [9]) Ein Ritter ruhte im Arm der Geliebten; unter Küssen sprach er zu ihr: „Süßes Lieb, was soll ich thun? der Tag kommt und die Nacht entflieht Ach! ich höre den Wächter rufen: Auf, hinweg! Den Tag seh ich nach der Morgenröthe kommen"; und die Worte: „Ach ich höre" u. s. w. bilden den Refrän auch der folgenden vier Strophen, in denen der Ritter seine Klage fortsetzt.

Wiederum anders angelegt ist eine Alba Cadenets [10]), der um 1200 lebte und sang. Die Frau beginnt mit Klagen über eine Ehe ohne Liebe, wie sie in jenen Zeiten häufig waren, und manche Verirrungen nicht entschuldigen, aber erklären.

---

[8]) Lesebuch 101, 9.

[9]) Lesebuch 102, 8.

[10]) Lesebuch 103, 15. In der Anordnung der Strophen weichen die Handschriften ab.

Bin ich jemals schön gewesen,
Nun bin ich ein armes Wesen,
Einem Mann zum Weib erlesen,
Reich, doch ach, den ich nicht liebe.
Ach, wo bliebe
Ich, hätt' ich nicht treue Liebe,
Damit ich mein Leid zerstreu,
Und den Wächter treu,
Der den Morgen kündet.

Sie erklärt, daß alle Drohungen und aller Hohn ihres Gatten sie nicht bewegen könnten von dieser Liebe zu lassen. In diesen Betrachtungen überrascht sie das Lied des warnenden Wächters:

Ich bin ein so höfscher Wächter,
Daß ich treue rechte Liebe
Nicht zerstöret wissen will.
Darum wach' ich vor dem Tage,
Wann er komme
Wer nun ruht in Liebchens Armen,
Abschied nehm' er von ihr schnell
Nun mit Druck und Kuß,
Denn ich seh' den Morgen.

In zwei folgenden Strophen setzt er seine Grundsätze auseinander, die ihn Liebende beschirmen heißen: er wolle gerne kalte dunkle Nächte sich gefallen lassen, wenn nur treue Liebe ihr Glück finde.

Nur uneigentlich kann mit dem Namen Alba bezeichnet werden ein Lied von Hugo de la Bacalaria [11]). Hier spricht der Dichter, um sich für die ihm geschenkte Liebeshoffnung dankbar zu erweisen und zugleich seine Liebessehnsucht zu beschwichtigen, die Absicht aus, eine Alba in neuer Melodie zu dichten: es ist eine sternenklare Nacht, beim Gesange eines Vögleins sehnt und ruft er den Tag herbei. Wir würden das Lied kaum eine Alba nennen, sondern ein Liebeslied des Einsamen bei Nacht, wenn der Dichter es nicht aus-

11) Am Anfange des 13. Jahrhunderts. Raynouard 3, 342.

drücklich so bezeichnete; auch hat es den gewöhnlichen Refrän der Alba, der mit diesem Worte schließt. Ganz ähnlich ist die etwa 50 Jahre jüngere (1257) Guiraut Riquiers [12]), der vor Liebespein am Abend nicht einschlafen kann und sich nach dem Morgen sehnt. Auch diese ist ausdrücklich als Alba bezeichnet und hat am Schlusse des zweizeiligen Refräns ebenfalls das Wort alba.

Mir erblüht
Im Gemüth
Liebeslust,
Doch es glüht
Wundenmüd
Schon die Brust.
Schmachte nach dem Schlaf so sehr,
Werfe Nachts mich hin und her,
Seufze schwer:
Käm der Morgen!

Auf mich ein
Stürmt die Pein
Nacht und Tag,
Daß mich kein
Freudenschein
Trösten mag.
Abends wächst nur die Beschwer,
Bin mein eigen nimmermehr,
Seufze schwer:
Käm der Morgen!

Lange Nacht
Hingebracht
Ruhelos,
Bange Nacht
Durchgewacht —
Bittres Loos!
Wie ist Liebe freudenleer!
Tritt der Abend kaum daher,
Seufz' ich schwer:
Käm der Morgen!

Träg verstreicht,
Spät entweicht
Nächt'ge Zeit;
Da beschleicht,
Da erreicht
Mich das Leid.
Ach daß sie mir nahe wär!
Deß beraubt, das ich begehr,
Seufz' ich schwer:
Käm der Morgen!

Noch weiter entfernt sich von dem Wesen des Tageliedes die Anwendung auf religiöse Gegenstände, welche einige Dichter von der Alba gemacht haben. Da die älteste geistliche Alba schon um 1200 fällt, so muß das weltliche Tagelied damals schon sehr verbreitet gewesen sein; daher seine Anfänge wenigstens bis 1170 zurückreichen müssen. Folquet von Marseille, als Erzbischof von Toulouse traurigen Andenkens in der Geschichte, dichtete die früheste, die wir

---

12) Mahn 4, 95. Spanisches Liederbuch S. 277.

kennen [13]), vielleicht nachdem er der Welt schon entsagt hatte. Wie wir die weltliche Alba mit einem Gebete anheben sehen, so beginnt auch diese:

In deinem Namen, Gott, und unsrer lieben Frauen
Aufstehen will ich nun: im Osten läßt sich schauen
Der Morgenstern, der uns verkündet Tagesgrauen.
Steh' auf wer schlummernd lag
Und wer Gott lieben mag,
Denn nah ist schon der Tag;
Es will die Nacht entfliehen.
Lob sei dem Herrn bereit,
Anbetung ihm geweiht,
Und fleht, daß alle Zeit
Sein Fried uns sei verliehen.
Schon naht des Tages Licht,
Das durch das Dunkel bricht,
Der Morgen säumet nicht:
Hell seh' ich her ihn ziehen.

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß ähnlich wie in der deutschen Poesie auch in der romanischen nach beliebten weltlichen Weisen geistliche Texte gedichtet wurden, oft nur mit geringer Veränderung. So bedarf es auch hier nur weniger anderer Worte, um aus dem Eingange den einer weltlichen Alba zu machen.

Vers deus, el vostre nom e de santa Maria
m' esvelharai oimais, pos l'estela del dia
ven deves orien quem ensenha qu'eu dia: [14])
estatz sus e levatz,
senher que ben amatz u. s. w.

---

[13]) Mahn 1, 335. Die Autorschaft ist nicht sicher, eine zweite Handschrift gibt sie Folquet von Romans; aber in der Zeit ändert das nichts, denn auch dieser sang im zweiten Jahrzehend des 13. Jahrhunderts.

[14]) Statt ven daus Jerusalem queus essenha queo dia; aber quem und qu'ieu dia hat richtiger die andere Handschrift.

Grade so wurde des Minnesängers Steinmars sehr weltliches Lied „Sommerzeit, ich freu mich dein“ zu einem geistlichen „Himmelreich, ich freu mich dein“ umgedichtet.

Der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören drei andere geistliche Tageweisen an: die eine von Bernhard de Venzenac, zum Lobe der Dreieinigkeit und der heiligen Jungfrau [15]) hat vier Strophen, deren jede mit dem Worte alba schließt. Die zweite von Wilhelm d'Autpol zum Lobe Marias allein nennt sich ausdrücklich eine alba und bittet in dem angehängten Geleite, daß allen denjenigen, die dieselbe singen, das Paradies zu Theil werde. [16]) Auch Guiraut Riquier dichtete 1266 eine Marienalba [17]), in welcher auf die bei demselben Dichter vorkommende Art des weltlichen Tageliedes (S. 12) deutlich Bezug genommen ist: „Wer ohne Freude und Gewinn einen langen Abend wacht, muß sich nach dem Frühroth sehnen, das den Tag erscheinen macht. Mich verlangt das Frühroth des wahren Tages zu schauen; denn ich habe lang in der Finsterniß gewacht, von der ich scheiden möchte.“ Auch hier schließt jede Strophe mit alba; aber es findet sich kein Geleit wie in den beiden eben erwähnten. Das Geleit (tornada) kommt dieser Dichtungsart nicht zu, und das begreift sich leicht, denn die tornada redet einen Freund, einen Gönner, die Geliebte oder den Boten, der das Lied überbringt, oder dieses selbst an; alles das paßt aber nicht zu der Situation des Tageliedes. Es ist also ein Verkennen der ursprünglichen Bedeutung desselben, wenn das den Schluß des Liebesliedes bildende Geleit auch hier hinzugefügt wird.

Eine Abart des Tageliedes ist die Serena, das Abendlied, von der wir nur ein einziges Beispiel kennen. Guiraut Riquier dichtete 1263 eine solche [18]): der Liebende, dem die Geliebte die Erfüllung seiner Wünsche verheißen, sehnt sich nach dem Abend und

---

15) Raynouard 4, 432.
16) Raynouard 4, 473.
17) Mahn 4, 28.
18) Mahn 4, 27.

klagt, wie lang der Tag währe. Den Refrän hat auch dieses Lied; und wie dort alba, kehrt hier das Wort sers (Abend) wieder. Aber alt und volksthümlich ist die Gattung schwerlich; ich halte sie für die Neuerung eines Dichters, der damit etwas noch nicht Dagewesenes schaffen wollte.

Nach dem Schlusse des 13. Jahrhunderts kommen bei den Provenzalen keine Albas mehr vor; das im 14. Jahrhundert verfaßte Gesetzbuch der provenzalischen Poetik, die Leys d'amors, erwähnt die Gattung nicht einmal, und unter den Erzeugnissen der toulousanischen Dichterschule begegnen keine Belege.

Auch die Nordfranzosen haben das Taglied (aube) gepflegt, und zwar ist auch hier der Thurmwächter der Vertraute der Liebenden. Mir sind jedoch nur zwei bekannt, von denen das eine [19]) in Gesprächsform zwischen dem Wächter und den Liebenden verfaßt ist. In dem andern [20]), dessen Autor der Trouvère Gace ist, wird die Liebende redend eingeführt. Es klagt in einfach rührender Weise vom Schmerze der Trennung:

Seh' ich des Tages erstes Roth,
Das haß' ich bittrer als den Tod,
Weil dann von mir zu scheiden droht,
Mein Lieb, dem ich ergeben bin.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Ich kann ihn nicht am Tage sehn,
Ich fürchte sehr der Merker Spähn,
Die immer auf der Wache stehn;
Darauf bedacht ist all ihr Sinn.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Wenn ich in meinem Bette bin
Und schaue mir zur Seite hin,

---

19) Beginnend Gaite de la tor; P. Paris, Romancero françois S. 66.
20) Wackernagel, altfranzösische Lieder und Leiche Nr. 4.

Ach! nicht den Liebsten find' ich drin;
Den halten Neider fern von mir.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Mein süßer Freund, nun gehst du fort:
Sei Gott befohlen hier und dort.
Vergiß mich nicht, gib mir dein Wort.
Mehr hold als jemand bin ich dir.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Nun bitt' ich jeglich liebend Herz,
Dies Lied zu singen allerwärts.
Mach's auch den Neidern Gram und Schmerz
Und manchem Eifersücht'gen schier.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Die sehr einfache Form, dreifache Reime, in jeder Strophe wechselnd, mit einem vierten refränartig wiederkehrenden, und dem zweizeiligen Refrän, die ganze Art und Weise des Liedchens machen den Zusammenhang mit dem Volksliede ebenso wahrscheinlich wie, bei dem in der Form sehr ähnlichen, provenzalischen, welches ich oben (S. 7) mittheilte.

Es werden sich wohl noch mehr französische Tagelieder in Handschriften finden, und wenn sich nicht mehr erhalten haben sollten, so gab es sie doch sicherlich; denn die nordfranzösische Lyrik hat dem volksthümlichen Elemente mehr Spielraum als die provenzalische gegeben. Einen Einfluß von Südfrankreich auf die Entwicklung des Tageliedes werden wir um so eher annehmen dürfen, als die ganze nordfranzösische Liederdichtung sehr bestimmt solche Einwirkung verräth.

Reicher entwickelt als das provenzalische und französische sehen wir das deutsche Tagelied, dessen Geschichte wir durch vier Jahrhunderte beobachten können. Die gewöhnlichen Namen sind tageliet und **tagewise**; beides bezeichnet zunächst die Melodie, das Lied, welches

der Wächter von der Zinne beim Anbruch des Tages anstimmt.[21]) Daneben kommen in gleicher Bedeutung vor die Ausdrücke morgensanc[22]), des wahters liet[23]), wahters don[24]), wahters sanc[25]), warnesanc[26]), warnen[27]), klagesingen[28]), diese letzteren schon in Hinsicht auf die Stellung des Wächters im Tageliede. Dieselben Namen tageliet und tagewîse bezeichnen nun aber auch den Gattungsnamen dieser Dichtungsart.[29]) Man findet auch den Namen taghorn[30]), womit zu vergleichen die Benennung nachthorn[31]) und nahtwîse.[32])

Das unzweifelhaft älteste deutsche Tagelied ist unter dem Namen Dietmars von Aist, eines österreichischen Ritters, überliefert,

---

21) tageliet in diesem Sinne Walther 89, 35. 90, 10. Herbort 4179. Minnesinger 2, 237 b. Hätzlerin 15, 28. 36. Uhland, Volkslieder 89, 7, 8. tagewîse Wolfram 6, 11. Ambraser Liederbuch 58, 53. Vgl. auch Kudrun 382, 4. Dalimil 212, 10.

22) meine Liederdichter 98, 328; vgl. der vogelline morgensanc; Minnesinger 1, 27 b.

23) Minnesinger 1, 32 b.

24) Wolfram 5, 13.

25) Wolfram 3, 1.

26) Minnesinger 1, 166 a.

27) Wolfram 5, 8. Minnesinger 2, 285 b. 2, 302 b.

28) Minnesinger 2, 141 b.

29) tageliet m. Liederdichter 29, 4. Lichtenstein 513, 27. Renner 53 a. Liedersaal 3, 305, 13. Zeitschrift 4, 480. Limburger Chronik zum J. 1356. Uhland 74, 1. 2. 312, 1, 4. tagewîse Neidhart S. 220 Minnesinger 3, 468 a. Lichtenstein 447, 13. 512, 5. Wackernagels Lesebuch (1839) 615, 9 Lesearten. meine Meisterlieder Nr. 75. 180. 181. Mones Anzeiger 1, 46. 3, 42. Uhland 126, 3, 4. Hoffmanns Kirchenlied Nr. 105. 294. Hätzlerin S. 1 ff. Wackernagels Kirchenlied S. 839. Hoffmanns Wiener Handschriften S. 185. altdeutsche Blätter 2, 315. Ambraser Liederbuch 179, 37. 202, 62. 253, 2.

30) Fundgruben 1, 332; Hätzlerin S. 28 a.

31) Fundgruben 1, 331.

32) Minnesinger 3, 428 a. altdeutsches Museum 2, 224. m. Meisterlieder 66, 10. 70, 17. 188, 41.

gehört also der Mitte des 12. Jahrhunderts an. An Zartheit können sich ihm nur einige der erwähnten romanischen vergleichen.[33])

„Schläfst du noch, mein Leben?
Zeit ist's uns zu erheben.
Ein Vögelein so wohlgethan
Hebt auf dem Lindenzweig zu singen an."

„Ich schlief so sanft; dein Wecken
Muß mich, o Kind, erschrecken.
Lieb ohne Leid mag nimmer sein;
Was du gebietest, leist ich, Freundin mein."

Die Frau begann zu weinen.
„Du gehst, läßt mich alleine.
Wann kommst du wieder her zu mir?
Weh, meine Freude nimmst du fort mit dir."

Von einem Wächter ist hier noch nicht bestimmt die Rede; in der zweiten Zeile des Originals heißt es nur: „Man weckt uns leider bald," vielleicht will der Dichter nur das Vöglein, das auf der Linde singt, als Wächter und Wecker bezeichnen. Wenigstens stimmt diese Erklärung vollkommen zu der Zartheit und volksthümlichen Weise des Liedchens. An eine Entlehnung kann hier nicht gedacht werden: um die Mitte des 12. Jahrhunderts finden wir noch keinerlei Spuren von Einfluß der romanischen auf die deutsche Lyrik. Solcher ist bei dem erwähnten Liede schon local nicht wahrscheinlich; denn er zeigt sich, und das liegt in der Natur der Sache, im westlichen Deutschland zuerst. Zudem ist die Situation eine so einfache, daß sich begreifen läßt, wie das Volkslied zweier in ihren Anschauungen verwandter Nationen zu derselben Zeit sich ihrer bemächtigte. Die gleiche Selbständigkeit ist bei einem nicht direkt als Tagelied bezeichneten Liedchen anzunehmen, das keinem

---

33) meine Liederdichter 2, 61. Simrock, Lieder der Minnesinger S. 45; hier mit einigen Abweichungen.

geringeren als dem staufischen Kaiser Heinrich VI beigelegt wird.[34]) Die Liebende klagt in zwei Strophen, daß der geliebte Mann von hinnen reite, und sehnt sich nach seiner baldigen Wiederkehr. Daß das Scheiden beim anbrechenden Morgen erfolgt, scheint eine Stelle bestimmt anzudeuten.

Den ersten Einfluß romanischer Lyrik nimmt man bei einem thüringischen Dichter des zwölften Jahrhunderts, Heinrich von Morungen, wahr[35]). Heinrich war, wie nachgewiesen ist, mit der romanischen Lyrik vertraut und hat daher aus ihr einen bestimmten Zug entlehnt. Sein Tagelied ist ein Gespräch zwischen Ritter und Frau, die abwechselnd über den anbrechenden Morgen klagen.[36])

O weh, soll mir nicht wieder je
Hell leuchten in der Nacht
So weiß wie frischer Schnee
Ihr Leib in lichter Pracht?
Der trog die Augen mein:
Ich wähnt', es sollte sein
Des lichten Mondes Schein.
Da tagte es.

Die letzten Worte „da tagte es“ kehren am Schlusse jeder der vier Strophen wieder; es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Wiederholung des Begriffes „Tag“ genau dem am Schlusse des romanischen Refräns stehenden **alba** entspricht, wofür auch verbunden **jorn el alba**. Aber den Wächter finden wir auch hier noch nicht und daraus wird wahrscheinlich, daß das romanische Vorbild, das der Dichter kannte, ebenfalls das einfache Scheiden der Lieben-

[34]) m. Liederdichter 98, 107. Auch zwei Strophen des Burggrafen von Regensburg (Liederdichter 5, 9. 13) beziehen sich auf die Situation des Tageliedes.

[35]) m. Liederdichter 14, 340. Auf Tagelieder von ihm spielt Seifried Helbling an (Haupts Zeitschrift 4, 23) 1, 760.

[36]) Simrock S. 98.

den ohne Mittelsperson enthielt, daß daher auch bei den Provenzalen und Franzosen das Wächterlied eine jüngere Abart ist.

In Deutschland wurde das Wächterlied von einem seiner bedeutendsten Dichter, Wolfram von Eschenbach, eingeführt, nicht erfunden; denn wenn auch an sich bei ähnlichen Sitten die gleiche Erfindung denkbar wäre, so wird man doch bei dem nachweislich großen Einflusse, den die romanische Lyrik auf die deutsche ausübte, bei der Bekanntschaft Wolframs mit der französischen Literatur, die in seinen epischen Dichtungen zu Tage liegt, mit größter Wahrscheinlichkeit einen Zusammenhang, eine Einwirkung annehmen. Die Grundlagen des Lebens, aus denen das Wächterlied erwuchs, waren bei beiden Nationen dieselben: in Deutschland wie in Frankreich hielt auf der Zinne ein Wächter Wache.[37]) In der Kaiserchronik oder vielmehr der in sie aufgenommenen also älteren Crescentia (11741 Maßmann) verkündet beim Anbruch des Morgens der auf der Zinne stehende Wächter die Rückkehr des Burgherrn. Er meldet die bei Nacht plötzlich vor der Burg erschienenen Feinde.[38]) Ebenso bei Herbort von Fritzlar[39]): des Morgens als es tagte, der Wächter Märe sagte; er rief von der Zinne: „ich sehe das Land brennen und blinkende Schilde." Jedoch auch ohne solchen feindlichen Anlaß verkündet er den Morgen und weckt mit seinem Rufe die Burggenossen: bei demselben Dichter (4178): „Der Wächter auf der Zinne saß; sein Tagelied er sang, daß ihm seine Stimme erklang in gar lautem Tone: er sang „es taget schone, der Tag der scheinet in den Saal. Wohl auf Ritter, überall, wohl auf, es ist Tag"; und an einer andern Stelle (6655): als der Wächter merkte, daß sich der Tag anhub, und zu grauen begann, da kündigt er die Stunde an. Seine Stimme klang mit lautem Schall: „der Tag scheint überall; wolauf, Ritter, es ist Tag", daß die Burg all erschrak. Bemerkenswerth ist, daß der deutsche Dichter hier nicht durch das

---

37) Vgl. Lachmann zu Walther 89, 20.

38) Kudrun 1300, 3.

39) Lied von Troja 1295.

französische Original zu dieser Schilderung veranlaßt wurde: denn an der ersten Stelle (4178) hat Benoit gar nichts entsprechendes, an der zweiten ist allerdings von Wachen (gaites) die Rede, die Pfeife und Horn blasen; aber ein Lied wird auch hier nicht erwähnt.[40]) Auch den Tag über hatte der Wächter auf der Zinne seinen Platz und mußte in die Ferne spähen und auf jegliche Gefahr merken, zumal wenn Feinde sich näherten, auf sie aufmerksam machen.[41])

Die erwähnten Belege sind in jedem Falle von der Einführung des Wächters in das Tagelied unabhängig. Auch weiterhin im 13. Jahrhundert dauerte die Sitte fort, daß der Morgen vom Wächter verkündet ward. Kaum daß jeglicher entschlief, als der Wächter laut rief und verkündete den Tag.[42]). Damit er sofort entschlief. Darnach gar schnell rief der Wächter von der Zinne.[43]) Bald hörte sie den Wächter, der gen dem Tage blies die Wacht.[44]) Es wird dadurch dargethan, daß das Wächterlied an einen wirklichen Gebrauch des Lebens auch in Deutschland anknüpfte: erst die Verbindung des Wächters mit den Liebenden ist eine dichterische Fiction, die in Frankreich aufgenommen, durch Wolfram nach Deutschland verpflanzt wurde. Hat aber Wolfram es zuerst nachgeahmt, so ist es auch nicht wunderbar, wenn wir unter sieben ihm mit Sicherheit gehörenden Liedern fünf Tagelieder finden.[45]). Die dichterische Eigenthümlichkeit Wolframs, seine in kühnen Bildern sich gefallende Sprache verleugnet sich auch hier nicht.

In dem einen (7, 41) ist der Wächter noch nicht der Vertraute: er verkündet nur den Morgen in ähnlicher Weise wie bei Herbort.

---

40) Germania 2, 196. Vgl. noch Eneit 156, 23. Willehalm 71, 23.

41) Vgl. Rother 2753. Iwein 5804. Wigalois 981. Titurel 197, 3 Hahn.

42) Krone 5379.

43) Krone 20738.

44) Ulrich vom Türlein 65 b.

45) Lachmann, Wolfram S. XIII.

Es ist nun Tag, wie ich wohl mag in Wahrheit sehn:
nicht länger will ich sein:
Die finstre Nacht hat uns gebracht zu Leide mir
den morgenlichen Schein.

Nun beginnt die Frau zu klagen: in ihren Augen würde sie ihn verbergen, vermöchte sie es. Der Ritter schläft: sie weckt ihn mit einem Kusse auf. Nach herzlicher Umarmung besteigt er sein Roß und reitet von der weinenden fort. Auch in einem zweiten (3, 1) steht der Wächter noch dem Paare ferne: es beginnt erzählend: [46])

Des Morgens Schein bei Wächters Sang ersah
Die Frau, als sie geborgen
In des werthen Freundes Arme lag:
Der süßen Freuden Ende gieng ihr nah.
Da wurden ihr vor Sorgen
Naß die Augen. „Weh", begann sie, „Tag!
Wild und zahm erfreut sich dein
Und sieht dich gerne; ich nur nicht. Wie soll es mir ergehn?
Nun mag nicht länger hier bei mir bestehn
Mein Freund: ihn jagt von mir dein Schein."

Der Tag gewaltig durch die Fenster drang.
Die Läden sie verschlossen;
Doch es half nicht. Noth ward ihnen kund.
Den Freund die Freundin näher an sich zwang,
Viel Thränen ihnen floßen
Auf beider Wangen. Also sprach ihr Mund:
„Zwei Herzen und ein Leib sind wir
Gar ungeschieden: unsre Treue wandert Hand in Hand.
Wie schnell dies große Heil uns beiden nun entschwand,
Wenn du mir kommst und ich zu dir."

In zwei andern aber [47]) ist der Wächter zugleich der Warnende. Das erste derselben beginnt mit einem für den Dichter charakteristischen Bilde: [48])

---

[46]) Simrock S. 129.

[47]) 4, 8. m. Liederdichter 22, 59.

[48]) Simrock S. 131.

Seine Klauen durch die Wolken sind geschlagen:
Er steigt empor mit großer Kraft.
Ich seh ihn grauen täglich, wenn er kommt zu tagen,
Den Tag, der lieber Nachbarschaft
Berauben will den werthen Mann,
Den ich herein mit Sorgen ließ.
Ich bring' ihn hinnen, wenn ich kann:
All seine Würdigkeit michs leisten hieß.

In der Antwort der Frau klingt der dem romanischen Tagelieder noch fremde Ton des Soldes für den Wächter durch, und damit ein materielles Element, das die rein lyrische Wirkung beeinträchtigt. Die 3. und 4. Strophe sind wieder dem Wächter zugetheilt: die fünfte schließt erzählend. — Das andere, in einer kunstreichen Strophe von 15 Zeilen, die in ihren kurzen Versen an die provenzalische Alba Raimons de la Sala erinnert, ist mit ihr auch darin verwandt, daß der Wächter zwei von den drei Strophen singt und in ihnen warnt; der Schluß beider hat etwas refränartiges, 1. Ritter, wache, hüte dich. 2. Hüt' dich, wache, süßer Gast. Die dritte fährt erzählend fort und nur ein paar Worte sind dem klagenden Ritter, wie in dem provenzalischen der Dame die ganze dritte, in den Mund gelegt.

Das fünfte Lied dieser Art endlich [49]) ist nicht ein eigentliches Tagelied, sondern enthält vielmehr eine Betrachtung über dasselbe an den Wächter gerichtet. Simrock bezeichnet es ganz treffend als „Abschied vom Wächterlied“; es schildert das Glück desjenigen, der nicht gezwungen sei, am Morgen von dannen zu eilen, den man nicht mit Lebensgefahr aus der Burg herausführe, sondern der an der Seite eines treuen Weibes den Tag erwarte. Wir werden nicht irren, wenn wir darin eine Beziehung auf des Dichters eigenes häusliches und eheliches Glück finden, da er, wie wir bestimmt wissen, verheirathet war.

Zweierlei kennzeichnet Wolframs Tagelieder vor allen andern: in Bezug auf den Inhalt das etwas üppige und sinnliche Ausmalen;

---

[49]) Wolfram 5, 34. Simrock S. 133.

Grade so wurde des Minnesängers Steinmars sehr weltliches Lied „Sommerzeit, ich freu mich dein" zu einem geistlichen „Himmelreich, ich freu mich dein" umgedichtet.

Der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören drei andere geistliche Tageweisen an: die eine von Bernhard de Venzenac, zum Lobe der Dreieinigkeit und der heiligen Jungfrau[15]) hat vier Strophen, deren jede mit dem Worte alba schließt. Die zweite von Wilhelm d'Autpol zum Lobe Marias allein nennt sich ausdrücklich eine alba und bittet in dem angehängten Geleite, daß allen denjenigen, die dieselbe singen, das Paradies zu Theil werde.[16]) Auch Guiraut Riquier dichtete 1266 eine Marienalba[17]), in welcher auf die bei demselben Dichter vorkommende Art des weltlichen Tageliedes (S. 12) deutlich Bezug genommen ist: „Wer ohne Freude und Gewinn einen langen Abend wacht, muß sich nach dem Frühroth sehnen, das den Tag erscheinen macht. Mich verlangt das Frühroth des wahren Tages zu schauen; denn ich habe lang in der Finsterniß gewacht, von der ich scheiden möchte." Auch hier schließt jede Strophe mit alba; aber es findet sich kein Geleit wie in den beiden eben erwähnten. Das Geleit (tornada) kommt dieser Dichtungsart nicht zu, und das begreift sich leicht, denn die tornada redet einen Freund, einen Gönner, die Geliebte oder den Boten, der das Lied überbringt, oder dieses selbst an; alles das paßt aber nicht zu der Situation des Tageliedes. Es ist also ein Verkennen der ursprünglichen Bedeutung desselben, wenn das den Schluß des Liebesliedes bildende Geleit auch hier hinzugefügt wird.

Eine Abart des Tageliedes ist die Serena, das Abendlied, von der wir nur ein einziges Beispiel kennen. Guiraut Riquier dichtete 1263 eine solche[18]): der Liebende, dem die Geliebte die Erfüllung seiner Wünsche verheißen, sehnt sich nach dem Abend und

---

15) Raynouard 4, 432.
16) Raynouard 4, 473.
17) Mahn 4, 28.
18) Mahn 4, 27.

klagt, wie lang der Tag währe. Den Refrän hat auch dieses Lied; und wie dort alba, kehrt hier das Wort sers (Abend) wieder. Aber alt und volksthümlich ist die Gattung schwerlich; ich halte sie für die Neuerung eines Dichters, der damit etwas noch nicht Dagewesenes schaffen wollte.

Nach dem Schlusse des 13. Jahrhunderts kommen bei den Provenzalen keine Albas mehr vor; das im 14. Jahrhundert verfaßte Gesetzbuch der provenzalischen Poetik, die Leys d'amors, erwähnt die Gattung nicht einmal, und unter den Erzeugnissen der toulousanischen Dichterschule begegnen keine Belege.

Auch die Nordfranzosen haben das Tagelied (aube) gepflegt, und zwar ist auch hier der Thurmwächter der Vertraute der Liebenden. Mir sind jedoch nur zwei bekannt, von denen das eine [19]) in Gesprächsform zwischen dem Wächter und den Liebenden verfaßt ist. In dem andern [20]), dessen Autor der Trouvère Gace ist, wird die Liebende redend eingeführt. Es klagt in einfach rührender Weise vom Schmerze der Trennung:

Seh' ich des Tages erstes Roth,
Das haß' ich bittrer als den Tod,
Weil dann von mir zu scheiden droht
Mein Lieb, dem ich ergeben bin.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Ich kann ihn nicht am Tage sehn,
Ich fürchte sehr der Merker Spähn,
Die immer auf der Wache stehn;
Darauf bedacht ist all ihr Sinn.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Wenn ich in meinem Bette bin
Und schaue mir zur Seite hin,

---

[19]) Beginnend Gaite de la tor; P. Paris, Romancero françois S. 66.
[20]) Wackernagel, altfranzösische Lieder und Leiche Nr. 4.

Ach! nicht den Liebsten find' ich drin;
Den halten Neider fern von mir.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Mein süßer Freund, nun gehst du fort:
Sei Gott befohlen hier und dort.
Vergiß mich nicht, gib mir dein Wort.
Mehr hold als jemand bin ich dir.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Nun bitt' ich jeglich liebend Herz,
Dies Lied zu singen allerwärts.
Mach's auch den Neidern Gram und Schmerz
Und manchem Eifersücht'gen schier.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Die sehr einfache Form, dreifache Reime, in jeder Strophe wechselnd, mit einem vierten refränartig wiederkehrenden, und dem zweizeiligen Refrän, die ganze Art und Weise des Liedchens machen den Zusammenhang mit dem Volksliede ebenso wahrscheinlich wie, bei dem in der Form sehr ähnlichen, provenzalischen, welches ich oben (S. 7) mittheilte.

Es werden sich wohl noch mehr französische Tagelieder in Handschriften finden, und wenn sich nicht mehr erhalten haben sollten, so gab es sie doch sicherlich; denn die nordfranzösische Lyrik hat dem volksthümlichen Elemente mehr Spielraum als die provenzalische gegeben. Einen Einfluß von Südfrankreich auf die Entwicklung des Tageliedes werden wir um so eher annehmen dürfen, als die ganze nordfranzösische Liederdichtung sehr bestimmt solche Einwirkung verräth.

Reicher entwickelt als das provenzalische und französische sehen wir das deutsche Tagelied, dessen Geschichte wir durch vier Jahrhunderte beobachten können. Die gewöhnlichen Namen sind tageliet und tagewise; beides bezeichnet zunächst die Melodie, das Lied, welches

der Wächter von der Zinne beim Anbruch des Tages anstimmt.[21]) Daneben kommen in gleicher Bedeutung vor die Ausdrücke morgensanc[22]), des wahters liet[23]), wahters don[24]), wahters sanc[25]), warnesanc[26]), warnen[27]), klagesingen[28]), diese letzteren schon in Hinsicht auf die Stellung des Wächters im Tageliede. Dieselben Namen tageliet und tagewîse bezeichnen nun aber auch den Gattungsnamen dieser Dichtungsart.[29]) Man findet auch den Namen taghorn[30]), womit zu vergleichen die Benennung nachthorn[31]) und nahtwîse.[32])

Das unzweifelhaft älteste deutsche Tagelied ist unter dem Namen Dietmars von Aist, eines österreichischen Ritters, überliefert,

---

21) tageliet in diesem Sinne Walther 89, 35. 90, 10. Herbort 4179. Minnesinger 2, 237 b. Hätzlerin 15, 28. 36. Uhland, Volkslieder 89, 7, 8. tagewîse Wolfram 6, 11. Ambraser Liederbuch 58, 53. Vgl. auch Kudrun 382, 4. Dalimil 212, 10.

22) meine Liederdichter 98, 328; vgl. der vogelline morgensanc Minnesinger 1, 27 b.

23) Minnesinger 1, 32 b.

24) Wolfram 5, 13.

25) Wolfram 3, 1.

26) Minnesinger 1, 166 a.

27) Wolfram 5, 8. Minnesinger 2, 285 b. 2, 302 b.

28) Minnesinger 2, 141 b.

29) tageliet m. Liederdichter 29, 4. Lichtenstein 513, 27. Renner 53 a. Liedersaal 3, 305, 13. Zeitschrift 4, 480. Limburger Chronik zum J. 1356. Uhland 74, 1. 2. 312, 1, 4. tagewîse Neidhart S. 220 Minnesinger 3, 468 u. Lichtenstein 447, 13. 512, 5. Wackernagels Lesebuch (1839) 615, 9 Lesearten. meine Meisterlieder Nr. 75. 180. 181. Mones Anzeiger 1, 46. 3, 42. Uhland 126, 3, 4. Hoffmanns Kirchenlied Nr. 105. 294. Hätzlerin S. 1 ff. Wackernagels Kirchenlied S. 839. Hoffmanns Wiener Handschriften S. 185. altdeutsche Blätter 2, 315. Ambraser Liederbuch 179, 37. 202, 62. 253, 2.

30) Fundgruben 1, 332; Hätzlerin S. 28 a.

31) Fundgruben 1, 331.

32) Minnesinger 3, 428 a. altdeutsches Museum 2, 224. m. Meisterlieder 66, 10. 70, 17. 188, 41.

Geliebte seines Herzens. Es liegt in dem raschen Fortschritt der unvermittelt neben einander stehenden Situationen etwas vom Wesen des Volksliedes; es wäre nicht unmöglich, daß hier sogar ein wirkliches Volkslied zu Grunde läge.[5]) Die Form, eine Strophe von drei Reimen mit Refrän, ist ebenfalls eine in der romanischen Poesie sehr volksthümliche.

Daß des Wächters Ruf den Morgen begrüßt, wissen wir nicht nur aus Tageliedern, sondern auch aus erzählenden Gedichten in Deutschland und Frankreich. In dem eben mitgetheilten Liede steht der Burgwächter ganz außer Beziehung zu dem liebenden Paare: nicht ein warnender Freund ist es, sondern er thut nur was seines Amtes ist; unbewußt macht er dem Glücke der Liebenden ein Ende. Soweit entsprechen die Verhältnisse des Tageliedes der Wirklichkeit: wenn jedoch, wie meist geschieht, der Wächter in's Vertrauen gezogen erscheint, so liegt darin eine Unwahrscheinlichkeit, da auf diese Weise, wenn der Wächter wirklich ein warnendes Lied sang, am leichtesten die Zusammenkünfte verrathen werden konnten. Andrerseits ergab der Gedanke für die Poesie sich leicht, aus dem den Morgen verkündenden Wächter einen warnenden Freund zu machen.

In einer einfachen Strophenform, aber ohne Refrän, bewegt sich eine andere anonyme Alba[6]), in der ebenfalls der Wächter noch nicht die Rolle eines Vertrauten spielt, und die in der Einfachheit der Darstellung an die vorige erinnert, wenn sie auch an poetischer Stimmung sie nicht erreicht. Ich versuche sie zu übersetzen. Der Liebende, der in der letzten Strophe mit Esteve (Stephan) angeredet wird, spricht: jene letzte ist der Frau zugetheilt. Auch dies Liedchen hebt episch an.

Die süßeste der Frauen,
So hold und zart zu schauen,

---

[5]) Heyse, studia Romanensia S. 19.
[6]) Lesebuch 102.

Ließ mich beim Abendthauen
    Herein zu sich:
    Wie süß ruht ich
Bis zu des Tages Grauen.

Ich lag dem Schlaf ergeben,
Da weckt' ein Kuß mich eben
So süß zu neuem Leben,
    So reich an Wonn',
    Es wird davon
Noch lang mein Herz erbeben.

Mariens Sohn mag Leiden,
O Wächter, dir bescheiden:
Du machst so früh uns scheiden.
    Ach! mir ist bang,
    Es währt nicht lang,
Der Abschied naht uns beiden.

Könnt' ich dir nahe kommen,
Dir sollt' es schlimm bekommen,
Der mir mein Glück genommen.
    Nicht Silber, Gold,
    Kein Wesen sollt'
Auf Erden dann dir frommen.

„Nun, Freund Esteve, gehe!
Dein bleib' ich, wie's ergehe.
Ach! wenn dich hier ersähe
    Der böse Mann,
    Ich fürchte dann,
Daß dir ein Leid geschähe."

Noch hat sich eine einzelne ebenfalls anonyme Strophe erhalten, die vielleicht nur der Anfang eines Tageliedes ist. [7]) Wir sehen hier zum erstenmale aus dem Rufe des Wächters auf der Zinne, daß derselbe Vertrauter und Warner ist.

[7]) Lesebuch 103.

Wenn die Nachtigallen schlagen
In den Nächten, an den Tagen,
Ruh' ich unter Blüthenhagen
Bei der Maid,
Bis vom Thurm der Wächter schreit:
Die ihr heimlich minnt, steht auf,
Denn der Morgen steigt herauf.

Wir besitzen aber noch eine Anzahl Tagelieder von namhaften Dichtern. Raimon de la Sala, dessen wir schon gedachten, hat in einer sehr kunstreichen Form von 22 kurzen Versen eine Alba gedichtet, 7) deren beide erste Strophen nach einem Gebete die Warnung an die Liebenden richten: der Wächter habe den Gatten der Dame gekleidet und gewaffnet gesehen; es sei nun höchste Zeit zum Scheiden. In der dritten Strophe antwortet die Liebende. Der Refrän umfaßt sieben Zeilen: „Die Morgenröthe und der Tag klar und herrlich kommt. Hilf Gott! Die Morgenröthe zeigt sich, hell seh ich den Tag am Meer entlang: die Morgenröthe kommt und der Tag."

Bertran von Alamanon, der schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts dichtete, hebt erzählend an: 8) Ein Ritter ruhte im Arm der Geliebten; unter Küssen sprach er zu ihr: „Süßes Lieb, was soll ich thun? der Tag kommt und die Nacht entflieht Ach! ich höre den Wächter rufen: Auf, hinweg! Den Tag seh ich nach der Morgenröthe kommen"; und die Worte: „Ach ich höre" u. s. w. bilden den Refrän auch der folgenden vier Strophen, in denen der Ritter seine Klage fortsetzt.

Wiederum anders angelegt ist eine Alba Cadenets 10), der um 1200 lebte und sang. Die Frau beginnt mit Klagen über eine Ehe ohne Liebe, wie sie in jenen Zeiten häufig waren, und manche Verirrungen nicht entschuldigen, aber erklären.

8) Lesebuch 101, 9.

9) Lesebuch 102, 8.

10) Lesebuch 103, 15. In der Anordnung der Strophen weichen die Handschriften ab.

Bin ich jemals schön gewesen,
Nun bin ich ein armes Wesen,
Einem Mann zum Weib erlesen,
Reich, doch ach, den ich nicht liebe.
Ach, wo bliebe
Ich, hätt' ich nicht treue Liebe,
Damit ich mein Leid zerstreu,
Und den Wächter treu,
Der den Morgen kündet.

Sie erklärt, daß alle Drohungen und aller Hohn ihres Gatten sie nicht bewegen könnten von dieser Liebe zu lassen. In diesen Betrachtungen überrascht sie das Lied des warnenden Wächters:

Ich bin ein so höf'scher Wächter,
Daß ich treue rechte Liebe
Nicht zerstöret wissen will.
Darum wach' ich vor dem Tage,
Wann er komme.
Wer nun ruht in Liebchens Armen,
Abschied nehm' er von ihr schnell
Nun mit Druck und Kuß,
Denn ich seh' den Morgen.

In zwei folgenden Strophen setzt er seine Grundsätze auseinander, die ihn Liebende beschirmen heißen: er wolle gerne kalte dunkle Nächte sich gefallen lassen, wenn nur treue Liebe ihr Glück finde.

Nur uneigentlich kann mit dem Namen Alba bezeichnet werden ein Lied von Hugo de la Bacalaria [11]). Hier spricht der Dichter, um sich für die ihm geschenkte Liebeshoffnung dankbar zu erweisen und zugleich seine Liebessehnsucht zu beschwichtigen, die Absicht aus, eine Alba in neuer Melodie zu dichten: es ist eine sternenklare Nacht, beim Gesange eines Vögleins sehnt und ruft er den Tag herbei. Wir würden das Lied kaum eine Alba nennen, sondern ein Liebeslied des Einsamen bei Nacht, wenn der Dichter es nicht aus-

---

11) Am Anfange des 13. Jahrhunderts. Raynouard 3, 342.

drücklich so bezeichnete; auch hat es den gewöhnlichen Refrän der Alba, der mit diesem Worte schließt. Ganz ähnlich ist die etwa 50 Jahre jüngere (1257) Guiraut Riquiers [12]), der vor Liebespein am Abend nicht einschlafen kann und sich nach dem Morgen sehnt. Auch diese ist ausdrücklich als Alba bezeichnet und hat am Schlusse des zweizeiligen Refräns ebenfalls das Wort alba.

Mir erblüht
Im Gemüth
Liebeslust,
Doch es glüht
Wundenmüd
Schon die Brust.
Schmachte nach dem Schlaf so sehr,
Werfe Nachts mich hin und her,
Seufze schwer:
Käm der Morgen!

Auf mich ein
Stürmt die Pein
Nacht und Tag,
Daß mich kein
Freudenschein
Trösten mag.
Abends wächst nur die Beschwer,
Bin mein eigen nimmermehr,
Seufze schwer:
Käm der Morgen!

Lange Nacht
Hingebracht
Ruhelos,
Bange Nacht
Durchgewacht —
Bittres Loos!
Wie ist Liebe freudenleer!
Tritt der Abend kaum daher,
Seufz' ich schwer:
Käm der Morgen!

Träg verstreicht,
Spät entweicht
Nächt'ge Zeit;
Da beschleicht,
Da erreicht
Mich das Leid.
Ach daß sie mir nahe wär!
Deß beraubt, das ich begehr,
Seufz' ich schwer:
Käm der Morgen!

Noch weiter entfernt sich von dem Wesen des Tageliedes die Anwendung auf religiöse Gegenstände, welche einige Dichter von der Alba gemacht haben. Da die älteste geistliche Alba schon um 1200 fällt, so muß das weltliche Tagelied damals schon sehr verbreitet gewesen sein; daher seine Anfänge wenigstens bis 1170 zurückreichen müssen. Folquet von Marseille, als Erzbischof von Toulouse traurigen Andenkens in der Geschichte, dichtete die früheste, die wir

13) Mahn 4, 96. Spanisches Liederbuch S. 277.

kennen[13]), vielleicht nachdem er der Welt schon entsagt hatte. Wie wir die weltliche Alba mit einem Gebete anheben sehen, so beginnt auch diese:

> In deinem Namen, Gott, und unsrer lieben Frauen
> Aufstehen will ich nun: im Osten läßt sich schauen
> Der Morgenstern, der uns verkündet Tagesgrauen.
> Steh' auf wer schlummernd lag
> Und wer Gott lieben mag,
> Denn nah ist schon der Tag;
> Es will die Nacht entfliehen.
> Lob sei dem Herrn bereit,
> Anbetung ihm geweiht,
> Und fleht, daß alle Zeit
> Sein Fried uns sei verliehen.
> Schon naht des Tages Licht,
> Das durch das Dunkel bricht,
> Der Morgen säumet nicht:
> Hell seh' ich her ihn ziehen.

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß ähnlich wie in der deutschen Poesie auch in der romanischen nach beliebten weltlichen Weisen geistliche Texte gedichtet wurden, oft nur mit geringer Veränderung. So bedarf es auch hier nur weniger anderer Worte, um aus dem Eingange den einer weltlichen Alba zu machen.

> Vers deus, el vostre nom e de santa Maria
> m' esvelharai oimais, pos l'estela del dia
> ven deves orien quem ensenha qu'eu dia:[14])
> estatz sus e levatz,
> senher que ben amatz u. s. w.

---

13) Mahn 1, 335. Die Autorschaft ist nicht sicher, eine zweite Handschrift gibt sie Folquet von Romans; aber in der Zeit ändert das nichts, denn auch dieser sang im zweiten Jahrzehend des 13. Jahrhunderts.

14) Statt ven daus Jerusalem queus essenha quec dia; aber quem und qu'ieu dia hat richtiger die andere Handschrift.

Grade so wurde des Minnesängers Steinmars sehr weltliches Lied „Sommerzeit, ich freu mich dein" zu einem geistlichen „Himmelreich, ich freu mich dein" umgedichtet.

Der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören drei andere geistliche Tageweisen an: die eine von Bernhard de Venzenac, zum Lobe der Dreieinigkeit und der heiligen Jungfrau [15]) hat vier Strophen, deren jede mit dem Worte alba schließt. Die zweite von Wilhelm d'Autpol zum Lobe Marias allein nennt sich ausdrücklich eine alba und bittet in dem angehängten Geleite, daß allen denjenigen, die dieselbe singen, das Paradies zu Theil werde. [16]) Auch Guiraut Riquier dichtete 1266 eine Marienalba [17]), in welcher auf die bei demselben Dichter vorkommende Art des weltlichen Tageliedes (S. 12) deutlich Bezug genommen ist: „Wer ohne Freude und Gewinn einen langen Abend wacht, muß sich nach dem Frühroth sehnen, das den Tag erscheinen macht. Mich verlangt das Frühroth des wahren Tages zu schauen; denn ich habe lang in der Finsterniß gewacht, von der ich scheiden möchte." Auch hier schließt jede Strophe mit alba; aber es findet sich kein Geleit wie in den beiden eben erwähnten. Das Geleit (tornada) kommt dieser Dichtungsart nicht zu, und das begreift sich leicht, denn die tornada redet einen Freund, einen Gönner, die Geliebte oder den Boten, der das Lied überbringt, oder dieses selbst an; alles das paßt aber nicht zu der Situation des Tageliedes. Es ist also ein Verkennen der ursprünglichen Bedeutung desselben, wenn das den Schluß des Liebesliedes bildende Geleit auch hier hinzugefügt wird.

Eine Abart des Tageliedes ist die Serena, das Abendlied, von der wir nur ein einziges Beispiel kennen. Guiraut Riquier dichtete 1263 eine solche [18]): der Liebende, dem die Geliebte die Erfüllung seiner Wünsche verheißen, sehnt sich nach dem Abend und

---

15) Raynouard 4, 432.
16) Raynouard 4, 473.
17) Mahn 4, 28.
18) Mahn 4, 27.

klagt, wie lang der Tag währe. Den Refrän hat auch dieses Lied; und wie dort **alba**, kehrt hier das Wort **sers** (Abend) wieder. Aber alt und volksthümlich ist die Gattung schwerlich; ich halte sie für die Neuerung eines Dichters, der damit etwas noch nicht Dagewesenes schaffen wollte.

Nach dem Schlusse des 13. Jahrhunderts kommen bei den Provenzalen keine Albas mehr vor; das im 14. Jahrhundert verfaßte Gesetzbuch der provenzalischen Poetik, die **Leys d'amors**, erwähnt die Gattung nicht einmal, und unter den Erzeugnissen der toulousanischen Dichterschule begegnen keine Belege.

Auch die Nordfranzosen haben das Tagelied (aube) gepflegt, und zwar ist auch hier der Thurmwächter der Vertraute der Liebenden. Mir sind jedoch nur zwei bekannt, von denen das eine [19]) in Gesprächsform zwischen dem Wächter und den Liebenden verfaßt ist. In dem andern [20]), dessen Autor der Trouvère Gace ist, wird die Liebende redend eingeführt. Es klagt in einfach rührender Weise vom Schmerze der Trennung:

Seh' ich des Tages erstes Roth,
Das haß' ich bittrer als den Tod,
Weil dann von mir zu scheiden droht
Mein Lieb, dem ich ergeben bin.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Ich kann ihn nicht am Tage sehn,
Ich fürchte sehr der Merker Spähn,
Die immer auf der Wache stehn;
Darauf bedacht ist all ihr Sinn.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Wenn ich in meinem Bette bin
Und schaue mir zur Seite hin,

---

19) Beginnend **Gaite de la tor**; P. Paris, Romancero françois S. 66.
20) Wackernagel, altfranzösische Lieder und Leiche Nr. 4.

Ach! nicht den Liebsten find' ich drin;
Den halten Neider fern von mir.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Mein süßer Freund, nun gehst du fort:
Sei Gott befohlen hier und dort.
Vergiß mich nicht, gib mir dein Wort.
Mehr hold als jemand bin ich dir.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Nun bitt' ich jeglich liebend Herz,
Dies Lied zu singen allerwärts.
Mach's auch den Neidern Gram und Schmerz
Und manchem Eiferſücht'gen schier.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Die sehr einfache Form, dreifache Reime, in jeder Strophe wechselnd, mit einem vierten refränartig wiederkehrenden, und dem zweizeiligen Refrän, die ganze Art und Weise des Liedchens machen den Zusammenhang mit dem Volksliede ebenso wahrscheinlich wie bei dem in der Form sehr ähnlichen, provenzalischen, welches ich oben (S. 7) mittheilte.

Es werden sich wohl noch mehr französische Tagelieder in Handschriften finden, und wenn sich nicht mehr erhalten haben sollten, so gab es sie doch sicherlich; denn die nordfranzösische Lyrik hat dem volksthümlichen Elemente mehr Spielraum als die provenzalische gegeben. Einen Einfluß von Südfrankreich auf die Entwicklung des Tageliedes werden wir um so eher annehmen dürfen, als die ganze nordfranzösische Liederdichtung sehr bestimmt solche Einwirkung verräth.

Reicher entwickelt als das provenzalische und französische sehen wir das deutsche Tagelied, dessen Geschichte wir durch vier Jahrhunderte beobachten können. Die gewöhnlichen Namen sind tageliet und tagewise; beides bezeichnet zunächst die Melodie, das Lied, welches

der Wächter von der Zinne beim Anbruch des Tages anstimmt.[21]) Daneben kommen in gleicher Bedeutung vor die Ausdrücke morgensanc[22]), des wahters liet[23]), wahters don[24]), wahters sanc[25]), warnesanc[26]), warnen[27]), klagesingen[28]), diese letzteren schon in Hinsicht auf die Stellung des Wächters im Tageliede. Dieselben Namen tageliet und tagewîse bezeichnen nun aber auch den Gattungsnamen dieser Dichtungsart.[29]) Man findet auch den Namen taghorn[30]), womit zu vergleichen die Benennung nachthorn[31]) und nahtwîse.[32])

Das unzweifelhaft älteste deutsche Tagelied ist unter dem Namen Dietmars von Aist, eines österreichischen Ritters, überliefert,

---

21) tageliet in diesem Sinne Walther 89, 35. 90, 10. Herbort 4179. Minnesinger 2, 237 b. Hätzlerin 15, 28. 36. Uhland, Volkslieder 89, 7, 8. tagewîse Wolfram 6, 11. Ambraser Liederbuch 58, 53. Vgl. auch Kudrun 382, 4. Dalimil 212, 10.

22) meine Liederdichter 98, 328; vgl. der vogelline morgensanc Minnesinger 1, 27 b.

23) Minnesinger 1, 32 b.

24) Wolfram 5, 13.

25) Wolfram 3, 1.

26) Minnesinger 1, 166 a.

27) Walfram 5, 8. Minnesinger 2, 285 b. 2, 302 b.

28) Minnesinger 2, 141 b.

29) tageliet m. Liederdichter 29, 4. Lichtenstein 513, 27. Renner 53 a. Liedersaal 3, 305, 13. Zeitschrift 4, 480. Limburger Chronik zum J. 1356. Uhland 74, 1. 2. 312, 1, 4. tagewîse Neidhart S. 220 Minnesinger 3, 468 u. Lichtenstein 447, 13. 512, 5. Wackernagels Lesebuch (1839) 615, 9 Lesearten. meine Meisterlieder Nr. 75. 180. 181. Mones Anzeiger 1, 46. 3, 42. Uhland 126, 3, 4. Hoffmanns Kirchenlied Nr. 105. 294. Hätzlerin S. 1 ff. Wackernagels Kirchenlied S. 839. Hoffmanns Wiener Handschriften S. 185. altdeutsche Blätter 2, 315. Ambraser Liederbuch 179, 37. 202, 62. 253, 2.

30) Fundgruben 1, 332; Hätzlerin S. 28 a.

31) Fundgruben 1, 331.

32) Minnesinger 3, 428 a. altdeutsches Museum 2, 224. m. Meisterlieder 66, 10. 70, 17. 188, 41.

gehört also der Mitte des 12. Jahrhunderts an. An Zartheit können sich ihm nur einige der erwähnten romanischen vergleichen.[33])

„Schläfst du noch, mein Leben?
Zeit ist's uns zu erheben.
Ein Vögelein so wohlgethan
Hebt auf dem Lindenzweig zu singen an."

„Ich schlief so sanft; dein Wecken
Muß mich, o Kind, erschrecken.
Lieb ohne Leid mag nimmer sein;
Was du gebietest, leist ich, Freundin mein."

Die Frau begann zu weinen.
„Du gehst, läßt mich alleine.
Wann kommst du wieder her zu mir?
Weh, meine Freude nimmst du fort mit dir."

Von einem Wächter ist hier noch nicht bestimmt die Rede; in der zweiten Zeile des Originals heißt es nur: „Man weckt uns leider bald," vielleicht will der Dichter nur das Vöglein, das auf der Linde singt, als Wächter und Wecker bezeichnen. Wenigstens stimmt diese Erklärung vollkommen zu der Zartheit und volksthümlichen Weise des Liedchens. An eine Entlehnung kann hier nicht gedacht werden: um die Mitte des 12. Jahrhunderts finden wir noch keinerlei Spuren von Einfluß der romanischen auf die deutsche Lyrik. Solcher ist bei dem erwähnten Liede schon local nicht wahrscheinlich; denn er zeigt sich, und das liegt in der Natur der Sache, im westlichen Deutschland zuerst. Zudem ist die Situation eine so einfache, daß sich begreifen läßt, wie das Volkslied zweier in ihren Anschauungen verwandter Nationen zu derselben Zeit sich ihrer bemächtigte. Die gleiche Selbständigkeit ist bei einem nicht direkt als Tagelied bezeichneten Liedchen anzunehmen, das keinem

33) meine Liederdichter 2, 61. Simrock, Lieder der Minnesinger S. 45; hier mit einigen Abweichungen.

geringeren als dem staufischen Kaiser Heinrich VI beigelegt wird[34]. Die Liebende klagt in zwei Strophen, daß der geliebte Mann von hinnen reite, und sehnt sich nach seiner baldigen Wiederkehr. Daß das Scheiden beim anbrechenden Morgen erfolgt, scheint eine Stelle bestimmt anzudeuten.

Den ersten Einfluß romanischer Lyrik nimmt man bei einem thüringischen Dichter des zwölften Jahrhunderts, Heinrich von Morungen, wahr[35]. Heinrich war, wie nachgewiesen ist, mit der romanischen Lyrik vertraut und hat daher aus ihr einen bestimmten Zug entlehnt. Sein Tagelied ist ein Gespräch zwischen Ritter und Frau, die abwechselnd über den anbrechenden Morgen klagen.[36])

O weh, soll mir nicht wieder je
Hell leuchten in der Nacht
So weiß wie frischer Schnee
Ihr Leib in lichter Pracht?
Der trog die Augen mein:
Ich wähnt', es sollte sein
Des lichten Mondes Schein.
Da tagte es.

Die letzten Worte „da tagte es" kehren am Schlusse jeder der vier Strophen wieder; es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Wiederholung des Begriffes „Tag" genau dem am Schlusse des romanischen Refräns stehenden alba entspricht, wofür auch verbunden jorn el alba. Aber den Wächter finden wir auch hier noch nicht und daraus wird wahrscheinlich, daß das romanische Vorbild, das der Dichter kannte, ebenfalls das einfache Scheiden der Lieben-

34) m. Liederdichter 98, 107. Auch zwei Strophen des Burggrafen von Regensburg (Liederdichter 5, 9. 13) beziehen sich auf die Situation des Tageliedes.

35) m. Liederdichter 14, 340. Auf Tagelieder von ihm spielt Seifried Helbling an (Haupts Zeitschrift 4, 23) 1, 760.

36) Simrock S. 98.

den ohne Mittelsperson enthielt, daß daher auch bei den Provenzalen und Franzosen das Wächterlied eine jüngere Abart ist.

In Deutschland wurde das Wächterlied von einem seiner bedeutendsten Dichter, Wolfram von Eschenbach, eingeführt, nicht erfunden; denn wenn auch an sich bei ähnlichen Sitten die gleiche Erfindung denkbar wäre, so wird man doch bei dem nachweislich großen Einflusse, den die romanische Lyrik auf die deutsche ausübte, bei der Bekanntschaft Wolframs mit der französischen Literatur, die in seinen epischen Dichtungen zu Tage liegt, mit größter Wahrscheinlichkeit einen Zusammenhang, eine Einwirkung annehmen. Die Grundlagen des Lebens, aus denen das Wächterlied erwuchs, waren bei beiden Nationen dieselben: in Deutschland wie in Frankreich hielt auf der Zinne ein Wächter Wache.[37]) In der Kaiserchronik oder vielmehr der in sie aufgenommenen also älteren Crescentia (11741 Maßmann) verkündet beim Anbruch des Morgens der auf der Zinne stehende Wächter die Rückkehr des Burgherrn. Er meldet die bei Nacht plötzlich vor der Burg erschienenen Feinde.[38]) Ebenso bei Herbort von Fritzlar[39]): des Morgens als es tagte, der Wächter Märe sagte; er rief von der Zinne: „ich sehe das Land brennen und blinkende Schilde.“ Jedoch auch ohne solchen feindlichen Anlaß verkündet er den Morgen und weckt mit seinem Rufe die Burggenossen: bei demselben Dichter (4178): „Der Wächter auf der Zinne saß; sein Tagelied er sang, daß ihm seine Stimme erklang in gar lautem Tone: er sang „es taget schone, der Tag der scheinet in den Saal. Wohl auf Ritter, überall, wohl auf, es ist Tag“; und an einer andern Stelle (6655): als der Wächter merkte, daß sich der Tag anhub, und zu grauen begann, da kündigt er die Stunde an. Seine Stimme klang mit lautem Schall: „der Tag scheint überall; wolauf, Ritter, es ist Tag“, daß die Burg all erschrak. Bemerkenswerth ist, daß der deutsche Dichter hier nicht durch das

[37]) Vgl. Lachmann zu Walther 89, 20.

[38]) Kudrun 1300, 3.

[39]) Lied von Troja 1295.

französische Original zu dieser Schilderung veranlaßt wurde: denn an der ersten Stelle (1178) hat Benoit gar nichts entsprechendes, an der zweiten ist allerdings von Wachen (gaites) die Rede, die Pfeife und Horn blasen; aber ein Lied wird auch hier nicht erwähnt.[40]) Auch den Tag über hatte der Wächter auf der Zinne seinen Platz und mußte in die Ferne spähen und auf jegliche Gefahr merken, zumal wenn Feinde sich näherten, auf sie aufmerksam machen.[41])

Die erwähnten Belege sind in jedem Falle von der Einführung des Wächters in das Tagelied unabhängig. Auch weiterhin im 13. Jahrhundert dauerte die Sitte fort, daß der Morgen vom Wächter verkündet ward. Kaum daß jeglicher entschlief, als der Wächter laut rief und verkündete den Tag.[42]). Damit er sofort entschlief. Darnach gar schnell rief der Wächter von der Zinne.[43]) Bald hörte sie den Wächter, der gen dem Tage blies die Wacht.[44]) Es wird dadurch dargethan, daß das Wächterlied an einen wirklichen Gebrauch des Lebens auch in Deutschland anknüpfte: erst die Verbindung des Wächters mit den Liebenden ist eine dichterische Fiction, die in Frankreich aufgenommen, durch Wolfram nach Deutschland verpflanzt wurde. Hat aber Wolfram es zuerst nachgeahmt, so ist es auch nicht wunderbar, wenn wir unter sieben ihm mit Sicherheit gehörenden Liedern fünf Tagelieder finden.[45]). Die dichterische Eigenthümlichkeit Wolframs, seine in kühnen Bildern sich gefallende Sprache verleugnet sich auch hier nicht.

In dem einen (7, 41) ist der Wächter noch nicht der Vertraute: er verkündet nur den Morgen in ähnlicher Weise wie bei Herbort.

---

40) Germania 2, 196. Vgl. noch Eneit 15[6], 23. Willehalm 71, 23.

41) Vgl. Rother 2753. Iwein 5804. Wigalois 981. Titurel 197, 3 Hahn.

42) Krone 5379.

43) Krone 20738.

44) Ulrich vom Türlein 65 b.

45) Lachmann, Wolfram S. XIII.

Es ist nun Tag. wie ich wohl mag in Wahrheit sehn;
nicht länger will ich sein:
Die finstre Nacht hat uns gebracht zu Leide mir
den morgenlichen Schein.

Nun beginnt die Frau zu klagen: in ihren Augen würde sie ihn verbergen, vermöchte sie es. Der Ritter schläft: sie weckt ihn mit einem Kusse auf. Nach herzlicher Umarmung besteigt er sein Roß und reitet von der weinenden fort. Auch in einem zweiten (3, 1) steht der Wächter noch dem Paare ferne: es beginnt erzählend: [46])

Des Morgens Schein bei Wächters Sang ersah
Die Frau, als sie geborgen
In des werthen Freundes Arme lag:
Der süßen Freuden Ende gieng ihr nah.
Da wurden ihr vor Sorgen
Naß die Augen. „Weh", begann sie, „Tag!
Wild und zahm erfreut sich dein
Und sieht dich gerne; ich nur nicht. Wie soll es mir ergehn?
Nun mag nicht länger hier bei mir bestehn
Mein Freund: ihn jagt von mir dein Schein."

Der Tag gewaltig durch die Fenster drang.
Die Läden sie verschlossen;
Doch es half nicht. Noth ward ihnen kund.
Den Freund die Freundin näher an sich zwang,
Viel Thränen ihnen floßen
Auf beider Wangen. Also sprach ihr Mund:
„Zwei Herzen und ein Leib sind wir
Gar ungeschieden: unsre Treue wandert Hand in Hand.
Wie schnell dies große Heil uns beiden nun entschwand,
Wenn du mir kommst und ich zu dir."

In zwei andern aber [47]) ist der Wächter zugleich der Warnende. Das erste derselben beginnt mit einem für den Dichter charakteristischen Bilde: [48])

---

[46]) Simrock S. 129.

[47]) 4, 8. m. Liederdichter 22, 59.

[48]) Simrock S. 131.

Seine Klauen durch die Wolken sind geschlagen:
Er steigt empor mit großer Kraft.
Ich seh ihn grauen täglich, wenn er kommt zu tagen,
Den Tag, der lieber Nachbarschaft
Berauben will den werthen Mann,
Den ich herein mit Sorgen ließ.
Ich bring' ihn hinnen, wenn ich kann:
All seine Würdigkeit michs leisten hieß.

In der Antwort der Frau klingt der dem romanischen Tageliede noch fremde Ton des Soldes für den Wächter durch, und damit ein materielles Element, das die rein lyrische Wirkung beeinträchtigt. Die 3. und 4. Strophe sind wieder dem Wächter zugetheilt: die fünfte schließt erzählend. — Das andere, in einer kunstreichen Strophe von 15 Zeilen, die in ihren kurzen Versen an die provenzalische Alba Raimons de la Sala erinnert, ist mit ihr auch darin verwandt, daß der Wächter zwei von den drei Strophen singt und in ihnen warnt; der Schluß beider hat etwas refrainartiges, 1. Ritter, wache, hüte dich. 2. Hüt' dich, wache, süßer Gast. Die dritte fährt erzählend fort und nur ein paar Worte sind dem klagenden Ritter, wie in dem provenzalischen der Dame die ganze dritte, in den Mund gelegt.

Das fünfte Lied dieser Art endlich [49]) ist nicht ein eigentliches Tagelied, sondern enthält vielmehr eine Betrachtung über dasselbe an den Wächter gerichtet. Simrock bezeichnet es ganz treffend als „Abschied vom Wächterlied“; es schildert das Glück desjenigen, der nicht gezwungen sei, am Morgen von dannen zu eilen, den man nicht mit Lebensgefahr aus der Burg herausführe, sondern der an der Seite eines treuen Weibes den Tag erwarte. Wir werden nicht irren, wenn wir darin eine Beziehung auf des Dichters eigenes häusliches und eheliches Glück finden, da er, wie wir bestimmt wissen, verheirathet war.

Zweierlei kennzeichnet Wolframs Tagelieder vor allen andern: in Bezug auf den Inhalt das etwas üppige und sinnliche Ausmalen;

---

[49]) Wolfram 5, 34. Simrock S. 133.

in Bezug auf die Form die kurzen Verse mit weit von einander stehenden Reimen. Die zusammengehörigen suchen sich, und so ist recht eigentlich hier der Reim die Stimme sehnsüchtiger Liebe, die im Tageliede grade ihre vollste Bedeutung hat. Dadurch ruht auf Wolframs Tageliedern ein eigener Zauber, etwas ahnungsvolles und träumerisches, das man in den ähnlichen Produkten anderer vergeblich sucht.

Nur ein ungefähr gleichzeitiges Lied, wahrscheinlich aus Walthers früherer Periode, kann sich in dieser Hinsicht mit Wolfram's Tageweisen messen; [50]) auch hier das ahnungsvolle sehnsüchtige, das Verstecken der Reime, so daß man wohl nicht mit Unrecht einen Einfluß Wolframs angenommen hat. Der Wächter singt hier sein morgenliches Tagelied; aber ohne Beziehung auf das liebende Paar, auch werden die Worte des Liedes nicht angeführt, vielmehr das Ganze erzählend eingeleitet und dann in ein Gespräch zwischen Frau und Ritter übergehend. Von dem sinnlichen Elemente Wolframs keine Spur; es ist die einfach rührende Sprache der Schwermuth und leiser Trauer. Es schließt mit dem Scheiden des Ritters, der die Frau weinend und ihre Einsamkeit beklagend zurückläßt. Ich kann mich nicht enthalten, wenigstens einige Strophen mitzutheilen: [51])

Ein Ritter freundlich lag
In Liebesseligkeit
Der Herrin in den Armen: er sah des Morgens Schein,
Der schon durch ferne Wolken mit schwachem Schimmer brach.
Die Frau in Leide sprach:
O weh gescheh dir, Tag,
Was läßt du mich in Liebe nicht länger glücklich sein?
Was sie da heißen Minne ist lauter Herzeleid.

---

50) Walther 88, 9.
51) Simrocks Walther 1, 78.

Süße Freundin mein,
Nicht laß dir Trauer nahn:
Ich muß nun von dir scheiden, das ist uns beiden gut.
Die Kammer schon erhellte des Morgensternes Licht.

. . . .

Mein Freund, nun folge mir
Und komm bald wieder her,
Wenn du mit stäter Treue mir ganz ergeben bist.
O weh der Augenweide! nun seh ich selbst den Tag!"

„Was helfen Blumen roth,
Wenn ich von hinnen soll?
O traute Herzgeliebte, die sind mir jetzt so werth,
Als den kleinen Vöglein die winterkalte Zeit."
„Das ist auch mir ein Leid
Und eine stäte Noth:
Ich seh ja noch kein Ende, wie lang die Trennung währt.
Nun weile noch ein Weilchen, du thatest nie so wohl." . . .

Der treue Ritter schied
Und härmte seinen Leib.
Er ließ in bittern Thränen die schöne Fraue gut
Doch lohnt' er ihr mit Treue die Gunst, die er gewann.
Sie sprach: „wer nun hebt an
Und singt ein Tagelied,
Der wird mir stets am Morgen betrüben Herz und Muth:
Nun lieg ich freundberaubet recht wie ein sehnend Weib."

Die Entwicklung des Tageliedes innerhalb der ritterlichen Lyrik des 13. Jahrhunderts werden wir am besten nicht nach den Dichtern, was zu Wiederholungen führen würde, sondern nach der Anordnung der Situation betrachten. Die Zahl der uns erhaltenen ist ziemlich bedeutend; aber eigenthümliche Züge haben nur wenige hinzugefügt.

Sehr selten findet man im 13. Jahrhundert ein Tagelied, in welchem der Wächter fehlt: eine einzelne Strophe von Winli (2, 31 a) enthält die Klage der Frau, daß der Geliebte von ihr scheide. Die gewöhnliche Anlage ist nun diese, daß der Wächter auf der Zinne sein Morgenlied beginnt und die Frau zuerst ihn vernimmt, während

der Ritter noch vom Schlafe umfangen ist. Das früheste dieser Art, ganz dramatisch gehalten und ohne jedes erzählende Element, ist ein Tagelied des Grafen Otto von Botenlauben, eines Zeitgenossen noch von Wolfram und Walther.[52]) Der Wächter beginnt:

Wie soll ich nun den werthen Ritter scheiden
Und das schöne Weib,
Die bei einander ich so oft gesehn?
In rechten Treuen rath ich ihnen beiden,
Daß er nicht mehr bleib':
Er möge scheiden und von dannen gehn.
Maß ist zu allen Dingen gut:
Leben und Ehr' ist ohne Hut,
Versäumen schaffet Leid;
Drum sing ich anders nichts als: es ist Zeit.
Steh auf, Ritter!

Nun klagt die Frau: „Hörst du, Freund, den Wächter auf der Zinne?“ und schließt mit demselben Refrän: „Steh auf, Ritter!“ Die dritte Strophe spricht der Ritter, der sich nur schwer losreißen kann; um den Refrän beibehalten zu können, sind die letzten Worte der Frau in den Mund gelegt.

Ganz ähnlich beim Truchseß von Sanct Gallen:[53]) auch hier keine Erzählung, aber die drei letzten Strophen sind dem Ritter zugetheilt. Bemerkenswerth ist der Schluß der letzten „auf, es ist Tag“; worin wir bei dem öftern und absichtlichen Wiederkehren, zum Theil in allen Strophen, wohl auch einen Anklang an den Refrän alba erblicken dürfen. Der Burggraf von Lüenz[54]) fährt nach der Wächterstrophe erzählend fort, geht in die Klage der Frau über, die auch den Schluß bildet, während dem Ritter keine Worte gegeben sind. Ulrich von Winterstetten[55]) läßt bei ganz verwand-

52) meine Liederdichter 26, 44.
53) Wackernagel-Riegers Walther 237, 8.
54) Minnesinger I, 211 b.
55) Minnesinger 1, 153 b.

ter Anlage den Ritter zum Schlusse seine Treue versichern und mit einem Kusse scheiden. In einem andern [56]) folgt dem warnenden Liede des Wächters in der zweiten und dritten Strophe Wechsel von Erzählung und Gespräch zwischen den Liebenden; aber auch hier ist es die Frau, die mit reicherer Klage bedacht wird. Dem ersten Tageliede Winterstettens gleicht am meisten das, was wir von Bruno von Hornberg besitzen. [57])

Die bürgerlichen Sänger in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nahmen, wiewohl die Verhältnisse kaum noch zutrafen, das Tagelied ebenfalls in den Kreis ihrer Lyrik mit auf. Es war eben eine ständige Form der Poesie geworden, und wer ein vollkommener Dichter heißen wollte, konnte sie nicht umgehen. Aber die poetische Frische ist verloren: man bewegt sich in den hergebrachten Wendungen und sucht theils durch Anlehnung an ältere Dichter, theils durch überkünstliche Form den Mangel an Gehalt zu verdecken. So haben wir von Meister Heinrich Teschler, einem bürgerlichen Sänger, ein Tagelied [58]), das nach Anlage und sogar in der langen aus kurzen Versen gebauten Strophe sehr an Wolfram erinnert: auch das sinnliche Element dieses Dichters fehlt nicht.

Durch kunstvolle Form zeichnet sich der hierin bekannte Konrad von Würzburg († 1287) aus, den man den mittelalterlichen Platen nennen könnte. [59]) Nicht nur hat seine Strophe schon die ungewöhnliche Länge von 22 Reimzeilen, sondern die Zeilen sind auch noch durch Reime in der Mitte gebrochen; die Anlage aber ist die gewöhnliche, nach der Wächterstrophe beginnt die Frau zu klagen, ihr folgt der Ritter, und mit einem Kusse scheiden beide. Beinahe noch künstlicher ist das Tagelied des meistersingerischen Frauenlobs, das drei Strophen von nicht weniger als 34 Reimzeilen zählt, auch hier die innern Reime nicht mitgerechnet, denn mit diesen beläuft sich

---

56) Minnesinger 1, 166 a.
57) Minnesinger 2, 66 b.
58) Minnesinger 2, 128 a.
59) Minnesinger 2, 319 b.

die Reimzahl einer Strophe auf 50: ich will als Probe den Anfang der Wächterstrophe mittheilen.[60])

Durch dinster_ vinster nebel dicken
blicken siht man gräwen tac;
in den lüften, ob den klüften
vogele schrient unde krient,
singent alle ir besten dôn;
schôn taget ez, sus wart ein wahter singen.
Ich wecke, schrecke zwên getriute
liute sô ich beste mac u. s. w

Damit hat aber auch die geschmacklose Ueberkünstelung den Höhepunkt erreicht; im Inhalte ist gar kein Fortschritt. Nach der Wächterstrophe fährt das Lied erzählend fort: die Frau geht an das Fenster und meint, der Wächter täusche sich, es sei des Hahnen Schrei; die Vöglein schwiegen ja noch im Garten und der Mond leuchte am Himmel. Aber doch tritt sie zu dem Geliebten und mahnt ihn an's Scheiden. In der dritten Strophe antwortet er und zählt mit echt frauenlobischer Gelehrsamkeit die halbe Planetenwelt auf.

Den beinahe feststehenden Typus des meist dreistrophigen Wächterliedes, das mit dem Warnesange des Wächters anhebt und mit der Wechselklage der Liebenden fortfährt, zeigen auch einige namenlos überlieferte. Das eine[61]) hat nur das bemerkenswerthe, daß jede Strophe mit einem zweizeiligen Refrän schließt: in den beiden ersten „ihr war leid, daß er so lange schlief der Held gemeit“, in der dritten: „daß er von dannen schied der Held gemeit.“ Der Ritter spricht hier gar nicht. In einem andern vierstrophigen[62]), dessen Wächterstrophe lautet:

---

60) Ettmüllers Ausgabe S. 260.

61) Minnesinger 3, 425 a. Es ist dasselbe Lied, dessen erste Strophe die Pariser Handschrift unter dem Namen von Weißenloh gibt, 2, 143 b.

62) Liederdichter 98, 305.

Wer nun verborgen liege,
Der soll nun bald entweichen,
Die Nacht zu Ende geht,
Eh ihn der Tag besiege,
Der in der Griechen Reichen
Gewaltiglich ersteht.
Den Segen geben
Soll er der süßen reinen,
Denn säumt er um ihr Weinen,
Es kostet ihm das Leben;

folgt auf die Klage der Frau in der zweiten Strophe Erzählung und Wechselgespräch der Liebenden.

Aehnlich in der Anlage, aber kunstreicher in der Strophenform ist eine dritte:[63])

Ich singe, ich sage, es naht dem Tage,
Laßt euch mein Warnen wohl behagen.
Traut Fräulein hehr, nun merke was ich singe.
Der Vöglein Schall man überall
Hört auf dem Berg und in dem Thal
In freudenreichen Weisen schon erklingen:
Ich setz ein Horn an meinen Mund:
Damit thu ich des lichten Tages Röthe kund.
Wer noch zur Stund fährt auf der Minne Straße,
Der merke auf mich, das ist mein Rath:
Ich seh den lichten Stern dort wandeln seinen Pfad.
Der Morgen naht und räth zu rechtem Maße.

Wieder erwacht die Frau zuerst: sie tritt ans Fenster und schilt den Morgen: Frauenberauber nennt sie ihn: „was willst du hier? ich und andre Frauen sehnen uns wenig nach dir.“ Doch es muß geschieden sein. Der Ritter erinnert sich zum Troste an Tristram und Isolde, die auch getrennt wurden, und mit echt mittelalterlicher Confusion an Hector von Troja, der die schöne Dido fahren lassen mußte.

---

[63]) Minnesinger 3, 427 a. meine Meisterlieder Nr. 181, hier unter dem Namen des Grafen Peter von Arberg.

Von mehreren Wächterliedern haben wir nur den Anfang übrig; sie zeigen aber dieselbe Anlage: der Wächter beginnt. So bei Leutold von Seven [64]) und einem Anonymus [65]): letzteres Lied wohl noch der früheren Periode angehörig, indem hier ähnlich wie bei Guiraut von Bornelh der Wächter ein Freund des Ritters ist; auch die Form ist alterthümlich einfach:

Den Morgenstern schon seh ich hell.
Nun, Ritter, auf! von hinnen schnell,
Das, Lieber, wäre gut.
Wer im Geheimen minnet, gefahrlos er das thut,
Wo Freundschaft hat die Hut.

Von der gewöhnlichen Anlage abweichend ist es in etwas, wenn bei Botenlauben [66]) der Wächter die Vöglein anruft, seiner Gebieterin zu singen, wenn er in der zweiten Strophe noch fortfährt und die Frau auffordert, den Ritter zu wecken, aber nicht, wie gewöhnlich, sie, sondern der Ritter in der dritten antwortet: er sei erwacht von dem Gesange der Vöglein, die sich beim nahenden Morgen freuen, und von dem Rufe des Wächters, der auf dem palas gesungen; warum ihn denn die Geliebte nicht erweckt und gesprochen: „Ritter, wache, denn es tagt.“ Hier ist absichtlich die Frau nicht redend eingeführt: sie will den Geliebten nicht im Schlummer stören, bis dieser endlich von selbst erwacht.

Ebenso vereinzelt steht ein Tagelied Wizlavs von Rügen [67]), in dem nach des Wächters Liede nicht die Frau, sondern der Ritter zuerst erwacht und die Geliebte weckt, woran sich Erzählung und Wechselgespräch anknüpft.

In allen diesen Liedern greift der Wächter, nachdem er seine Pflicht erfüllt, nicht mehr ein: zuweilen aber wird er nochmals redend dargestellt. Das finden wir schon in einem alterthümlich

64) Wackernagel-Rieger 264, 22.
65) Minnesinger 3, 447 a.
66) Minnesinger 1, 27 a.
67) Minnesinger 3, 82 a.

gehaltenen des Markgrafen von Hohenburg[68]), das mit den Wolfram'schen jedenfalls gleichzeitig ist: auch der am Schlusse der beiden Stollen und des Abgesanges wiederkehrende Refrän gibt dem Liede etwas alterthümliches.

Wächter. „Ich wach um eines Ritters Leib
Und deine Ehre, schönes Weib:
Weck ihn, Fraue!
Gott gebe, daß ist mein Begehr,
Daß er erwacht und niemand mehr:
Weck ihn, Fraue!
Nicht säumig seid!
Es ist nun Zeit.
Ich bitte nicht um seinethalb allein.
Willst ihn bewahren,
So laß ihn fahren:
Verschläft er sich, die Schuld ist einzig dein.
Weck ihn, Fraue!"

Frau. „Ach, müßtest du unselig sein,
Wächter, und all das Singen dein!
Schlaf, Geselle!
Dein Wachen wär wohl alles gut,
Dein Wecken mir gar unsanft thut.
Schlaf, Geselle!
Hab ich doch, Mann,
Dir nichts gethan
Als Gutes, und doch fügst du mir die Pein.
Du mahnst zum Tage:
Das schafft mir Klage,
Nimmt süßer Freuden viel dem Herzen mein.
Schlaf, Geselle!"

Wächter. „Wie gern verzeih' ich deinem Leid!
Der Ritter geh' vor Tageszeit:
Weck ihn, Fraue!
Er wagt es auf die Treue mein:
Da befahl ich ihn den Ehren dein.
Weck ihn, Fraue!

---

68) Liederdichter 19, 25. Simrock S. 26.

Du selig Weib,
Muß er den Leib
Verlieren, sind wir beide mit verlorn.
Ich sing, ich sage,
Es naht dem Tage.
Nun weck ihn, denn ihn wecket doch mein Horn.
Weck ihn, Fraue!"

Christian von Hamle [69]) in einem sehr innigen Tageliede läßt ebenfalls Frau und Wächter im Gespräche abwechseln.

Wächter. Ich bin der, der Lieben liebe Märe singet
Und der Lieb zu Liebe oft in Sorgen bringet.
Was ich soll, erfüll' ich ihnen treulich gar.
Bring ich Lieb zu Liebe, freun sie sich fürwahr:
Sing ich dann von Scheiden, ungern nehmen sie das wahr.

Frau. Wächter, kannst du dich der Freude nicht erbarmen?
Meinen Herzgeliebten halt ich in den Armen,
Den mit treuer Minne liebt das Herze mein,
Der mir helle Freude gibt für Sehnsuchtspein.
Wächter, hältst du für des Tages Roth des Mondes Schein?

Wächter. Leider, Frau, kann ich nicht was euch freute singen.
Gott der laß euch beiden alles wohl gelingen!
Klagen muß ich um den edeln süßen Mann.
Mir ist leid, soll ich ihm helfen nicht von dann.
Wohl ihm, der bei Freude sich vor Leide hüten kann.

Frau. Treue kündet was du sagst und Herzensgüte.
Drum komm von der Zinne; länger nicht mehr hüte!
Nicht zu klagen wagt' ich meinen Schmerz dir eh.
Weh dem trauten Mann und meinem Herzen weh!
Nimm mein Gold und hilf ihm hinnen, wie's auch mir ergeh!"

Ein Wechselgespräch zwischen Wächter und Frau bildet auch ein Tagelied des von Weißenloh [70]): nach dem Liede des Wächters

---

69) Minnesinger 1, 113 b.
70) Minnesinger 2, 143 a.

und einer Strophe der Frau sprechen beide nochmals, und die Klage der Frau schließt:

Weh dir, Tag, o weh,
Daß du einen Mann willst von mir scheiden,
Den in Christenlanden und im Land der Heiden
Nie ein Weib so lieb gewann.

Jacob von Warte [71]) läßt den Wächter den Ritter anrufen: wieder erwacht die Frau und fragt:

„Sage mir mit sanftem Worte,
Hörst du die Vöglein in dem Hage?
Du hast mein Herz aus süßem Schlaf erschrecket."
Er sprach: „Laßt euer Fragen sein,
Den Ritter balde wecket:
Der Morgen kommt, das sag ich bei der rechten Treue mein."

Der Ritter scheidet mit der Hoffnung baldigen Wiedersehens. Bei Walther von Breisach [72]) beginnt wie gewöhnlich der Wächter; die Frau vernimmt ihn und klagt; in der dritten hebt er von neuem an „mit Zorn und doch in Freundes Klage"; die vierte und fünfte führen erzählend, nicht dramatisch, den Abschied der Liebenden vor. Auch der bürgerliche Marner [73]) hat in seiner langen aus 24 kurzen Versen bestehenden Strophe [74]) eine ähnliche Anlage. Der Wächter beginnt:

Ich künd in der Weise:
„Der Tag zieht leise schon herein"
Wer heimlich minne, der beginne
Zu erwachen, es ist Zeit.
Ich hör auf den Zweigen
Nicht mehr schweigen Vögelein.
Der Tag will nahen; Urlaub empfahen
Soll, wer heimlich minnt, mit Leid.

---

71) Minnesinger 1, 68 a.

72) Minnesinger 2, 141 b.

73) Minnesinger 2, 236 b.

74) Doch wird sie durch innere Reime auf eine geringere Verszahl zurückzuführen sein.

Aus dem Anfangsverse scheint sich zu ergeben, daß die Worte der tac wil schône wil ûf sîn der Eingang eines bekannten wahrscheinlich volksthümlichen Wächterliedes sind. Den Schluß der Wächterstrophe bilden die Worte: „es will balde tagen;“ also wiederum ein Anklang an die albe. Auch die zweite schließt mit tac; die Frau ist ans Fenster gegangen:

Sie sprach leise: „Lieber Herre mein,
Der Wächter spricht,
Den Morgen seh er scheinen:
Ich glaub es nicht;
Den Vögelein, den kleinen,
Träumt auf den Zweigen.
Der Sterne Reigen trüget.
Der Wächter lüget,
Deß er sich schämen mag;
Denn es ist noch nicht Tag.

Aber nach kurzer Frist hebt der Wächter von neuem an, und nun scheidet der Ritter: „der Held schlüpft in den Hag, da leuchtet ihm der Tag.“ An dem gleichen Schlusse der drei Strophen ist romanischer Einfluß nicht zu verkennen.

In den bisher erwähnten war der Anfang immer dramatisch; höchstens wurde in die erste Strophe ein „so sang der Wächter“ eingefügt. Aber auch das epische Element, das wir schon in dem ältesten Liede dieser Art fanden, und das auch Wolfram am Eingange seiner ersten Tageweise (3, 1) hat, eröffnet zuweilen, wenn auch seltener. So bei Wintersteten:[75])

Heimlich bei dem Lieb verborgen
Ruht ein Ritter wohlgemuth;
Drum der Wächter sang in Sorgen:
„Wer da schlummert unbehut,
Wenn er behalten will das Leben sein,
So weck ihn minniglich, o Fraue rein:
Er ist zu lange hie gelegen,
Drum scheid er jetzt mit einem Morgensegen.“

[75]) Minnesinger 1, 157 b.

Der Eingang erinnert sehr an die Alba Bertrans von Alamanon (Lesebuch 102, 8). Die Frau erweckt mit Küssen den noch Schlummernden und dieser scheidet mit den Worten:

Herzeliebe Fraue mein,
All meine Freude laß ich hier:
Sieh, Lieb, die habe du zu Pfande dir.

Noch mehr überwiegt das erzählende Element in einem andern Tagliede desselben Dichters.[76]) Hier beschränkt sich des Wächters Ruf auf die Worte „es ist Tag", ähnlich wie bei Herbort: und in Wirklichkeit wird ein kurzer Ruf, der die Burgbewohner weckte, das ganze Morgenlied des Wächters gebildet haben. Auch die Liebenden sprechen nur wenige Klageworte. Nur ein paar den Morgen schildernde Worte läßt Konrad von Würzburg dem Wächterrufe vorangehen:[77])

Als das lichte Morgenroth
Kam durch den Wald gedrungen
Und die Böglein sungen,
Da rief ein Wächter an der Zinne.

In der zweiten Strophe klagt die Frau, die dritte setzt die Erzählung fort. — Auch Heinrich von Frauenberg[78]) hebt episch an: die Frau hat sich zum Wächter begeben und dieser meldet ihr, der Tag sei nahe, er wolle nun nicht mehr wachen. Aber wenn er reichen Lohn bekomme, werde er bis zum wirklichen Tagesanbruch an der Zinne bleiben und nochmals singen; und dies wird ihm von der Liebenden gerne verheißen. Das widerwärtige Element des bezahlten Söldners an Stelle des die Liebe behütenden Freundes macht sich hier geltend, und mehr noch in einem Liede des Königs Wenzel von Böhmen[79]), bei dem wie üblich der Wächter beginnt. Das

76) Minnesinger 1, 166 b.
77) Minnesinger 2, 319 a.
78) Liederdichter 23.
79) Minnesinger 1, 9 b.

vernimmt die Frau und ihr Freund, der durch eine Aue zu ihr gekommen; sie sagt, der Wächter wolle Lohn haben, drum singe er noch ehe es Tag sei. Sie geht zu ihm und gibt ihm Gold und Silber. Nun verspricht er noch länger zu wachen und sie zu rechter Zeit zu wecken. Man sieht, wie die Sucht neues zu erfinden die Dichter gänzlich der Prosa verfallen ließ.

Ein Wächterlied in eigentlichem Sinne ist eins von Hadlaub, einem Züricher Dichter um 1300, [80]) welches nur den Gesang des Wächters mit daran anknüpfenden Betrachtungen enthält. Er glaubt nur der Frau die Schuld beimessen zu müssen, daß der Ritter so lange säumte, und fürchtet mit den Liebenden verloren zu sein. In zwei andern desselben Dichters [81]) wird ebenfalls nur der Wächter redend eingeführt: wie gewöhnlich hebt er mit seiner Warnung an, dann aber berichtet er, so unwahrscheinlich wie möglich, was die Frau zu dem Ritter und zu ihm, dem Wächter, gesprochen, was er darauf erwidert, und endlich die Abschiedsworte des Ritters. Diese ganz unwahre Situation ist offenbar wiederum nur dem Bestreben originell zu sein entsprnngen. In dem andern umfaßt das Wächterlied zwei Strophen; in der dritten erzählt der Wächter, wie die Frau zum Scheiden gemahnt. Auch der von Weißenloh [82]) hat in einem Tageliede, dem die dritte Strophe fehlt, diese Anlage. Derselbe beginnt mit einer nur erzählenden Strophe [83]), die nach romanischer Weise mit „sie wähnt, es wäre Tag" schließt; aber die beiden fehlenden hätten wahrscheinlich dramatisch fortgesetzt.

Ein eigentlicher Gesang des Wächters fehlt bei Rubin [84]); hier beginnt vielmehr gleich die Frau: „Wie könnte leider mir geschehen? nun ich den Wächter höre sagen, daß es sei Tag." Es ist also auf das Wächterlied Bezug genommen, es selbst aber nicht

---

80) Ettmüller S. 10.

81) Ettmüller S. 22. 33.

82) Minnesinger 2, 144 a.

83) Ebenda 1, 144 b.

84) Ebenda 1, 317 b.

vorgeführt. Dies ist in provenzalischen Alba's mehrfach der Fall, und da Rubin auch sonst Kenntniß romanischer Poesie verräth, wie er in einer Strophe nach Art der romanischen Tenzone die Entscheidung vorlegt, wie eine Frau bei drei Liebhabern zu handeln habe, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß diese sonst nicht vorkommende Anlage mit romanischen Mustern zusammenhängt.

Die deutschen Dichter suchten aber das Tagelied dadurch manichfaltiger zu machen, daß sie, was vor dem Liede des Wächters, dem morgenlichen Scheiden lag, mit hineinzogen. Der Marner 85) beginnt damit, daß die Frau den Wächter ermahnt, auf die Zeit wo die Wolken sich färben, auf den Morgenstern und den Gesang der Vöglein zu achten und zu rechter Zeit zu wecken. Der Wächter begibt sich auf die Zinne: und als der Tag die Wolken brach, fieng er ein Tagelied in der Weise an „Troja ward zerstöret eh, oftmals ward Tristran von der Minne zu Isalden weh" und schließt mit den Worten „es ist vor Tage nicht einen Fuß", d. h. nahe am Tage. Mit der dritten tritt der Dichter erzählend und betrachtend ein, zuletzt die Worte des Wächters aufnehmend: „Wohl auf nun, Ritter, es ist Tag". Auch hier ist der Begriff „Tag" am Schlusse beider Strophen nicht zufällig, sondern nach Art der romanischen Alba gemeint.

Noch weiter holt Hadlaub aus. 86). Wie des Tages Licht entweicht, geht die Frau auf die Warte. Nun kommt er heimlich gegangen und klopft leise an's Thor. Sie fragt: „Herr, bist du da?" und er antwortet: „Ja, edle Frau, thu mir auf". Daran knüpft der Dichter seine Betrachtungen, und erst die letzte Zeile deutet auf den Wächterruf hin. Bei Otto von Botenlauben 87) in einer einzelnen Strophe, wie sie bei ältern Dichtern nicht selten ein ganzes Lied bilden, kommt der Ritter zu dem in's Vertrauen gezogenen Wächter und fragt nach der Frau. Der Wächter erwidert:

---

85) Minnesinger 2, 237 b.

86) Ettmüller S. 34.

87) Minnesinger 1, 30 b.

„Wer spricht hier zu mir? Bist du's, der liebste Mann? Du kamest lange". „Ja ich bins und nun melde ihr, daß ich gekommen; so läßt sie mich ein."

Während hier nur die Vorgänge vor dem Stelldichein berührt werden, hat derselbe Dichter [88]) eine eigenthümliche, aber ganz hübsche Anlage in einem andern Tagelicde, in dem nur die Frau redend eingeführt wird. Der Ritter ist nicht gekommen, wie verabredet war, und die einsame sehnt sich nach dem Morgen; aber ehe derselbe angebrochen, erscheint der Geliebte noch und sie ruft dem Wächter zu, er möge nun noch nicht singen.

„Kommt er mir, der mir kommen soll,
Der mir bei dem höchsten Eide,
Schwur, er käme her,
So wird mir armem Weibe wohl;
Blumen und die grüne Heide
Brauch' ich dann nicht mehr.
So weh dir, arge Hute,
Verwünschet sollst du sein,
Daß du getreuem Muthe
Gibst so viel Leid und Pein,
Daß ich mich nicht freuen mag:
Wächter, wenn du singen willst, so singe „es ist Tag!"

Als nun die reine Fraue gut
Klagte so in trüber Weise,
Balde ward sie froh:
Erleichtert ward ihr schwerer Muth,
Zu dem Wächter gieng sie leise
Und sprach zu ihm so:
„Nicht mehr, o Wächter, singe,
Denn es ist noch nicht Tag.
Nun wird mein Leid geringe,
Das mir am Herzen lag.
Gute Mähr hab ich vernommen,
Daß der Spiegel meiner Wonne mir gekommen."

88) Minnesinger 1, 32 b.

Man begnügte sich nicht mit einem Mitwissenden und Vertrauten: mehrfach finden wir auch eine Dienerin mitthätig. Ulrich von Wintersteten [89]) läßt den Dichter beginnen:

Wie sanft geheime Liebe thut,
So sang ein Wächter an der Zinne,
Doch soll sich Lieb von Liebe scheiden.

Das Lied vernimmt der Frauen kluge Dienerin und meldet es der Herrin, die den schlummernden Geliebten nicht zu wecken wagt; aber er erwacht eben selbst. Eine noch bedeutendere Rolle spielt die dienende Jungfrau in dem Tageliede des Burggrafen von Lienz: [90]) am Abend geht dieselbe zum Wächter an der Zinne und meldet ihm, wenn jemand komme, solle er fragen „wer ist da?“ Antworte der Gefragte mit „Ja“, so solle er ihm an das Fenster winken; thue er das, so werde der Lohn nicht fehlen. Nicht lange, so kommt der Ritter und wird verabredetermaßen eingelassen, wo er den rosenrothen Mund der Geliebten küßt. Nun hebt die dritte Strophe an: „Der Morgen nicht mehr säumen will“; der Wächter singt, erschreckt hört die Frau den Ruf und weckt klagend den Geliebten. Noch ist zu bemerken, daß die letzte Strophe, nachdem mit den Worten „von dannen schied der Held gemeit“ der eigentliche Inhalt abgeschlossen, die Absicht des Dichters ausspricht, an Christi Grab zu ziehen: es ist das Tagelied also zugleich der Abschied von der Geliebten, die er nun so lange meiden muß.

Ist in dem eben erwähnten die Situation der Alba zur förmlichen Romanze erweitert, so noch mehr in dem längsten, das wir besitzen, Gunthers von dem Forste [91]), das nicht weniger als 23 Strophen zählt. Der Dichter hebt hier wie ein wirklicher Romancier an:

89) Minnesinger 1, 166 b.
90) Liederdichter 35, 1.
91) Minnesinger 2, 165 b.

Nun hör, wenn jemand kann vernehmen
Was ich von Minne künden will;
Und sollt' es einen etwa grämen,
Der sag' es nur, so schweig' ich still
Und rede dann nicht mehr.
Wer mich bedenken wolle, nach Wunsche leben möge der.
Es nahet dem Tage;
Wo sich zwei Liebe scheiden, die haben herzeleide Klage.

Die beiden letzten Zeilen bilden den Refrän jeder Strophe und bezeichnen schon durch das nach romanischer Weise wiederkehrende „Tag" in demselben die Liedergattung. Ganz episch beginnt die zweite Strophe „Es warb ein Ritter lange Zeit". Seine Herrin bestellte ihn zu einem Rendezvous, welches aber vereitelt wurde; erst beim zweiten Male gelingt es ihnen unbemerkt zu bleiben. Den größten Theil des Gedichtes bildet nun das Zwiegespräch der beiden, ihre Versicherungen beständiger Liebe und ihr schließliches Scheiden. Von einem Wächter ist nicht die Rede.

Während hier das epische Element vorwiegt, bildet das grade Gegentheil ein Lied des Truchsessen von St. Gallen [92]), das ebenso uneigentlich wie die früher erwähnten provenzalischen ein Tagelied genannt werden kann; aber daß es der Gattung angehört, zeigt hier wie dort der Refrän, der mit dem Worte **tac**, wie im provenzalischen mit **alba** schließt:

Wer sich so wonniglicher Wonne wohl fürwahr erfreuen mag,
Der sorgt die Nacht nicht weiter, als daß ihn vertreiben soll der Tag.

Das Lied selbst aber enthält vielmehr Betrachtungen über das Glück heimlicher Liebe, das der Dichter, wie er sagt, nie genossen; erst die letzte Strophe ist der übliche Warneruf des Wächters, und hier weicht auch der Refrän ab:

Nun leiste was ein werther Mann zu leisten seiner Frau vermag:
Komm wieder bald; nicht länger jetzt verweil', ich sehe schon den Tag.

---

92) Wackernagel-Rieger 229, 11.

Konrad von Würzburg stellt ebenfalls in einer einzelnen Strophe [93]) Betrachtungen über das Tagelied an, in so künstlicher Form, wie sie eben nur ein Verskünstler wie Konrad zu Stande brachte: jedes Wort ist gereimt:

Swâ tac er- schinen sol
Zwein linten, die ver- borgen
Inne liebe stunde müezen tragen,
Dâ mac ver- swinen wol
Ein triuten: nie der morgen
Minne diebe kunde büezen klagen.

Von entgegengesetzter Art sind die Betrachtungen Steinmars [94]), der sich daran stieß, daß man einem Wächter die Hut anvertraue, der sich so treulos gegen seinen Herrn erwiesen, dem er doch Gut und Ehre bewachen sollte. Wär ich in dem Falle, fährt er fort, so wollte ich mich auf mich selbst verlassen und lieber gar nicht schlafen als einem solchen Manne trauen; höchstens würde ich einen erprobten Freund in mein Geheimniß blicken lassen. Es sind vielleicht ähnliche Betrachtungen gewesen, die Guiraut von Bornely an die Stelle des Wächters den Freund des Ritters setzen ließen." Und in der That sind diese Bedenken nicht ganz unbegründet, wie denn schon vor Steinmar ein deutscher Dichter darauf verfiel: nur waren seine Gründe etwas verschieden. Ulrich von Lichtenstein [95]) beschäftigte sich mit dem Gedanken etwas neues zu erfinden: er dachte hin und her, da fiel ihm ein „der Minner Klage über den Tag, der Lieb von Liebe scheidet." Die früheren Dichter haben gesungen, daß der Wächter sie geweckt: das kann ich aber nicht glauben. Ein Weib von edler Abkunft kann unmöglich einen Bauern ihr Geheimniß wissen lassen, und wenn sie es thut, ist es Unrecht. Edle Wächter gibt es nicht; ein Bauer aber kann nichts verschwei-

93) Minnesinger 2, 327 b.
94) Ebenda 2, 155 b.
95) Frauendienst 509, 6.

gen, während ein edelgeborner, was man ihm anvertraut, bei sich behält. Eine Jungfrau, eine Dienerin der Frau, verschweigt die Sache sicher besser: eine Frau müßte schon sehr arm sein, wenn sie nicht im Stande wäre, eine solche getreue Magd zu gewinnen." Aber nicht nur die Person des Vertrauten wechselt er, sondern er erweitert auch die Erzählung. Er sagt: „es ist schon oft vorgekommen, daß wenn ein Ritter, als der Morgen ihn überrascht, ohne Gefahr nicht davon kommen konnte, er den Tag über im Gemache der Frau geblieben," und so ist denn das Tagelied, welches dieser Betrachtung folgt, eingerichtet.[96])

Ein' schöne Magd
Sprach: „viel liebe Fraue mein,
Wohl auf! es tagt
Schauet nach dem Fensterlein,
Wie der Tag aufgeht. Der Wächter von der Zinnen
Ist gegangen. Euer Freund soll hinnen:
Ich fürcht, er sei zu lange hie."

Aber schon ist der Tag hoch aufgestiegen; er kann nicht mehr fort und bittet ihn zu verbergen.

Frau. Und könnt ich dich
Bergen in den Augen mein,
Freund, das thät ich:
Das kann leider doch nicht sein.[97])

Er bleibt nun in der Kemenate den Tag über verborgen und erst am andern Morgen bei Tagesanbruch verläßt er sie.

Ob es eine glückliche Idee war, eine Dienerin an die Stelle des Wächters zu setzen, bleibe dahingestellt: der poetische Hauch hat dadurch nicht gewonnen. Die ganzen Betrachtungen machen vielmehr einen sehr prosaischen Eindruck. Aber sie zeigen uns, daß die wirklichen Verhältnisse von den Fictionen der Dichter sich entfernten,

---

96) Frauendienst 512, 7.

97) Der Gedanke aus Wolfram entlehnt.

daß den Wächter zum Vertrauten zu machen eben nur eine dichterische Erfindung war, wie die Modification auch, die Ulrich von Lichtenstein versuchte. Die weckende Magd hat er auch in seinem zweiten Tageliede [98]), das die Situation erweitert, indem es mit der Begrüßung am Abend anhebt.

In Gott sei mir willkommen,
Geliebter, Freund, viel theurer Mann
Mir ist nun Leid benommen,
Wenn dich mein Arm umfangen kann.
Du bist mir vor allen Wesen süße,
Drum ich dich von Herzensgrunde grüße.
Nun küsse tausendmal du mich:
So küß ich doppelt tausend dich.

Am Morgen kommt leise eine Jungfrau geschlichen und spricht: „wohl auf nun, es ist Tag!" Unter Liebesversicherungen, nachdem die Vertraute nochmals gewarnt, scheiden die Liebenden.

Dies die Entwickelung des Tageliedes in der Periode des eigentlichen Minnegesanges und der Nachblüthe desselben bis zu ihrem Schlusse, am Beginn des 14. Jahrhunderts. Nachklänge davon sind zwei ritterliche Dichter des 15. Jahrhunderts, Graf Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. Bei beiden erscheint die ritterliche Poesie so vielfach mit Elementen des Volksliedes versetzt, daß sie den schicklichen Uebergang zu der eigentlichen Volkspoesie bilden, die sich ebenfalls des Tageliedes bemächtigte. Hugo's von Montfort Tagelieder, an Zahl fünf [99]), sind bis auf ein später zu erwähnendes noch ungedruckt. Von dem Wolkensteiner besitzen wir sechs, die sämmtlich diesen halbvolksmäßigen Charakter an sich tragen. In dem einen [100]) ist vom Wächter nicht die Rede; der Liebende allein spricht und nimmt Abschied.

---

98) Frauendienst 447, 13.
99) Weinhold S. 27.
100) Ausgabe von Beda Weber S. 203.

Wach auf, mein Hort!
Dort leuchtet her
Von Orient der lichte Tag.
Heb' auf die Brau
Und sieh den Glanz,
Wie herrlich blau
Des Himmels Kranz,
Gemischt mit Grau,
Sich hellt schon ganz:
Ich fürcht' es wolle tagen.

Auch in einem zweiten der Form nach noch künstlicheren (S. 219) ist nur die Abschiedsklage des Liebenden vorgeführt. Die Anlage ist dieselbe auch in dem dritten (S. 127): der Liebende spricht und weckt die Frau; aber hier ist auf den warnenden Wächter Bezug genommen. Die ziemlich lange Strophe hat einen achtzeiligen Refrän, der mit dem Inhalt des Liedes in keiner Beziehung steht.

Auf, Jung und Alt, und macht euch kühn,
Erfreut euch in des Maien Grün,
Den sieht man glänzen hell und blühn
In aller Farben Schöne u. s. w.

Darnach ist die Bestimmung des Liedes vielmehr die eines Morgen- oder Frühlingsliedes, das des Lenzes Wonne preist. Eine äußerst künstliche vierte Tageweise (S. 106) beginnt nach alter Art mit dem Gesange des Wächters; am Schlusse der ersten Strophe fährt der Dichter erzählend fort und geht dann in die dramatische Form über. Ist demnach die Anlage ganz so wie in einer Menge ritterlicher Tagelieder, so ist doch der ganze Ton wesentlich verschieden. Das fünfte (S. 111) scheint auch mit dem Wächterliede zu beginnen und hat eine durch Reimhäufung sehr künstliche Form:

Es saust daher von Orient
Der Wind, Levant ist er genennt,
In India gar wohl erkennt

In Syrien ist er behend,
In Griechenland er nicht umwend't,
Fährt durch der Barbarei Geländ,
Hat auch Granada bald durchrennt u. s. w.

Denn diese Dichter gefallen sich wie schon früher Frauenlob darin, ihre Kenntnisse anzubringen, auch wo es ganz unpassend ist. Das Fräulein zart erhört den Wächter zuerst und weckt den Geliebten. Die ganze Strophe zählt nicht weniger als 41 Reime. Der Ton fällt manchmal ganz in die Weise des Volksliedes, so wenn in der dritten die Jungfrau klagt:

Ach Scheiden, ich bin worden dein,
So sprach das zarte Mägdelein.
An mir ist Freude worden klein,
Da ich dich, auserwählter mein,
Muß meiden um des Tages Schein.

Aber gleich darauf folgen wieder gelehrte Beziehungen auf Tremuntan (tramontana), Lucifer u. s. w. Ganz ins komische fällt durch die Interjectionen das letzte (S. 138), das aus zwei Strophen besteht, worin erst sie, dann er klagt: der Wächter fehlt auch hier nicht. Die Frau beginnt: „Sag an, Herzlieb, was uns bedeutet jener schreckenvolle Hall mit seinem Ton: ahu, ahu, ahu!... Hör, hör, hör, Gesell, mußt scheiden schnell. Steh auf, rasch auf, schnell auf! Die Vöglein singen in dem Wald, Amsel, Drossel, Fink, und ein Zeiselein, das sich Gucück nennt." Die Reime sind hier so weit auseinander getrieben, daß man sie mühsam zusammenlesen muß und ihre Wirkung ganz verloren geht.

Diese einem bekannten Dichter angehörenden Tagelieder unterscheiden sich wenig von einer Anzahl namenlos überlieferter, die sich in dem sogenannten Liederbuche der Klara Hätzlerin, einer Augsburger Nonne, finden, einem Liederbuche, dessen sehr weltlicher und sinnlicher Inhalt wenig zum beschaulichen Leben einer Nonne paßt. Doch sind diese namenlosen in der Form meist einfach und dem

Volksliede näher stehend. Folgendes ist eins der formell künstlichsten [101]); der Wächter hebt an:

„Ich sag', [illegible] der Tag [illegible] den Hag
Durchleuchtet, [illegible] feuchtet [illegible] Blumen all und Gras.
Naß [illegible] ist ihr Obedach,"
Sprach [illegible] der die Mauern [illegible] soll beschauen:
„Niemand verlauern [illegible] soll im traulichen Gemach."

Die Anlage dieser Lieder zeigt denselben Wechsel, den wir bei den ritterlichen auch bemerkten. Die einfachste Art, die wir schon bei den Provenzalen kennen lernten, ist die, daß die Liebenden über das Scheiden klagen und nur des Wächters Ruf erwähnt, aber nicht vorgeführt wird. Sehr einfach und schön in der Weise des Volksliedes gehalten ist das zweite:

„O bleibe, trautes Herz, noch still,
Denn es ist noch nicht Morgen.
Der Wächter uns betrügen will,
Der Mond hat sich verborgen.
Man sieht ja noch der Sterne Glast (Glanz)
Her durch die Wolken dringen.
Halt eine Weil bei mir noch Rast
Und laß den Wächter singen."

„Mein Hort, hab Dank der lieben Mähr!
Kann ich bei dir noch bleiben,
So will ich klagen nimmermehr,
Denn Wonn ist hier mein eigen,
Die uns die kurze Stunde mag
Erfreun, die uns gemessen."
Sie sprach: „es naht noch nicht der Tag:
Das Leid sei all vergessen."

Ich schloß sie an das Herze mein;
Das wollte mir zerspringen.
Sie sprach: „Laß dir befohlen sein
Mein' Ehr' ob allen Dingen.

101) Ausgabe von Haltaus Nr. 1.

Schließ mich in deine Arme blank,
Und ruh du in den meinen."
Da tönte schon des Wächters Sang:
„Ich seh' den Tag erscheinen!"

Aehnlich angelegt ist ein anderes (Nr. 4), dessen Schluß, nachdem der Liebende geschieden, wiederum an die Lyrik des Volkes mahnt:

Es sang eine Nachtigall wilde
Beim Sonnenschein im grünen Hag:
Das hört' ein Frauenbilde,
In stillem Kummer da sie lag.

Meist aber beginnt auch hier der Wächter mit seinem Liede; so in dem folgenden (Nr. 25), dessen erste beide Verse den Dichter nach Art des Volksliedes hervortreten, dann aber gleich verschwinden lassen:

Ich hört' den Wächter klagen,
Mit lauter Stimm' er rief:
„Mich dünkt, es wolle tagen;
Mein Herz erseufzet tief.
Denn mich muß sehr erbarmen,
Wenn Liebende nun ruhn
An wonniglichen Armen
Und wollen dran erwarmen:
Die müssen scheiden nun."

Solcher Strophen umfaßt das Lied des Wächters fünf; in den zehn übrigen wird das Scheiden mit den gewöhnlichen Farben, zwischen Drama und Erzählung wechselnd, geschildert.

Noch mehr ans Volkslied auch in der sehr einfachen Form klingt ein anderes (Nr. 19), das ebenfalls mit dem Wächterrufe anhebt:

Wohl auf, wohl auf, es ist nun Zeit,
Sang uns der Wächter vor dem Tage;
Wer heimlich ruht in Seligkeit,
Der hör' und merke was ich sage:
Die Vöglein singen in dem Hage.

Einmal aber sind dem Wächter nur wenige Worte in den Mund gelegt und an sie ein sinniger Gegensatz geknüpft (Nr. 6):

Aus gutem Muth der Wächter sang:
„Du finstre Nacht, so kalt und lang,
Wann willst du hinnen weichen?“
Da dacht' ein Fraue bei dem Ruf:
„Wir wünschen nicht das gleiche.

Denn was so sehr begehrt dein Herz,
Das macht dem meinen tiefen Schmerz
Und innigliches Leiden.
O Gott, durch all die Güte dein,
Ich fürcht es naht dem Scheiden.“

In Leide sich der Knab erhub:
„O Gott, wie weh das Scheiden thut;
Doch muß es ja geschehen.
Der Herre Christ vom Himmelreich
Mög' auf dich niedersehen!“

„Mein Leib, mein Seel und all mein Muth
Nie Freude mehr gewinnen thut,
Willst du so bald mich lassen.“
Sie hielt ihn fest und mit Gewalt,
Ihre Arme ihn umfassen.

Und als er ihre Treu verstand,
Groß Traurigkeit sein Herz empfand:
Nicht konnt' er widerstreben.
„Ich fürcht' um deine Ehre nur,
Nicht um mein eigen Leben.“

Sie sank ihm weinend an die Brust:
„O weh, dahin ist meine Lust,
Dein Scheiden will mich tödten.
Nun suche Rath und Hülfe mir
In meinen Herzensnöthen.“

In den weiteren Strophen sehen wir wie bei mehreren Tageliedern der höfischen Zeit eine vertraute Jungfrau mitrathen und helfen. Auch den Zug der höfischen Lyrik, daß die Frau sich in

ein Gespräch mit dem Wächter einläßt, finden wir wieder (Nr. 8): der Wächter beginnt, die Frau erwacht und fragt, ob er nicht bloß im Traume gesungen, aber er bestätigt die Wahrheit. Mit Klagen wie immer endet das Lied. Aehnlich ein anderes längeres (Nr. 3), in welchem nach dem Scheiden „ihr rother Mund gab ihm den Segen; damit schied der Held von dannen;“ die zurückgebliebene Frau erhebt noch in einer Strophe sehnsüchtige Klage. Wieder ein anderes (Nr. 22) beginnt mit einer kurzen Aufforderung der vertrauten Jungfrau an den Wächter, den Tag zu melden; und gleich darauf beginnt sein warnender Ruf, worauf die Jungfrau:

Ach Wächter, du sollst schweigen
Und melde nicht des Tages Schein:
Laß deinen Ruf nur bleiben,
Er kränkt die Fraue mein.

Aber er muß wiederholen, daß der Tag gekommen, und nun geht sie an die Thür und meldet den Morgen. Allein die liebende Herrin schenkt ihr keinen Glauben, die Nacht sei noch nicht zur Hälfte hin, und heißt sie wieder auf die Warte gehen.

Auch der Liebende beginnt mit dem Wächter ein Gespräch und weckt die Geliebte (Nr. 14). Das schwere Scheiden nöthigt den Wächter noch einmal, ja zweimal seinen Ruf dringender zu wiederholen (Nr. 23):

Wohl auf, wohl auf, du werther Gast,
Die Falken auf die Stangen
Sich schwingen nach des Tages Glast,
Danach steht ihr Verlangen.

Aber als die Frau ihm erwidert, es könne noch nicht Morgen sein, da bekennt er, er habe sich durch eine Wolke täuschen lassen und es sei wohl noch eine Stunde bis zum Tage. Doch der Morgen kommt wirklich, der Thau fällt auf den Anger, die Vöglein singen, und der Wächter muß, wie ungern er es thut, auf's neue warnen, und nun scheiden die Liebenden mit wechselnder Klage. Aehnlich in zwei andern (Nr. 12. 14).

Wie die höfischen Dichter die Situation zu erweitern und manichfacher zu machen suchten, so auch diese volksthümlichen Sänger. Ein Fräulein (Nr. 11) klagt dem Wächter ihr Liebesweh und verheißt ihm Lohn; er sagt es seinem Genossen, der mit ihm die Wache hat, und nachdem sie sich berathen, sind sie entschlossen ihr behülflich zu sein. Der Liebende, der sich im nahen Busch verborgen hält, wird eingelassen und am Morgen scheidet er, durch des Wächters Horn geweckt. An Länge und Anlage diesem gleich ist ein zweites (Nr. 27), das nicht weniger als 31 Strophen von je 12 Zeilen zählt. Auch den Zug finden wir wieder, daß der liebende Knabe sich an den Wächter wendet und seine Hülfe erbittet (Nr. 15); aber die Geliebte schläft, auch des Wächters Lied vermag sie nicht zu wecken; erst als ihr Buhle selbst singt, da erwacht sie und läßt ihn ein.

Ein sehr einfaches (Nr. 9) hebt erzählend an, ähnlich wie das höfische Gunthers von dem Forste. „Es warb ein Ritter freudenreich um eine Fraue minniglich." Die alte aus dem romanischen Einflusse zu erklärende Form des mit „Tag" schließenden Refräns klingt auch hier noch an, indem in der Schlußzeile von fünf Strophen das Wort „Tag" oder „tagen" steht. Ein paarmal tritt der Dichter erzählend auf und berichtet von dem ihm widerfahrenen Glücke; so in folgendem (Nr. 17):

Mich hielt mein Lieb umfangen
Mit Armen blank und weiß,
Zu stillen mein Verlangen:
Da kam der Tag so leis
Durch Wolken her gedrungen:
Mir bracht er tiefe Pein.
Wie süß die Vögel sungen,
Mich trübt des Tages Schein.

Der Wächter kommt hier nicht vor; das Lied wechselt zwischen erzählender und dramatischer Form. In dem zweiten (Nr. 18) wird weiter ausgeholt: der Dichter beginnt mit dem Empfang am Abend, am Morgen weckt der Wächter, den der Liebende verflucht, die

Stundenglocke verkündet das Verrinnen der Zeit und er muß endlich scheiden.

Wie wir unter den höfischen Tageliedern deutscher und romanischer Dichter einige fanden, die nur uneigentlich so genannt werden konnten, so auch unter diesen: das eine (Nr. 10) enthält ein Gespräch zwischen dem trauernden Liebenden und dem Wächter. Befragt, warum er traurig sei, antwortet er:

Ach Wächter, mir erblühte
Eine Lilie klar und weiß,
An der lag all mein Fleiß:
Die ist in Lenzesblüthe
Benommen mir; drum trauert mein Gemüthe.

Der Wächter sucht zu trösten: es gebe viele Blumen, er solle sich eine suchen, die ihn erhöre. Aber davon will sein treues Herz nichts wissen; nach wechselndem Gespräche geht er:

Gut Wächter, ich muß scheiden,
Ich seh' des Tages Schein.
Die liebste Fraue mein
Kann niemand mir verleiden."
Er sprach: „Fahr hin; Glück gebe Gott uns beiden."

Noch weniger kann man das folgende (Nr. 5) ein Tagelied nennen, in welchem der Liebende klagt:

Wenn ich den lichten Tag anseh',
So ist mein Herz in großem Weh,
Daß ich dich, Frau, muß meiden.
Ach Sehnen bringt mir bittern Schmerz,
Und hat verwundet tief mein Herz:
Drum hab ich heimlich Leiden.

Hier ist der Name „Tageweise" wohl nur fehlerhaft den ersten Versen entnommen; das Ganze aber ein Liebeslied wie andere. Aehnlich verhält es sich mit einem zweiten (Nr. 7), welches anfängt: „Mein einzig Heil, es naht der Tag." Doch wollen wir uns erinnern, daß schon die Provenzalen ein beim anbrechenden Morgen gedichtetes Liebeslied der Sehnsucht Alba nannten.

Eins führt die Aufschrift „Tagehorn" (Nr. 24); es beginnt:

Wohl hin zu dir! ein gute Nacht
Die wünsch ich dir, du reine.
Von allem, was da lebt und wacht,
Liebt dich mein Herz alleine.
Die schattige Nacht bedeckt nun sacht
Mit Dunkelblau den Himmel.

Die Situation ist ganz wie bei Guiraut Riquier und Hugo de la Bacalaria: der Liebende gedenkt in stiller Nacht der Geliebten. Als er entschlummert, erscheint ihr Bild ihm im Traume. Unter dem Titel „Tagehorn" hat der Mönch von Salzburg (um 1400) ein wirkliches Tagelied [102]) in sehr künstlicher Form, an dem aber auch außer der Form nichts hervorzuheben ist.

Unter den mitgetheilten sind einige, die man gradezu Volkslieder zu nennen berechtigt wäre. Auch nach dem 15. Jahrhundert sehen wir das Tagelied im Munde des Volkes fortleben, natürlich nicht ohne manichfache Veränderung, aber zum Theil in einer Zartheit, wie sie die besten höfischen Lieder dieser Art kaum erreichen. Es leuchtet von vornherein ein, daß, je einfacher hier Ausdruck und Form, um so größer die poetische Wirkung sein wird. Denn die nächsten Gefühle der Menschenbrust, wie den Schmerz des Scheidens, in kunstreiche Form zu kleiden widerstrebt dichterischem Sinne, und das Volkslied, das immer naturwahr ist, hat daher mit richtigem Takte die überkünstelten Formen der Minnesänger und späteren Meistersänger wieder auf ihre ursprüngliche Einfachheit zurückgeführt.

Die älteste Weise ist auch hier wohl die, daß die Liebenden ohne eine Mittelsperson verkehren. In dem einen ist der Mann geneigt, sie treulos zu verlassen: die Klage hebt mit einem hübschen anderwärts wiederkehrenden Bilde an [103]):

---

102) Fundgruben von Hoffmann 1, 332.
103) Uhland, Volkslieder Nr. 77.

Es ist nicht Tag, es taget schier,
Der Tag der ist mit Freuden hier.
Hätt' ich den Tag in meinem Schrein,
Er müßte mein Gefangner sein.

„Ich will nicht dein Gefangner sein,
Ich fahr dahin, laß dich allein."
Fährst du dahin und läßt mich hier,
Wer bleibet dann zum Troste mir?

Noch zarter ist ein anderes (Nr. 83), wo der Liebende unter dem Bilde eines an's Fenster klopfenden Vögleins dargestellt ist:

Es fliegt ein klein Waldvöglein
Vor Liebchens Fensterlein,
Es klopfet dran so leise
Mit goldnem Schnäbelein.
„Steh auf, Herzlieb, und laß mich ein,
Ich bin so lang geflogen
Wohl um den Willen dein."

„Bist du so lang geflogen
Wohl um den Willen mein,
Komm heut um halbe Mitternacht,
So laß ich dich herein.
Ich will dich decken also warm,
Ich will dich freundlich schließen
An meinen weißen Arm."

Meist aber ist der Wächter in's Vertrauen gezogen: so in einem alten niederdeutschen, das noch in's Mittelalter zurückreicht (Nr. 79).

Der Morgenstern ist schon emporgedrungen,
Schön haben uns die Waldvöglein gesungen
Wohl über Berg und tiefes Thal:
Von Freuden singet uns die liebe Nachtigall.

Wie laut doch sang der Wächter an der Zinne:
„Nun wecke, Frau, weck auf dein Hausgesinde.
Weck auf, denn es ist an der Zeit,
Wahr deiner Ehr' und deinem Liebsten seinen Leib."

Jung war der Knab', es däucht der Schlaf ihn süße,
Das Mägdlein weckt ihn auf mit sanftem Grüßen.
Sie küßt ihn an den rothen Mund
Viel tausendmal aus treuer Lieb' im Herzensgrund.

„Steh auf, mein Lieb! ich seh' den lichten Morgen.
Wohl blieb' ich länger noch bei dir verborgen.
Nun kann es leider doch nicht sein:
Dort wehet her der helle lichte Morgenschein."

„O mein mein Lieb, dich hat dein Sinn betrogen:
Nicht ists der Tag, es kommt der Mond gezogen,
Nicht ists der Tag, auf meinen Eid!
Von dir zu scheiden bringt mir tiefes Herzeleid."

Das Mägdelein war jung, von klugen Sinnen.
Sie dachte: „Wie bring ich den Knaben hinnen?"
Sie ließ ihn nieder an dem Seil.
„Fahr hin und gebe Gott dir immer Glück und Heil!

Nun fahr dahin, und daß dich Gott behüte!
Mein Lieb, dein Scheiden trübt mir das Gemüthe.
Du hast mir Herz und Sinn benommen:
O weh, wann willst du wieder zu mir Armer kommen?"

„Hab ich das Herz dir und den Sinn benommen,
Gehab dich wohl, bald werd ich wiederkommen.
Gehab dich wohl, Herzliebste mein!
Mich scheidet nichts von dir; auf ewig bin ich dein."

In dem darauf folgenden bei Uhland (Nr. 80) beginnt der Wächter, die Liebenden nehmen Abschied und er gibt ihr beim Scheiden ein goldnes Ringlein; in der Schlußstrophe tritt die Nachtigall an Stelle des Wächters:

Frau Nachtigall sang überall
Wie sie schon immer hat gethan:
Da spürte man des Tages Schein.
„Wo nun zwei Lieb zusammen sein,
Die scheiden bald:
Der Tag scheint durch den grünen Wald."

In einem andern (Nr. 78) verheißt die Frau dem warnenden Wächter ein Ringlein, wenn er schweige; aber er muß seine Pflicht thun, sonst geht es dem Jüngling an's Leben. Dieser scheidet und besteigt sein Roß. Die Liebende aber ruft aus:

Wär nur des Tages Schlüssel mein,
Ich würf ihn in die Mosel hinein
Oder von der Mosel in den Rhein,
Sollt' er auch nimmer gefunden sein.

Mit einer Schilderung des anbrechenden Morgens beginnt eine Tageweise des Frankfurter Liederbuches[104]); in der zweiten Strophe singt der Wächter, dem Scheidenden blickt das Fräulein nach:

Behüt dich Gott, mein schönes Lieb,
Wo du gehst und stehst, da scheine hell der Morgen.

Am Schlusse bezeichnet sich als der, der diese Tageweise gemacht, ein Bergknappe, denn so sind wohl die Worte „In Schwarz will er sich kleiden" hier zu verstehen. Bergknappen geben sich auch als Dichter eines andern Tageliedes (Nr. 41), welches beginnt: „Es taget hell im Osten, der Mond scheint überall"; am Schlusse heißt es:

Wer ist's, der uns dies Liedlein sang,
Auf's neu gesungen hat?
Das haben zwei Berggesellen
In Annaberg der Stadt.

Wie in mehreren des Liederbuches der Hätzlerin führt sich der Dichter auch im Anfang ein[105]): „Ich hört ein Fräulein klagen." Das Wächterlied macht ihrem Glücke ein Ende, sie muß den Liebsten wecken und er scheidet mit den ähnlich in andern Volksliedern wiederkehrenden Worten:

---

104) Ambraser Liederbuch von Bergmann Nr. 179.
105) Uhland Nr. 87. Frankfurter Liederbuch Nr. 81.

Ach Scheiden, immer Scheiden,
Und wer hat dich erdacht?
Du hast mein junges Herze
Aus Freud' in Trauer bracht.
Du hast mein junges Herze
Aus Freuden bracht in Schmerzen;
Ade! ich fahr dahin.

Die Erweiterung der Situation finden wir auch hier: der Wächter singt in der ersten Strophe [106]) nicht ein Morgen-, sondern ein Abendlied beim Sonnenuntergang:

Die Sonne ist verblichen,
Die Sterne ziehn ihren Gang,
Die Nacht die kommt geschlichen
Mit Nachtigallensang.

Ein Liebender nähert sich ihm und bittet ihm Einlaß zu gewähren. Des Wächters Morgenlied mahnt die Glücklichen zum Scheiden: der Wächter auf der Zinne fieng an ein Lied zu singen, ein schöne Tageweis. In einem andern [107]) bittet der Knabe um Erhörung seiner Liebe und findet sie; das Lied schließt mit der Wächterstrophe, mit der sonst andre anheben:

Ist jemand hier verborgen,
Der gehe fort bei Zeit,
Daß ihn hier niemand finde
Wohl bei dem schönen Weib.
Ich seh' den Morgen dringen
Wohl über Berg und Thal.
Im Wald die Vöglein singen —
Du schönes Lieb! —
Dazu Frau Nachtigall.

Die Worte „du schönes Lieb" bilden den in jeder Strophe etwas veränderten Refrän. Diesem sehr ähnlich ist eine Tageweise

---

106) Frankfurter Liederbuch Nr. 58.
107) Uhland Nr. 81.

des Frankfurter Liederbuches (Nr. 202), die damit endet, daß der Liebende von seiner schönen Frauen ein Lied dichtet. Auch eine niederländische [108]) hat dieselbe Anlage: hier scheidet der Jüngling mit den Worten:

Ade, du allerliebste,
Ade, schön Blümelein.
Ade, du holde Rose!
Es muß geschieden sein.
Bis daß ich wiederkomme
Bist du die Liebste mein.
Das Herz in meinem Leibe
Gehört für immer dein.

Eine eigenthümliche Anlage zeigt ein deutsches [109]), wo der Liebende dem Mädchen Lilienblätter in's Fenster wirft und sie bittet ihn einzulassen; aber sie ruht schon in Liebchens Armen und er kann nur klagen, daß er nicht der glückliche ist.

Auch eine Probe des uneigentlich so genannten Tageliedes finden wir bei Uhland (Nr. 86), wo beim Scheine des Mondes, der manchen zum verheißenen Stelldichein ruft, der von der Geliebten getrennte Jüngling ein Lied „zu guter Nacht" singt.

Mehrere Volkslieder, die durchaus zur Klasse der Tagelieder gehören, haben vollständig epischen Inhalt, wie auch die ältesten Tagelieder uns epische Einkleidung zeigen und, wenn das Tagelied aus der Volkspoesie entsprang, diese ohne Zweifel die ursprüngliche ist. Ein niederländisches [110]) „Vrieskèn" beginnt mit der Wächterstrophe. Der Liebende wird in Frauenkleider gesteckt und entkommt unter dem Vorwande, er müsse vor der Burg waschen, aus der Pforte. Draußen steht sein Grauroß unter der Linde, auf der die Nachtigall singt; er reitet fröhlich von dannen. Da trifft er den Burgherrn, der die Kleider erkennt, ihn zum Kampfe fordert und

---

108) Weimar. Jahrbuch 1, 112. Uhland Nr. 82.
109) Uhland Nr. 85.
110) Uhland Nr. 129.

tödtet. Nun reitet der Ritter vor das Thor seiner Burg, klopft an und sagt, Brieslen sei davor. Die Frau öffnet, er fragt sie, wo sie ihre gewöhnlichen Kleider habe, und berichtet was geschehen sei.

Und hat der Friese verloren den Leib,
So bin ich ein elendig Weib
Und mit ihm will ich sterben.
Ich bitte Marien, die Jungfrau rein,
Mit ihm den Himmel zu erben.

Der tragische Ton, der hier in's Tagelied hineinklingt und der auf das herbe Scheiden der Liebenden ein noch herberes Schicksal folgen läßt, kehrt im Volksliede mehrfach wieder. Der Liebende weckt die Geliebte mit Gesange (Nr. 76): sie heißt ihn am Abend wiederkommen, und er kommt, aber er ist zum Tode verwundet; sie reißt den Umhang herab, um ihm die Wunde zu verbinden. Da zieht er von der Hand ein goldnes Ringlein; aber sie spricht:

„Was soll das rothe Gold mir,
Wenn ichs nicht tragen soll
Vor Rittern und vor Knechten?
Mein Herz ist Trauerns voll.“

Er nahm das rothe Ringlein,
Warf's in des Meeres Grund:
„So wenig du wirst gefunden,
So wenig werd ich gesund.“

Was zog sie aus der Scheide?
Ein Messer von Gold so roth;
Sie stach es durch ihr Herze,
That sich aus Liebe den Tod.

Nun fließe, Blut, nun fließe
Wohl in des Meeres Grund!
Es lacht nun nimmer wieder
Ihr rosenfarber Mund.

Gott wollte sich erbarmen
In solcher grossen Noth,
Er rief die zwei zum Leben
Und weckte sie vom Tod.

Der uns die Tageweise
Von neuem hat gemacht,
Das hat gethan ein Ritter
Zu tausend guter Nacht.

Ob die Wiedererweckung vom Tode das ursprüngliche sei, möchte ich bezweifeln; sie ist vielmehr wohl ein Zusatz des Umdichters. Den Tod des Jünglings kennt auch ein anderes Lied (Nr. 95), wo die Jungfrau den Geliebten mit ihren Händen begräbt und dann in's Kloster geht. Die tragische Geschichte von Pyramus und Thisbe, aber ohne Namen zu nennen, ist ebenfalls als Tageweise behandelt: beide sind in eine Königstochter und einen Grafen verwandelt [111]). Wir würden sie kaum hierher ziehen, wenn sich das Lied nicht ausdrücklich als Tageweise bezeichnete. [112]) Viel älter als dieses dem 16. Jahrhundert angehörende ist das Lied von Kerenstein, das in der Handschrift ebenfalls Tageweise genannt wird. [113]) Auch spielt der Wächter darin eine Rolle, aber im übrigen weicht die Anlage von den Wächterliedern wesentlich ab. Ein Bote wird vom Ritter an die Jungfrau gesendet und der Ritter von ihr am Abend unter die Burglinde beschieden. Er muß am Morgen scheiden, verheißt aber baldige Wiederkehr. Inzwischen hat der Wächter bemerkt, daß das Burgthor auf ist; der Herr von Kerenstein ahnt was geschehen und droht dem Wächter, wenn er bestochen sei, mit dem Tode. Der Wächter betheuert seine Unschuld:

Ist meine schöne Jungfrau
Mit einem andern hin,

111) Frankfurter Liederbuch Nr. 252.
112) Vers 2 und 128.
113) Uhland Nr. 89.

Das war ihr beider Wille;
Sie waren einander lieb.
Der Wächter an der Zinne
Der sang so wohl ein Tagelied.

Trauriger endet das Lied „Abendgang" (Nr. 90). Ritter und Jungfrau können nicht zusammenkommen; da macht sie einen Abendgang und vertraut dem Wächter, daß sie den Ritter beim Brunnen treffen wolle; wenn sie entschlafe, solle er sie mit einem Liede wecken. Sie kommt zu der Linde am Brunnen, auf der die Nachtigall singt und harrt dort:

Was singest du, Frau Nachtigall,
Du klein Waldvögelein?
Gott woll' ihn mir behüten,
Den Herzeliebsten mein.

Ein Zwerg, der sie bemerkt, entführt sie in die Höhle seiner Mutter; aber diese sendet ihn eilig mit ihr zurück und beschuldigt ihn, daß drei Menschen vor Tagesanbruch sterben müssen, habe er zu verantworten. Als sie wieder zum Brunnen kam, da lag der Ritter erschlagen; sie zieht sein Schwert und stürzt sich hinein.

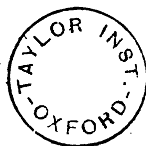
Und als es morgens tagte,
Der Wächter hub und sang:
Mir ward in meinem Leben
Noch keine Nacht so lang,
Als diese Nacht mir hat gethan.
O reicher Christ von Himmel,
Wie soll es mir ergahn?

Das hört die Königin und macht ihren Gemahl aufmersam; die Burg wird durchsucht, aber die Tochter nicht gefunden.

Sie ließen den Wächter fahen,
Sie legten ihn auf den Tisch.
In Stücke that man ihn schneiden
Wie einen Salmenfisch.
Und warum thaten sie das?
Daß sich ein andrer Wächter
Soll hüten desto baß.

Es bleibt noch übrig von den Umdichtungen zu reden, die das deutsche Tagelied ähnlich wie das provenzalische erfahren. Wir sahen, daß das ritterliche Tagelied schon im 13. Jahrhundert zu manchen spottenden Bemerkungen Anlaß gab. So konnte es nicht ausbleiben, daß es wirklich parodirt wurde und zwar am frühesten von dem Dichter, dessen Tadel wir oben mittheilten, von Steinmar, der statt des Ritters und der Edelfrau einen Knecht und eine Dirne wählt.[114])

Ein Knecht der lag verborgen,
Bei einer Dirn er schlief,
Bis an dem lichten Morgen
Gar laut der Hirte rief:
Wohl auf! laß aus die Heerd!
Darob erschrak die Dirne
Und ihr Geselle werth.




Und dem entsprechend ist auch die Schilderung im folgenden derber und niedriger.

In einem Gedichte des Liedersaales (3, 305) fragt der Dichter eine Jungfrau, ob nur ein Ritter Frauen um Minne bitten dürfe oder auch ein edler Knecht? Er habe oft in Tageliedern singen hören, wie ein Ritter des Morgens von seiner Fraue geschieden; von einem Knechte aber habe er dergleichen nicht vernommen. Die Jungfrau antwortet, es komme nicht auf die Sporen, sondern auf edles Thun an, und erzählt als Beleg eine Geschichte von einem Knappen. Hier ist nun keine Parodie beabsichtigt; aber wer sich mit dem Gedanken beschäftigt, daß auch ein Knappe im Tageliede seine Stelle haben könne, ist nicht mehr weit von dem Standpunkte, den wir jüngere Dichter, den wir schon Steinmar einnehmen sehen. Eine beißende Bemerkung macht der Teichner in dem Gedichte von der Magenfreude:[115]) ihr Herren, merkt eben: es ist

114) Liederdichter 76, 100.
115) Karajan, Anmerkung 291 a.

gar eine harte Zeit, wo Lieb bei Liebe liegt und haben Morgens nichts zu essen. Da sprach die minnigliche: was du leidest Ungemach, des mag dich mein rother Mund wohl ergötzen alle Stund. Da sprach ich: bei dem Ergötzen muß ich alles versetzen. Heinrich Wittenweiler[116]) schildert den Morgen nach der Hochzeit eines Bauern und einer Bäuerin und führt dabei ein Bruchstück eines ohne Zweifel älteren Tageliedes an:

Als nun der lichte Tag anbrach,
Der Wächter an der Zinne sprach:
Wer ruht beim Lieb in Seligkeit,
Der mach sich auf, denn es ist Zeit,
Die Sonne hat den Morgenstreit
Mit Kräften überwunden.
Der Mond entweicht, ich weiß nicht war,[117])
Die Sterne sind verblichen gar,
Die Nacht der Still' ist worden bar,
Das spür ich an den Stunden.
Et cetera, das sang er gar.

Der Wächter an der Zinne kann im Bauernhause natürlich nur Ironie sein. In der Rede von der Graserin[118]) schildert der in die Graserin verliebte, wie er den Winter mit ihr verlebt:

So vertreib ich den Winter lang
Und acht nicht auf des Wächters Sang,
Wie die die pflegen hoher Minne.
Die wenden alle ihre Sinne,
Wenn der Wächter ruft den Tag,
Wie sie verborgen durch den Hag
Kommen in dem Dunkel hin.
Der Sorgen ich entladen bin,
Ich schlaf ohn alles Sorgen,
Denn mich weckt am Morgen

116) Ring, ed. Bechstein S. 189, 29.
117) war, wohin.
118) Altdeutsche Gedichte von Keller 9, 6.

Des Wirthes Schwein in dem Mist,
Wenn es an meiner Zeit ist,
Dann grunzt es gen dem Tage.

Auch in den geistlichen Schauspielen finden wir nicht selten das Tagelied verspottet. So sagt in einem der Knecht des Salbenhändlers: „Mein Liebster, es ist nah am Tage, ein Esel sollt einen Sack tragen: hier ist nirgend keiner mehr“: an einer Stelle, wohin die deutliche Beziehung auf das Tagelied nicht sonderlich paßt [119]). In dem Redentiner Spiel (1464) singt der Wächter am Grabe Christi den Anfang eines niederdeutschen Morgenliedes [120]).

Wake, ridder kône!
tuschen Hiddensé und Mône
dâr sê ik wol twê,
de vlêten an der wilden sê
an ênem korve, dunket mi.
ridder gemeit, nu ware bi.

Und an einer andern Stelle desselben Spieles singt der Wächter nochmals: [121])

Wacht, Ritter, es ist balde Tag,
Den Morgenstern ich sehen mag.
Es thauet in der Aue sehr.
Nun, Ritter, schlaf nicht länger mehr.
Wo ein Ritter läge warm
An der Herzgeliebten Arm,
So könnt ich nicht darüber klagen,
Wenn sie im Neste länger lagen,
Denn es wäre Morgen.
Nun liegt ihr ohne Sorgen:
Steht auf! schön ist der Morgen.

---

119) Mone, altteutsche Schauspiele S. 130.
120) Mone, Schauspiele des Mittelalters 2, 40, 205.
121) Ebenda 2, 60, 758.

Die Ironie tritt deutlich in den folgenden Zeilen zu Tage: „Wollt ihr den ganzen Tag schlafen? Die Sonne mag euch auf den Pelz scheinen! Unsere Bürgermädchen haben schon gefüttert ihre Schweine. Ich darf euch nicht mit dem Horne pfeifen: man muß wohl nach dem Glockenschwengel greifen."

Auch außer diesen spottenden Beziehungen fehlt es nicht an wirklichen Parodien, wie schon Steinmar sie versuchte. Das „Kühhorn" des Mönchs von Salzburg [122]) schildert das Zusammensein von Knecht und Dirne:

Die kriegen Zorn,
Wenn man sie wecket mit dem Horn
Und erschrecket in dem Haus,
Wenn der Hirte schreit:
Ho: treib aus, hoho! es ist Zeit!
Sie erwachet nach der Müh:
Unbesachet [123]) sind die Küh.

Sie: Ich muß hin, mein Trautgesell;
Ich habe hier zu lang gesäumt bei dir.

Er: Trautgespiel, nein, nicht so schnell,
Geh's wie es wolle, scheide du von mir.

Sie: Die Kühe sind noch ungemolken,
Drum will ich fort von hier:
Blieb ich zurück, bei all dem Volke
Wärs eine Schande mir.

Er: Herzenstrost, ich merke schon,
Daß du mir bist ein ungetreues Weib.

Sie: Ich verlöre Dienst und Lohn:
Drum wisse Gott, daß ich nicht länger bleib'.
Gehab dich wohl, ich komm zurücke
Sobald ich irgend kann:
Dann freun wir uns an unserm Glücke,
Herzallerliebster Mann.

---

122) Fundgruben 1, 338.
123) Unbesorgt.

Auch Oswald von Wolkenstein, der, wie wir sahen, wirkliche Tagelieder dichtete, hat daneben eine Art Parodie (Nr. 39): die faule Magd wird von ihrer Frau geweckt und spricht:

Frau, ich mag
Nicht; noch ist es fern dem Tag.
Nun wohl, wann soll ich voll
Schlafen mir genug?

Sie hat den Kunz bei sich „aus dem edlen Zillersthal“ und kann sich von ihm nicht trennen.

In dem uneigentlich so genannten Tagelieде schon der Provenzalen fanden wir die Situation, daß der Liebende sehnend den Morgen erwartet. Dies ist parodiert in einem Volksliede [124]), wo eine Frau an der Seite des ungeliebten alten Mannes den Morgen heransehnt:

Ei ist es Tag oder will es balde tagen?
Oder will die lange Nacht
Nimmermehr ein Ende haben?

Endlich sei erlaubt eine humoristische Parodie anzuführen, die den Titel führt „eine Tageweise von Läusen“ [125]), in welcher der schlafende den Wächter anruft und fragt, ob es nicht bald Tag sei:

Ach Wächter, mein Geselle,
Wann ist es wieder Tag,
Daß ich den Läusen entrinne,
Sobald ich irgend mag?

Größere Bedeutung als diesen humoristischen Parodien haben die geistlichen Umdichtungen, denen wir schon bei den Provenzalen um 1200 begegneten. Den frühesten Versuch in der deutschen Poesie finde ich bei Reinmar von Zweter, der in einer Strophe die Auferstehung Christi besingt: [126])

124) Uhland Nr. 84.
125) Hätzlerin 21.
126) Minnesinger 2, 217 a, 223.

Wache, Christ, es will nun tagen:
Zweimal hat der Hahn gekräht, ich wills euch wahrlich sagen.
Es nahet schon dem Morgen, daß der Herr will rächen all sein Leid.

Nur hat der Dichter nicht, was sonst üblich, die Melodie eines weltlichen Tageliedes untergelegt, sondern nur die Idee benutzt und in seiner für allen möglichen Inhalt verwendeten Strophenform verarbeitet.

Aber auch eine wirkliche geistliche Tagweise noch aus dem 13. Jahrhundert hat sich erhalten [127]), deren erste Strophen also lauten:

Heilger Wächter, nun erwecke
Der Welt Minner überall,
Eh daß sie der Tag erschrecke,
Der durch die Fenster in den Saal
Mit gemeinem Tode bricht
Und ihnen ins Auge blicket.
Der Welt Minner, säumt euch nicht,
Zum Scheiden euch anschicket!

Laßt euch nicht ihr Minnen dauern,
Innen giftig ist die Braut:
Ihre Süße wird zum Sauern;
Ward sie einem Mann vertraut,
Sie vergalt es ihm mit Schaden,
Drum meide sie, Geselle;
Dem Leibe lohnet sie mit Maden,
Der Seele mit der Hölle.

Im vierzehnten Jahrhundert werden die Belege wirklich gesungener geistlicher Tageweisen häufiger. Die Limburger Chronik berichtet zum Jahre 1356 [128]): In dieser Zeit sang man das Tagelied von der heiligen Passion, und war neu und machte es ein Ritter. Der Anfang wird mitgetheilt:

---

127) Minnesinger 3, 428 b.
128) Rossel, S. 32.

O starker Gott, all unsre Noth
Befehlen wir in dein Gebot.
Laß uns den Tag mit Gnaden überscheinen.

Aber diese Verse enthalten auch alles, was den Namen Tageweise rechtfertigte. Im Uebrigen ist es ein Bußlied, wie die ernste Stimmung der damaligen Zeit mehrere hervorbrachte. Als Verfasser wird hier ein Ritter bezeichnet; eine andere Quelle nennt bestimmter den Grafen Peter von Arberg[129]), dem ein in derselben Strophenform gedichtetes weltliches Tagelied beigelegt wird[130]). Dieser Graf hat auch eine zweite geistliche Tageweise verfaßt[131]), die ebenfalls ein Bußlied ist:

Ich Wächter sollte wecken
Den Sünder, der da schlummert sehr,
Auf daß er müßt erschrecken
Aus seiner Sünden Schein.
Es nahet schon dem Morgen,
Daß Gott der hochgelobte hehr
Seufzend begann zu sorgen
Um seines Todes Pein.

Eine Ermahnung also zu wachen, ehe der Tod den sündigen Menschen überrascht, eine offenbare Uebertragung des weltlichen Verhältnisses. Von namhaften Dichtern haben, so viel wir wissen, sonst noch geistliche Tagelieder gedichtet Graf Hugo von Montfort, der auch weltliche verfaßte[132]), und Heinrich Laufenberg, Geistlicher zu Freiburg im Breisgau. Das Tagelied Hugo's erinnert nur durch die Anrede des Dichters an den Wächter daran, daß ein Tagelied gemeint ist.

Wächter, mir hat ein Traum geträumt,
Danach hab ich gedacht,

---

129) meine Meisterlieder Nr. 181; vgl. Mones Anzeiger 1, 25.
130) Ebenda Nr. 182.
131) Ebenda Nr. 180 und Anmerkung.
132) Wackernagels Lesebuch (1839) Sp. 949.

Wie ich mit Dichten mich versäumt:
Das hat die Lieb' gemacht.
Mein Lieb will haben süße Wort',
In Reimen schön gemessen:
Der Maie war ihr höchster Hort,
Des konnt sie nie vergessen.

Aber der Dichter fühlt Reue über das weltliche Singen: von nun an wolle er nichts weltliches mehr dichten. Heinrich Laufenberg hat am Anfang des 15. Jahrhunderts eine Menge geistlicher Lieder, zum Theil nach weltlichen Weisen, verfaßt. Darunter ein paar Tagelieder; das eine beginnt: 133)

Steh auf und siehe Jesum rein,
Mit seiner Gnad aufdringen.
Er weckt uns allesammt gemein
In seines Vaters Reich allein:
Mit Freud' uns da gelinge.

Schläfst oder hast du ihn gehört?
Das sollst du ihm verkünden.
Er will dir helfen hier und dort,
Er ist es, der die Sünde stört
Mit ihren argen Fünden.

Ohne Zweifel ist hier ein weltliches Tagelied untergelegt: vieles im Ausdruck erinnert bestimmt daran. Ebenso bei dem andern 134):

Steh auf, du Sünder, laß die Klag'
Und sei in Gnaden munter.
Die Nacht erleuchtet hell den Tag.
Hör was ich sag,
Hör Wunder über Wunder!
Richt auf dein Herz und blas dein Horn,

---

133) Hoffmanns Kirchenlied Nr. 222.
134) Mones Anzeiger 1, 46. Wackernagel, Kirchenlied S. 625.

Thu auf die Augen heiter.
Heut Nacht ist dir ein Kind geborn,
Das ohne Zorn
Zum Himmel ist ein Leiter.

Die meisten aber sind uns namenlos überliefert: in zweien, die noch dem 14. Jahrhundert angehören, wird Mariä Verkündigung behandelt. Das eine ist unter dem Namen Regenbogens in meinen Meisterliedern (Nr. 75) gedruckt, rührt aber wohl kaum von ihm her; es beginnt:

Ein edel Fürste Boten sandte,
Da sich sein reiner Muth hinwandte,
Zu einer keuschen Jungfrau klar.
Sanct Gabriel der kam fürwahr
Und sprach also:
„Gott grüß dich, werthe Jungfrau reine, u. s. w.

Die Verkündigung, die Geburt und Christi vollständige Leidensgeschichte wird in 13 langen Strophen (zusammen 234 Zeilen) erzählt. Daß das Ganze ein Tagelied ist, lehrt nicht nur die Ueberschrift, sondern auch der Refrän, der immer lautet:

Wächter, nun lug zum Fenster aus, ob du nicht siehst des Tages Schein;

und nur in der letzten Strophe so verändert ist:

Wächter, nun lug zum Fenster aus. Auf gieng des lichten Tages Schein.

Das Botensenden ist wie in dem oben erwähnten weltlichen Volksliede, die Jungfrau Maria läßt Gott ein, wie ein weltliches Mägdlein den Geliebten, und von diesem Anfang ist der Refrän und die Benennung des Ganzen entnommen. Der Dichter schließt mit Ermahnungen an den Sünder.

Ganz ähnlich im Eingang ist eine dem Mönch von Salzburg beigelegte Tageweise [135], welche beginnt:

---

135) Minnesinger 3, 468 u. Erlösung S. 296.

Marien ward ein Bote gesandt
Vom Himmelreich in kurzer Stund,
Herr Gabriel war er genannt.
Er grüßte sie aus seinem Mund:
„Ave Maria, Königin rein,
Von Gott sollst du gegrüßet sein."
Das war ein seliglicher Fund.

Der Anlaß zur Benennung ist also derselbe; aber auch im weitern Verlaufe ist die Idee des Tageliedes beibehalten, mit der achten Strophe hebt des Wächters Lied in der Christnacht an:

Herr Gott, Herr Gott, was mag das sein?
Zu Jerusalem ein Wächter sang.
Ich sehe lichten klaren Schein
Aus Feuers Röthe sonder Wank.
Es ist, als brenne Bethlehem,
Ich kann den Schein ganz nahe sehn:
Das räth mein Sinn und mein Gedank.

Ein alter Jude fragt ihn, was er sehe; der Wächter berichtet nun von den drei Königen, die das Christkind unter der Leitung des Sternes suchen: auch Herodes vernimmt davon. Es folgt die Anbetung, die Rückkehr der Könige und der bethlehemitische Kindermord, aber das Ganze endet nach 36 Strophen mit einem Et cetera ohne wirklichen Abschluß; was darauf hinzudeuten scheint, daß noch mehr kommen sollten.

Auch ein Weihnachtslied in einer S. Gallener Handschrift [136]) scheint seiner Anlage nach ein Tagelied.

Ein reine Maid verborgen lag
Bis auf den heilgen Weihnachtstag
Zu Bethlehem bei einem Fürsten milde,

denn nachher heißt es:

Der Tag her durch die Wolken brach,
Die Nacht die mußt von hinnen.

136) Mone 2, 278.

Als sie den Jüngling nun ansach,
Gar lieblich sie zu ihm da sprach:
Du bist mein Trost, ich deine Dienerinne.

Die gewöhnliche Situation des Tageliedes, die aber hier in sehr sinnlicher und üppiger Weise wie kaum in weltlichen Liedern dieser Gattung ausgemalt wird.

Besonders anziehend ist es, wenn wir im Stande sind, die Umdichtung mit dem Originale zu vergleichen. Der Art ist eins von Lauffenberg:[137])

| Weltlich. | Geistlich. |
|---|---|
| „Es taget in dem Osten, | Es taget minnigliche |
| Die Sonn scheint überall: | Die Sonne gnadenvoll: |
| So weiß mein wunderschönes Lieb, | Jesus vom Himmelreiche |
| Wo es mich führen soll." | Uns wohl behüten soll. |
| „Wohin soll ich dich führen, | Wohin willst du mich weisen, |
| Gut Ritter hochgemeit? | Jesus, mein Lieb gemeit? |
| Ich lieg an Liebes Arme | Daß ich dein Lob mag preisen |
| Und bin beschlossen drin rc." | Mit ganzer Stätigkeit rc. |

Unter seinen Liedern steht auch ein anderes, wahrscheinlich aber älteres[138]), dessen weltliche Fassung vielleicht das oben mitgetheilte Lied „Wie laut so sang der Wächter an der Zinne" war, wiewohl die Strophenform abweicht. Es ist eine Paraphrase der zehn Gebote und beginnt:

„Wie laut so sang der Lehrer auf der Zinne:
Wer nun in schweren Sünden liegt,
Der mag sich wohl besinnen,
Daß er bei Zeit zu Gott sich kehr,
Eh ihm der Tod den Weg verwehr:
Das rath ich ihm in Minnen.[139])

137) Hoffmanns Kirchenlied Nr. 230. Vgl. Mones Anzeiger 4, 455.
138) Hoffmann S. 375. Horae belgicae 10, 246. 248.
139) Eine andere Umdichtung bei Wackernagel Nr. 798.

Ein anderes beginnt in weltlicher Fassung „Aus hartem Weh klagt sich ein Held“, in welchem der Liebende die Vermittelung des Wächters nachsucht, von ihm eingelassen wird, aber durch des Wächters Warnelied geweckt bei Zeiten am Morgen scheidet.[140] Die erste Strophe lautet in beiden Fassungen:

| Weltlich. | Geistlich. |
|---|---|
| Aus hartem Weh klagt sich ein Held, | Aus hartem Weh klagt Menschengeschlecht, |
| In strenger Hut verborgen: | Es stand in großen Sorgen: |
| Ich wünsch ihr Heil, die mir gefällt; | Wann kommt der uns erlösen möcht? |
| Komm, schier, lös mich aus Sorgen. | Wie lang liegt er verborgen? |
| O weiblich Bild, wie schläfst so lang? | O Herre Gott, sieh an die Noth! |
| Willst solche Klag' nicht hören? | Zerreiß des Himmels Ringe! |
| Laß dich erwecken meinen Sang, | Laß wecken dich dein einig Wort |
| Schick dich zu lieblichem Empfang, | Und laß herab ihn bringen, |
| Dein Lieb will mich bethören. | Den Trost ob allen Dingen. |

In dem geistlichen wird dann wie in den früher erwähnten Gabriels Sendung an Maria berichtet; es schließt mit der Geburt Christi. In derselben Handschrift vom Jahre 1528, die ehemals den Brüdern Brentano gehörte, stehen noch mehrere. Das sehr bekannte Volkslied „Ich stand an einem Morgen“ wurde folgendermaßen geistlich gewendet:[141]

| Weltlich. | Geistlich. |
|---|---|
| Ich stand an einem Morgen | Ich stand an einem Morgen |
| Heimlich an einem Ort: | Heimlich auf einem Ort: |
| Da hatt ich mich verborgen. | Da hatt ich mich verborgen. |
| Ich hörte kläglich Wort | Ich hörte kläglich Wort |
| Von einem Fräulein hübsch und fein, | Von Seel und Leib in großer Pein. |
| Das stand bei seinem Buhlen: | Die Seele sprach zum Leibe: |
| Es mußt geschieden sein. | Es muß geschieden sein. |

140) Wackernagel Nr. 181 a und S. 840.

141) Uhland Nr. 70. Hoffmann Nr. 221.

„Herzlieb, ich hab vernommen,
Du willst von hinnen schier;
Wann willst du wieder kommen?
Das sollst du sagen mir."
„Merk, feines Lieb, was ich dir sag!
Mein Zukunft thust du fragen,
Weiß weder Stund noch Tag."

„Das hab ich wohl vernommen,"
Der Leib antwortet schier:
„Wann willst du wieder kommen?
Das sollst du sagen mir."
Die Seele sprach aus großer Klag':
„Auf mich sollst du nicht warten
Bis an den jüngsten Tag."

Die nächsten Strophen weichen mehr ab: hier behandelt der geistliche Dichter den Stoff ganz frei. Das beliebte Lied wurde aber noch mehrfach geistlich gewendet;[142]) so die erste Strophe folgendermaßen:

Ich stand an einem Morgen
Heimlich an einem Ort;
Da hatt ich mich verborgen,
Ich hörte kläglich Wort
Von einem jungen stolzen Mann;
Der Tod der kam geschlichen,
Griff ihn gewaltig an.

Das oben erwähnte „Wach auf mein Hort"[143]) dichtete Hermann Vespasius (1571) niederdeutsch um als Gespräch Christi und des Sünders.[144]) Ein anderes geistliches beginnt: „Wach auf mein Hort so schöne" und ist auch Umdichtung,[145]) von Martin von Reutlingen noch vor der Reformation verfaßt und zu Ehren Marias gewendet.

Weltlich.

Wach auf, meins Herzens Schöne,
Zart allerliebste mein!
Ich hör ein süß Getöne
Von kleinen Waldvöglein
Die hör ich lieblich singen,
Ich mein, ich seh des Tages Schein
Von Orient her dringen.

Geistlich.

Wach auf, mein Hort so schöne,
Du allerliebste mein!
Ueber alle Himmelsthröne
Bist du ein Kaiserin,
Maria, Jungfrau reine,
Erhör die frommen Diener dein;
Du bist ihr Trost alleine.

---

142) Wackernagel Nr. 675—677.
143) Frankfurter Liederbuch Nr. 252.
144) Wackernagel Nr. 679.
145) Wackernagel Nr. 179, und S. 839.

Eine zweite Umdichtung desselben Liedes rührt von Hans Sachs her [146]) und handelt von dem Worte Gottes.

Wach auf, mein Herzen Schöne,
Du christenliche Schaar,
Und hör das süß Getöne,
Das rein Wort Gottes klar,
Das jetzt so lieblich klinget;
Es leuchtet wie der volle Tag
Durch Gottes Gür' her dringet.

Von einem andern [147]) „Was je die Welt versuchet in Wollust und in Freud" scheint das weltliche Original nicht bekannt zu sein. In der erwähnten Handschrift der Brüder Brentano findet sich mit der Jahreszahl 1527 ein Lied von Sanct Sebastians Leben und Tod, nach dem Tone gedichtet: „O daß ich könnt von Herzen Singen ein Tageweis." Daß das erwähnte Lied ein weltliches Tagelied war, wird wahrscheinlich aus einer vermuthlich damit stimmenden geistlichen Umdichtung in einer Wiener Handschrift des 15. Jahrhunderts [148]), welche beginnt:

Göttlich so will ich singen
Mit Lust ein Tageweis:

wiewohl ich nicht mit Sicherheit sagen kann, daß sie sich decken. Der erwähnte Sebastian ist aber auch in dem Tone „Es wohnet Lieb bei Liebe" gedichtet, und das war eine Tageweise, denn in einer andern Umdichtung [149]), die von den zehn Geboten handelt, wird sie ausdrücklich als solche bezeichnet: Ein hübsch Lied von den zehn Geboten in der Tagweise: „Es wohnet Lieb bei Liebe, das bringt groß Herzeleid"; aber diese Umdichtung hält sich nur an die Melodie, ist nicht zugleich eine geistliche Umgestaltung eines weltlichen Textes.

146) Wackernagel Nr. 240.
147) Hoffmann S. 383.
148) Hoffmanns Verzeichniß S. 185.
149) Hoffmanns Kirchenlied S. 222.

Wir sind damit zum Volksliede, zur volksthümlichen Tageweise zurückgekehrt. Indem dieses das ritterliche Tagelied in sich aufnahm, hat die Dichtungsart, die wir betrachten, ihren Kreislauf vollendet; denn auch das ritterliche hatte vom Volksliede seine erste Anregung empfangen, war von ihm ausgegangen: ein Kreislauf, wie ihn die Geschichte nicht selten darbietet. Mit demselben ist aber das Leben des Tageliedes zu Ende; das 16. Jahrhundert, in dem die Traditionen des Mittelalters noch nachklangen, dichtete auch noch Tagelieder, weltliche wie geistliche, in volksthümlichem Style; das jüngere Volkslied hat wohl manche bewahrt, aber kaum neue hinzugedichtet. Zwar singt es noch heut von Scheiden und Meiden der Liebenden, dem uralten Grundton der Lyrik, aber nicht mehr von der besonderen Situation, welche das Wesen des höfischen Tageliedes bildet.

---

„Wann du zu Nürnberg wärest, so gäb' man dir die wal."

Sprichwörtliche Redensart im XVI. Jahrhundert.

Von

D. A. A. Ruta...

---

Wer kennt nicht die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten:

„Nürnberger Hand geht durch alle Land"

oder: „Nürnberger Witz und künstliche Hand
Sich Wege sucht durch alle Land."

dann: Nach dem Nürnberger Recht hängt man den Dieb nicht eher als man ihn hat;

des Nürnberger Trichters nicht zu gedenken.

Weniger bekannt dürften die Redensarten sein:

Was geht mich Nürnberg an? habe kein Haus darin;

und: Wäre Nürnberg mein, so wollt' ichs zu Bamberg verzehren.

Ganz aus dem Volksmunde verschwunden ist dagegen die Redensart:

Wann du zu Nürnberg wärest,
So gäb man dir die Wahl.

So steht sie in einem Gedichte „des Weibes Tücke" vom Grafen Gottfried Wernher von Zimmern, um 1514 verfaßt. Aber auch in den Schriften des zu seiner Zeit ungemein populären Thomas Murner erscheint sie zweimal. In seiner „Narrenbeschwörung" heißt es:

„In nürenberg ließ man in die wal
Hie ließ man sie den ritten (lebrem) bey,
Ee das man geb den val davon.“

und in seiner Schrift „Von dem grossen Lutherischen Narren,“ sagt er:

Wer eine freie wal begert,
Dem gibt man sie zu Nürenberg,
Wie er wil schlecht oder zwerg.

Mit der Redensart scheint nun auch deren Verständniß verschwunden zu sein. Was will sie sagen?

Man erkennt leicht, daß sie bedeuten soll: hier zu Lande verlangen Sitte und Gesetz dieses; in Nürnberg aber ließe man dich deßhalb ungezwungen und dein Wille könnte frei verfügen; oder ungefähr trifft der Sinn überein mit den alten νόμος καὶ χώρα, lex et regio.

Dies zu wissen befriedigt jedoch keineswegs; man will auch den Grund oder die Veranlassung kennen, warum so zu sprechen beliebt wurde. Einen Versuch, diese Frage zu beantworten, hat der gelehrte Nürnberger Waldau in seiner Schrift über Thomas Murner (Nachrichten von Thomas Murner's Leben und Schriften, Nürnberg, 1774. 8.) gemacht. Zur ersten oben angeführten Stelle bemerkt er zwar noch: „Ein Kenner unserer vaterländischen Geschichte wird vielleicht diesen Umstand verstehen, den ich aller angewandten Mühe ohngeachtet nicht deutlich machen kann.“ Zur andern Stelle fügt er jedoch die Erklärung bei: „Außer Zweifel zielt Murner darauf, daß man damals im Anfange der Reformation bei uns (in Nürnberg) sagte, man lasse den Klosterpersonen die Wahl, ob sie im Orden bleiben, oder aus demselben gehen und die evangelische Lehre annehmen wollten, sie aber doch zwang, theils lutherische Prediger anzuhören, theils ihr Kloster zu verlassen, wowider auch Pirkheimer in Betreff seiner Schwester geeifert“ (vgl. Will, Nürnb. Gelehrten-Lexikon, III, 198). Hier nun glaubt Waldau den historischen Schlüssel für diese räthselhafte Redensart gefunden zu haben. Allein der sonst wackere Gelehrte hat diesmal fehlgeschossen; denn

wenigstens die erste Stelle Murners ist einer Schrift vom Jahre 1512 entnommen, da die Reformation noch schlief, und um zur sprichwörtlichen Redensart, die gang und gäbe war, geworden zu sein, muß das Jahr ihrer Geburt noch früher angesetzt werden. Auch der Ursprung des Zimmern'schen Gedichtes, in welchem diese Redensart erwähnt wird, fällt vor die Reformation. Mit dieser steht folglich unser Sprichwort entschieden in gar keiner Berührung, so wenig als das „Jällin buck dich, du muoßt in ofen"! welches man von dem Bildersturme der Reformatoren herleiten wollte, das aber gleichfalls bei Murner schon 1512 erscheint, und von Fischart nur auf das Verbrennen der Heiligenbilder in Basel angewendet wird, wo er sagt: „samt dem Jekel mußt in ofen!"

Um den Ursprung dieser Redensart zu entdecken, ist ein anderer Weg einzuschlagen. Es giebt nämlich eine Redefigur oder einen rhetorischen Tropus, dem zufolge man etwas Einzelnes für das Allgemeine oder etwas Concretes für das Abstrakte zu setzen pflegt. So spricht Murner auf ähnliche Weise von der seltsamen Sitte eines Ortes, da man demjenigen, der sein Gut verpraßt habe, wieder anderes gebe, wo er, um das Märe heimisch zu machen, es zu localisiren, beifügt: „ich glaub, das man's zu Nürnberg tut." Von einer andern Lächerlichkeit meldet derselbe Murner sogar kühn: „zu Nürnberg tet das jedermann".

Um Begebenheiten lebhaft darzustellen, trieb ein inneres Gefühl, sie an hervorragende Personen, wie an Till Eulenspiegel, oder an berühmte Städte wie Nürnberg, und berüchtigte Orte, wie Schilda zu knüpfen. Das Sprichwort: „Die Herren von Nürnberg hängen keinen, sie haben ihn denn (Simplicissimus), wird anderwärts in Städte verlegt, die man näher im Auge hat, oder das Generale wird zum beliebigen Specialen gemacht.

Fassen wir die erste Stelle Murners:

„Im todt wendt sie och hon den sal;
Zu nürenberg ließ man in die wal;
Die ließ man sie den ritter hon,
Er daß man geb den fut davon".

näher in's Auge, so giebt der Zusammenhang unserer Redensart die Bedeutung: „In Nürnberg läßt man die Leute vorher sterben, bevor man die Todessteuer von ihnen verlangt, näherhin, man läßt sie dort vorher den ritten (Fieber) haben, d. h. man läßt sie den Tod durch Krankheit oder eines natürlichen Todes sterben.

Nun läuft eine alte Sage im Volksmunde um, daß man einem Missethäter, welcher zum Tode verurtheilt war, aus besonderer Gnade die Wahl ließ, sich eine beliebige Todesart zu erkiesen. Der arme Mann erkor sich nun den Tod durch Alter oder Krankheit, und man mußte ihm sonach, sollte das Gnadenwort nicht schnöde gebrochen werden, die getroffene Wahl lassen und bestätigen, trotz der langen Gesichter, die es dabei absetzte. Wenn nun einst, da Grenznachbarn einander in Schimpf und Glimpf mehr neckten, denn heut zu Tage, irgend ein lustiger Kauz den wahrscheinlich nur ersonnenen Vorfall nach Nürnberg verlegte, so that diese Märe, wie jene von der Päbstin Johanna, die nachhaltige Wirkung, wie ein wirkliches Factum.

Und so scheint in der That vor 400 Jahren geschehen zu sein, daß man die Sage von der freien Wahl der Todesart in die Stadt Nürnberg verlegt hat, um diesem irrenden Gaste eine bleibende Heimat zu verleihen; woraus dann zu begreifen und zu erklären ist, daß vielgelesene Dichter und Schriftsteller sich der Redensart:

„Zu Nürnberg ließe man dir die Wahl!

mit der Zuversicht, überall verstanden zu werden, bedienen konnten.

Bei Gottfried Wernher von Zimmern folgt auf die Worte:

„Wann du zu Nürnberg wärest,
So gäb man dir die wal";

noch der Nachsatz:

Man tuet's aber nit überall,
Daß man die schaf sengt —"

was bedeuten soll: man thut es gar nirgends in der Welt, weil die Wolle dadurch verloren gienge, so wenig, als man eigentlich einem Verbrecher die ganz freie Wahl der Todesart anheimstellt, wodurch er die Gelegenheit bekäme, die Strafe überhaupt zu umgehen und aufzuheben. Die Redensart bezeichnet somit so viel, als wenn wir heute sagen: „man thut's aber nicht überall, daß man den Wein in die Schuhe gießt", oder „es geschicht nicht überall, daß man den Pumpernickel in der Kirche singt."

# Ueber Shakespeare's Macbeth.

Von

Dr. Heinrich Wölffel.

---

Alle großen Tragödien Shakespeare's zeigen eine solche Tiefe des Hintergrundes, eine so weit tragende Ferne der Perspective, daß die Bedeutung der Vorgänge, die sich vor unsern Augen wie auf der Bühne der Gegenwart begeben, hinausreicht in alle Ferne der Vergangenheit wie in alle Weite der Zukunft menschlichen Daseins. Beschränkt man diesen Hintergrund, so werden alsbald alle Schildereien und Figuren des Vordergrundes, und namentlich die Charaktere der Hauptthelden des betreffenden Drama's völlig unverständlich, weil sie überall und nach allen Seiten das Maß der engen Umgränzung überschreiten. So haben wir uns für das Verständniß Hamlets, Lears und Timons die Perspective höchster Bestimmung des Menschenlebens, für Cäsar und Coriolan aber die politische Gesichtsferne eröffnen müssen. Auch für Macbeth, diese Tragödie des Grausens und Entsetzens, in der selbst jedes unbefangene Wort, den Sprechern unbewußt, von ahnungsvoller ominöser Schwere ist, wo Gräuelgedanken und verbrecherische Thaten wie Blitz und Donner sich folgen, wo „die Nachtseite der Natur" selbst aufbricht, und aus ihrem finstern Grunde die verlockenden Dämonen der Lüge und des Mordes entsendet, um der Bosheit und dem Entsetzen in der Brust des Menschen ihre Schwingen zu leihen, daß die Handlung des Stückes Frevel auf Frevel wie Ein gewaltiger Orkan des Verderbens dahinbraust, bis sie sich sammt ihren Trägern in den höllischen

Abgrund des Wahnsinns und der Verzweiflung stürzt — auch diese furchtbarste aller Tragödien bedarf zu ihrem vollen Verständniß eines weit tieferen Hintergrundes, als das blos persönliche Geschick des großartigen Verbrechers ihn bieten kann, den der Dichter zu seinem Helden erkoren. Es genügt nicht, unsere Tragödie — denn Macbeth ist es, wovon dieser Vortrag handeln soll — mit Hiecke schlechthin „die Tragödie des Ehrgeizes" zu nennen; oder mit Gervinus zu sagen, „die Tendenz dieses Stückes sei, den Macbeth aus einer edlen Anlage und guten Natur unter den Versuchungen des Ehrgeizes und des Männerstolzes auf den Punkt gottloser und ruchloser Sicherheit zu führen, wo er, seiner ersten Gutherzigkeit völlig entfremdet, ganz eingeteufelt erscheint." Denn beide Ansichten reichen lange nicht aus, um gerade die Eigenart dieses Drama's zu erklären, die doch, wie mich dünkt, so sehr in die Augen fällt. Ich meinerseits nemlich stehe nicht an, den Macbeth unter die politischen Dramen Shakespeare's zu zählen und, wie ich schon in einem früheren Vortrage ausgesprochen habe, mit „Cäsar" und „Coriolan" zu einer künstlerischen Trilogie zusammenzufassen. Das ganze Fundament unsrer Tragödie, wie die innerste Triebfeder und der äußere Fortschritt der Handlung, Alles liegt ja und bewegt sich in der Sphäre des Rechts und der Macht, alle Vorgänge wirken und bezielen ja Mißentwicklung oder Wiederherstellung des Staatsorganismus, ja der besondere ehrgeizige Zweck des Helden schon, die Usurpation der Krone und ihre Sicherung zeigt deutlich die politische Natur des dramatischen Ganzen. Auch hat Ulrici wenigstens dies keineswegs verkannt, daß „diese Dichtung — im Gegensatz zu Romeo, Othello und Lear — in das verwickeltere Verhältniß des Staatslebens eintritt, dessen Grundlage zunächst das Recht und die Sittlichkeit der äußern Werke ist." Aber wenn er dann das Ganze als „ein tragisch-poetisches Gemälde der Weltgeschichte" bezeichnet, und behauptet, daß es „das Hohe und Große einer männlichen, heroischen Willens- und Thatkraft sei, dessen tragischer Fall und Untergang dargestellt werde", so scheint er damit doch wieder einerseits zu sehr in's Unbestimmte und Weite, andrerseits zu sehr ins persönlich Enge

zu gehen, um mit seiner Zeichnung dem eigenthümlichen Gesammt-Eindruck dieser düstersten und furchtbarsten Tragödie gerecht zu werden. Um nur Eines zu erwähnen, wo bleibt bei dieser Grundanschauung, wie bei allen ähnlichen das Bild der Lady Macbeth und ihre für die Entwicklung des Drama's so wesentliche Bedeutung? Mit Recht hat Kreyßig auf das noch ungelöste Problem ihres Charakters hingewiesen, den er seinerseits für einen Mißgriff des Dichters zu erklären geneigt ist, da uns Lady Macbeth ganz unvermittelt und von vornherein als eine „Virtuosin des Verbrechens" erscheine.

Doch genug; sparen wir uns lieber die nähere Vergleichung anderer Ansichten auf, bis wir auf Grund eingehender Betrachtung des Ganzen im Stande sind, unser eigenes Urtheil festzustellen, und vertiefen wir uns jetzt zunächst in den Inhalt und Verlauf unsrer Tragödie.

Nur über die Quelle, aus der Shakespeare den Stoff entnahm, sei erst noch eine kurze Vorbemerkung erlaubt. Es ist der Chronist Holinshed, dessen History of Scotland ausführlich über die Usurpation und Regierung Macbeths berichtet, im Wesentlichen Alles genau so — selbst die Erscheinung der Hexen nicht ausgeschlossen — wie wir es bei Shakespeare wiederfinden. Denn der Dichter hält sich auch hier wie sonst, so weit nur thunlich, getreu an seine Quelle und hat namentlich die Unterredung zwischen Macduff und Malcolm dem im Detail mitgetheilten Dialog der Chronik fast wörtlich entnommen. Diese Treue aber berechtigt eine Stelle des Chronisten besonders zu betonen, weil sie mit ihrem unscheinbaren Fingerzeig doch vielleicht geeignet sein dürfte, für die Erklärung des Charakters der Lady Macbeth auf den rechten Weg zu leiten. Ich theile sie wörtlich mit. „Die Worte der drei Zauberschwestern" — heißt es dort — „(von denen ihr vorhin gehört habt) munterten ihn mächtig dazu auf, aber insbesondere lag sein Weib ihm mit Aufreizung an, die Sache zu unternehmen, denn sie war sehr ehrgeizig und brannte von unauslöschlicher Begier den Namen einer Königin zu tragen." — Merken wir uns diese Notiz als maßgebend

für die Beurtheilung und Charakterentwicklung der Lady und wenden wir uns nun zum Stücke selbst.

Die Meisterschaft, mit welcher Shakespeare die Natursymbolik im Dienste des beabsichtigten Eindrucks zu verwenden versteht, ist hinlänglich bekannt; wär' es auch nur das Bild des rasenden Lear im Ungewitter auf öder Haide, das vor Augen schwebt. Von dieser seiner Kunst macht der Dichter in unsrer Tragödie den ausgedehntesten Gebrauch; ja er geht hier, wie im Sturm, noch einen Schritt weiter als gewöhnlich, indem er die unsichtbar webenden Naturgewalten selbst in Erscheinung treten läßt. Nur daß er im Sturm freilich neben dem Mächtigen das Liebliche und Schöne, das segenspendende Lichtelement der Natur in seinem Ariel verkörpert, während er hier den finstern Abgrund des Naturlebens sich aufthun und aus ihm die Hexen als Incarnation des Häßlichen, des verderblich Lockenden, des Hader- Unheil- und Mordsüchtigen hervortreten läßt.

Unheimlich schaurig und furchtbar, wie das ganze Stück, ist die Eröffnung der Scene. Unter Donner und Blitz auf einsamer öder Haide erscheinen die Hexen, in ihrer Dreiheit an die Zahl der Parcen erinnernd, denen die Menschengeschicke vertraut sind. Ein kurzes Wort nur der Verabredung, wenn der Wirrwarr der Schlacht vorüber, dem Sieger Macbeth begegnen zu wollen — und schon sind sie, kaum noch gesehen, in die Luft verschwunden. Doch nicht, ohne für ihn, dem ihre Begegnung gilt, das Stichwort zurückzulassen: „Schön ist häßlich, häßlich schön“ — ein Wort, das für ihr eignes Wesen so bezeichnend ist. Denn eben das scheint ihre Natur zu sein, daß sie die Wahrheit in ihr Gegentheil, die Natur in Unnatur verkehren. Was werden wir zu erwarten haben, wenn Macbeth das Wort findet und wirklich aufnimmt?

Rasch wechselt die Scene, wir erblicken den milden gnadenreichen König Duncan inmitten seiner beiden Söhne und seines Gefolges auf freiem Felde vor seinem Schlosse Fores. Unwillkührlich tragen wir den eben empfangenen Eindruck auf ihn über; es ist, als ob die Verderben sinnenden Geister der Luft sein silberhaariges Haupt mit ihrem Anhauch umwehten. Und wie wenn das Verhängniß

schon seine Hand nach dem König ausstreckte, ist sein erster Blick, sein erstes Wort „Welch' blutger Mann ist dies?" von Schauder erfüllt. Warum mußte auch der Bote, der doch gute Zeitung bringt, gerade der schwer Verwundeten Einer sein, und warum muß sein Bericht mit einer Ohnmacht und einem Ruf nach Hülfe schließen? Wir erfahren, daß für Schottlands König Alles auf dem Spiele, auf dem Würfel der Schlacht, auf der Schneide des Schwertes steht. Aber schon ist der grause Empörer Macdonald, dem das Glück im scheußlichen Gemetzel lächelte, von Macbeth, der dem Glücke trotzt, zu Boden geworfen. Nicht mit einem echten Heldenhiebe, von oben das Haupt spaltend, sondern mit einem tückischen Streiche, vom Nabel bis zum Kinn ihn schlitzend, hat dieser den Gegner gefällt, und daß er dem Gefallenen noch das Haupt abschneidet, um es hoch auf die Zinne zu pflanzen, sieht auch mehr nach Grausamkeit, als nach echter Kriegerart aus. Gleichviel; Duncan preist den tapfern Vetter als würd'gen Edelmann und glaubt bereits triumphiren zu können. Allein „aus dem Quell, der Trost verhieß, entspringt Trostlosigkeit." In demselben Augenblick, wo die Miethlinge der Kernen und Gallowglassen nach Westen entfliehen, bricht von Osten Norwegs König Sueno mit frischer Heeresmacht hervor, auch er unterstützt von einem Verräther, dem Than von Cawdor. Doch zwei königlichen Raubthieren gleich, Macbeth wie der hochfliegende Adler, Banquo wie der großmüthige aber immer doch furchtbare Löwe, stürmen die beiden Feldherrn Duncan's in den neuen Kampf, um sich in rauchendem Blute zu baden oder ein zweites Golgatha aufzubauen. Und bald kommt Lord Rosse, diesmal ein unblutiger Bote, mit der Meldung, daß auch diese Schlacht gewonnen, Norweg zum Frieden gezwungen und so die Schottische Krone auf dem Haupte Duncans, dem sie entfallen wollte wieder befestigt ist. Welch eine Exposition der Lage! Blutiges Würfelspiel um Schottlands Krone, ohne daß der König selbst Antheil nimmt — denn nur sein Sohn Malcolm, der nachherige wirkliche Thronerbe, war in der Gefahr des Gefechts gewesen — Verrath auf allen Seiten lauernd, des Königs Feldherrn selbst mit den Königen unter den Raubthieren

verglichen — und nun zum Schluß setzt der getäuschte Herrscher, der den Verräther vom redlichen Freunde nicht unterscheiden kann, seinen nahen Verwandten Macbeth ausdrücklich an die Stelle des verurtheilten Thans von Cawdor, recht als wollt' er ihm mit dessen Würde auch die Verräther-Rolle übertragen.

> Nicht täusche (sagt er) dieser Than von Cawdor länger
> Mein Innerstes. — Fort, künde Tod ihm an;
> Mit seiner Würde grüße Macbeth dann. —
> Held Macbeth soll, was er verlor, gewinnen.

Aber was Cawdor verlor, war der Sieg im Spiel um die Krone; wahre dich, Duncan, vor dem eigenen Worte. Wenn nun Macbeth, berauscht vom Taumel des Siegs und zur Fühllosigkeit abgestumpft vom Getümmel des blutigen Wirrwarrs, wüst im Gehirne, wenn er auf öder Haide das Stichwort der Zauberschwestern finden, wenn sich's ihm jetzt, eben jetzt mit seiner Erhebung zum Than von Cawdor verbinden sollte — könnte es ihm nicht widernatürliche Gedanken der weiteren Selbsterhebung aufregen mit dem ewig ruhelosen, sich in sich selbst aufhebenden und doch immer wieder sich neu behauptenden Refrain: „Schön ist häßlich, häßlich schön?“ Wenn er so spräche, wenn er dies Wort zum Grundsatz seines Handelns machte, und damit den verwegenen Willen verbände, der dem Glücke trotzt, wie er ihn in der Schlacht bewiesen?!

Und er findet das Wort, und es verbindet sich ihm mit der Kunde von seinem Verräther-Erbe, und es erregt ihn wirklich mächtig und widernatürlich bis zum Gedankenmord. Denn eben tritt er mit dem Ausruf

> So schön und häßlich sah ich nie 'nen Tag

in den fest gezogenen Zauberkreis der Schicksalsschwestern ein. Warum denn sollte für einen siegreich heimkehrenden Helden der Tag des Sieges häßlich sein, selbst wenn's ein nebliger Regentag Schottlands wäre? Macbeths Aeußerung verräth inneres Mißbehagen und alles andere eher als Siegesfreude und beglückte Zufriedenheit. Aber womit ist er unzufrieden? Mit sich selbst gewiß nicht; hat er doch

dem Glück den Sieg abgetrotzt. So gilt sein Unmuth wohl dem Erfolg oder dem Schicksal. Und was liegt näher, als daß ihn nach vollbrachter Arbeit der Gedanke beschäftigt, für wen er sich gemüht hat? So in unmuthiges grübelndes Sinnen versenkt, wird er von den Zauberschwestern begrüßt mit dem dreifachen: „Heil, Macbeth, Than von Glamis! Heil Macbeth, Than von Cawdor! Heil Macbeth, der noch König sein wird!“ Er hätte, in sich versunken wie er ist, die äußere Erscheinung gar nicht bemerkt, hätte ihn nicht Banquo darauf aufmerksam gemacht, der zwar nicht erschreckt, aber doch aus seiner Unbefangenheit aufgescheucht ist durch den häßlichen widernatürlichen Anblick dieser zweideutigen Wesen. Für Macbeth sind sie nicht einmal Gegenstand des Erstaunens; sein Sinn ist so einzig auf's Herrschen und Befehlen gestellt, daß er auch ihnen wie gewöhnlichen Dienern gebietet:

Sprecht, wenn ihr könnt! — Wer seid ihr?

Aber sie sagen ihm nicht, wer und was sie sind, sondern was er ist und sein wird. Und soll er ihren Worten allen Glauben weigern? Das kann er nicht; denn sie beginnen mit dem, was bereits eingetreten ist, was außer ihm aber erst wenige wissen. Denn eben erst hat er die Nachricht empfangen, daß sein Vater Sinnel gestorben und er dadurch, in sein Erbe eintretend, Than von Glamis geworden ist.

Doch wie Cawdor? der Than von Cawdor lebt
Als ein beglückter Mann; und König sein,
Das steht so wenig im Bereich des Glaubens,
Als Than von Cawdor.

Nur eben so wenig, nicht noch viel weniger? Wie denn, wenn nun der Than von Cawdor getödtet würde und die eine Hälfte der „wunderbaren Kunde“ in Erfüllung gienge, verstände sich dann von selbst, daß auch der König beseitigt werden müßte, damit die andere Hälfte des „prophetischen Grußes“ sich erfülle? So weit ist also der Mann in der erregten Spannung seines Ehrgeizes schon gekommen, daß er an die Zusage bedingungsweise glaubt, trotzdem

daß sein Mund es läugnet. Seine Neugierde, mehr zu erfahren, beschäftigt sich nicht mit dem Wie, sondern nur mit dem Woher und Weshalb der Versicherung. Würde ihm nur offenbar, daß es wirklich eine höhere Macht des Schicksals ist, die ihm den verheißenen Besitz garantirt, wäre ihm nur klar, welche Gunst der Umstände und Verhältnisse ihm gerade jetzt, auf dürrer Haide, den goldnen Reif vor die Füße legt, daß er ihn entweder wegstoßen oder aufheben muß, um die Wege und Mittel, so muß man denken, wäre sein zwischen Furcht und Hoffnung getheiltes Herz nicht verlegen. Aber eben da, wo sie ihm Garantie bieten sollen zur Befestigung seiner Gedanken, entziehen sich die „einsylbigen Sprecher" seinem Machtgebot und überlassen ihn, indem sie verschwinden, seinen eignen zweifelnden Erwägungen. Sie sagen ihm nicht mehr, als was eben schon in ihm ist und webt; vom Schlachtfeld heimkehrend hat er zweifelsohne die Gedanken seines Unmuths eben auf den beglückten Königsgünstling Cawdor und auf den schwachen König selbst gerichtet, für den er Reich und Krone schirmen mußte; und eben nur diese Gedanken sind's, die ihm die Schicksalschwestern mit der Aussicht auf ihr verlockendes Ziel von außen entgegen halten. Hätte er nicht in seiner Brust verhängnißvolle Entwürfe des Ehrgeizes genährt, die zum Ziele drängen, so hätte sich ihm das Verhängniß sicher nicht verlockend in den Weg gestellt; wenigstens hätte er die Worte der Zauberschwestern unbefangen, gleich Banquo, vernommen, der weder Gunst von ihnen erfleht noch ihren Haß fürchtet. Denn auch Banquo hat von der zweideutigen Orakelstimme ein dreifaches Heil empfangen: „kleiner als Macbeth und doch größer, nicht so beglückt und doch weit glücklicher, soll er zwar nicht selbst König werden, aber Vater von Königen sein." Auch er ist offenbar angesteckt von der Luft, die den Thron Duncans umgiebt, daß alle kriegerisch Gesinnten und Starken sich des Thrones für würdiger halten, als den schwachen wenn auch milden und gnadenreichen Herrscher. Sonst wäre er gar nicht in den Zauberkreis gerathen und noch weniger hätte sich seine Neugierde erregen lassen zu einer Frage an das Schicksal. Aber Banquos Rechtssinn und Ehren-

heftigkeit kämpft die Versuchlichkeit der eigenen Gedanken nieder, und so sind ihm die Hexen bei ihrem Verschwinden sammt ihrer Prophezeiung nicht mehr noch minder als Blasen, die von der Erde erzeugt in der Luft zerplatzen. Nicht so für Macbeth. Stand er erst erschreckt von Furcht, weil ihm die unheimliche Erscheinung seine eigenen unheimlichen Gedanken verrathen, dann aber verzückt von der Hoffnung, weil sie dieselben in das glänzende Gewand der Verheißung gekleidet, so ist er jetzt bereits so sehr vertieft in eine alle Vernunft gefangen nehmende Gläubigkeit, daß er sich bei dem Verschwinden der nur scheinbar körperlichen Wesen wie verlassen fühlt und ihre Erscheinung sehnlich herbeiwünscht. Ja noch mehr, er ist bereits neidisch auf Banquo; und als ihm dieser scherzend die auf nähere Zukunft lautende Verheißung entgegenhält: „Ihr sollt König werden", da setzt er sich im Ernst mit den Worten „Und Than von Cawdor auch. Hieß es nicht so?" — das frevelnde Merkzeichen des Schicksals: wenn Cawdor, dann auch König. Und alsbald, zu seiner eigenen schauerlichen Ueberraschung, erfüllt sich ihm das Zeichen und legt ihm die nur zu begierig gewünschte Versuchung nahe genug.

Denn nicht zwar die Schicksalsschwestern erscheinen wieder, aber statt ihrer — für Macbeth als vollgültige Vertreter — die vom König abgesandten Lords, um dem Sieger, der vor den selbst geschaffnen Abbildern des grausen Tods nicht bebte, den vorläufigen Dank des königlichen Herrn und als Handgeld größerer Ehre — den Titel und die Würde des Than von Cawdor zu überbringen. Da ist selbst Banquo von der raschen Erfüllung so betroffen, daß er ausruft „Wie, spricht der Teufel wahr?" Macbeth aber, trotz höchster Aufregung und Spannung, behält kaltblütige Besinnung genug sich nach dem Wie so? und den näheren Umständen zu erkundigen, um dieser für ihn so wichtigen Sache völlig gewiß zu werden. Und als er's ist — von dem Moment an gilt ihm das Königwerden für gewiß. „Glamis und Than von Cawdor", sagt er, „das Höchste ist noch zurück"; aber es wird kommen, es muß kommen. „Zweimal gesprochene Wahrheit" kann nur zweifacher

„Glücksprolog" sein „zum erhabnen Schauspiel von kaiserlichem Inhalt." So erwiedert er Banquos Warnung, der bereits wieder gefaßt die Versuchung klar erkennt.

Oft, (sagt Banquo) uns in eignes Elend zu verlocken,
Erzählen Wahrheit uns des Dunkels Schergen,
Verlocken uns durch schuldlos Spielwerk, uns
Dem tiefsten Abgrund zu verrathen.

Daß Macbeth diese Warnung so leichthin in den Wind schlägt, zeigt deutlich, daß es keine Anwandlung religiöser Skrupel des Gewissens ist, wenn er in seinem Monolog eine ihm selbst ganz ungewohnte Aufregung verräth. Es ist nur die Spannung des natürlichen Entsetzens, sich plötzlich so unmittelbar vor eine ungeheure, wenn auch lange zuvor überlegte, That gestellt zu sehn; das Grauen nur der Einbildung ist's, wie er selbst sagt, was das Herz dieses sonst so eisenharten Mannes ganz gegen seine Natur an die Rippen schlagen läßt. Auch ist es nicht sein Gewissen, vielmehr nur die Rücksicht auf Gelingen oder Mißlingen, was ihn die Anmahnung von jenseits der Natur hin und her überlegen läßt; nur darüber möchte er in's Klare kommen, ob sie sich gut oder schlimm zu seinem längst bedachten Vorsatz verhält. Führt er doch selbst eben nur „das Handgeld des Erfolgs" zum Beweis dafür an, daß es jene übernatürlichen Mächte nicht schlimm mit ihm meinen können. Mit fast frivoler Klarheit beginnt sein klügelnder Verstand trotz seiner Erregung das Selbstgespräch:

Die Anmahnung von jenseits der Natur
Kann schlimm nicht sein — kann gut nicht sein — wenn schlimm,
Was giebt sie mir ein Handgeld des Erfolgs,
Wahrhaft beginnend? Ich bin Than von Cawdor: —
Wenn gut, — warum befängt mich die Versuchung,
Deren entsetzlich Bild aufsträubt mein Haar,
So daß mein Herz, ganz gegen die Natur,
Brustabwärts an die Rippen schlägt? Erlebte Greuel
Sind schwächer als das Grauen der Einbildung:

Mein Traum, deß Mord nur noch ein Hirngespinst,
Erschüttert so mir Sein und Geistesherrschaft,
Daß jede Lebenskraft in Ahnung schwindet,
Und nichts ist, als was nicht ist.

So sehr also ist er in seinen längst gehegten Traum verzückt, daß er trotz dem Bewußtsein, durch einen Mord hindurch zu müssen, dessen Vorstellung ihn mit Entsetzen erfüllt, sich dennoch der befangenden Versuchung nicht entziehen kann noch will, daß ihm jetzt auch schon der Than von Cawdor nichts mehr ist, daß er mit aller Lebenskraft in der Ahnung der Zukunft aufgeht und nur das, was nicht ist, die von fern ihm winkende Krone, für ihn die Bedeutung des Seienden hat. „Seht den Freund," sagt Banquo zu den Lords, „wie er verzückt ist" — und er selbst gesteht, daß sein dumpfes Hirn in vergessnen Dingen gewühlt; wie denn auch Lady Macbeth ihm später vorhält, daß er nicht blos längst die Ermordung Duncans sich vorgesetzt, sondern auch die Gelegenheit dazu habe selbst herbeiführen wollen.

So haben wir hier schon zu constatiren, wie sehr Gervinus und Andere im Irrthum sind, wenn sie in Macbeth eine ursprünglich edle und gute Natur voraussetzen, die nur stufenweise unter dem Einfluß äußerer Versuchung bis an's äußerste Ende der Verstocktheit in sündigem Frevel gelangt. Macbeths Herz ist vielmehr bereits in diesem Anfang durch eigne böse Gelüste und Vorsätze tief verderbt; außerdem würde er die Versuchung nicht blos in ihrer grauenvollen Aeußerlichkeit, sondern gleich Banquo auch in ihrer innern sittlichen Häßlichkeit erkannt und eben damit von sich gewiesen haben. Aber schon gilt ihm das Häßliche für schön, da es sich mit seinem Traum von Macht und Größe verbindet. Was Macbeth allein noch fähig macht zum tragischen Charakter, das ist außer der Großartigkeit seiner Heldennatur einzig die Milch der Menschlichkeit, die noch in ihm ist; die ihn noch dazu bringt bei der Vorstellung einer That zu schaudern, welche aus der menschlichen Gesellschaft ihn bannen muß, sobald sie erkannt wird, weil sie aller Menschlichkeit widersprechend die Natur eines Raubthiers verräth. Die Besorgniß nur die Mög-

lichkeit solcher Folge, und jener Rest natürlichen Gefühls, mit dem er der Menschheit noch angehört, hält seine Entschließung noch auf; er will ja als Mensch mit Menschen leben, nicht als Unmensch von ihnen verabscheut und geflohen werden; — sein Ehrgeiz selbst zwingt ihn dazu, die Achtung der Menschen sich zu bewahren. Daher giebt er dann die weitere Erfüllung seines Wunsches dem Schicksal anheim, das, wie es guten Willen gezeigt ihn zum König zu machen, nun auch das Weitere selbst einleiten und besorgen möge, ohne daß er sich rührt. Aber indem er so die Initiative der Ausführung dem Schicksal zuschiebt, setzt er sich damit abermals ein Zeichen, und dieses Zeichen wird heißen — bequeme Gelegenheit. „Komme, was kommen mag, die Stund und Zeit durchläuft den rauh'sten Tag"; — so schließt er seine Erwägung und dies mit seiner Erklärung zusammengehalten, daß erlebte Greuel schwächer sind, als das Graun der Einbildung, läßt uns ahnen, daß er sich nicht scheuen wird, auch einen rauhen Tag zu bestehen, wenn es das Schicksal nöthig findet.

Es ist sehr begreiflich, daß Macbeth in dieser Stimmung zwar die Ueberbringer der Botschaft seiner dauernden Erkenntlichkeit versichert, vor dem König aber, zu dem sie ihn geleiten, auch nicht ein Wort des Dankes für seine Erhebung zu finden weiß. Des zu Thränen gerührten Duncans persönlich herzliche und überschwängliche Dankbarkeit frostig ablehnend, spricht er nur von der Selbstbelohnung seines Dienstes und seiner Pflichttreue, so wie im Allgemeinen, und zwar in ziemlich geschraubten Worten, von den Ansprüchen, die der König vermöge seiner hohen Stellung an seine Unterthanen zu machen hat. Dagegen als dieser nun in seiner Siegesfreude kraft königlicher Vollmacht seinen Erstgebornen als Prinzen von Cumberland und damit zum Thronerben proklamirt, da empfindet dies Macbeth sofort wie einen Raub, der an ihm begangen wird; es ist ein Stein, der in seinem Wege liegt, und der übersprungen sein will. Und was nun zu geschehen hat, und daß es eine nachtfinstre That ist, darüber ist er keinen Augenblick zweifelhaft. Dieß bezeugen seine Worte

Verbirg dich, Sternenlicht!
Schau meine schwarzen, tiefen Wünsche nicht!
Sieh, Auge, nicht die Hand; doch laß geschehn,
Was, wenn's geschah, das Auge scheut zu sehn.

Mit solcher Gesinnung eilt er nach Inverneß voraus, um seine Frau mit der Kunde zu beglücken, daß der König heut Abend ihr Gast sein und in ihrem Schlosse übernachten will. — Rasch genug hat das herausgeforderte Schicksal seine schwarzen Wünsche eingeholt und ihm auch das zweite Zeichen gegeben.

Wie tief diese Wünsche in ihm gewurzelt sind und wie häufig sie zwischen den beiden Ehegatten schon müssen besprochen worden sein, ersehen wir daraus, daß Macbeth, noch unterwegs zum König, schon einen Brief absendet, in welchem er seine Lady von dem Vorfall mit den Zauberschwestern und namentlich von der bereits eingetretenen theilweisen Erfüllung der Prophezeiung benachrichtigt. Dieser Brief schließt mit den Worten: „Ich habe es für gut gehalten, dir dies zu vertrauen, meine theuerste geliebteste Theilnehmerin der Hoheit, auf daß dein Mitgenuß an der Freude dir nicht entzogen werde, wenn du nicht erfahren hättest, welche Hoheit dir verheißen ist. Leg es an dein Herz und lebe wohl!" — Allein trotz dem Freudentaumel, der sich im Traume zukünftiger Hoheit wiegt, ja trotz des nun entschiedener gefaßten schwarzen Vorsatzes bleibt es immerhin zweifelhaft, ob Macbeth auch zur That vorschreiten wird. Das Hinderniß liegt immer wieder in seiner Natur und Eigenart, die von der Milch der Menschlichkeit nicht lassen will; dafür kennt ihn seine Gattin.

Glamis bist du, und Cawdor;

sagt sie, nachdem sie den Brief gelesen, und entschlossen fügt sie hinzu

und sollst werden,
Was dir verheißen ward. —

Aber ihr herrisches Soll macht sie selbst stutzig; wie ihn dazu bringen, den nächsten Weg einzuschlagen, nicht immer nach dem

sichersten umzuschauen; der mit dem Recht und mit der Menschlichkeit vereinbar ist — das ist jetzt ihre Sorge. Sie durchschaut ihn, ja sie übersieht ihn, sie weiß sich ihm an brennendem Ehrgeiz überlegen und fühlt sich seiner Meisterin; ihr fehlt es nicht an der Bosheit, d. h. an der Rücksichtslosigkeit des Entschlusses, die den Ehrgeiz begleiten muß. Wie an einem Schulknaben legt sie sich seinen Mangel, seine Unzureichenheit zurecht, um ihm zu Hülfe zu kommen. Sie weiß, was er recht gerne möchte, das möchte er auch gerne in der Form Rechtens; er würde nicht verschmähen, unrechten Gewinn zu machen, aber er möchte nicht gern falsch spielen; er wünscht nicht etwa die That ungethan, nein, er möchte nur nicht persönlich damit behelligt werden. Nicht Gewissenhaftigkeit also und edler Sinn ist's, was sich dem neuen Than von Cawdor zwischen Entschluß und Verwirklichung stellt; nur die Ueberlegung der möglichen Folgen, nur die Gefährdung seiner Ehre vor der Welt, auf deren Behauptung ihm alles ankommen muß. Sie aber, in ihrer vorgreifenden Leidenschaftlichkeit ganz Weib, geht so weit nicht in ihrem Denken, hält sich nur das nächste vor, was der Augenblick zu fordern scheint, und wünscht nur, ihn mit ihrem Muth, ihrem Geist, ihrer stürmenden Leidenschaft erfüllen, mit der Bravour ihrer Zunge die männliche Besonnenheit seines Denkens aus dem Felde schlagen zu können.

Eil hieher (ruft sie aus),

> Auf daß ich meinen Muth ins Ohr dir gieße,
> Und alles weg mit tapfrer Zunge geißle,
> Was von dem goldnen Zirkel dich zurück drängt,
> Womit Verhängniß dich und Zaubermacht
> Zum Voraus schon gekrönt zu haben scheint. —

In diesem Augenblick bringt ein Diener die Nachricht: der König kommt zu Nacht. Sie kann's erst nicht glauben, sie nennt es Wahnsinn — unwillkührlich entfährt ihr das Wort — so große Zeitung hätte der Herr selbst angemeldet. Aber es ist doch wahr; er hat einen Eilboten vorausgeschickt, der kaum noch Athem hatte die Botschaft zu bestellen. Da weiß sie, woran sie ist; die That-

sache, daß nicht Macbeth selbst schon hier ist; beweißt ihr, daß er sich abermals von seinen Bedenklichkeiten hat überholen lassen, daß sie nur auf sich allein sicher zählen kann, wenn nicht das lang ersehnte Ziel bei dieser günstigsten aller Gelegenheiten dennoch verfehlt werden soll. Alsbald ist auch ihr Entschluß gefaßt, der unheimliche furchtbare Entschluß, den das Verhängniß ihrer unbändigen Leidenschaft nahe legt.

Selbst der Rab ist heiser (beginnt sie ihren schauerlichen Monolog)
Der Duncans schicksalsvollen Eingang krächzt
Unter mein Dach. —

Und nun, besessen wie sie ist und gestachelt von den Furien ihres Ehrgeizes, wächst sie selbst zur grauenhaften Furie an, indem sie mit krampfhaft erhobenen Händen, mit stierem Blick in's Leere die furchtbare Verwünschung spricht:

Kommt, Geister, die ihr lauscht
Auf Mordgedanken, und entweibt mich hier;
Füllt mich vom Wirbel bis zur Zeh, randvoll,
Mit wilder Grausamkeit! verdickt mein Blut;
Sperrt jeden Weg und Eingang dem Erbarmen,
Daß kein anklopfend Mahnen der Natur
Den grimmen Vorsatz lähmt, noch friedlich hemmt
Vom Mord die Hand! Kommt an die Weibesbrust,
Trinkt Galle statt der Milch, ihr Mordbämonen!
Wo ihr auch harrt in unsichtbarer Kraft
Auf Unheil der Natur! Komm, schwarze Nacht,
Umwölk dich mit dem dicksten Dampf der Hölle,
Daß nicht mein scharfes Messer sieht die Wunde,
Die es geschlagen; noch der Himmel,
Durchschauend aus des Dunkels Vorhang, rufe:
Halt! Halt!

Und in diesem Moment wahnwitziger grauenvoller Verwünschung ihres besseren Selbsts hat das ungeheure Weib so viel tyrannische Gewalt über sich, daß sie, wie verwandelt, den eben eintretenden Macbeth nur mit siegestrunkenem Entzücken empfängt, und ihn versichert, sie empfinde

das Künft'ge schon im Jetzt. Nie — sagt sie dem Unentschlossenen — soll die Sonne den Morgen sehen, da Duncan wieder von hinnen zu gehen gedenkt. Dann trotz aller zitternden Hast ihrer klopfenden Pulse giebt sie ihm kluge Rathschläge der Heuchelei und Verstellung, verlangt nichts weiter von ihm, als daß er sich selbst beherrsche, um keinen Argwohn zu erregen — alles andere, das große Werk der Nacht soll er allein ihren Händen vertrauen. Und als bald darauf der ahnungslose Duncan in's Schloß eintritt, ist sie es, die, völlig gefaßt, ihm entgegeneilt, und mit aller Freundlichkeit und heuchlerischen Unterwürfigkeit ihn bewillkommt, ja selbst den Dank für die neue Würde nachzuholen nicht vergißt, den Macbeth verabsäumt hatte.

Schon hier fragt man sich unwillkührlich, ob ein solcher Charakter möglich, und wie er möglich ist. Und doch müssen wir auch noch die nächste Scene ausführlich beleuchten, um unser Urtheil über das furchtbare Weib wie über Macbeth selbst sicher zu stellen. Alles Andre gehört dann der That und ihren Consequenzen.

Macbeth hat, trotz der Mahnung seiner klug besonnenen Gattin, seine Unruhe nicht bemeistern können. Es treibt ihn von der Tafel hinweg, an welcher Duncan sitzt, der Vorwurf zugleich und Einladung für seine schwarzen Wünsche ist. Soll er die Gelegenheit, die ihm das Schicksal vielleicht nie wieder so günstig bietet, aus der Hand lassen? Wir treffen ihn abermals in der besonnensten, vorsichtigsten Ueberlegung der That und — ihrer Folgen.

Wär's abgethan, so wie's gethan ist, dann wär's gut,
Man thät' es eilig: — Wenn der Meuchelmord
Aussperren könnt' aus seinem Netz die Folgen,
Und nur Gelingen aus der Tiefe zöge:
Daß mit dem Stoß, einmal für immer, Alles
Sich abgeschlossen hätte; — hier, nur hier, —
Auf dieser Klippenbank der Gegenwart —
So setzt' ich weg mich über's künft'ge Leben. —

Das also sind seine Skrupel und Bedenken — die zeitlichen Folgen. Das Ewige kümmert ihn nicht; auch nicht die Ruchlosigkeit und Gesetzwidrigkeit der That an sich; von einer Regung des Gewissens — keine Spur. Welches mögen denn aber die Folgen sein, die so gewaltig auf seine Imagination wirken? — Zu allermeist, und dies ist sehr bezeichnend für seinen Charakter wie für dessen spätere Entwicklung — zuerst und zumeist fürchtet er die blutige Wiedervergeltung. Denn „kaum gelernt“, sagt er, „schlägt der blut'ge Unterricht, den wir gegeben, zurück auf den Erfinder.“ Und das freilich wäre große Thorheit, freiwillig zur Höhe zu klimmen, nur um sich herabstürzen zu lassen. Das Zweite ist dann die Erwägung, daß er vielmehr als Vetter, Unterthan und Wirth dreifach verpflichtet wäre, Duncan zu schirmen. Die Folgerung daraus zieht er nicht selbst, aber was anders kann sie sein, als daß er dreifach in seiner Selbstachtung sinken müßte, wenn er die That vollbrächte. Selbstverachtung — welch bittere Frucht für einen Helden wie Macbeth, der sein Alles auf Ehre Größe Hoheit gestellt hat!

Endlich drittens

Hat auch dieser Duncan seine Würde
So mild getragen, blieb im großen Amt
So rein, daß seine Tugenden, wie Engel
Posaunenzüngig, werden Rache schrein
Dem tiefen Höllengreuel seines Untergehns: —

Er fürchtet den Eindruck, den die That auf das Volk machen müßte: ein Eindruck, der ihm keineswegs Ehre, Liebe und Gehorsam zuwege bringen würde, die er doch braucht, wenn er der gewonnenen Hoheit froh werden soll.

Eben will er erwägen, was ihn dagegen zur That spornen könnte, und findet nichts, als seinen Ehrgeiz, der „sich überspringt, und jenseits niederfällt“ und also seinen Zweck verfehlt, oben auf zu bleiben — da erscheint Lady Macbeth und setzt ihm den Sporn in die Seite. Sie kehrt sich nicht an sein Wort: „wir wollen nicht weiter gehn in dieser Sache“, nicht an seine Mahnung, daß die

goldne Achtung, die er von Leuten aller Art erst gekauft, getragen sein will im neuesten Glanz und nicht so plötzlich weggeworfen. Mit höhnenden Scheltworten übergießt sie seinen Wankelmuth im Augenblick der Entscheidung, den unverzeihlichen Abfall von seiner Hoffnung seinem Stolz seiner Mannheit.

War die Hoffnung (sagt sie) trunken, worin du dich hülltest?
Schlief sie seitdem, und ist sie nun erwacht,
So bleich und krank das anzuschau'n, was sie
So fröhlich that? Von jetzt an denk ich
Von deiner Liebe so.

So lange hat er seine ehrgeizige Hoffnung wie ein schmuckes Gewand vor ihr zur Schau getragen, sich und sie damit berauscht und stets sich vermessen, die That frisch und fröhlich thun zu wollen — und nun soll dies Alles nur der Traum eines Rausches gewesen sein? Die Einigkeit ihres Ehrgeizes ist das Band ihrer Liebe; der Abfall von jenem zieht die Auflösung dieser nach sich. Allein selbst diese Drohung bewegt ihn nicht; stumm und nachdenklich verschlossen steht er ihr gegenüber. Da rührt sie mit ihrem Stachel die Seite, von der sie weiß, daß sie empfindlicher noch ist als sein Ehrgeiz — den verwundbaren Fleck seiner Selbstachtung, seiner Selbstgenügsamkeit, seines Heldenstolzes.

Bist du zu feige,
Derselbe Mann zu sein in That und Muth,
Der du in Wünschen bist? Möcht'st du erlangen,
Was du den Schmuck des Lebens schätzen mußt,
Und Memme sein in deiner eignen Schätzung?
Muß dir „Ich fürchte" folgen dem „Ich möchte",
Der armen Katz im Sprichwort gleich?

Dieser Stachel bringt ihn zum Sprechen, und er erwiedert mit dem berühmten für die ganze Zukunft seines Charakters entscheidenden Worte:

Ich bitte schweig:
Ich wage, was dem Mann und Menschen ziemt,
Wer mehr wagt, der ist Keiner.

Wenn er nun doch mehr wagen sollte, trotz dieser Einsicht, so kann er sich nur degradiren oder überspannen zum — Unmenschen. Aber sein Weib kennt solche Erwägungen nicht; sie will nichts von ziemen oder nicht ziemen hören; sie verachtet diese „Milch der Menschlichkeit". Das nur weiß sie, daß ein Mann bei seinem Wort und Vorsatz bleiben muß, und daß die Stunde nicht ungenützt vorüber gehen darf. Sie ist ihm überlegen in der Unbändigkeit ihres Ehrgeizes, in der Stärke gerade dessen, was beider Lebenselement ist, und sie gebraucht ihre Ueberlegenheit. Die Tigerwuth, mit der sie über ihn herfällt, zeigt mehr als Alles, daß von eigentlicher Liebe, von Hingebung und Innigkeit, zwischen beiden Gatten keine Rede sein kann. Entweibt bereits von den gerufenen Dämonen und fast entmenscht herrscht sie ihn, der als Mann auch Mensch sein möchte, ingrimmig an:

Welch Vieh denn war's,
Das dich den Plan mir zu eröffnen trieb?
Als du es wagtest, da warst du ein Mann;
Und mehr zu sein als du warst, das machte dich
Nur um so mehr zum Mann. Nicht Zeit, nicht Ort
Traf damals zu, du wolltest beide machen:
Sie machen selbst sich, und ihr hurt'ger Dienst
Macht dich zu nichts. Ich hab gesäugt, und weiß,
Wie süß, das Kind zu lieben, das ich tränke:
Ich hätt', indem es mir entgegen lächelt,
Die Brust gerissen aus den weichen Kiefern,
Und ihm den Kopf geschmettert an die Wand,
Hätt' ich's geschworen, wie du dieses schwurst.

Darauf hat er keinen Einwand mehr; solch dämonische Gewalt unmenschlicher Mannheit in einem Weibe reißt auch ihn dahin, pflanzt auch in ihm den Keim der Unmenschlichkeit; sie hat ihm ihre Geister in's Ohr gegossen. Die Tapferkeit ihrer Zunge hat wirklich alle Bedenken hinweggegeißelt; er kennt nur noch die Sorge, daß es mißlingen möchte.

Uns mißlingen! (lacht sie)
Schraub deinen Muth nur bis zum Punkt des Halt's,
Und es mißlingt uns nicht.

Sie hat das Nächste schon bedacht, das Gelingen zu sichern; die Wache habenden Kämmerlinge will sie mit würz'gem Weine betäuben; dann ist der schlafende Duncan in ihrer beider Gewalt, und die Schuld des großen Mordes trifft die vollen Diener. Dieß leuchtet Macbeth ein, es giebt für seinen Entschluß den Ausschlag; nur geht er in der raffinirten Sorge um persönliche Sicherung noch einen gräßlichen Schritt weiter; man muß die Schlaftrunkenen mit Blut bestreichen und ihre Dolche brauchen. „Wird man's dann nicht glauben, daß sie's gethan?" Eine leise Anwandlung doch wieder von Rücksicht auf die Meinung der Welt, welche die Lady mit den Worten niederschlägt:

Wer darf was anders glauben,
Wenn unsres Grames lauter Schrei ertönt
Bei seinem Tode?

Sie verläßt sich mehr auf ihre Kunst der Verstellung, als auf den Schein der Umstände. Und doch würde weder seine raffinirte Vorsicht, noch ihre freche Kunst ihnen etwas helfen, wenn ihnen nicht der Zufall oder sagen wir lieber ihr selbst erwähltes Verhängniß zu Hülfe kommt. Kein Mensch würde glauben, daß die Kämmerer nach solcher That sich wieder ruhig zum Schlafe hingelegt. Das ist die Verblendung des Bösen; aber die Verblendung reicht hin, Macbeths Nerven zu der Schreckensthat zu spannen, und mit vollem Bewußtsein von der Falschheit ihres Herzens und von der furchtbaren Schuld, die sie auf sich laden, wird die That von beiden beschlossen.

Versuchen wir nun die einzelnen Züge der beiden großartigen Verbrecher zu einem Gesammtbild ihres Charakters zu vereinigen. Es ist auffallend, daß uns der Dichter Macbeths Heldenart nur berichten, nicht schauen läßt, wie bei Coriolan. So können wir nur an sie glauben, ohne von ihr zur theilnehmenden Bewunderung hingerissen zu werden. Er wird uns geschildert als ein Heros des gezückten Stahls, von eiserner Festigkeit, von kampfgefeiter Tapferkeit, von stürmender Ueberkraft. Bellona's Bräut'gam, ist er nur

des Muthes Günstling, nicht des Glücks; Fortuna zwingt er mit titanischem Trotz. Aber seine Tapferkeit ist nicht ohne Beimischung von Grausamkeit und Tücke; sein Muth ist wie der eines Raubthiers und seine Lust scheint es, in rauchendem Blute sich zu baden und Schädelstätten aufzubau'n. Dieser nemliche Mann ist der vertrauten Genossin seines Lebens gegenüber schwach, ja feig. Sie kennt seine Unentschlossenheit, sein furchtsames Zaudern, seine ewige Bedenklichkeit, und sie hält ihn am Gängelbande. Die Tapferkeit seines Herzens weicht der Tapferkeit ihrer Zunge. Diese Feigheit stammt aus seiner Leidenschaft, der einzigen, die statt aller sittlichen Grundsätze seine ganze Seele füllt, aus seinem Ehrgeiz. Das Ziel seines Ehrgeizes verlieren, hieße für ihn sein Leben verlieren; daher sein Klügeln Sinnen Zaudern Sorgen, um ja recht sicher zu gehen. Macht, Größe, Hoheit ist sein Abgott, dem er willig und mit Bewußtsein Alles, selbst das Ewige, selbst sein Seelenheil zum Opfer bringt. Das Unrecht an sich ist ihm nichts, nur den Schein des Unrechts möcht' er meiden. Die Meinung der Welt gilt ihm Alles, vor seinem Gewissen denkt er sicher zu sein. Und doch ist eben diese Scheu vor der Welt, so erklärlich aus seinem Ehrgeiz, noch das Liebenswürdige an ihm; die einzige Quelle noch, aus der ihm die Milch der Menschlichkeit fließt. Seine Phantasie ist höchst reizbar bis zur Vision des Unwirklichen und Unglaublichen; da er die religiöse Scheu weggeworfen, ist er dem Aberglauben verfallen. Er hat sich so lange in den Träumen seines Ehrgeizes gewiegt, so lange seine unnatürlichen verbrecherischen Pläne in seiner Einbildung gehätschelt, bis sie ihm, der sich mit einem Eid ihnen verschworen, zuletzt über den Kopf wachsen und als Dämonen von jenseits der Natur sich ihm in den Weg werfen, mit der Macht des Zauberbanns den Gang seines Schicksals bestimmend. Sein Verhältniß zu seiner Gattin ist nicht Liebe; das Band zwischen ihnen besteht einzig darin, daß ihre Seelen auf den gleichen wenn auch mißlautenden Ton gestimmt sind, daß beide, von gleicher Leidenschaft besessen, und Eines sich in der eingebildeten Größe des Andern spiegelnd, einander gönnen, was beiden zu gute kommt. Die zärtlichen Aus-

drücke, die er hie und da an seine „Genossin der Größe“ richtet, dürften eher als leise Andeutung des Charakterzugs der Wollust gemeint sein, die sich gewöhnlich mit der Anlage zur Grausamkeit verbindet und ihm am Ende unsres Stücks ausdrücklich zugeschrieben wird. Wie denn auch die Zitenhaftigkeit des Pförtners im nächsten Akte eher zur Bestätigung als zum Widerspruche dient. In dem furchtbaren Augenblick der Selbstentscheidung spricht er den Wunsch aus, daß seine Gattin ihm Söhne und nur Söhne gebären möge — ein markanter Zug des tyrannischen Emporkömmlings, wie wir ihn auch bei Julius Cäsar gefunden haben. Sein Weib ist seine einzige Vertraute; brütend über gefährlichen Entwürfen ist er einsylbig, finster, verschlossen nach Außen. Seine innere Unzufriedenheit macht ihn schroff und ungesellig. Und doch ist alles Schlimme und Böse in Macbeths Natur und Charakter noch verhüllt durch eine glänzende Mitgift, durch seine Bewunderung heischende physische Heldenkraft. Um ihretwillen besitzt er die goldne Achtung, wenn nicht von jedermann, doch von Leuten aller Art; indeß hat er auch sie erst erkaufen müssen; sie wird ihm nicht freiwillig gezollt. Hätte er größere Macht, vielleicht würde er mehr noch gefürchtet als geachtet sein. In der That, seine eigene Furcht vor dem Urtheile des Volks, seine Furcht vor dem Dolche, nur weil ihm der Dolch vergelten könnte, seine ängstliche Sorge um persönliche Sicherstellung birgt in sich schon den Keim jenes zügellosen Argwohns, der im Besitze der Macht zu jeder Ausschreitung fähig ist. Eiserne Festigkeit, Lust an blutiger That, Grausamkeit, Wollust, Vorsicht, Tücke, Ungeselligkeit, feige Furcht und Aberglaube — was denn fehlt ihm noch zum vollendeten Bilde eines Tyrannen? einzig dies, daß er auch noch den Rest der Scheu vor den natürlichen Banden des Bluts, die Achtung vor dem Rechte der Legitimität und vor der heiligen Sitte der Gastfreundschaft über Bord werfe. Und er hat's bereits gethan, er hat alle Scheu vor sich wenigstens ausgezogen, und die Milch der Menschlichkeit in sich durch sein Weib vergiften lassen mit der Galle der Morddämonen; die Vollendung der That vollendet nothwendig auch seinen Charakter.

Schwieriger scheint es zu sein, nicht sowohl die charakteristischen Züge für das Bild der Lady Macbeth aufzufinden, als namentlich die Grundursachen und Werdebedingungen dieser überwältigenden Erscheinung zu enthüllen. Zwar ist sie nicht, wie Kreyßig sie nennt, „von vornherein eine Virtuosin des Verbrechens“; ein gut Theil ihrer Tapferkeit ist auf Rechnung weiblicher Zungenfertigkeit zu schreiben. Noch hat sie keine That verübt, und als sie, wie wir später erfahren, mit dem Vorsatz der That an des schlafenden Duncans Lager tritt, versagt ihr dennoch die Hand den Dienst. Aber als fertiger Charakter, als Meisterin intellektueller Urheberschaft des Verbrechens erscheint sie uns allerdings gleich bei ihrem Auftreten. Woher hat sie diese Meisterschaft? Die Gewalt der Rede, die ihr eigen, setzt Klarheit und Energie des Denkens, die Fertigkeit der Zunge lange Uebung im Worte voraus. Woher also kommt ihr diese Virtuosität? Der Brief, den sie in der Hand hält, zeigt uns, in wessen Schule sie gegangen. Macbeth selbst hat ihr stets von seinen Träumen der Größe, von seinen verbrecherischen Planen der Zukunft vorgeredet. Seine Worte haben einen empfänglichen Boden gefunden, die Schülerin hat bald ihren Lehrer überholt, und Meisterin in der Leidenschaft, die sie beide beseelt, ist sie auch seine Meisterin geworden. In ihr ist nichts, als was in ihm ist, sie hat sich ganz nach ihm gebildet; darum ist sie so männisch, so heroisch, darum hat sie solche Gewalt über ihn. Krieg mit geschwungenem Stahl, der sich in rauchendes Blut taucht, ist auch ihre Lust; aber nur ihre Zunge ist ihr Schwert, sie redet nur Dolche, er soll sie gebrauchen. Sie ist wild, grausam, tückisch, wie er — in ihren Anschlägen; die Milch der Menschlichkeit ist ihr zuwider geworden. Wo es ihren Zweck gilt, kennt sie keine Rücksicht auf Recht und Sitte, ist sie zu jedem Frevel bereit; ihr Sinn und Muth ist ganz von jener Rücksichtslosigkeit erfüllt, die sie Bosheit nennt. Weib zu sein und sich zu fügen, hat sie völlig verlernt; eisern, wie seine Faust, ist ihr Wille. Sie hat Kinder gehabt, sie hat sie gesäugt; aber sie hat die unschuldigen Kleinen vergiftet mit der Milch ihres fieberischen Ehrgeizes; sie sind ihr alle wieder gestorben. Mach-

dämonen können an ihrer Brust trinken, und Galle statt der Milch; sie zögert nicht sie herbeizurufen und an Kindesstatt anzunehmen, als es Zeit ist. Gleich Macbeth hat auch sie sich über alle Skrupel des Gewissens und der Religion längst hinweggesetzt. Der Fluch ihrer Wünsche entweiht sie wirklich, ihr brennendes unauslöschliches Verlangen nach dem Namen einer Königin führt sie zum Verlust alles Zartsinns und Feingefühls der Weiblichkeit. Ja eine Mutter, die ihrem Kinde den Kopf an die Wand schmettern könnte, um den Schwur ihres Ehrgeizes zu halten, weicht aus den Grenzen menschlicher Natur und wird zum Raubthier. Was sie vor ihrem Gemahl voraus hat, ist die Kunst der Selbstbeherrschung und Verstellung; worin sie ihrer weiblichen Natur Tribut noch zollt, das ist die Beschränktheit ihres Gesichtskreises; ihr Blick reicht nicht in die Ferne. Das Nächste umfaßt sie mit allem Feuer des Gefühls, mit aller Entschiedenheit der Leidenschaft; aber ihre wanklose Sicherheit quillt nur aus ihrer Kurzsichtigkeit, die ihr zu gute kommt und sie entschuldigt. Während wir ihre titanische Willensstärke bewundern, begleiten wir — uns selbst fast unbewußt — ihre sorglose Verzückung und Ueberspannung mit unserm Mitleid, bedauern wir zum Voraus ihr Erwachen. Ihre Phantasie ist eben so reizbar wie die seinige; aber während Macbeth die Gegenwart in die Zukunft verlegt und nur in dem lebt, was nicht ist, zieht sie das erst verheißene Heil schon in die Gegenwart und empfindet das Künftige bereits im Jetzt. Auch Lady Macbeth ist abergläubisch, aber sie bedarf keiner übernatürlichen Visionen; ihr Aberglaube hält sich an näherliegende wesenhaftere Dinge, an das vorgesteckte Ziel, an ihre eigne Kraft, an Zeit und Stunde, an den heisern Schicksalsraben, der Duncans Eintritt unter ihr Dach ankrächzt. So theilt sie im Wesentlichen alle schlimmen und bösen Eigenschaften, die an ihres Partners Charakter hervorstechen; auch ihr gilt das Häßliche für schön, um des Glanzes willen, der vom Zweck auf die Mittel zurückstrahlt; auch sie ist eine Heroine des erbarmungslosen Egoismus.

Groß, furchtbar, unbezwinglich, in grauenhafter häßlicher Schöne einer Verbrechen-lüsternen Titanide, die kühn die verwegene Hand

ausstreckt nach dem verwehrten Kleinod des goldenen Reifes, der Schmuck des Lebens, Macht und Hoheit verleiht — so steht das Bild der Lady Macbeth, ein geschlossener vollendeter Charakter vor unsern Augen. Aber wenn die Anlage zum Tyrannen, die wir in Macbeth entdecken, sich erst durch die That zum unwiderruflichen Typus vollenden, dann aber in unvermeidlicher Folge der Entwicklung furchtbar in's Leben sich übertragen wird: Lady Macbeth hat die Konsequenz ihres Charakters bereits vollzogen, indem sie die Tyrannei, die dem Weibe möglich ist, verübt hat an ihrem eigenen Gatten. So sehen wir voraus, daß in dem Augenblicke, wo er zum Tyrannen wird, die Gattin innerlich vernichtet, weil in die Ohnmacht des bloßen Weibes zurückgeschleudert werden muß.

Die nächstfolgenden Scenen, welche unsre Vorhersage bestätigen werden, sind berühmt und bekannt genug durch den furchtbaren Eindruck des Schauders, den sie dem Leser wie dem Zuschauer hinterlassen. Erst die Ermordungsscene mit ihrem nächtlichen Grausen, dann die Entdeckungsscene mit ihrem Entsetzen des düster anbrechenden Tages und zwischen inne die raffinirte Höllenphantasie des Pförtners, der zum Spaß aufgelegt ist — es ist ein Gemälde, wie nie eine menschliche Phantasie Schreckenvolleres geträumt hat.

Das Bankett hat bis tief in die Nacht gedauert; der Mond ist untergegangen, der Himmel finster; der König ist zu Bett. Eben will auch Banquo mit seinem Sohne Fleance zur Ruhe gehn. Der Schlaf liegt ihm wie Blei in den Gliedern. Zugleich aber quält ihn eine unbestimmte Ahnung drohender Gefahr; kaum erwehrt er sich böser Gedanken im Gebet. Da hört er was kommen; rasch faßt er zur Vertheidigung das Schwert, ruft die dunkle Gestalt an: „Wer da?“ „Ein Freund“, erwiedert mit frecher Lüge der eintretende Macbeth, der eben im Sinn hat, das Feindseligste zu vollbringen. Noch wird dem Verbrecher eine doppelte Warnung. Einmal erinnert Banquo an den ahnungslosen Frohsinn des gütigen Königs, der nicht zu Bette geht ohne das ganze Haus reich zu beschenken, und seiner Wirthin hiemit einen Demant

überbringen zu lassen. Uns graut zu denken, daß sich darin nur ihre Verruchtheit spiegeln kann. Aber Macbeth, davon ungerührt, und verhärtet in seinem Vorsatz, erwiedert ausweichend mit dem Hinweis auf die unzureichende Vorbereitung für die Bewirthung. Das Zweite ist, daß Banquo, nicht loskommend von seiner schlimmen Ahnung, an die Zauberschwestern erinnert, die Macbeth doch etwas Wahres gesagt hätten. Augenblicklich spürt dieser die darin verborgene wenn auch unabsichtliche Sonde, und deckt sich mit der erlogenen Versicherung, daß er nicht an sie denke. Zugleich aber denkt er seinerseits, — in diesem Momente — daran Banquo zu sondiren, ob er ihn für seinen Sinn unter der Aussicht auf Ehre gewinnen könnte. Doch da dieser die Bedingung stellt, daß dabei seine Mannesehre sein Gewissen und seine Lehenspflicht keine Gefahr laufen dürfe, bricht Macbeth mit einem kurzen „Gute Nacht indeß“ rasch wieder ab. So knapp diese Zwiesprache gehalten ist, so verfehlt sie doch nicht, einen mächtigen Eindruck zu machen. Denn sie zeigt uns, daß Macbeth zur That schreitet mit fühlloser Entschiedenheit und mit vollem klarem Bewußtsein dessen, was er thut. Er sendet auch seinen Diener noch hinweg, der ihm die Fackel getragen. Er soll der Herrin sagen, daß sie die Glocke zieht, wenn sein Trank — sein Höllentrank — bereit ist. Noch bedarf er ihrer Mahnung; vielleicht auch ist's das Zeichen, daß Alles sicher ist im Hause.

Nun ist er mit sich allein, der finstre Mann, in der gespenstig dunklen Halle; allein mit seinem furchtbaren Vorsatz. Da, wie er brütend hin und herschreitet, beginnt sein fieberheißes Hirn zu arbeiten mit grauenvoller Selbständigkeit, und plötzlich — eine entsetzliche Vision — taucht ein Dolch aus seiner Phantasie hervor, seinem Auge sichtbar, unfaßbar mit der Hand und doch stets in der Luft vor ihm schwebend, und ihm die Richtung zeigend, in der er gehen soll. Er greift nach dem seinigen, er kann ihn zücken, und doch ist der andere stets noch sichtbar, und jetzt, jetzt sind auch Tropfen Bluts an Griff und Klinge, die erst nicht waren — dann ist er verschwunden. — Da athmet er auf.

Es ist nicht wirklich da. —
Es ist die blut'ge Arbeit, die mein Auge
So in die Lehre nimmt.

Warum nur dies? warum nicht das Herz zurückschreckt vor der Greuelthat? Man sieht, er hat seinen Muth wirklich hinaufgeschraubt bis zum Punkte des Halts. — Wieder schreitet er auf und nieder, wieder arbeitet sein waches ruheloses Hirn, ohne daß die Gedanken den Weg zum Herzen finden. Jetzt stellt sich seinem Bewußtsein das Grausen des Moments, die ihn umgebende Finsterniß und Todtenstille der Nacht dar, die nur unsichtbar webenden Unheilsmächten, nur dem Mord, dem Diebstahl, der wollüstigen Brunst Tarquinis günstig ist zum gespenstig schreitenden Werk. Und doch, nach einer abermaligen Pause keine andere Regung in ihm als die Sorge, die Steine möchten seine Schritte ausschwatzen, und schließlich die Gier der Ungeduld:

Hier droh ich, er lebt dort;
Für heiße That zu kalt das müß'ge Wort!

Da, in diesem Augenblick, ertönt die Glocke — er ist reif zur That; er steigt hinauf zu Duncans Schlafgemach. Der Dichter hat nichts unterlassen, die völlige heil- und gnadenlose Verhärtung und Selbstverstockung Macbeths anschaulich zu machen, ehe er ihn die That begehen läßt.

Lady Macbeth inzwischen hat sich mit gewürztem Weine stärken müssen, um ihren physischen Muth aufrecht zu halten. Jetzt kommt sie, sich zu überzeugen, ob er dabei ist. In diesem Augenblick kann das gräßliche Weib noch über das Schnarchen der überladenen Diener spotten, sich rühmen, daß sie ihnen den Schlaftrunk gewürzt. Ein leiser sorglicher Ausruf Macbeths von innen läßt sie schon fürchten, daß die That durch Erwachen der Schläfer vereitelt ist. Doch bleibt es still. Und nun gewinnt sie es über sich, sich nochmals zu rühmen, daß sie ihm noch die Dolche zurecht gelegt, ja daß sie selbst die That gethan hätte, wenn der Schlafende nicht

ihrem Vater geglichen. Eins also giebts noch, wovor sie zurückschaudert, den Vatermord, weil es hieße, den Quell ihres eigenen Lebens abschneiden. Im Uebrigen hat ihr der Dichter solchen Antheil an der That gegeben, daß sie, „die Genossin der gleichen Größe“, auch die Genossin der gleichen Schuld wird. Ja gräßlicher noch erscheint sie bis jetzt als Macbeth selbst, weil rühriger thätiger selbstbestimmter. Hastig eilt sie ihm, wie er nun erscheint, mit der Frage entgegen:

Nun, mein Gemahl!?
Ich hab die That gethan:

ist seine Antwort. — Aber die nun folgende Unterredung mit ihrer Spannung der Angst, des Schreckens, der Furcht, mit ihren wechselnden Fieberschauern in Frag' und Antwort läßt sich nicht wiedergeben; man muß selbst lesen. Einige Bemerkungen darüber müssen genügen. Macbeth ist jetzt ein anderer als der er war; seine klare Besinnung, seine Ruhe, die auf sich fußende Sicherheit seiner Mannheit ist dahin. Er hatte geglaubt, seines Gewissens sich entledigt zu haben, nun macht es sich doch geltend; aber für ihn zu spät. Der eine der schlaftrunkenen Wächter rief: Gott sei uns gnädig, der andere antwortete mit Amen. Macbeth wundert sich über seinen Zustand, daß er nicht auch Amen sagen konnte, da er doch gerade der Gnade so sehr bedurft hätte. Warum er's nicht konnte, darüber grübelt er, das möcht' er wissen. Aber er kann's nimmer ergründen; da er das Ewige über Bord geworfen, hat er auch kein Verständniß mehr für seine Wirkung. Das ominöse Warnungswort der Lady, daß solche Thaten so bedenken zum Wahnsinn führe, ist in seiner Schwere stets gewürdigt worden. Und allerdings ist Macbeth in einem Zustand, der nahe an Wahnsinn grenzt. Indeß — bei der Verwirrung seines Denkens bleibt es nicht; das Gericht des Gewissens läßt ihn auch bereits die Qual der Verdammniß erfahren. Er hat eine Stimme gehört, wie wenn es riefe durchs ganze Haus: „Schlaft nicht mehr, Macbeth mordet den Schlaf; Glamis mordet den Schlaf, und drum wird Cawdor nicht schlafen mehr, Macbeth

nicht schlafen mehr." Furchtbare Stimme! auch sein neuester Titel hilft ihm nichts gegen sie; wird ihm der Königstitel etwas helfen? Diese Stimme hat ihn hinweggepeitscht vom Orte des Schreckens, daß er in der Eile vergessen hat die Dolche dort zu lassen. Er soll sie wieder hintragen; aber er getraut sich nicht, das anzuschaun, was er gethan. Da überbietet sich das Weib in seiner dämonischen Frivolität; sie will die Dolche selbst hintragen.

Gieb mir die Dolche! (herrscht sie ihn an)
— Der Kindheit Aug' allein
Scheut den gemalten Teufel. Wenn er blutet,
Färb' ich damit der Diener Kleider roth;
So tragen sie die Liverei des Mords.

Und sie steigt wirklich hinauf in die Mordkammer. Noch fühlt sie sich ihrem Partner überlegen, wie einem Kinde. Auch ist in Wahrheit der Anblick jammervoll, wie der sonst so starke, eisenfeste Mann, der so kühn in der Schlacht nicht bebte vor den Abbildern grausen Tod's, die er selbst schuf, wie er jetzt erschrickt und bebt vor dem Klopfen am Thor und vor dem Anblick seiner blutigen Hände, wie er jammert um die verlorne Reinheit, um das verlorne Selbst, ohne es ändern zu können. Die zurückkehrende Lady, auch das Klopfen hörend, schilt ihn hinweg: „ein wenig Wasser", meint sie, „reint uns von der That; — thu' an dein Nachtkleid, daß man nicht sieht, wir wachten; verlier dich nicht so ärmlich in Gedanken!" Frivol bis zum Aeußersten, wachen Geistes, tyrannisch selbst gegenüber der tiefsten Gewissensqual, und alles um ihres brennenden Ehrgeizes willen. — wie lange wird's vorhalten? Nicht länger sicherlich, als bis das Ziel erreicht ist. — —

Der Umschlag in Rücksichtslosigkeit, Hartfühligkeit und Frivolität, der nun auch in Macbeths Stimmung vorgehen muß, wenn er noch weiter leben will, ist als ein rein innerer Seelenvorgang, der sich nicht anschaulich machen läßt, von dem Dichter nothwendig hinter die Scene verlegt. Doch ist er vollständig motivirt durch das Beispiel und die energische Reizung und Mahnung der Lady. Ja

er ist sogar symbolisirt durch den frivolen Humor des Hausknechtes, der, den Schlaf sich aus den Augen reibend, sich selbst als Höllenpförtner installirt, ehe er den Klopfenden das Thor öffnet. Seine Reden sind voll allegorischer Anspielungen: er will hereinlassen einen Pachter, der sich in Erwartung einer reichen Ernte aufhieng, wie Macbeth gethan; — einen Zweideutler, wie Macbeth einer war, der um Gottes willen, d. h. um den Willen des Schicksals zu erfüllen, Verräthereien genug begieng und sich doch nicht zum Himmel hinein zweideuteln konnte; endlich einen englischen Schneider, der um Diebstahls willen hier die Bügelgans seiner Seele im Höllenfeuer des Gewissens braten soll, wie es Macbeth ergangen. Zu diesem Humor des Grauens aber gesellt sich das immer wiederholte, immer lauter werdende Poch, poch, poch! wie das Anklopfen des Gerichtsengels, der die Schauderthat der Nacht an's Licht des Tages ziehen will, der eben aufdämmert. Die vertrauten Freunde des Königs, Macduff und Lenox, kommen, um nach Befehl ihn zu wecken und bei seiner Abreise zu geleiten.

Macbeth empfängt die Kommenden; aber je redseliger sein Pförtner war, der das Thor des Hauses geöffnet hat, desto verschlossener ist nun Macbeth selbst. Sein Benehmen ist auffallend ernst frostig einsylbig. Er hat auf jede Rede, die man an ihn richtet, eine Antwort; aber sie ist so knapp wie Ja und Nein, so nichtssagend wie ein Echo. Als Macduff aus der Kammer des Königs mit dem Ausruf des Grausens zurückkommt, fragt Macbeth mit erzwungener verstellter Theilnahme gleich Lenox: „was ist geschehn?“ — er, der's begangen hat. Welch ein Umschlag der Stimmung offenbart sich schon hier; aus dem tiefsten Gefühl der Selbstverachtung hat er sich aufgerafft zur schamlosen Frechheit empörender Heuchelei. Freilich, als nun Macduff verkündet:

Jetzt hat die Höll' ihr Meisterstück gemacht!
Der kirchenräuberische Mord brach auf
Des Herrn geweihten Tempel, und stahl weg
Das Leben aus dem Heiligthum.

da ist Macbeths Frage: „was sagt Ihr da, das Leben?" nur wieder das Echo des letzten Wortes. Und doch war dieses Wort an sich schon deutlich genug. Aber das ist die Befangenheit des Frevlers; die rechte Frage, wie sie Lenox thut, wessen Leben gemeint sei, findet er im Augenblick nicht, weil er's nur zu gut weiß, und sich damit zu verrathen fürchtet. Und jetzt, als er, von Macduff aufgefordert, den Gang thun muß, vor dem er sich vorhin so entsetzte, als er mit Lenox hinaufsteigt zur Kammer, um sich von dem Morde durch den Anblick selbst zu überzeugen — jetzt tönt wirklich die Stimme des Gerichts, die er zu hören geglaubt, durchs ganze Haus:

Erwacht, erwacht!
Die Sturmglock' angeschlagen! Mord! Verrath!
Banquo und Donalbain! Malcolm! erwacht!
Werft ab den flaum'gen Schlaf, des Todes Abbild,
Und seht ihn selbst, den Tod! auf, auf, und schaut
Des Weltgerichtes Vorspiel.

Aber jetzt ist Macbeths Ohr für diese Stimme taub, und Lady Macbeth ist es, die „von solch schrecklicher Trompete" aufgestört und nebst den andern herbeigerufen wird. Das Zartgefühl des treuen Macduff, der dieses Weibes Ohr mit dem direkten Wort der Kunde verschonen will, empfindet sich gegenüber der Fühllosigkeit der zarten Lady als unwillkürliche aber eben darum nur desto herbere Ironie. Ihr herzloser nur auf die eigne Sicherheit erpichter Ausruf: „Wehe! in unserm Haus?" ist mehr geeignet, ihre Schuld als ihren Jammer auszudrücken. Auch wird selbst von Banquo sofort mit der nachdrücklichen Entgegnung: „Zu grausam, wo auch immer!" so bedeutsam zurechtgewiesen, daß die sonst so zungenfertige Sprecherin kein weiteres Wort mehr wagt, um sich nicht noch mehr zu verrathen. — Mittlerweile hat ihr Gemahl, dem sie zweifelsohne in seiner Rechtfertigung beizustehen gedachte, sich so völlig von ihr emancipirt, daß er trotz dieser durchs ganze Haus schallenden Stimme des Gerichts aus freiem Antrieb in raschem Entschluß einen zweiten und zwar einen Doppelmord an dem nämlichen Orte des Grausens begeht. Die Kämmer-

linge waren nun natürlich erwacht und „wie im Wahnsinn; so starrt' ihr Auge; und es war gefährlich, nur ihnen nah zu kommen." Da mochte ihm plötzlich die Gefahr der Entdeckung einleuchten, wenn nicht ihr fester Schlaf allein, wenn auch noch Miene und Wort Zeugniß für ihre Unschuld ablegte — und mit raffinirter Besonnenheit stößt er sie nieder. Und jetzt kehrt er zurück aus der Blutkammer und bejammert in heuchlerisch affektirter Trauer nicht das gräßliche Loos des guten Königs, nicht dessen Söhne, nicht das Land, sondern — sich selbst, daß ihm nun Ruhm und Gnade gestorben sei; — und kündigt in unwillkührlich bedrohlichen Worten den Söhnen des Ermordeten an, daß der Ursprung ihres Blutes, ja ihre Lebensquelle selbst versiegt sei. Und jetzt hat er sogar die eherne Stirne, seinen Mord an den Kämmerlingen zu rechtfertigen mit seiner Pflichttreue und der Raschheit seiner heftigen Liebe, und sich auf den daliegenden Duncan zu berufen, wie seine Silberhaut *verbrämt* gewesen mit seinem *goldnen* Blut, sich zu berufen auf die offnen Wunden, auf die blutbefleckten Mörder, auf die abscheulichen, vom geronnenen Blute schwarzen Dolche, um schließlich zu fragen:

Wer konnte da sich zügeln, der ein Herz
Voll Liebe hatt', und in dem Herzen Muth
Die Liebe zu beweisen?

*Liebe* zu Duncan nennt er's, der Mörder Duncans, was ihn zu diesem neuen Doppelmord bewogen habe. Solch eiserne Stärke verruchtester Frechheit ist selbst einer Lady Macbeth zu stark, das männische Weib sieht sich in unerwarteter Weise plötzlich übermannt, sie fühlt, daß die bisherige Herrschaft ihren Händen entsunken ist. Die Tyrannin hat ihren Meister gefunden und es ist physisch wie seelisch vollkommen verständlich, daß sie gerade in diesem Augenblicke mit dem Rufe: „Helft mir hinweg!" in Ohnmacht fällt. Der Charakter Macbeths aber hat sich eben damit durch eigne Selbstbestimmung zum Mord, zur Heuchelei, zur gänzlichen Fühllosigkeit in sich vollendet; er selbst hat der eignen eisernen Stirne das Gepräge des

Tyrannen unwiderruflich aufgedrückt. Nur eine Folge davon wenn auch eine schauerlich vermessene ist es, wenn er dann auch noch den Meineid ausspricht, der ihn gleich dem ehrlichen Banquo und den Andern von der „ungesprochenen Anmuthung bösen Verrathes“ reinigen soll.

Trotz diesem Meineid stünd' es in Zweifel, wozu die Verhandlungen, die nun in der Halle beginnen sollen, schließlich führen, ob sie namentlich seine That mit dem erstrebten Erfolg krönen würden, käme ihm nicht der böse Engel seines Geschicks in diesem Augenblick zu Hülfe. Die Söhne Duncans, die eben so gut wie Banquo und Macduff Verdacht geschöpft haben, entfliehen aus der Mörderhöhle; und so muß ihre Flucht dazu dienen, den Verdacht des Mordes auf sie selbst zu laden, dem Macbeth aber die Stimmen für die Königskrone zuzuwenden. Dies erfahren wir durch die folgende nur scheinbar überflüssige Scene der Begegnung des Thans von Rosse mit einem alten Manne und mit Macduff außerhalb des Schlosses. Läge freilich bei den Vorgängen unsrer Tragödie das Hauptgewicht, welches für ihre Tendenz die Entscheidung zu geben hat, in diesen Schauerscenen des Mordes und der Entdeckung — dann allerdings hätte Dingelstedt Recht gethan, daß er in seiner Bearbeitung für die Bühne diese Scene gestrichen hat. Allein der tragische Umschlag und die Wende unsres Stücks liegt vielmehr in der Bankettscene des dritten Akts, also eben in der Mitte, wie immer bei Shakespeare; und so bedürfen wir dieser Vermittlungsscene nothwendig, weil sie uns nicht nur nach den gräßlichen Auftritten, die ganz wie letzte Entscheidung aussehen, eine Fortsetzung verspricht, sondern auch die Andeutung bringt, in welcher Richtung diese erfolgen wird. Denn wir erfahren zugleich von Macduff, daß er nicht zur Krönung Macbeths nach Scone gehen, sondern sich absichtlich und grundsätzlich von Macbeth fern halten will, und wir ahnen, daß gerade von ihm der Sturz des Tyrannen ausgehen wird. Und eben das, und nur das liegt im Interesse der Grundidee unsrer Tragödie. Denn die eigentliche Tendenz und der politische Charakter unsres Stückes kann nun nicht mehr zweifelhaft sein: wie Julius

Cäsar die Tragödie der Freiheit, Coriolan die der Vaterlandsliebe, so ist meines Erachtens Macbeth die Tragödie der Tyrannei. — Wir sahen Macbeth, den Helden und Träger des dramatischen Grundgedankens, zum Tyrannen werden, wir sollen ihn sofort auch diesem Charakter gemäß handeln sehen.

Durch Verbrechen und Heuchelei ist das neue Königspaar zur Macht gelangt, durch Schmeichelei und Verbrechen sucht es sich darin zu erhalten. Das große Festmahl, zu dem alle Edlen geladen sind, soll den Majestäten eben sowohl dazu dienen, durch Aufmerksamkeit Freundlichkeit und Höflichkeit die Großen des Reichs für sich einzunehmen, als sich im Glanze ihrer neuen Würde zu spiegeln und zu sonnen. Vor Allem soll Banquo nicht fehlen, der höchste Gast; — Banquo, der einzige, vor dem Macbeth zittert. Die Furcht vor dem Rückschlag der blut'gen Lehre, die selbstgebundene Ruthe des Tyrannen, verfinstert Macbeths Antlitz am Tage, läßt ihm bei Nacht keine Ruhe. „Glamis hat den Schlaf gemordet, drum soll Macbeth nicht schlafen mehr.“ Schon ist kein einz'ger, in deß Haus ihm nicht ein bezahlter Diener lebt. Am meisten aber fürchtet er Banquo, weil er ihn am höchsten achten, ja sogar über sich selbst stellen muß. Er vergleicht Banquo mit Cäsar, sich selbst nur mit Mark Anton. Cäsar war ein geborner Herrscher, er konnte auch ohne Diadem König sein; Mark Anton, von gleichem Ehrgeiz beseelt, war doch nur Lüstling und Intrigant, dem es mehr um das Spielzeug des goldnen Reifes und um die Macht, seinen Lüsten zu fröhnen, als um Herrschergröße und unsterblichen Nachruhm zu thun war. Es ist Banquo's Königssinn und kühne Entschlossenheit mit Weisheit gepaart, was Macbeth fürchtet. Sein Herz sagt ihm, daß unter allen Edlen Schottlands keiner ist, aus dessen Stamm Könige so gut kommen könnten, wie aus dem Stamme Banquo's. Daher der Eindruck, den die Weissagung der Zauberschwestern in der Erinnerung auf ihn macht; die für Banquo bestimmte königliche Zukunft erfüllt Macbeth mit tödtlichem Neid. Eh das geschieht, eh' er für Banquo's Brut, um sie zu krönen, zum Verbrecher soll geworden sein, und seine Seele dem Erbfeind soll preisgegeben haben, fordert

er das Schicksal in die Schranken auf Tod und Leben. — Unzufrieden, scheu und ängstlich, von Furcht gequält, von Neid gepeinigt, steht der Tyrann auf der erreichten Höhe; aus Furcht und Neid setzt sich sein finsterer Argwohn zusammen, der ihn zu neuem Frevel treibt. Er hat das Schicksal herausgefordert; er darf sich nicht wundern, wenn es den hingeworfenen Handschuh aufhebt und ihn von nun an feindlich bekämpft, wie es ihn bisher mit Gunst gefördert.

Macbeth hat Banquo ausdrücklich gemahnt, beim Mahle nicht zu fehlen, und Banquo hat entschieden zugesagt; er *wird also kommen*. Und doch hat Macbeth den Mordanschlag schon vorbereitet, der ihm das Kommen unmöglich machen müßte; er hat, wie wir sehen, nur zu gut gelernt, was ihn einst sein Weib lehrte, harmlos zu *blicken* wie die Blume, doch die Schlange darunter zu *sein*. Schlangenart auch ist es, wie er die bestellten Mörder zu ihrem Werke stachelt. Verleumderisch wälzt er die Schuld der Kränkung, die ihnen widerfahren, von sich auf Banquo, um ihnen persönlichen Haß gegen diesen einzuflößen; heuchlerisch und wie im Staube kriechend verspricht er ihnen seine herzinnig feste Liebe, ihnen, die er selbst mit souveräner Verachtung behandelt und gleichnißweise zum Geschlecht der Hunde zählt; wie er denn freilich auch alle andern Menschen nur noch nach ihren physischen Eigenschaften, nach Temperament, Anstelligkeit und Brauchbarkeit zu schätzen weiß. Dieser Zug der Menschenverachtung ist ein Hauptzug im Charakterbilde eines Tyrannen, und der Dichter hat ihn am besten Orte zu verwerthen gewußt. Wohl sagt sich Macbeth, daß seine Macht den Streit offen führen könnte; aber doch greift er lieber zum heimlichen Meuchelmord; noch will er sich den Schein sparen aus Rücksicht auf die gleichen Freunde; noch kennt er die Furcht des Neulings in der Tyrannei, dem die Uebung fehlt.

Unerreicht und unnachahmlich ist Shakespeare, wie in allem Andern, so namentlich auch in der sorgfältigen Motivirung jener Umschlagsmitte seiner Tragödie, von welcher die Endkatastrophe seines Helden bedingt ist. In unserm Stücke knüpft diese sich an die

Erscheinung von Banquo's Geist, die Macbeth zwingt, inmitten seiner Lords sich so weit zu verrathen, daß nun die Rückkehr für ihn so schwierig wäre als durch zu gehen; — eine Erkenntniß, durch welche er sich von da an zu jenen unverhüllten Grausamkeiten bestimmen läßt, welche den Abfall der Großen und den Rachekrieg von Außen im Gefolge haben. Weil denn also die Erscheinung aus dem Geisterreich den entscheidenden Wendepunkt des Ganzen bilden soll, wird sowohl die Erwartung dafür rege gehalten, als die psychologische Möglichkeit in Macbeth selbst deutlich gezeigt. Jenes geschieht mit ein paar Worten, indem ein Diener auf die Frage der Lady, ob Banquo fort vom Hofe sei, versichert: „Ja, Kön'gin, doch er kommt zurück heut Abend." Das Andere stellt sich heraus in einer längeren Zwiesprache zwischen König und Königin. Lady Macbeth hat die Unzufriedenheit, den Trübsinn, das finstere einsame Brüten ihres Gemahls sehr unliebsam bemerkt; es geht ja dadurch der Genuß verloren, den sie sich von der erreichten Herrscherwürde versprochen.

Nichts ist gewonnen, (sagt sie) alles ist dahin,
Stehn wir am Ziel mit unzufriednem Sinn.

Sie wäre nicht unzufrieden; sie weiß sich über das Vergang'ne mit dem Satz hinweg zu helfen: was unheilbar, muß man vergessen — geschehn ist, was geschehn. Sie macht den Versuch, auch ihren Gemahl für diese Einsicht zu gewinnen und ihn heiter zu stimmen, wenigstens für diesen Abend. Aber sie irrt sich, wenn sie glaubt, daß sein düsteres Brüten der Vergangenheit gilt, es ist vielmehr auf Plane zur Sicherung der Gegenwart und der Zukunft gerichtet. Aus der Sorge um mögliche Gefahren für den gewonnenen Besitz quillt die Angst vor Vergiftung beim Mahle, kommen die grausen Träume, die ihn allnächtlich schütteln, daß er in der ruhelosen Qual der Seele die Todtenruhe Duncans beneiden muß. Denn „zerhackt ward nur die Schlange, nicht getödtet"; darum und darum einzig ist sein Gemüth voll von Scorpionen. Die Königin weiß nicht, daß es Banquo ist und sein Sohn Fleance, vor dem er

sich so fürchtet. Auch will er sie, scheint es, nicht darüber aufklären; vielmehr mahnt er sie — heuchlerisch genug — gerade auf Banquo beim Feste all ihre Sorgfalt zu wenden. Ihr Sinn paßt aber nicht mehr zu dem seinigen; ganz wieder Weib, will sie nun, da sie Königin ist, auch Königin spielen, während sein Mannestrotz auf finstere Gewaltthat sinnt. Erst als er sich in Zorn hineingeredet, daß er seine „Würd' in Schmeichelströmen baden" und das Antlitz zur bergenden Larve des Herzens verstellen muß, entschlüpft ihm eine Andeutung. Ja wie sein Weib, um ihn für den Augenblick zu begütigen, harmlos darauf hinweist, daß die Gefürchteten doch auch nur sterbliche Menschen sind, da greift er ihre Worte in seinem Sinne auf und ist schon im Begriff, sie in seinen Anschlag einzuweihen, als ihre erschreckte Frage „was hast du vor?" ihn eben noch zur rechten Zeit erinnert, daß er sie nicht zur Mitwisserin und Rathgeberin machen darf. Er besorgt augenscheinlich, daß sie mit ihrer Mißbilligung der That hinderlich in den Weg möchte treten wollen. Nicht als ob Lady Macbeth nun auf einmal ein so zartfühlendes Gewissen hätte, daß sie vor einem Verbrechen zurückbebte; er weiß, daß sie der vollbrachten That Beifall rufen kann. Aber er ahnt zugleich, daß sie die That mehr störend als zweckmäßig finden würde, und sein Sinn ist nun einmal mit Blutgier erfüllt. Lady Macbeth also bleibt mit der Sache unvermengt; und darum ist es nachher erklärlich, daß sie die Erscheinung des Geistes gar nicht wahrnimmt, da sie keine Mitschuld trägt. Dagegen ist Macbeths brütendes Hirn und aufgeregtes Gemüth ganz in die Veranstaltung der Mordthat versenkt; Furchtwahn Zorn und Hoffnung auf Erfolg machen sich die Herrschaft in seiner Seele streitig. Ja seine überreizte band- und ruhelose Phantasie schwelgt ordentlich in der Ausmalung der Düsterheit seines frevlen Beginnens, das, wie er meint, „jenen großen Schuldbrief in Stücke reißen" soll, dessen mögliche Einforderung er fürchtet. Hören wir die auch sonst wegen ihrer poetischen Schönheit und Großartigkeit berühmte Stelle. Mit gottlosem Grinsen beginnend erhebt sich seine Frechheit bald zum nachtschaurigen Pathos infernalischer Begeisterung und selbstbewußten

Frevels, indem er zu seiner — auf Fröhlichkeit denkenden — Gattin spricht:

Eh die Fledermaus
Geendet ihren klösterlichen Flug;
Eh, auf den Ruf der dunkeln Hekate,
Der hornbeschwingte Käfer, schläfrig summend,
Die nächt'ge Schlummerglocke hat geläutet,
Ist eine That geschehn furchtbarer Art.

Und gleich darauf setzt er wünschend hoffend fürchtend aber grimmig kalt hinzu:

Komm
Mit deiner dunkeln Binde, Nacht; verschließe
Des mitleidvollen Tages zartes Auge;
Durchstreich mit unsichtbarer, blut'ger Hand
Und reiß in Stücke jenen großen Schuldbrief,
Der meine Wangen bleicht! —

Er hält inne, um seiner Bewegung Herr zu werden; dann schließt er, wie verloren in die düsteren zusammenhangslosen Bilder seiner Phantasie und selbst schon fast in gespensterhaftem Tone:

Das Licht wird trübe:
Zum dampfenden Wald erhebt die Kräh' den Flug;
Die Tagsgeschöpfe schläfrig niederkauern,
Und schwarze Nachtunhold auf Beute lauern, —
Du staunst mich an? Still. — Sündentsproß'ne Werke
Erlangen nur durch Sünden Kraft und Stärke.
So, bitte, geh mit mir. —

Können wir darnach überrascht sein, wenn ihm der Geist erscheint? oder wär's nicht vielmehr verwunderlich, wenn er ihm *nicht* erschiene?

Aber auch dem Auge des Zuschauers, der ja ganz in Macbeths Plan eingeweiht ist, muß der Geist in sichtbarer Gestalt erscheinen. Das Publikum begleitet den Helden mit seiner Theilnahme; es muß mit ihm in die gleichen Schauer geworfen werden. Daß dies wenigstens des Dichters Meinung ist, sollte doch keine

Frage mehr sein können. Macbeth würde ja die lächerliche Rolle, welche ihm sein Weib mit dem sarkastischen Verweise zutheilt:

> O schäme dich,
> Was machst du für Gesichter? denn am Ende,
> Schaust du nur auf 'nen Stuhl —

ich sage, diese zum Lachen reizende Rolle würde der tragische Held, nachdem sie ausdrücklich als lächerlich bezeichnet ist, dem Zuschauer gegenüber wirklich spielen in dem Augenblick, wo die Geistererscheinung, wie der luftgezückte Dolch, nur die Bedeutung einer imaginären Vision hätte. Zum Ueberfluß läßt Shakespeare auch nach dem Verschwinden des Geistes Macbeth selbst, da er seine Mannheit schon wieder gewonnen, ausdrücklich versichern: „So wahr ich vor dir steh', ich sah ihn!"

Gleich der Anfang des Bankettes ist von der Art, daß Macbeth sofort in seine bei der Vorunterredung mit seiner Gattin bewiesene exaltirte Stimmung zurückfallen muß, wenn sie sich inzwischen in etwas beruhigt hätte. Denn noch haben die Gäste nicht alle Platz genommen, da erscheint in einer Seitenthüre des Saales einer der Mörder mit blutbespritzter Stirn, um ihm zu melden, daß dies Banquo's Blut sei, dem er die Kehle abgeschnitten; freilich Fleance sei entwischt. Es ist der erste Streich, den das herausgeforderte Schicksal gegen den Tyrannen führt, und er empfindet ihn schwer genug. Nun „ist er wieder krank, umschränkt, gepfercht, umpfählt, geklemmt von niederträcht'ger Furcht und Zweifeln." Doch weil nur Banquo sicher liegt im Graben, mit seinen zwanzig tiefen tödtlichen Wunden im Kopfe, so ist doch wenigstens die ausgewachsene Schlange beseitigt. Damit sucht er sich zu trösten; aber der Streich des Schicksals wurmt ihn doch: „das entfloh'ne Gewürm ist giftig einst nach seiner Art." Finster sinnend bleibt er noch abseits von der Gesellschaft stehen, nachdem er schon den Mörder hinweggeschickt; die Königin muß ihn erst mahnen den freundlichen Wirth zu machen. Aber indem er sich nun unter dem Adel des Reichs an der Festtafel niederlassen will, und eben Banquo's Namen

ausspricht, im hellen Gegensatz zu seinem Gewissen ihn um sein Ausbleiben scheltend, da muß er den Rückschlag seiner gewaltsam unterdrückten Zweifel und Besorgnisse erfahren; da, ein furchtbares Symbol der Gegenwart und Zukunft, erscheint Banquo's Geist und setzt sich wie zum Trotz und Hohn auf den Stuhl, den König Macbeth für sich bestimmt. Der Hohn ist auch das erste, was Macbeth herausfühlt; sein erster Ausruf: „wer von Euch that das?" gilt nur dieser Empfindung. Aber ihr folgt sogleich die Furcht, seine That verrathen zu sehen, und dann, bei allem haarsträubenden Entsetzen, titanischer Gegentrotz auf dem Fuße. Er wagt nicht nur das anzuschaun, wovor der Teufel blaß wird, er schleudert dem Gespenst auch sein keck verachtendes, alle Schranken kluger besonnener Rücksicht durchbrechendes Wort entgegen:

Ha! meinethalb! wenn du kannst nicken, sprich auch.
Wenn Grab und Beingewölb uns wiederschickt,
Die wir begruben, sei der Schlund der Geier
Uns Todtengruft.

Vor solchem Freveltrotz weicht auch der Kühnste, hält selbst der Gast aus dem Jenseits nicht Stand; Banquo's Geist schreitet hinweg. Nun hat Macbeth wieder Freiheit, sich auf sich selbst zu besinnen. Doch findet er nicht sogleich ein anderes Geleise; der Stachel des Hohns, daß Banquo dennoch auf seinem Stuhle sitzen will, ist ihm zu tief in die Seele gedrungen. Sonst, sagt er zu sich, wenn ein Mord geschah,

Da war's Gebrauch,
Daß, war das Hirn heraus, der Mann auch starb,
Und damit gut.
Doch heut zu Tage stehn sie wieder auf,
Mit zwanzig Todeswunden auf den Köpfen,
Und stoßen uns von unsern Stühlen: Das
Ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord.

Welch eine cynische Ruchlosigkeit der Betrachtung, und (wie die Erscheinung überhaupt) einzig und allein, aber mit tiefer psychologi-

scher Wahrheit, geknüpft an den Umstand, daß Fleance entronnen ist, Banquo also doch noch Anwartschaft hat auf den Thron! — Von der Königin abermals zu den Gästen zurückgerufen, thut sich Macbeth abermals Gewalt an, will sogar auf Banquo's Wohl trinken. Aber kaum hat er den vermessenen Wunsch ausgesprochen: „wär' er doch hier"! so erscheint der Geist auch wieder, ihm allein sichtbar, wie vorhin, weil sein Gewissen allein in das Jenseits hinüberreicht, allein also auch im Stande ist den Geist herauf zu beschwören. Aber er will und muß, wie mit diesem Gewissen, so mit der Erscheinung ein für allemal fertig werden.

Hinweg! aus meinen Augen! Laß
Die Erde dich verbergen.
Marklos ist dein Gebein, dein Blut ist kalt;
Du hast kein Anschaun mehr in diesen Augen,
Mit denen du so stierst.

So läugnet und verneint er wenn auch nicht die wirkliche doch die lebenvolle und für das Leben bedeutsame Existenz der Erscheinung aus dem Jenseits; er weist mit dem eigenwilligen Trotz des Tyrannen den mahnenden und anklagenden Geist aus seinem Bewußtsein hinweg und wirft ihn zu den Todten. Aber auch seinen Muth und seine Entschlossenheit will er nicht länger von diesem Schattending behelligt sehen. Es ist nicht feige Furcht, es ist der Grimm unmenschlichen vom Entsetzen nur noch geschwellten Trotzes, was aus ihm redet, indem er dem Gespenst zuruft:

Was einer wagt, wag ich!
Komm du mir nah als zott'ger Russischer Bär,
Geharn'scht Rhinoceros, hyrcan'scher Tiger;
Nimm jegliche Gestalt, nur diese nicht:
Nie werden meine festen Nerven beben.
Oder sei lebend wieder; fordre mich
In eine Wüst' aufs Schwert; verkriech ich mich
Dann zitternd, ruf mich aus als Dirnenpuppe.
Hinweg! gräßlicher Schatten!
Unkörperliches Blendwerk, fort! — ha! so. —
Du nicht mehr da, nun bin ich wieder Mann.

Nach dem Doppelsinn des englischen Wortes meint er nun erst wieder Mann und Mensch zu sein; in der That aber ist er zum Unmann, der seiner selbst nicht mehr mächtig ist, und zum Unmenschen geworden. Schon die Bedingungen des Wiedererscheinens, die er dem Geiste vorschreibt, entspringen nicht mehr einer von menschlichen und Menschlichkeits-Gefühlen geleiteten Phantasie. Als Bär, Rhinoceros und Tiger kann der Geist nicht erscheinen, und auch der lebende Banquo würde das Leben nicht erst zur Wüste machen wollen, um mit Macbeth darum zu kämpfen. Die einzige Gestalt aber, in welcher der Geist erscheinen kann, die Gestalt des mahnenden Schattens, der aus der Ewigkeit in das Diesseits hereinreicht, hat Macbeths dämonischer, grimmiger Neid ihm verwehrt; der Geist, als bloßes Blendwerk von der trotzigsten Selbstverhärtung verscheucht, weicht von ihm auf Nimmerwiedersehen. Damit aber ist nun Macbeth ganz seiner eigenen Willkühr, seinem bloßen selbstsüchtigen Belieben, also ganz dem Maß- und Gesetzlosen, der Macht des Bösen verfallen. Er selbst nimmt wahr, daß eine Veränderung mit ihm vorgeht, aber er sucht die Schuld nicht bei sich, sondern bei den andern, die sich dem nemlichen Gesichte aus der Geisterwelt gegenüber so ruhig, so ganz anders wie er verhalten.

Ihr entfremdet (sagt er)
Mich meinem eignen Selbst, bedenk ich jetzt,
Daß ihr anschaut Gesichte solcher Art,
Und doch die Röthe eurer Wangen bleibt.

Diese Empfindung ist ganz folgerecht. Denn von nun an, nachdem er diesen ernsten Mahner verscheucht, wird ihm kein Geist mehr sagen, daß er schuldig oder im Unrecht ist; von nun an wird er mit Mißtrauen alles verfolgen, was anderer Ansicht ist als er, was an Recht und Pflicht, an Treu und Glauben, an Unschuld und Natur gemahnt.

Wie Macbeth dem Bösen verfallen ist und von nun an alle Guten nothwendig mit Argwohn verfolgt, so müssen nun umgekehrt auch alle Guten mit Argwohn und Abscheu zum Abfall von ihm

sich wenden. „Dies beides ist es und nichts anderes, was die beiden folgenden Scenen in dramatisch-symbolischer Weise zur Anschauung zu bringen bestimmt sind. Hecate, die nächtliche gespenstische Zaubergöttin, welche über die bösen Dämonen herrscht, die Meisterin der Zauberschwestern, fordert jetzt erst und eben jetzt von diesen ihren Antheil an dem Werk, das sie mit Macbeth treiben. Haben sie bis jetzt durch ihren Räthselkram den verkehrten Sohn verlockt, daß er durch Trotz und Uebermuth sein eignes Werk, den Zweck seiner Selbstsucht schaffend in Mord und Trug zerließ, so sollen sie's jetzt noch bessern. Fortan sollen sie nicht ihm, sondern er soll ihnen dienen und ihr Werk, das Werk der Nacht und der am Bösen sich freuenden Dämonen thun. Zu dem Ende will sie dahin mitwirken, daß der Trotzige und Uebermüthige auch in Sicherheit geführt werde, und alle bisherigen Rücksichten auf Beifall oder Tadel, allen Zügel der Furcht abwerfe.

Dem Tod und Schicksal sprech' er Hohn,
Nicht Gnad' und Furcht soll ihn bedrohn;
Denn, wie ihr wißt, war Sicherheit
Des Menschen Erbfeind jederzeit.

Dem Erbfeind also soll er damit überliefert werden, da er selbst schon vorhat, sich neuen Raths bei den Zauberschwestern zu erholen, um, einmal so tief in Blut gestiegen, auf schlimmstem Wege zum Schlimmsten vorwärts zu schreiten.

Man sieht leicht, wie wesentlich diese Scene für den dramatischen Fortgang des Ganzen ist, da sie uns genau auf die Wende des völligen moralischen Unterganges stellt, dem der Held des Drama's verfallen soll. Eben so nothwendig ist, ehe die Handlung weiter schreiten kann, daß wir erfahren, wie die Stimmung an Macbeths Hofe ist, wie er nach seinem Benehmen in der Bankettscene von Allen durchschaut, und als Tyrann gefürchtet und verabscheut ist, und wie bereits sich aller Augen nach England richten, wohin der rechtmäßige Thronerbe Malcolm entflohen ist, und von dort Errettung des Landes vom harten Drucke der verfluchten Hand erwarten.

Nur indem dies klar gestellt wird, sehen wir uns auch auf die Wende der politischen Umwälzung gestellt, die den äußeren Untergang des Helden herbeiführen soll. Es ist unbegreiflich, wie noch neuerlich auch Dingelstedt glauben konnte, das Stück durch Auslassung der kurzen Scene zu verbessern, welche diesen wesentlichen Dienst leistet. Ja auch damit schon hat er sich gegen den Geist und die Intention des Dichters versündigt, daß er die Rede der Hecate an den Anfang des vierten Aktes stellt und gleich Schiller in unmittelbare Verbindung mit dem Vorgang in der Herenküche bringt. Die Häufung des gleichartigen Elements in zwei aufeinander folgenden Scenen kann nur matt und störend wirken, und zudem bleibt für Hecate bis zu ihrem Wiedererscheinen zu kurze Zeit, um die angekündigte Reise nach dem Mond auszuführen. Unsre beiden Scenen sind aber nur dramatische Konsequenzen der Bankettscene und müssen dieser darum unmittelbar sich anschließen. Ihre nachgewiesene Bedeutsamkeit und Unentbehrlichkeit resultirt daraus, daß Shakespeare stets die Forderungen der Idee und die Rücksicht auf die Wahrheit wie auf die schließliche Wirksamkeit des Ganzen höher anschlägt, als den augenblicklichen scenischen Bühneneffekt. Es dürfte hier am Orte sein, etwas näher auf die Bedeutung der Zauberschwestern, auf ihr Verhältniß zur Nacht- und Mondgöttin Hekate, sowie auf den Zauberapparat der Heren und ihrer Küche einzugehen, den der Dichter für seinen dramatischen Zweck sich zurecht gelegt.

Man hat sich viele Mühe gegeben und lange Auszüge namentlich aus dem Werke Reginald Scot's Discoverie of Witchcraft vom Jahre 1584 mitgetheilt, um nachzuweisen, daß zur Zeit des Dichters der Glaube an Heren unter dem Volke weit verbreitet war und die Herenprozesse in höchster Blüthe standen. Aber was ist damit gewonnen? Man wird doch nicht glauben, daß ein Shakespeare in seinem Stücke Heren auftreten läßt, um dem Volksglauben eine Concession, oder dem König Jacob ein Kompliment zu machen, der selbst ein Werk über Zauberei und Dämonen geschrieben hat? Diese Nachweise haben nur historisches Interesse,

sofern wir daraus entnehmen können, woher der Dichter einzelne Züge, die er seinen Hexen leiht, selbst entlehnt hat. Aber er behandelt diesen Stoff wie immer mit freier selbständiger Phantasie und produktiver geistiger Durchdringung; und gerade diese ästhetisch dramatische Verwerthung ist es, auf die man bisher fast noch gar nicht geachtet hat. Daher soll denn sie uns im Folgenden ausschließlich beschäftigen.

Es ist bekannt, daß wir von zweien unsrer großen Dichter, Schiller und Bürger, Uebersetzungen unsrer Tragödie besitzen, die zugleich Bearbeitungen für die deutsche Bühnendarstellung werden sollten. Nun ist merkwürdig, wie diametral sich beide, ganz der sonstigen Verschiedenheit ihrer Muse gemäß, in der Auffassung der Hexen gegenüberstehen. Während der Eine durch idealistische Verklärung im Ton und Charakter sie geradezu zu antiken Schicksalsmächten zu erheben strebt, zieht der Andere sie ins derb Realistische und Triviale so tief herab, daß kaum noch etwas Anderes bleibt, als meckernde häßliche schwätzende Gevatterhasen und Hökerinnen infernalischer Bosheitsgelüste. Beide haben sich gleichweit von Shakespeare entfernt, der die gemeine derb realistische Erscheinung seiner Geschöpfe mit dem Ernst übernatürlicher Bedeutung ihres Wesens und Treibens auf das innigste zu verbinden weiß. Diese Verbindung liegt schon in ihrer doppelten Bezeichnung; denn obwohl vom Dichter als Hexen eingeführt und mit allem gewöhnlichen Hexen- und Zauberapparat versehen, nennen sie selbst sich doch in dem Augenblicke „Schicksalsschwestern“, wo Macbeth in ihren Zauberkreis treten soll, wie sie denn von diesem seiner Erfahrung gemäß auch stets nur mit diesem Namen genannt werden, so lange er noch irgend Respekt vor jenseitigen Dingen hat. In dem Augenblick freilich, wo er sie, nicht sie ihn, aufzusuchen kommt, hat er auch vor ihnen den Respekt verloren, gelten sie auch ihm nur noch für Geheimnißkrämerinnen, für schwarze mitternächt'ge Hexen. Ganz erstaunlich aber ist die Kunst, mit welcher der Dichter die symbolische Zweideutigkeit körperlich-unkörperlicher, natürlich-übernatürlicher, sichtbar-unsichtbarer Existenz in Art und Natur, wie in allem Gebaren

und Vornehmen dieser Wesen durchzuführen weiß. Shakespeare's Hexen sind ein Zwitterding zwischen Mann und Weib; Banquo's Urtheil wird durch ihre Bärte irre. Der vorwiegende Eindruck ihrer Erscheinung ist wohl der einer häßlichen Weiblichkeit, aber zur Schau doch tragen sie das Zeichen der Manneskraft. So ist auch ihre ganze Wirksamkeit im Stück eine blos weibliche reizende verführende für den, dem häßlich für schön gilt; wiewohl freilich das Werk hinterher, wenn es durch den Willen des Verführten zu Stande gekommen ist, das Ansehen einer Mannesthat hat, und ihnen als Urheberinnen beigelegt sie zu Männern zu machen scheint. Die Zeit hat über sie nur äußerlich und oberflächlich Gewalt; so verwittert ihr Ansehen durch den Zahn der Zeit geworden, an's Leben hat sie ihnen doch nicht kommen können. Ihre seltsame, fremdartige Tracht deutet darauf, daß sie dem grauesten Alterthum entstammen, und diese Wahrnehmung berechtigt zu dem Schluß, daß ihnen auch die Zukunft nicht fremd sein wird. Weder der Erde noch dem Himmel angehörig, scheinen sie Bewohner der Luftregion zu sein, in welcher nach der Schrift die bösen Geister unter dem Himmel hausen. Darum sind Donner Blitz und Regen die Begleiter ihrer Erscheinung; darum verschwinden sie in Nebeldunst und unreiner Luft. Nicht aus eignem Entschluß, wo sie unter sich sind, sondern jede abgerufen von einer unsichtbaren Stimme, damit wir wissen, daß sie nicht als freie Wesen selbständig handeln, sondern nur in solidarischer Verbindung mit einem Reiche unheimlicher Unsichtbarkeit und übernatürlicher Existenzen. Selbst Hecate folgt ihrem kleinen Geist, der, als Gegensatz des großen allgegenwärtigen Weltgeistes sie aus einer dunklen Wolke ruft, und durch Musik und Gesang, seinen anziehendsten Zauber der Luftregion, zur Wiedervereinigung aus der Fremde der Erdenwelt zurücklockt. Näher besehen, gehen diese abrufenden Stimmen nur von den ungeduldigen Rossen aus, auf denen die Hexen reiten, nemlich von Grau Mieschen, dem Besen, und von Paddok, der Kröte; für Hekate scheint es eben die Wolke selbst zu sein, die ungeduldig ihrer harrt und nicht länger sich an die Erde heften will. Wie die bösen Gedanken aus unergründlicher

[illegible] an dem Gegenstande der Begierden haften und mit diesen in's Ungesehene verschwinden; so sind die Hexen ihren häßlichen Lieblingen verhaftet und verschwinden mit ihnen, den Trägern ihrer Existenz, in die Luft. Unstetigkeit und Ruhelosigkeit ist ein wesentlich unterscheidendes Merkmal dieser Shakespeare'schen Hexen, denen nirgend eine sichere Wohnstätte angewiesen ist. Unselbständige Lustwesen, wie sie sind, wohnen diese von Alters her geschäftigen Repräsentantinnen der von Dämonen erfüllten Region nahe genug dem Erdenleben, um zeitweilig in dasselbe hineinzugreifen, ohne doch sich darin halten oder festsetzen zu können. Wo sie auftreten, scheinen sie leibhaft und wesenhaft zu sein, aber bei ihrem Verschwinden löst ihr Körper in Luft sich auf und zerschmilzt wie ein einzelner Hauch im Wind, und als ob die Erde Blasen hätte wie das Wasser, die zerplatzen und in die allgemeine elementarische Form ihres Wesens zurückkehren. Wie Luft und Wind, so ist das unstete erregbare Element des Wassers ihnen vertraut und unterthan; im bodenlosen durchlöcherten Siebe schwimmen sie dem Schiffer nach, den sie quälen und ängstigen wollen. Aber wie ihr Wesen bodenlos schwankend in sich nichtig, so ist auch ihre Macht durchaus beschränkt. Zwar haben sie ihre Freude am Unheil und können dem Menschen Schlaflosigkeit und Siechthum bereiten, aber an's Leben können sie ihm nicht, so wenig als der von ihnen erregte Sturm das Schiff des Seemanns zerschmettern kann. Das einzige Lebendige, das sie würgen können, sind die Schweine, in welche die Dämonen fahren dürfen, um sie in den See zu stürzen. Auch ihre Reden sind einsylbig orakelhaft zweideutig; häßlich und abstoßend von Ansehn für ein unbefangnes Auge, sind sie reizend und verlockend in Worten für ein befangenes Gemüth. Sie verschwinden aber augenblicklich wie Nebelbilder und Gespinnste eines kranken Hirns, wo ihnen die menschliche Vernunft mit resoluter Frage zu Leibe gehen und positive Gewißheit haben will. So ist der Kreis ihrer Zauberwirkung und Gewalt über den Menschen eingeschränkt auf jenen Dämmerzustand eingeschläferter Vernunft aber wacher Begierde, wo die erregte Phantasie an die Stelle des klaren Verstandes

tritt. Aber dabei ist ihnen noch die Schranke gesetzt, daß sie nicht den Vorsatz in die Brust des Menschen pflanzen, noch seinem Willen den Impuls geben können; einzig durch zweideutiges Blendwerk dürfen sie reizen und locken, das als solches von einem hellen Verstande sofort erkannt werden müßte.

Es fällt in die Augen, wie geeignet solche Wesen sind, sich zum Dienste des Bösen herzugeben, dessen allgemeine Natur sie in so charakteristischer Weise an sich tragen. Grundlos bodenlos und in sich nichtig, ist doch das Böse eine wirkliche unsichtbare Macht, die durch Verblendung die menschliche Begierde täuscht und den Willen an sich lockt, um durch ihn zum thatsächlichen Bestand — „zum eigenen Werk" zu gelangen. Das gewöhnliche Werk der Zauberschwestern reicht aus, den Menschen durch ihren Räthselkram in Verwirrung, Irrthum und Sünde zu führen, woraus er sich, wenn er auf sein Gewissen hört, wieder erheben und zurecht finden mag. Ihn zum unwiederbringlichen Bösewicht zu verhärten, dazu bedarf es stärkeren Zaubers, der in dem Augenblick an die Stelle tritt, wo Macbeth nach Banquo's Erscheinung alle Mahnung aus dem Jenseits verworfen und mit hartnäckigem Eigenwillen beschlossen hat, vorwärts im Bösen zu schreiten statt umzukehren. Jetzt erhebt sich die Meisterin des Zaubers, die finstere Nachtgöttin selbst; von den Ufern des Acheron kommt sie herauf, um den an sich schon verkehrten Sohn in mondsüchtige Sicherheit zu wiegen und dadurch ganz zum Angehörigen ihres infernalischen Reiches zu machen. Darum macht sie eine Fahrt nach dem Monde, um den giftigen Tropfen aufzufangen, der an seinem Horne hängt, und der mit Zaubersprüchen destillirt den frevelhaften Fragesteller in wahnwitzige Mondsucht stürzen soll, daß er mit geschlossenen Sinnen am Rande des Abgrunds so lange sicher dahin schreiten muß, bis er zuletzt beim Namen gerufen aus dem Traume der Täuschung aufschrickt und in den Abgrund stürzt. Denn Hecate weiß, als wäre sie aus Macbeths eigener Brust erstanden, daß er selbst am nächsten Morgen zukunftslüstern und schicksalsspähend in die dunkle Höhle hinabsteigen wird, wo die nackte Bosheit sich in Finsterniß

liegt", und der Zauberbrei der hartgesottnen unheilschwangeren Ruchlosigkeit bereitet wird. In der That ist in der Hexenküche alles, was häßlich, scheußlich, giftig, unheildrohend, unheimlich, fraß- und mordgierig, tödtlich, gottlos, unchristlich und unmenschlich ist, von Allem ist ein Theil vorhanden, um als symbolisches Ingredienz des Hexenbreies zu dienen. Zuvörderst wird in den Schlund des kochenden Zauberkessels geworfen die kalte giftausschwitzende Kröte, dann das giftzeugende Organ der sumpfigen Schlange, das Glotzauge des Molches, die weiche Zehe der unheilkündenden Unke, das Haar der gespenstigen Fledermaus, die lechzende blutleckende Zunge des Hundes, der gespaltene züngelnde Giftzahn der Natter, der tückische Stachel der Blindschleiche, das bewegliche Bein der schillernden Eidechse, der Flügel der auf nächtlichen Raub ausgehenden Eule — lauter Dinge, welche zunächst die natürliche Befähigung zum Bösen, und die lauernde, lüsterne, tückische Gier des Bösen im Allgemeinen bedeuten. Dazu aber kommt nun noch die Schuppe des gepanzerten Drachen, der hieb- und schußfest machende Mumiensaft der Hexen, wie nicht minder der zerfleischende Zahn des Wolfes und der Rachen des gefräßigen Haifisches nebst dem Schierlingskraut, das den Giftkelch würzt; Ingredienzien, welche offenbar die Sicherheit des Tyrannen und Verbrechers einerseits wie die offene oder meuchlerische Mordlust andrerseits bezeichnen. Endlich aber, damit der Brei dick und zähe und der Zauber fest werde, soll im Kessel auch noch aller Gräuel der Unchristlichkeit, Gnadenlosigkeit, Frechheit und Unmenschlichkeit brodeln; voran die Lunge des Juden, der den Heiland lästert, nebst der Galle des Bockes, der mit aller Schuld Israels beladen in die Wüste gejagt wurde, und zugleich damit das Reis des Eibenbaumes als Strafruthe, gebrochen von diesem Baume der Unterwelt und des Grabes in der Finsterniß selber des Mondes, an dem des mondsüchtigen Nachtwandlers Leben hängt; — ferner die hochmüthige Nase des fanatischen Türken, die trotzige Lippe des würgenden Tartaren, ja endlich gar der Finger des neugebornen Knaben, den die unnatürliche Metze ohne Muttergefühl selbst erwürgt, sammt dem Eingeweide des Tigers; jenes

erbarmungslosesten aller reißenden Thiere. All dieser Gräuel also des *Gifts* und *Grimms*, der Gottlosigkeit und Unmenschlichkeit, wie ihn Natur und Geschichte aufweist, brodelt und glüht im Hexenkessel, um endlich mit dem Blute eines Pavians, dieses menschenähnlichsten *Affen* abgekühlt und so für den menschenäffenden Zauber geschickt zu werden, zu dem er bestimmt ist.

Ich habe mich absichtlich länger dabei verweilt, alle einzelnen Bestandtheile, die Shakespeare in guter Ordnung zusammengehäuft, in ihrer symbolischen Bedeutung nachzuweisen, damit man endlich einsehe, wie ernst besonnen der Dichter auch im kleinsten Detail gearbeitet hat, und wie es darum gar nicht gleichgültig ist, und durchaus nicht im willkührlichen Belieben steht, dieses und jenes wegzulassen oder durch Anderes zu ersetzen. *Dingelstedt* z. B. hat gerade das Wirksamste und Ernsteste von der Drachenschuppe und dem Mumiensaft der Hexen an preisgegeben und damit eben das, worauf es besonders abgesehen ist, die Sicherheit und Gnadenlosigkeit aus dem Ganzen getilgt, mit welcher doch der Zauber berücken soll. *Rapp* hat in seiner Uebersetzung statt der Nase des Türken und der Lippen des Tartaren blos das häßliche und völlig witzlose Beimengsel „Tartarnasen *breitgedrückt*“, wie er denn überhaupt um des Reimes willen bald so bald so den Text ändert, wobei natürlich alle Symbolik, aber auch aller Ernst des Höllengebräu's verloren geht. Von *Bürger* ganz zu schweigen, der alles Beliebige — Rattenschwanz und Mäuseohr, Raupenquark und Teufelsdreck, Distelstich und Nessel — einschaltet oder an die Stelle setzt, so daß das Ganze alles Verstandes baar und aus der Sphäre eines unheimlichen Höllenspukes in die der niederen Komik und der bloßen Taschenspielerei herabgedrückt wird. *Schillern* scheint diesmal sein poetischer Instinkt von sonst so leichthin vorgenommenen Änderungen bewahrt zu haben, wiewohl auch er, wie nicht minder *Tieck*, dem Reim und dem Verse manches den sinnigen Zusammenhang und die Symbolik schädigende Opfer bringt. Denn gerade auf der durchgefühlten Bedeutsamkeit der namhaft gemachten Ingredienzien des Zaubergebräu's beruht die grauenhafte Wirksamkeit der Scene.

die jedes Wort mit allem grinsenden Ernst infernalischer Bosheit betonen muß, wenn sie nicht in's Lächerliche fallen soll.

Es ist übrigens nur in der Ordnung, wenn in dem Augenblick, wo der Zauberbrei fertig ist, Hekate selbst, und zwar mit drei andern Hexen, ihrem Versprechen gemäß wieder erscheint, um durch ihren Zaubersegen die Kraft des auf wahnwitzige Bethörung, auf unsägliche Verblendung und Verstockung berechneten Zaubers zu verdoppeln. Auch ohne daß der Dichter es andeutet, müssen wir denken, daß Hekate jetzt den vom Horn des Mondes geholten giftigen Tropfen in den Kessel fallen läßt, weil andernfalls ihre Aufforderung an die nun verdoppelte Hexenzahl den Zaubersegen zu singen, indem sie den Kessel umkreisen, so wenig Sinn hätte, als die im Gesang selbst liegende Aufforderung an die Geister, das Gebräu im Kessel aus aller Macht umzurühren. Schiller hat daher Unrecht, wenn er die Erscheinung der Hekate ganz ersparen zu können glaubt; und Dingelstedt hat Unrecht, daß er sie allein erscheinen läßt, weil die symbolische Andeutung der Verdoppelung des Zaubers durch Verdoppelung der Hexenzahl wenigstens sehr behülflich ist, die Bedeutung, die in Hekates Erscheinen liegt, dem Verständniß näher zu bringen. Ist doch auch schon die Mahnung zur Bereitung des Zaubers, deren die Hexen beim Beginn ihres Werkes erwähnen, nur im eminent symbolischen Sinn zu verstehen. Das dreimalige Miauen der buntgetigerten falschen Katze, das drei- und einmalige, also vermehrt drängende Quiken des stachelrüstigen Igels, das Schreien endlich der Harpye, dieses mißgestalteten fraßgierigen Menschenvogels mit seinen unsaubern Krallen — worauf anders sollte es deuten, als auf das spionirende Mißtrauen, die gewappnete Entschlossenheit und blutgierige Mordsucht, wozu eben noch Macbeth sich selbst bekannt, er, für den der Zauber bereitet wird. Was aber die im Gesang des Zaubersegens angerufenen Geister anlangt:

„Geister schwarz und weiß,
Geister roth und grau,"

welche durch Umrühren die Mischung vollenden sollen, so glaube ich nimmermehr, daß dabei der Dichter an das wirkliche Erscheinen von

9*

Geistern gedacht hat, am allerwenigsten an eine solche Unzahl von Frazzen, wie sie Dingelstedt auftreten läßt, indem er diesmal den scenischen Wink Schillers noch überbietet. Ich meine, bei Vorführung einer solchen Komödie von Zwergen Affen- und Fledermausgeistern muß der beabsichtigte Eindruck des Grausens, den das räthselhafte Walten der infernalischen Welt machen soll, in bodenlose Lächerlichkeit versinken. Auch ist im Original durchaus keine Andeutung derart gegeben. Wohl aber läßt sich schon aus der Weisung, daß zum übrigens sehr kurzen Gesang der Hexen Musik ertönen soll, mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß nach Shakespeare's sonstiger Weise die Musik symbolisch zu verwenden, auch hier ein Vorgang unsichtbarer Geisterwirksamkeit zu denken ist; wie denn Hekate selbst jenen blinkenden Tropfen des Mondes erst noch mit Zaubersprüchen destilliren, d. i. vergeistigen wollte, ehe er verwendet werden soll. Auch giebt die Bezeichnung der angerufenen Geister durch bloße Gegensätze der Farben deutlich genug zu erkennen, daß es körper- und gestaltlose, wenn auch durch verschiedene Färbung noch individualisirte Wesen sind, deren Wirksamkeit auf die Höllenmaterie des Zauberkessels begehrt wird. Am meisten aber scheint mir in's Gewicht zu fallen, daß nach ausdrücklichem Begehr der Nachtgöttin die Hexen bei ihrem Zauberreihen die Elfen und Feen nachäffen sollen. Denn wenn die Hexen selbst an die Stelle der Elfen treten, so braucht es nicht nur keiner weiteren Geistergestalten, sondern es wird auch ihr Thun und Gebaren entsprechende nachäffende Bedeutung haben müssen. Wo nun aber die Elfen, wie im Sommernachtstraum, ihren Zaubersegen spenden, da sind es die unsichtbaren Mächte und Gaben der Liebe und Treue, der Schönheit und Gesundheit, des Friedens und der Glückseligkeit, welche sie zu Hütern des Hauses bestellen. Aehnliches also, aber im schlimmen Sinne, wird auch hier beschworen sein. Kurz meine Ansicht geht dahin, daß Hekate mit dieser Beschwörung die in den Kessel geworfenen todten Symbole, mit den ihnen entsprechenden Geistern beleben und so dem Zauberbrei seine eigentliche Wirkung, seine unwiderstehliche Gewalt geistiger Bethörung sichern will. Die

Uebereinstimmung dieses die Conception erst abschließenden Gedankens dürfte des Dichters würdiger sein als alle Ausstattung mit scenischem Firlefanz. Je einfacher die Scene gehalten wird in der düstern unterirdischen Höhle, desto schauerlicher muß sie wirken; — und dieser Charakter muß ihr durchaus bewahrt bleiben, ja sie darf sogar einer gewissen infernalischen Erhabenheit nicht entbehren.

Doch nun lassen Sie uns auch Macbeth in diese mit Unrecht so genannte Hexenküche begleiten, in die wir durch die Gunst des Dichters schon vor ihm den Blick geworfen haben. Vergebens hatte sich Lady Macbeth bemüht, die Lust des Abends, den Glanz ihres königlichen Festes zu retten und die erstaunten Lords zu beschwichtigen; nicht die sarkastische Beredsamkeit ihrer Zunge, zum letztenmal verwendet, nicht ihr verächtlich hingeworfenes „Pfui, schäme dich!“ war im Stande gewesen dem rücksichtslosen Gebaren ihres außer sich gerathenen Gemahls Einhalt zu thun. Sie hatte zuletzt die Herren selbst zum Aufbruch mahnen und verabschieden müssen, wollte sie nicht — auch nach dem Verschwinden des Geistes noch — von Macbeth selbst Alles verrathen sehn. Aergerlich darüber, so um den gehofften Genuß der Hoheit und Königsherrlichkeit gekommen zu sein, hatte sie ihm dann höchst einsylbig auf seine Fragen geantwortet, und ohne Theilnahme für seine furchtbare Erregung, ohne Sinn für die Mittheilung seiner weiteren Pläne, für den entsetzlichen Entschluß, im Blute vorwärts zu waten, hatte sie ihn abgefertigt mit dem kalt verächtlichen Worte:

Dir fehlt die Würze aller Wesen, Schlaf.

Wie hat sie einst seinen Mittheilungen, seinen Zukunftsplänen gelauscht, und wie läßt sie nun die Flügel hängen, auf denen sie einst ihr Ehrgeiz so hoch emporgetragen, da sie von diesem Abend an all ihre Träume, alle Frucht ihrer verbrecherischen Gelüste, Alles — Alles verloren sieht! Aber wie sie nicht mehr um ihn, so kümmert er sich nicht mehr um sie. Macbeth ist entschlossen, den Schlaf zu erzwingen, das selbstgeschaffne Graun des Neulings zu betäuben durch die Uebung. Und dazu sollen ihm die Zauberschwestern helfen; sie

sollen mehr ihm sagen, ihm die Zukunft zeigen, damit er weiß, was er zu thun hat, um auch das Schlimmste zu seinem Vortheil nach Willkür zu zwingen.

Schon harrt sein der Zauber der Bethörung, den er begehrt; er will sicher sein, so wird er's denn werden. Trotzig und voll Verachtung auch für dieses dunkle Jenseits seiner Wünsche und seines Vertrauens tritt er in die finstre Höhle.

„Nun, ihr geheimen, schwarzen Nachtunholde,
Was macht ihr da?"

ist seine Frage, und die verdiente Erwiederung lautet:

„Ein namenloses Werk."

Sie können's ihm nicht sagen; er selbst muß es besser wissen; er weiß ja, warum er gekommen; das Werk wird ganz nach seinem Sinn sich richten. Und sein Sinn steht ganz auf Zerstörung des Heiligen und Menschlichen, der Natur und der Weltordnung. Davon zeugt, ein merkwürdiges Seitenstück zu Lady Macbeths Anrufung der Morddämonen, seine Beschwörung, die er an die Zauberschwestern richtet:

Bei dem, was ihr da treibt, beschwör' ich euch,
Wie ihr zur Kund' auch kommt, antwortet mir;
Entfesselt ihr den Sturm gleich, daß er kämpfe
Auf Tempel, und die schäum'gen Wogen ganz
Vernichten und verschlingen alle Schifffahrt;
Daß reifes Korn sich legt und Wälder brechen;
Daß Burgen auf den Schloßwart nieder prasseln;
Daß Pyramiden und Paläste beugen
Bis zu dem Grund die Häupter: Müßte selbst
Der Doppellichter Pracht und Ordnung wild
Zusammentaumeln, ja bis zur Vernichtung
Erkranken, — Antwort gebt auf meine Fragen!

Und er will die Antwort lieber noch als von den Hexen, von ihren Meistern hören; er will den Unheilsmächten der Zukunft, die seines

Schicksals Schlüssel führen, selbst in's Auge sehen. Solch titanischer Frevelkopf, der dem Weltuntergange die Stirne bietend sein Schicksal herausfordert, erscheint sogar den dunklen Schwestern so außergewöhnlich, daß der bereitete Zauberbrei noch verstärkt werden muß, um auf gleiche Höhe wie des Inhalts, so der Temperatur mit dem Eigenwillen dieses Menschenkindes zu kommen. Drum, ehe die verhängnißvollen Visionen der Zukunft leibhaftig heraufbeschworen werden können, muß die erste Hexe zuvor noch Befehl geben:

Gießt der Sau Blut, die neun Jungen
Fraß, noch zu; werft Fett, gedrungen
Aus des Mörders Rabenstein,
In die Gluth.

Jetzt, da die Flamme mächtiger wieder aufprasselt, steigt unter lufterschütterndem, in der geschlossenen finstern Höhle umherrollendem Donner die Erscheinung eines bewaffneten Hauptes auf. Ist dieser Mann von Eisen, daß er unerschüttert von dem Donnergedröhn die Erscheinung nicht blos anzuschauen, sondern auch anzureden wagt? Aber die Hexe wehrt ihm das Wort:

Er weiß die Fragen:
Hören mußt du, selbst nichts sagen.

Und freilich wohl muß der Erschienene wissen, was Macbeth im Sinne liegt; denn es ist Macbeths eigener Kopf, wie ihn am Schlusse Macduff, der ihn abgeschlagen, in der Hand hält. Darum auch ist seine Mahnung nur die:

Macbeth! Macbeth! Macbeth! scheu den Macduff,
Scheue den Than von Fife.

Eben diese Furcht aber ist es ja, die ihn getrieben, die Schicksalsschwestern aufzusuchen; wieder giebt ihm das Orakel, wie bei der ersten Begegnung, ein scheinbares Unterpfand der Wahrheit und Zuverlässigkeit, da der Spruch mit seinem eignen wirklichen Denken

zusammentrifft. Für die Warnung dankend, also gläubig bereits vom Zauber befangen, will er noch weiter hören. Aber schon ist jener verschwunden, und ein zweiter erscheint, mächt'ger als jener; ein blutiges Kind steigt unter Donnergedröhn auf, und spricht, [illegible] eine luftgewobene Gestalt:

> Sei blutig, kühn und frech; lach' aller Thoren,
> Dir schadet keiner, den ein Weib geboren,
> Kein solcher kränkt Macbeth. —

Und damit versinkt er und überläßt es dem hörenden Schicksalstrotz, sich in die gewünschte Sicherheit zu wiegen. Wie gerne acceptirt Macbeth dies Orakel, obwohl ihm, wie zum Hohn, gesagt war, daß dieser Erschienene mächt'ger ist als jener; denn, das blutige Kind ist Macduff selbst, der blutbefleckt aus seiner Mutter Leib geschnitten ward. Freilich für die Zweideutigkeit solcher Orakelstimmen hat die Selbstverhärtung keinen Sinn; nur daß es Macbeth doch noch für sicherer hält, das Schicksal selbst zu überholen, und sich das Wort giebt: Macduff soll sterben, damit er trotz dem Donner, der allnächtlich sein furchtgequältes Hirn erschüttert, ruhig schlafen könne.

Eine dritte Erscheinung vollendet den Zauber der Bethörung, der die Fesseln der Sicherheit um den Tyrannen schlingen soll, welcher selbst schon sein Hirn dem Wahnwitz, seine Brust der Ruchlosigkeit mit dem entschiedenen Willen, nicht umzukehren, völlig preisgegeben hat. Abermals ein hirn- und nervenerschütternder Donner, und ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig in der Hand taucht aus dem Kessel auf. Gekrönt — das befremdet, verletzt ihn; aber seine neugierige Frage „was ist das?" erhält keine Antwort. Hätten ihm die Zauberschwestern antworten wollen, hätten sie ihn nur zur Besinnung kommen lassen, so mußten sie ihm, so mußte er selbst sich sagen: der Sprößling ist's des Königs, den du vom Throne gestoßen, und die Krone auf seinem Haupte bedeutet, daß er sie dem deinigen entreißen wird. Wohl mußte Macbeth auch an diese Möglichkeit schon gedacht haben, denn schon hat er ja Banquo, und

Malcolm bei Englands König Unterstützung seines Rechts und seiner Ansprüche findet. Aber schon auch ist ja sein trotziges Tyrannenherz so sicher in seinem Eigenwillen und in seinem Machtbewußtsein, daß die berückende Erscheinung nur halbe Arbeit findet, seinen mißtrauischen Zweifel mit den Schmeichelworten zu zerstreuen:

Sei löwenkühn und stolz; nichts darfst du scheuen,
Wer tobt, wer knirscht, und ob Verräther dräuen;
Macbeth wird nie besiegt, bis einst hinan
Der große Birnamswald zum Dunsinan
Feindlich emporsteigt.

„Das kann nimmer werden", meint er, und „süß schallt ihm der Spruch"; er beschwichtigt alle Furcht, denn auch vor Aufruhr darf er sich geborgen wähnen. Aber auch nur wähnen; denn eben an dem Baumzweig, den das Kind in der Hand hält, hätte er merken können, wie es möglich ist den Wald zu werben, daß er als Kriegsheer aufsteigt gegen seine Veste Dunsinan.

Im Uebermuth seiner Sicherheit fordert er nun auch Kunde über Banquo's Geschlecht, ob es je dies Reich regieren werde. Der Neid läßt ihn nicht ruhen; denn Fleance, Banquo's Sohn, ist ja seinem Mordanschlag entronnen. Anfangs weigern ihm die Schwestern Auskunft, aber da er ihnen mit seinem Fluche droht, um seinen Willen zu ertrotzen — wohlan! so versinke der Kessel der Bethörung und des Trugs, — und die Wahrheit steige empor! die quälende Wahrheit, an die er längst glaubt, daß sich die Weissagung, die Banquo empfangen, so gewiß erfüllen werde, als die ihm selbst gewordene sich erfüllt hat. Nicht mehr unter Donner, unter äffendem Spottgetön der Hoboen erscheinen acht Könige, an der Aehnlichkeit ihrer Züge nicht zu verkennende Sprößlinge Banquo's, ziehen einer nach dem andern an ihm vorüber, der letzte einen Spiegel der Zukunft tragend, der ihm eine noch weitere und größere Perspective für diese Königsreihe erschließt. Und hinter diesen acht gekrönten Häuptern steht der Vater aller, so daß kein Zweifel bleibt.

Dann lächelnd winkt der blutbesprengte Banquo,
Und deutet auf sie hin, als auf die Seinen.

Macbeth ist außer sich vor Wuth und Ingrimm; und wie die Gedanken und Gefühle sich ihm in Hirn und Brust wirbelnd im Kreise drehen, so umtanzen sie ihn nun, die Hexen, unter den Tönen ihrer luft'gen Zauberweisen und — verschwinden. Das ist der Lohn der höhnisch triumphirenden Hölle, der er sich ergeben. Dieser Hohn der Zauberschwestern ernüchtert ihn so gewaltsam, daß er bei seinem Austritt aus der Höhle und Angesichts der Tageshelle sie verflucht und jeden zur Verdammniß wünscht, der ihnen traut. Gräßlich, dreimal gräßlich: denn er selbst traut ihnen trotzdem nur zu sehr. Das ist das Selbstgericht der Tyrannei, die trotz aller Unterpfänder der Sicherheit, die sie sich zu schaffen sucht, doch nie zur Ruhe kommt. Macbeths aufgestachelter Grimm aber kann sich nur mehren, da er eben jetzt erfährt, daß Macduff nach England entkommen ist. Hohn des Schicksals! das den Titanen in seine Ohnmacht zurückwirft, der es so sicher zu überholen gedachte! Indeß die Wuth des Tigers wird nur noch grimmiger, wenn ihm seine eigentliche Beute entgeht; Macbeths ohnmächtiger Grimm kehrt sich nun gegen die Familie Macduffs; sein Weib und Kind soll für den Entflohenen büßen.

Der Dichter erspart uns nicht diesen Höhepunkt von Macbeths Grausamkeit mit anzusehen; und er hat Recht darin, und Schiller hat Unrecht, die Scene ganz wegzulassen, was man auch immer von Seiten des modernen ästhetischen Gefühls gegen die Gräßlichkeit einer solchen Ermordungsscene auf offner Bühne einwenden möge. Denn nicht nur bietet erst die Anschaulichkeit und das Miterlebniß dieses Vorgangs unsrer Ueberzeugung das ausreichende Motiv für die Berechtigung Macduffs, im Namen der Natur das flammende Schwert des Racheengels über den unmenschlichen Tyrannen zu schwingen, sondern wir würden auch gerade den letzten, das ganze Charaktergemälde erst vollendenden Zug in dem vor uns aufgestellten Bilde des Tyrannen vermissen. Die bloße Einbildung aber kann niemals ersetzen, was der Maler selbst durch Zeichnung und

Farbe auszudrücken unterlassen hat. Vorsorglich indessen hat Shakspeare verhütet, daß die Scene nicht allzu gräßlich wirkt, wenn nur Lady Macduff richtig aufgefaßt wird. Ein Weib, das ohne weitere Beweisgründe seinen Mann für wahnsinnig und für einen Verräther erklärt, weil er ohne ihr Vorwissen sich in's Ausland geflüchtet; eine Mutter, die trotz der Warnung vor Gefahr zu träg und saumselig ist, wenigstens ihre Kinder ebenfalls in Sicherheit zu bringen; eine Gattin, die statt dessen mit ihrem Knaben darüber scherzt, daß sie zwanzig solche Männer, wie sein Vater ist, sich im Falle des Bedarfs auf dem Markte kaufen könne — eine solche Lady Macduff fordert das Mitleid nicht allzusehr heraus, wenn ein grausames Schicksal sie ereilt. Auch der Knabe, der allein wirklich vor unsern Augen von den Mördern erstochen wird, scheint eine Range werden zu wollen, die besser nicht am Leben bleibt, da er diejenigen, welche schwören und es nicht halten, für rechte Narren erklärt, daß sie sich von den ehrlichen Leuten aufhängen lassen, statt diese selbst aufzuhängen, da sie ja doch die Mehrzahl sind. Uebrigens hat der Dichter auch wie zur Versöhnung für diese unerlassenen Gräuel sogleich die Begegnung Macduffs mit dem berechtigten Thronerben Schottlands folgen lassen, eine Scene, die von den reinsten Gefühlen hochherziger Vaterlandsliebe, edelster Selbstverläugnung und Selbstaufopferung, wie entschlossensten Muthes zur Vertheidigung des Rechts der Treue der Wahrheit und aller Güter geordneten und sicheren Bestandes des Menschenlebens auf das Tröstlichste durchweht ist. Denn wenn gleich der Zwang der Verstellung, den Malcolm sich gegenüber von Macduff anthut, nur dazu dienen kann und soll, die unselige durch Spione und Meuchelmörder weithin reichende Gewalt der Tyrannei auch hier noch nachempfinden zu lassen, so ist doch auf der andern Seite Macduffs unablässiges Andringen, daß Malcolm sein Recht geltend machen möge, seine Nachsicht mit den Lastern, selbst der Wollust und des Geizes, die dieser sich andichtet, seine Verzweiflung endlich, als der Thronerbe sich auch alle Königstugenden abspricht und Neigung zur Tyrannei zu haben behauptet, — dieses von unendlicher Vaterlands-

liebe geschwellte vertrauensvolle und zuletzt in der Wehmuth der Hoffnungslosigkeit fast vergehende Herz Macduffs ist so rührend und so erhebend zugleich, daß es schon ein gut Theil alles ausgestandenen Grausens aufwiegt. Und als erst Malcolm die Maske abwirft und seine wahre Gesinnung zeigt; als Macduff während einer Zwischenscene, die von der wunderthätigen Kraft des Königs von England handelt, so viel Zeit gewinnt sich wieder zu fassen; als endlich Macduff auf die eben einlaufende Kunde von der Ermordung seines Weibes und seiner Kinder erst zwar vom Schmerz überwältigt in die unendlich rührende Klage ausbricht:

Er
Hat keine Kinder! — All die süßen Kleinen?
Alle, sagst du? — O Höllengeier! Alle!
Was! all die holden Küchlein, sammt der Mutter,
Mit einem wilden Griff? —

dann aber sich ermannend zum Himmel fleht, ihn mit diesem Teufel Schottlands Stirn an Stirn zu bringen, — da sind wir mehr als getröstet, da begleiten wir den sich erhebenden Rächer des Vaterlandes schon im Geiste zum Sieg und Triumph, zumal wir in diesem Augenblick erfahren, daß das Heer schon fertig steht, an den zur Ernte reifen Macbeth das Messer zu legen, das die ew'gen Mächte dort oben für ihn bereit halten. Möge man sich nicht daran stoßen, daß die Scene der Seele Macduffs einen so gewaltsamen Umschwung, ja Umsturz aller Gefühle aufnöthigt; es ist nur die Wiederspiegelung der Gewaltsamkeit, mit welcher die Tyrannei alles Leben in Fesseln schlägt. Auch das darf nicht zu sehr wundern, daß Malcolm zur extremsten und unglaublichsten Verstellung greift, um Macduffs wahre Gesinnung zu sondiren. Tyrannei, so lange sie Gewalt hat, nöthigt zur Maske, zwingt Tugend und Redlichkeit sich zu verbergen; und der wird am sichersten sein, der den gleichen Charakter zu heucheln weiß, den der Tyrann wirklich besitzt. Das Uebermaß der Selbstanklage konnte freilich und sollte auch Macduff auffallen, wäre er nur nicht so überaus gläubig und vertrauensvoll gerade Malcolm gegenüber. Und doch ist auch dieser

zug Macduffs nicht ohne tiefe psychologische Rechtfertigung. Macbeth gegenüber war er der erste, der Verdacht schöpfte; seitdem hat sich sein Verdacht bewährt, er weiß Malcolm unschuldig an der Ermordung seines Vaters; er sieht sich persönlich um seines Verdachtes willen von dem Usurpator verfolgt und zur Flucht gezwungen; seine Vaterlandsliebe heißt ihn den berechtigten Thronerben aufsuchen — was also ist natürlicher, als daß er aus den Klauen des Tyrannen entrinnend mit unendlichem Vertrauen zu ihm kommt, dem die Herzen aller Patrioten sich längst zugewendet; mit einem Vertrauen, das nicht fehlschlagen darf, weil alle Hoffnung des Rechts, des Einzelnen wie des Ganzen, alle Gesammtwohlfahrt an diesem Einen hängt, dem wie die Unschuld so das Recht zur Seite steht.

So naht sich denn mit raschen Schritten die schließliche Katastrophe, welche die rechtlose Macht vom usurpirten Throne stürzen, dem machtberaubten Recht aber wieder zum Throne verhelfen soll.

Schon hat das Gerücht von dem heranziehenden englischen Heere in Schottland allerorten Empörung wachgerufen, die Macbeth nicht mehr bemeistern kann.

Die er befehligt, handeln auf Befehl,
Aus Liebe nicht: jetzt fühlt er seine Würde
Zu weit und lose, wie des Riesen Rock
Hängt um den dieb'schen Zwerg.

Macht ist nur das Gewand des Rechts; aber sie ist eines Riesen Gewand, denn das Recht, in Aller Herzen wurzelnd ist ein Riese, dem dieses Gewand wohl ansteht; die Willkür des Einzelnen dagegen, die sich an die Stelle des allgemeinen Rechtes setzt, ist immer nur wie ein Zwerg, sobald das Gemeinbewußtsein des Volkes sein Gewand zurückfordert. Macht ohne Recht hat stets die Revolution zum Gefolge; wer nur Machtfragen gelten läßt und das Recht bei Seite schiebt, der sehe sich vor, daß nicht der Riese sich erhebt und im Sturm der Empörung sein Gewand zurückfordert.

Macbeth, von Allen als Tyrann erkannt und gehaßt, fühlt sich nicht mehr sicher in seiner Residenz Fores; er hat sich in sein Zwing-Uri Dunsinan zurückgezogen, wo er sich verschanzt, um dem Sturme

zu Boden. Die Verbrecherkrone droht von seinem Haupte zu fallen; das Gericht beginnt; der Verrath schlägt den eigenen Herrn.

Lady Macbeth, die stolze Königin, ist nur noch ein Gegenstand des Mitleids. Seit der Feldzug begann gegen die Empörer und die auswärtigen Feinde, muß sie jede dritte Nacht, so scheint es, gespenstig im Schlafe umherwandeln; mit offenen Augen und doch geschlossenen Sinnen; das Licht in der Hand, während die Leuchte ihres Bewußtseins erloschen ist; leise, leise, daß es Niemand höre; bald an ihren Schreibtisch sich setzend, um ihre Memoiren aufzuzeichnen, durchzulesen und dann zu versiegeln, bald ihre Erinnerungen leise vor sich hinmurmelnd. Und welche Erinnerungen! Wie sie die Hände reibt und wäscht, um den verdammten Fleck fortzubringen, der nicht weichen will! Einst hatte sie gemeint, „ein wenig Wasser reint uns von der That, wie leicht denn ist sie!“ Jetzt hat sie freilich kein Wasser zur Hand, aber die Hand ist auch weiß und rein, und doch weicht der Fleck nicht. Plötzlich, wie sich besinnend, fährt sie auf: sie muß ja die Glocke zieh'n: „Eins, Zwei schon! nun dann ist es Zeit es zu thun.“ Und sie greift in's Leere, die Glocke zu ziehen. Jetzt horcht sie; dann schreitet sie vorsichtig vorwärts; jetzt hält sie an — „die Hölle ist finster“ murmelt sie schaudernd; sie ist in der dunklen Halle, die zu Duncans Schlafgemach führt. Eine Pause wie des Lauschens; dann eine Bewegung, wie ihrem Gemahl entgegen; und jetzt horchend auf seine Jammerworte, eine verächtliche Geberde und die leise, aber energisch hingehauchte Entgegnung: „Pfui, mein Gemahl, pfui! ein Soldat und furchtsam! Was haben wir zu fürchten, wer es weiß, da Niemand unsre Gewalt zur Rechenschaft ziehen darf?“ — Still; seht ihr, wie sie ihm die Dolche entreißt? wie sie krampfhaft die Hände schließt und entschlossen dahin schreitet sie zurückzutragen? Jetzt bleibt sie stehen, dahin und dorthin lauschend wendet sie den Kopf, leise öffnen sich die Hände; dann zusammenschaudernd kehrt sie um, sie kommt wieder vorwärts: „wer hätte gedacht“, fügt sie eintönig, „daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte?“ Sie hat die Dolche wieder in Duncans Blut getaucht, die schlafenden Käm

[illegible] damit zu bestreichen. — Nun folgt eine Pause. Sie muß sich besinnen, was dann aus ihr geworden; nichts weiter als die Gemahlin eines Tyrannen, der Weib und Kind nicht schont. Ja, ja, es fällt ihr ein, bitter, bitter! „der Than von Fife hatte ein Weib: wo ist sie nun? — ha, und warum hat sie ihre Hände besudelt? Die Hände, wieder die Hände! „Wie, wollen denn diese Hände nie rein werden?“ — Wieder sucht sie in ihren Erinnerungen, und das Bild des Bankettabends taucht vor ihr auf, wo sie alle gehoffte Größe und Herrlichkeit verloren geben mußte. Noch will sie's nicht zugeben, ängstlich geschäftig wehrt sie ihrem Gemahl: „Nichts mehr davon, mein Gemahl, nichts mehr davon; du verdirbst alles mit diesem Auffahren.“ Aber er läßt sich ja nicht wehren; ihre Geschäftigkeit, ihre Angst, die Hast ihrer Sorge ist umsonst. Es ist das herbste, das allerherbste Blatt ihrer Erfahrung, dieses Blatt der Verzweiflung, das ihr immer wieder sagte „nichts ist gewonnen, alles ist dahin.“ Und wenn sie das Blatt umwendet, wie sie eben mit verzweifelter Schmerzensmiene zu thun scheint, was findet sie? „Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen. Oh! Oh! Oh!“ — Noch immer, trotzdem daß sie keinen Glückserfolg ihrer That ernten darf! — Glückserfolg? nein, o nein, was ihnen zum Lohn ward, ihr und ihrem Gemahl, ist Angst und Furcht und Grausen einzig! wie zuerst vor der Entdeckungsscene und dann bei Banquo's Erscheinung. „Wasch Deine Hände, leg dein Nachtkleid an“, hastet sie leise ihrem Gemahl zu, wie wenn er gegenwärtig wäre; „sieh doch nicht so blaß aus: — Ich sage Dir noch einmal, Banquo ist begraben, er kann aus seiner Gruft nicht herauskommen.“ — Und endlich, ihre neueste Erinnerung — wie steht es im Augenblick? Die Rache zieht heran; das Gericht des Himmels hat sich aufgemacht, die Frevler zu suchen. Jetzt gilts, sich zu verbergen — wohin? sich zu trösten — womit? Schauerlich klingt die Angst ihrer Mahnung, ihres Drängens: „Zu Bett, zu Bett; es wird an's Thor geklopft. Komm, komm, komm, komm, gieb mir die Hand; — Was geschehen ist, kann man nicht

ungeschehen machen: zu Bett, zu Bett, zu Bett!" Und damit geht sie und erscheint nicht wieder; wir erfahren nur, daß sie sich später das Bett der Grabesruhe selbst bereitet hat. Was ist aus dieser unmenschlich kühnen Titanide geworden, die so vermessen nach dem goldnen Reif als dem höchsten Schmuck des Lebens gegriffen! wie ist sie zermartert von Angst und Jammer, und im Schlafe wenigstens ihrer selbst nicht mächtig, an den Pfahl ihrer Verzweiflung geschmiedet, ohne auch nur in die wohlthätige Ohnmacht des Wahnsinnes sinken zu dürfen!

Und auch Macbeth, ihrem Partner, wird die Qual der Verzweiflung nicht erlassen. Zwar daß seine Thans mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen sammt ihren Soldaten in hellen Haufen zum Feinde übergehn, das macht ihm noch keinen Kummer. Erst muß Birnams Wald auf Dunsinan anrücken, erst einer kommen, der nicht vom Weibe geboren ist, eh er seinen verwegenen Herrschergeist durch Zweifel und Furcht dämpfen läßt. Der milchbleiche Lump, der weißlebrige Hund von einem Diener mit seinem Gänseblick, der die Nachricht von der großen Ueberzahl der Feinde bringt, wird hinweggescholten. Und doch fühlt der Tyrann: „Dies Mal kurirt auf immer oder liefert jetzt mich", — ja er hat eine Anwandlung von der Vorahnung seines Todes. Da zieht er lebensüberdrüssig die traurige trostlose Summe seines Lebens:

Ich lebte (sagt er) lang genug: mein Lebensweg
Gerieth ins Dürre, in's verwelkte Laub;
Und was das hohe Alter soll begleiten,
Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundestrost,
Darnach darf ich nicht aussehn; doch, statt dessen,
Flüche, nicht laut, doch tief, — Mundehren und Hauch,
Was gern das arme Herz mir weigern möchte
Und wagts nicht.

Es ist nicht etwa Wehmuth, was ihn an der Schwelle der Entscheidung ergreift; nein, es ist Verdruß und Aerger, ja Grimm und Hohn über das Mißlingen seines Lebensplanes, was ihn so unwirsch macht, daß er fechten will, bis ihm das Fleisch gehackt ist von den

[illegible]: Es ist auch nicht Herzenstheilnahme, was ihn in diesem Augenblicke den Arzt nach der kranken Königin fragen läßt, es ist vielmehr nur die durch den Abschluß seiner Lebensrechnung aufgestörte Erinnerung an die gleichen Folterqualen des Hirns, die er selbst bisher getragen, was ihm die Frage in den Mund legt. Auch an den kranken Staat denkt er noch, ehe er halb gerüstet in den Kampf geht, und thut, als ob er die Ursache seiner Krankheit nicht wüßte. So sind alle moralischen Stützen seines Muthes bereits gebrochen; mit der Freude am Leben ist auch alle Kraft des Selbstvertrauens dahin. Um so mehr tritt sein Aberglaube jetzt in den Vordergrund; um so zuversichtlicher pocht er auf die Unbezwinglichkeit der Orakel. Aber schon hat Malcolm, der Königserbe, seinen Kriegern Befehl gegeben, daß jeder sich einen Zweig von Birnams Wald abhauen und ihn vor sich hertragen soll, um den Feind über die Zahl zu täuschen. Und jetzt, indem er eben bei plötzlichem furchtbaren Wehgeschrei von Weibern sich rühmt:

Ich habe mit dem Graun zu Nacht gespeist:
Entsetzen, meines Mordsinns Hausgenoß,
Schreckt mich nun nimmermehr, —

jetzt eben, da man ihm den Tod der Königin meldet und er mit dem mürrisch kalten Wort: „Sie hätte später sterben sollen“ — übergeht zur Resignation der nackten Verzweiflung, zu einer überdrußvollen nihilistischen Betrachtung des Todes und des Lebens; in diesem Augenblicke, wo er das Leben, dies kleine Licht, verächtlich hinter sich wirft und es einem wandelnden Schattenbild, einem gespreizten Komödianten, einem Märchen vergleicht, erzählt von einem Dummkopf, voller Klang und Wuth, das nichts bedeutet — jetzt, wo Macbeth ohnedies schon halb ein Raub der Verzweiflung ist, berichtet zagend ein erschrockner Bote:

Ich schau nach Birnam zu, und sieh, mir däucht,
Der Wald fängt an zu gehn. —
Drei Meilen weit könnt Ihr ihn kommen sehn,
Ein geh'nder Wald, — wahrhaftig!

Da freilich beginnt auch die letzte Stütze seines Vertrauens zu wanken:

Einzieh ich (sagt er) die Entschlossenheit, beginne
Den Doppelsinn des bösen Feinds zu merken,
Der Lüge spricht, wie Wahrheit.

Und schon mit der Wuth der Verzweiflung setzt er hinzu:

Waffen um; Waffen! und hinaus!
Ist Wahrheit das, was seine Meldung spricht,
So ist kein Fliehn von hier, kein Bleiben nicht.
Das Sonnenlicht will schon verhaßt mir werden:
O! fiel in Trümmer jetzt der Bau der Erden!
Auf! läutet Sturm! Wind blas'! heran Verderben!
Den Harnisch auf dem Rücken will ich sterben.

Trotz bieten, so scheint es, will er auch jetzt noch seinem Schicksal. Indeß soll auch seine Wuth noch gezähmt, sein Herz in noch tiefere Verzweiflung gestürzt werden.

Macduff, sein Racheengel, sucht ihn im Gewühle der Schlacht; und eben da Macbeth zum letztenmal seinen Stahl in unschuldig Blut getaucht und den jungen Siward erschlagen hat, eben da der Tyrann der Verzweiflung mit den Worten Hohn spricht:

Weshalb sollt' ich den Röm'schen Narren spielen,
Sterbend durch's eigne Schwert? So lange Leben
Noch vor mir sind, stehn denen Wunden besser —

da erreicht ihn Macduffs Herausforderung:

Zu mir! du Höllenhund! zu mir!

Macbeth will den Kampf mit ihm vermeiden; gewiß nicht sowohl, wie er heuchelt, darum, weil seine Seele schon zu sehr mit dem Blute der Angehörigen Macduffs beladen, als vielmehr, weil er von dem bewaffneten Haupte vor diesem Namen gewarnt ist. Allein Macduff zwingt ihn zu fechten, und nun erinnert er prahlend sich auch der zweiten Vision, die ihm verheißen, daß sein Leben nicht

erliegen kann keinem vom Weibe gebornen. Noch einmal hat sich sein Trotz erhoben — da erreicht ihn der Spruch des Gerichts, da ruft ihm Macduff entgegen:

So verzweifle
An deiner Kunst; und sage dir der Engel,
Dem du von je gedient, daß vor der Zeit
Macduff geschnitten ward aus Mutterleib.

Niedergeschmettert wie vom Donner des Himmels läßt Macbeth das Schwert sinken und findet nur noch die Kraft zum Fluche:

Verflucht die Zunge, die mir dies verkündet.
Denn meine beste Mannheit schlägt sie nieder! —
Und keiner trau' dem Gaukelspiel der Hölle,
Die uns mit doppelsinn'ger Rede äfft,
Die Wort uns hält dem Ohr mit Glückverheißung
Und es der Wahrheit bricht. — Mit Dir nicht kämpf' ich.

Und er würde entweichen, wenn er könnte; aber Macduff fordert Ergebung und droht mit Schmach.

Nun, so ergieb dich, Memme!
Und leb als Wunderschauspiel für die Welt;
Wir wollen dich als seltnes Ungeheuer
Im Bild auf Stangen führen, mit der Schrift:
Hier zeigt man den T y r a n n e n.

Einzig diese angedrohte Schmach ist es, die ihn jetzt, da alle Orakel ihm gelogen und kein Ausweg mehr bleibt, zum letzten männlichen Kampf klar bewußter Verzweiflung stachelt. Er will nicht den Boden vor des Knaben Malcolm Fuß küssen, nicht gehetzt werden von den Flüchen des Pöbels. Sein Ehrgeiz hat ihn in's Verderben gestürzt; er hetzt ihn auch in den Tod. Er hat hören müssen, was es ist; in seinem Namen liegt kein Gewicht; als Tyrann hat er gelebt und der Tyrann muß fallen. Nicht lange, so bringt Macduff das abgeschlagene Haupt des Tyrannen, dessen Burg bereits erobert ist. Malcolm aber, der rechtmäßige Thronerbe, wird zum König

Schottlands ausgerufen und übernimmt die Regierung, indem er die Verheißung gerechten Regiments mit den schönen Worten schließt:

Alles, was uns sonst noch obliegt,
Das, mit der ewgen Gnade Gnadenhort,
Vollenden wir nach Maß und Zeit und Ort.
Euch Allen werd' und Jedem Dank und Lohn;
Und jetzt zur Krönung lad' ich euch nach Scone.

Einige kurze zusammenfassende Bemerkungen, welche ich zum Schlusse meines Vortrags über das charakteristische Gebaren und über den schicksalsvollen Untergang des vom Dichter vorgeführten Thronenpaares beifügen will, mögen uns die oben aufgestellte Ansicht von der Bedeutung des Ganzen wiederholt vergegenwärtigen und bestätigen.

Lady Macbeth hat ihre Rolle eigentlich bereits nach dem zweiten Akte ausgespielt; sie ist verstummt von dem Augenblicke an, wo sie im Rathe der Männer vor der Uebermacht ihres Tyrannen-Gemahls in Ohnmacht sinkt. Sie wird nicht mehr eingeweiht in die Plane ihres Gatten, viel weniger daß sie den Impuls zu ferneren Blutthaten zu geben hätte. Macbeth bedarf ihrer nicht mehr; er ist von nun an nur zu sehr selbst Manns genug. Banquo's Ermordung darf sie nur ahnen; erfährt sie auch hinterher nicht ausdrücklich, so wenig wie die Ermordung der Lady Macduff, aus dem Munde ihres Gemahls. Nur einmal noch ist ihr ein Eingreifen gestattet, und eben da, wo sie die frühere Rolle ihrem Gatten gegenüber wieder aufnehmen kann und muß, weil er, vor der furchtbaren Vision von Banquo's Geist sich entsetzend, seiner Mannheit nicht mehr mächtig erscheint. Da geißelt sie noch einmal mit unbarmherzigem Sarkasmus, mit hochmüthigem tyrannischem Hohn die Wahngebilde seiner durch Schlaflosigkeit überreizten Phantasie hinweg; da noch einmal bewährt sich ihre Verstellungskunst, wie ihre eisige bis zur Verachtung ihres Partners gesteigerte Fühllosigkeit. Im Uebrigen aber ist ihre Hauptsorge, das Gewonnene nun auch zu genießen; darum wär' es ihr leid, wenn Banquo auch, gleich Macduff, vom Hof sich entfernte; darum möchte sie

namentlich den finster gewordenen Sinn Macbeths heiterer sehen. Wie sie nun aber sieht, daß alle Frucht ihres Strebens verloren ist, daß ihr Gemahl von Tag zu Tag finsterer mißtrauischer blutiger wird, daß er vor lauter Unheilsgedanken sie kaum noch beachtet, — wie dann auch die Schottischen Edlen, Rosse, Lenox, Menteth, Angus, einer nach dem andern von ihrem Hofe sich zurückziehn, — wie sie von der grausamen Ermordung der Lady Macduff hört: da fängt sie an sich vor ihrem Tyrannen-Gemahl selbst zu fürchten und scheu in sich zurückgezogen sich der Verzweiflung zu überlassen. Nichts hilft ihr mehr das Bemühen, ihrem eignen Rathe folgend „zu vergessen was unheilbar" und „geschehen — geschehen sein zu lassen". Es verfolgt sie der Gedanke, daß es, wenn nicht besser, doch „viel sichrer wäre, das zu sein, was sie selbst zerstört." Aber ein so consequenter unerweichter Geist überläßt sich nicht dem Trübsinn und der Abspannung, ohne auch die letzte Consequenz der Verzweiflung zu ziehen. Wunderbar und vielbewundert ist der Umschlag der Vergeltung, den der Dichter an dieser Titanide des Eigenwillens sich vollziehen läßt. Noch immer Meisterin der Verstellung und Selbstbeherrschung am Tage, verliert sie die Herrschaft über ihr Selbst, sobald der Schlaf ihre Sinne geschlossen, und ruhelos in der Nacht umwandelnd, mit offenen Augen, aber nur nach innen gewandter Sehkraft, verräth sie mit geschäftiger Zunge „die finstere Hölle" ihres schuldbewußten Innern, die heimliche Folter unterdrückter Qualen der Erinnerung, der Selbstanklage, der Furcht und der Verzweiflung, die sich kaum jetzt in einem gepreßten herzzerreißenden Seufzer Luft macht. In diesen Zustand ist sie offenbar gerathen, als sie aller Träume ihres Ehrgeizes verlustig, vereinsamt und eingeschlossen mit ihrem finster brütenden Gatten in die selbsterbaute Zwingburg Dunsinan, die Nachricht erfährt, daß das Gericht von England aus herannaht, daß Macduff mit dem berechtigten Thronerben, mit dem Sohne des ermordeten Königs kommt, um abermals an's Thor zu klopfen. Da wachen in ihr alle Schauer jener Schreckensnacht des Verbrechens mit einer Gewalt auf, die sie zwingt, ja sie allnächtlich wider ihren Willen jene Nacht zu wiederholen,

und stets gegen Morgen mit der hastigen Mahnung „zu Bett, zu Bett; es wird an's Thor geklopft“ in ihr Schlafgemach sich zurückzuziehen. Daß dabei ihre leibliche Gesundheit sich zerstört, so daß sie der doch nur ohnmächtigen Hülfe eines Arztes bedarf, ist nur natürlich. Aber daß sie gleichwohl nicht in Wahnsinn verfällt, sondern am Tage und bei hellem Bewußtsein die volle Festigkeit ihres Charakters, die ganze Kraft ihres eisernen Willens behält, das kann nur die Folge jener übermenschlichen Herrschgewalt sein, die sie mit dämonischem Eigenwillen der Schwäche des Weibes abgetrotzt hat. Wie daher die Gefahr wirklich an's Thor pocht, greift sie, nicht aus Schwäche, nicht in einem Anfall von Wahnsinn, sondern mit kaltblütiger Entschlossenheit zum letzten Mittel der Verzweiflung, indem sie die Hand, die nicht zum Kriegerkampf geschaffen ist, gegen sich selbst kehrt und ihr Leben durch Selbstmord endet. Ihr Ehrgeiz wie ihre heroisch angelegte Natur duldet auch das nicht einmal, daß sie die Strafe von fremder Hand empfange.

Macbeth selbst hat sich seit dem Mord der Kämmerlinge rasch zum völligen Tyrannen ausgebildet. Mißtrauen und Furcht vor dem Dolch der Vergeltung läßt ihn nicht schlafen. Kein Haus, in dem er nicht einen bezahlten Spion hat. Banquo's halbe Mitwissenschaft und seine Anwartschaft auf die Zukunft wird ihm lästig, peinigend, unerträglich; — er fällt als erstes Opfer durch gedungene Mörderhand. Noch glaubt der Tyrann den Schein wahren zu müssen. Aber nachdem seine Nerven auch noch die Schreckensprobe der Vision aus dem Jenseits bestanden, sind sie zu jeder Furchtbarkeit gestählt, die ihm sein vom Tyrannenwahnwitz glühender Kopf eingiebt. Stets voll schlimmer Ahnungen sucht er nun schon selbst sein Schicksal auf; das Schlimmste will er auf schlimmstem Weg erfahren, um es zu seinem Vortheil zu zwingen. Aber da er entschlossen ist, auf seinem blutigen Wege vorwärts zu gehen, was können ihm die Zauberschwestern im Bunde mit seiner Verblendung anders zeigen, als höllische Visionen, die ihn in Sicherheit wiegen und zu einem Uebermaß der Grausamkeit reizen, durch welches die sichere Rache des Himmels über sein Haupt herbeigezogen wird. Macbeth

war zum zweiten Opfer bestimmt; — er hat sich nach England geflüchtet: so trifft der Grimm des Tyrannen den unschuldigen Knaben und die wehrlose Frau; sie fallen beide unter den Streichen der ausgesendeten Mordbande sammt aller Dienerschaft des Hauses. Dies ist der Gipfel der Tyrannei, den uns der Dichter zum Verständniß des Ganzen in Einem anschaulichen Beispiele zeigt. Macbeth kennt die Leiden seiner Gattin sehr genau — aus eigner Erfahrung, die brennenden Qualen des Gedächtnisses, die ins Hirn geschrieben: aber er nennt es eine Hundecur, die er nicht mag, was der Arzt anräth, daß der Kranke selbst das Mittel finden solle. Reue ist für ihn nur noch ein leeres Wort; und herzlos wie er ist, liegt für ihn der ganze Unterschied zwischen ihm und seiner Gattin nur darin, daß seine Nerven stärker sind als die ihrigen! Nur physische Heilmittel sind's, die er will, denen er vertrauen würde; er ist zum verstocktesten Atheisten, zum abscheulichsten Cyniker geworden! Der Arzt soll seinem Lande das Wasser beschaun, um seine Krankheit zu erkennen; die englischen Krieger soll er mit einer Purganz abführen. So tief ist dieser einst glänzende Heldencharakter herabgesunken; so sehr gilt ihm das Häßliche für schön, daß er mit dem Gefühl der Menschlichkeit auch das der Schicklichkeit und des gemeinsten Anstandes ausgezogen hat. Sein Aberglaube ist es, das Vertrauen auf seinen Stern, was ihm gleich andern Tyrannen den mangelnden Glauben, das fehlende Rechtsbewußtsein ersetzen muß, und was allein ihn spornt bis zum letzten Augenblick der Uebermacht zu trotzen. Daher bricht denn auch sein Muth in dem Augenblick mit einem Fluche zusammen, als alle Orakel, eins nach dem andern, sich trüglich erweisen, als Birnams Wald wirklich anrückt auf Dunsinan, als er erfährt, daß sein Gegner Macduff wirklich nicht vom Weibe geboren ist. Nur die höhnische Drohung, daß man den Lebenden als seltnes Ungeheuer der Welt zeigen und im Bild mit der Ueberschrift umher führen will: „Hier zeigt man den Tyrannen“ — nur diese Androhung äußerster Schmach stachelt die Wuth seines Ehrgeizes zum letzten titanischen Kampfe auf, daß er den Schild vor die Brust werfend, doch noch im

Kampfe und im Scheine eines Helden, dem Streiche des Rächers erliegt.

So geht die Tyrannei, innerlich zermalmt von Furcht und Angst, und zuletzt von der Höhe der Macht herabgestürzt, in Verzweiflung unter; und nur eben dieses Resultat ist es, was mit dem grausigen Inhalt der Tragödie versöhnt, indem es die unausbleibliche Vergeltung der göttlichen Strafgerechtigkeit zur Anschauung bringt. Wir haben unser Drama die Tragödie der Tyrannei genannt; wir könnten es auch die Tragödie des Rechts und der Macht nennen. Das Recht der Gegenwart geht unter in dem schwachen Duncan, das Anrecht der Zukunft scheint unterzugehen in dem starken Banquo; beides durch den gleichen Feind, die rechtlose Macht der Willkür. Allein — und das ist der Trost, mit dem die Tragödie uns aus der Erschütterung erhebt, — Macht, die nicht auf dem Rechte fußt, ist unsicher in sich, überstürzt sich selbst und richtet sich selbst zu Grunde. Sie trägt nur das Gewand des Riesen, welcher Recht heißt, und wenn dieser Riese sich erhebt, so sind die Tage selbst eines großen Tyrannen stets gezählt: denn Recht muß doch Recht bleiben.

---

# Shakespearefeier,
veranstaltet im literarischen Verein den 23. April 1864.

## 1. Festdichtung

von

**Luise Hoffmann.**

(Vor, zwischen und nach dem Auftreten der vier allegorischen Personen wurden Shakespeare'sche Lieder theils von Solostimmen theils in Quartettvorträgen gesungen.)

---

### Poesie.

Wach auf! so rief ich vor dreihundert Jahren,
Als William Shakespeare ich der Welt geschenkt,
Als seinen Geist ich mit dem wunderbaren
Geist der Natur, mit meinem Geist getränkt.
Wach auf! das Höchste sollst du offenbaren,
Was jemals ward in Menschenherz gesenkt!
Sei mehr als alle Dichter je zusammen,
Und bis in fernste Zeiten sollst du flammen!

Dein unbegrenzter Blick mag spähn im grauen
Im Reich der nebligen Vergangenheit,
Entrollt den Gang der Weltgeschichte schauen,
Ein Bürger jeden Orts und jeder Zeit.
Und was du deinem Griffel wirst vertrauen,
Sei fürder der Unsterblichkeit geweiht.
Dir sei'n gelöst der Wahrheit sieben Siegel,
Gesprengt des Tiefgeheimnissen letzten Riegel!

Vor deinem Falkenauge sei gehoben
Der Schleier, der des Herzens Falten deckt,
Grimmkalter Haß aus heißer Lieb gewoben,
Hochmüthiger Stolz, von Kriecherei geheckt,
Der Sorgen wilde Nattern, die hier toben,
Titanentrotz, der sich zum Himmel streckt,
Neid, Falschheit, Wollust, Lüge, wie sie heißen,
Die Schlangen, die die Menschenbrust zerreißen.

Sie schaue unverhüllt, und neben diesen,
Den Ungeheuern in des Abgrunds Kluft,
Sieh auch der Liebe Dornenrose sprießen,
Die Unschuld mit der Lilie Opferduft,
Der Demuth stille Blumen, welche gießen
Violenbalsam in die weite Luft,
Des Muthes Rittersporn, bei sanftem Mohne,
Der Selbstbezwingung hohe Kaiserkrone!

So sei ihr Maler, und mit allen Gluten
Gieb Färbung du dem Meer der Leidenschaft,
Laß Rachedurst die Dämme überfluten,
Zeig', wie des Argwohns Höllentiefe klafft,
Mal' unerhörter Neigung still Verblühen,
Des feurigen Liebewerbens Sturmeskraft,
Laß spiegeln klar im Ocean der Treue
Die ewigen Sterne und des Himmels Bläue!

Doch volles, reiches Leben wahr zu schildern,
Erlebe es! Dein Schicksal sei ein Buch
Bemalt mit flüchtiger Liebe Nebelbildern,
Gebrandmarkt mit verrathner Freundschaft Fluch,
Dein üppiger Frühling drohe mit Verwildern,
Dein Sommer reife Lebensweisheitsspruch;
Und wie im Herbst Gewitter heimwärts ziehen
Sei Fried' und Segen deinem Haupte verliehen.

War auch der Liebe Müh umsonst verschwendet,
Der Widerspenstigen Zähmung dir vergällt,
Hat manches mit viel Lärm um Nichts geendet,
Ward liebes Hoffen schon im Keim zerschellt,
Und sprach das Glück oft von dir abgewendet:
Nicht was ihr wollt noch wie es euch gefällt —
Der Irrungen Komödie, das Leben,
Hat Ende gut, da Alles gut gegeben.

Und weil du Leid und Lust und Qual und Wonnen,
Weil du Natur und Welt und Herz belauscht,
Wie Sterne spiegeln sich im tiefen Bronnen,
Der unversiegbar, unergründlich rauscht,
War also lebenstreu, was du ersonnen,
Daß Wahrheit ihren Spiegel mit dir tauscht;
In tiefster Tiefe wie im höchsten Fluge
Triffst du mit einem Wort, mit einem Zuge.

Ein Arzt, der Seelen kranke Pulse spürend,
Ein Forscher, tastend an dem Puls der Zeit,
Ein rechter Richter, Maß für Maß erklärend,
Ein Weiser in des Thoren Narrenkleid,
Speerschüttler du, die Waffen mächtig führend,
Ein Prediger für der Erde Lust und Leid,
Liegt deiner Werke Bibel aufgeschlagen
Für jed Geschick in alt und neuen Tagen.

Ein Runenstein von böser Zeit verwittert,
Ragt würdig Lear, von Majestät umwallt,
Ein Zaubereibenbaum vom Blitz zersplittert,
Trotzt Macbeths blutig finstere Gestalt,
Ein Wüstensturm von heißer Glut durchzittert,
Rast hin Othello eifersuchtumkrallt,
Und Hamlet schleicht umsonst vom Geist beschworen,
Der Grübler, zaudernd und zur That verloren.

Und ihr unendlich rührenden Gebilde;
Du Desdemona, süß wie Veilchenduft,
So fest Cordelia, wie Miranda milde,
Du Imogen, das Kind der zarten Luft,
Perdita, lieblichste der Schäfergilde,
Du Julia schwärmerisch treu bis zu der Gruft,
Die kluge Portia männlich Urtheil spendend,
Ophelia hold in Liebeswahnsinn endend —

Wer zählt die Perlen auf des Meeres Grunde,
Wer was sein Tiefsinn, seine Laune beut,
Die goldnen Sprüche aus erfahrnem Munde
Wie Samenkorn ins Ackerfeld gestreut,
Der Welt Mosaikbild, das schimmernd bunte,
Mit dem er rührt, entsetzt, erhebt, erfreut,
Den Gaukler Leben zeigt, der kurze Weile
Sich auf der Bühne spreizt und flieht in Eile?

Und ob die Menschen Schatten gleich verschweben
Wie Träume der Nacht vom jungen Tag bedroht,
Sind Fittiche dem Genius gegeben
Zum Aetherflug ins ewige Morgenroth.
Da dir entsprossen reichstes Geistesleben,
Verfiel an dir, o Shakespeare, nichts dem Tod,
Und mit der Erde hellsten Dichtersternen
Wirst du noch strahlen in den fernsten Fernen.

## Geschichte.

Ich Klio throne hoch in Wolken oben,
Umrauscht vom Flügelschlag der Ewigkeit;
Es haben mir Jahrtausende gewoben
Von Völkerblut das Purpurmantelkleid.
Auf meiner ehrnen Tafel steht geschrieben
Des Weltgetriebes bunt verwickelter Gewühl

Ein grauses Chaos; wenige Namen blieben,
Doch diese wenigen geben lichten Schein,
Und solch ein Stern hat heut mich hergetrieben.
Denn du Geschlecht der Gegenwart, zu klein,
Bist du der ernsten Göttin der Geschichte,
Der Thaten bar, in Worten kühn allein
Und werth nur, daß Vergessenheit dich richte.
Doch jubelnd grüß' ich die Wiederkehr
Des Festtags heut von William Shakespeare's Lichte;
Denn wie die Sonne strahlt er hell und hehr.
Die Welt sah seit Homer des Gleichen nimmer,
Die Eintagsmenschen — Tropfen in dem Meer —
Erblinken in sekundenlangem Schimmer;
Doch, gleich dem Kreidefelsen Albion,
Trotzt, von der Zeitenflut umbrandet, immer
Er als ein Herrscher auf der Menschheit Thron,
Wird Schatten werfen noch in ferne Tage,
Wird tönen noch, wie der Aurora Sohn,
Für künftige Völker unverstandne Klage,
Wie Pyramiden in dem Wüstensand,
Beschrieben mit geheimnißvoller Sage.
War er doch selbst einst, wie an Antiums Strand
Apollo, von der Zeiten Schutt begraben,
Bis hoheitvoll das Götterbild erstand,
Der Fernhintreffer leuchtend und erhaben,
Gekrönet von der Nachwelt vollstem Kranz.
O nicht umsonst umschwebte ich den Knaben,
Wenn er sich, glüh'nden Angesichtes, ganz
In Staub vergilbter Chroniken vertiefte,
Begeistert für des Vaterlandes Glanz
Und für die Bürgerfreiheit, die verbriefte,
Wenn er die schauerliche Kunde las
Vom Heuchler Richard, der vom Blute triefte,
Von Macbeth, mit dem Graun zur Tafel saß;

Und wie einst Fama grüßte jubeltönig,
Im Helden gern den tollen Heinz vergaß,
Den vierten Heinrich, jeder Zoll ein König,
Den Besten, den Altengland je verlor,
Dem Macht und Ehre, Ruhm und Reichthum fröhnig. —
Gemalter Lumpenkönige Schattenchor,
Von dem Verachtung nur und Abscheu munkelt,
O Shakespeare hielt euch einen Spiegel vor
Von solchem Glanz, den keine Zeit verdunkelt,
Als er der Dramen Siebengestirn erschuf,
Das, wie am Himmel jenes, ewig funkelt,
Das aus der Nacht trat auf des Schöpfers Ruf. —
Berauschend wie der Feuerwein der Reben,
Den aus der Lava Schlacken treibt Vesuv,
Voll Inbrunst, wie Gebete aufwärts schweben,
Die wir gestammelt an der Andacht Hand,
So innig wie des ersten Kusses Beben,
Als Liebe schüchtern sich vom Herzen wand,
O mehr als alle schwachen Worte sagen
Erklingt's durch alle Werke: Vaterland!
So jubelnd, wie von Orgelton getragen,
So wie der Engel Zungen abgelauscht. —
Ihr Wogen, die Britannia's Ufer schlagen,
Habt ihr den Donnerton ihm zugerauscht,
Als ich mich ihm gesellte als Genossen
Und ernster Weisheit Wort mit ihm getauscht
Und Römersinn in seine Brust gegossen,
Als ich denn Mann begrüßt auf ödem Pfad
Der Meeresküste und, wie lichtumflossen
Der Weisheit Göttin Telemach genaht,
Ihn führte zu des Königsschlosses Thüren?
Er saß bei mir in dem geheimsten Rath;
Nach dem verborgnen Walten durft' er spüren,
Mit dem ich schreite durch der Menschen Schwarm

Unhörbarer Schritte, unsichtbar wie Wolken,
Und wie ich greife mit dem mächtigen Arm
Ins wimmelnde Geschlecht der Staubgebornen —
Ameisenhaufen gleich, so klein, so arm —
Wie ich zu mir erhebe den Erkornen,
Und wie ich flechte dem erwählten Haupt,
Ihm einzig unter den in Nacht Verlornen,
Der Nemesis Vergessenheit geraubt,
Des Ruhmes, oft des blutigen, Lorbeerkrone. —
Jedoch ein ewig blühnder Kranz umlaubt
Die Schläfe dir, der Muse liebstem Sohne.

## Märchen.

Ich gaukelt' in alten Weisen um ihn
Schon auf Mutterschoße am trauten Kamin.
Von verzehrender Liebe, von flammendem Haß
Mein schlichter Gesang macht das Auge ihm naß
Und erweckte den schlummernden Funken.

Und spielte der Knabe an Avon's Rand,
So kniet' ich zu ihm in den knisternden Sand;
Ich murmelte schaurige Märe ihm vor;
Die klang ihm wie Plätschern der Wellen ins Ohr,
In träumendes Sinnen versunken.

Wenn Abend den Flor der Dämm'rung gespannt
Und des Himmels Sterne lugten aufs Land,
Auf der Heide wehte des Nachtwinds Hauch —
Da zerriß ich die Nebel vor seinem Aug,
Daß er schaute die nächtlichen Reiche.

Da webten die Hexen wie Schatten so grau,
Da tanzten die Elfen auf blumiger Au,

Da huschten die Geister aus Gräbern heraus,
Der Mord schlich zum blut'gen Geschäfte aus,
Und Hekate herrschte, die bleiche.

Und lauscht' er verborgen in Waldesruh',
Still horchend dem Liede der Vögelein zu:
Ich erschloß ihm den Geist wie dem Zaubrer Merlin,
Daß er kundig der Sprache der Thiere erschien,
Was sie schmettern mit lieblicher Kehle.

Und was am Zaune der Bettler sang,
Der Schlachtballaden Trommetenklang,
Was einsam auf öder Straße erklingt,
Was sehnend beim Bleichen die Spinnerin singt,
Das zittert' ihm nach in der Seele.

Doch es nahte die Liebe, es kettet die Eh',
Die Sorge, sie pochte mit Ach und mit Weh,
Es ließ ihn nicht ruhen, es trieb ihn vom Haus
Gleich Gauklern und Stromern ins Leben hinaus
Nach London, zum Tempel der Musen.

Und Wintermärchen und Sommernachtstraum
Und der Sturm ging über der Bühne Raum,
Mit kosender Liebe, mit lächelndem Leid,
Mit der Unschuld der paradiesischen Zeit,
Wie ich sie gesenkt in den Busen.

Ihn streifte der Königsgunst Purpursaum;
Doch zog's ihn zur Heimath, da pflanzt' er den Baum;
Ihn krönte der Reichthum mit glänzendem Aug,
Ihn umschwebte der Ruhm, der vergängliche Hauch,
Die wenigen menschlichen Jährchen.

Nun in friedlicher Kirche heiligem Schrein
Schläft er, ruhig versenkt unter schützendem Stein,
Die Wellen des Avon umspülen ihn sacht,
Von Ulmen umrauscht, vom Nachruhm bewacht —
Und sein Leben ward selber zum Märchen.

Narr.

Einen schönen guten Abend, meine guten Herren und schönen Frauen! Wie bin ich froh, daß das Gedudel aufhört! Denn obgleich ich ein raisonnable gutes Ohr für die Maultrommel habe und meine süße Stimme ein wahres Phänomen ist, so weiß ich mir doch nach dem jetzigen Zeitgeschmack nichts Lieberes als Reden halten, und nachdem Poesie mit ihren beiden Anghängseln so weich wie Butter gesprochen, möchte ich doch auch gern meinen Käs dazu geben. Ich wollte mich etwas repariren oder präpariren für die Feier zu meines Pflegevaters Geburtstag, oder Sterbetag, oder doch Geburtstag, da er, wie sie sagen, nie stirbt und also unsterblich ist; und da ich armer Tropf gern einen guten Tropfen wollte — denn hier, sagen sie, ist die arme Kreatur Dünnbier so dünn wie eines ausgehungerten Schneiders Wade — so wiesen sie mich in die „Baumwolle". Gut also, ich sitze da drüben wie der arme Mann in Abrahams Schoos, in der Mitte von unseres Feindes Land, in Nürnberg, der Stadt Rosenblüts, des Schnepperers, von welchem die vielen Schneppern abstammen, und da saßen noch mehr so hübsche Leute dabei, als jemals auf Rindsleder getreten, Leute wie zu meiner Zeit der tranquille Schmächtig, der ruppige Warze, der tapfere Schmächtlich und sein Gevatter Schatte, der aberwitzige Schaal und Junker Tobias von Rülps und Christoph von Bleichenwang, Zettel der Weber, Meister Holzapfel, der Pedant Holofernes und noch mehr so steifleinene Kerle und Freunde vom redlichen Borgen. Die saßen also beisammen, politisirten und sprachen dies und das, Gickel und Gackel; und wenn Herr Schmächtig meckerte, so riefen sie: Ein feiner Witz! Ja, sprach ich, fein und klein! und wieherte Herr Tobias, so schrieen sie: Ein großer Witz! Ja, meint' ich, groß und derb! und lispelte Herr Schwächlich ein Witzchen, so sprachen sie untereinander: Ein guter Witz! Ja, sagt' ich, ein recht guter Witz! er thut niemand weh. Diese meine Reden schienen ihnen aber nicht besonders zu gefallen, und endlich fing ein kleiner Knirps an: Da drüben im Adler feiern sie heute einen Poeten aus Engelland,

welches jetzt für uns ein Bengelland ist, einen gewissen Schrecks-Bär. Was brauchen wir das? wir haben selber so Schmierer genug, Reimer süß wie Sirup, und Kriegsdichter, die reden Dolche; wir feiern unsere Turner-, Schützen- und Sängerfeste, aber nicht jeden fremden Bettel; und was Euch betrifft, Freund, ich habe gute Ohren und kenne Euch, wie der blinde Mann den Guguck an der Stimme, an Eurem fremden Absint. So macht, daß Ihr weiter kommt! wir brauchen hier keinen Spion. Was? fuhr ich auf, Spion? ich bin eine fremde Nation und schere mich um Deutschland keinen Deut und um euern Bund keinen Hund. Da brummte ein alter Herr: Seid nur nicht gleich so phlegmatisch und grob wie Bohnenstroh! wenn's so in der „Baumwolle“ zugeht, da komm' ich nimmer. Ich will mich mit solchen besaufen, die Gottesfurcht haben und nicht mit so renommistischen Schurken. Gut, gut! stieß ich heraus, das Schwert mag entscheiden, während die andern schrieen: Nix da mit dem Schwert, ihr habt ein Schwertmaul, und einer brüllte: Es scheint, ihr gehört auch zu dem literarischen Sing-Sang da drüben und helft den ausländischen Literaten fetiren, der in seiner Jugend so zu sagen ein Lump und später Komödiant war; laßt uns mit solchem Zeug ungeschoren und packt Euch Eurer Wege! O, rief ich, mein schönster Rinderbraten, das heißt gesprochen wie ein Viehhändler; so endet man einen Ochsenkauf. Wenn die gute Lebensart in so ungewaschnen Händen ist, so ist's ein unsauberer Handel. Und vor Zorn fuhr ich auf und davon und hieher. — Und jetzt soll ich meine Rede halten und habe doch nicht gegessen von den Leckerbißlein, welche erzielt werden in den Büchern der Gelehrten; ich bin ein Licht, das beste Theil heruntergebrannt, und keines Menschen Gedanken halten sich mehr auf der Heerstraße als meine (Stimme aus den Zuhörern: Zur Sache!) Gleich, Herr, gleich! Ich bin ein Kasten voll wüster Einfälle; ich möchte gerne witzig sein, aber ich bin ein großer Rindfleischesser, und ich fürchte, das thut meinem Witz Abbruch. O wäre ich noch der alte Korinthier, ihr solltet mir lachen, bis euer Gesicht aussähe wie ein nasser schlecht zusammengefalteter Mantel, lachen, daß ihr

vor Freude aufhüpftet; aber bei euch handelt es sich nicht von Hüpfen, sondern von Hopfen, und an mir armen Teufel ist Hopfen und Malz verloren. (Zur Sache!) Gleich, Herr, gleich bei der Hand, sagt der Beutelschneider. Denn gewiß und wahrhaftig, Schätzchen, um in dieser süßen Stadt diese Pfeffernußbetheurung zu gebrauchen, Ihr denkt wohl, ich sei eine Memme aus Instinkt? Ihr glaubt, es sei mir Angst? au contraire, es ist mir gar nicht bange, es ist nur, daß ich mich eigentlich fürchte vor so vielen Leuten zu reden; aber da Ihr sagen möchtet, ich ziere mich wie eine alte Jungfer, so mache ich meine Reverenz und so halte ich meine Rede.

Meine lieben Mitnarren, ich Narr will euch beweisen, daß Shakespeare der größte Narr war.

Daß ich ein Narr bin, ist schon dadurch bewiesen, daß ich viel närrisches Zeug geschwätzt habe, welches besser mit meinem Barte hätte zum Barbier gehen sollen, da ich doch weiß, daß ihr froh seid, wenn ich aufhöre, um selber das Maul zu rühren, zu discuriren, zu raisonniren, zu glossiren, zu scandalisiren, zu politisiren, zu philosophiren und vor allem zu bussiren.

Ihr seid Narren, weil ihr euch von einem Narren vorplaudern laßt, da ihr doch wißt, daß eines Narren Bolze bald verschossen sind, und daß Narren dummes Zeug reden, und daß alles was ich euch sage schon tausendmal besser gesagt worden ist; ihr seid Narren, weil ihr nicht lieber in der Kneipe schläft oder im Bette sitzt, als euch von mir erzählen laßt von einem Literaten, der entweder Metzger oder Weber oder Schreiber oder Handschuhmacher in seiner Jugend gewesen, der Wildschütz, Schauspieler und Komödienschreiber wurde, welches doch alles keine nobeln Hantirungen sind; der sich die Stimme gewiß nicht mit Kirchensingen, sondern mit Schelmenliedlein verdorben und der das locker Wesen vermuthlich nur darum so gut schilderte, weil er selber ein lockerer Zeisig gewesen, der seinen Kopf viel in den „wilden Schweinskopf" steckte in Gesellschaft solcher Epheser wie der lichte Ritter Falstaff, die Specktonne mit den Eingeweiden von Pudding, der Fleischberg, der

grauhaarige Schlingel, der voller Moralität stak; oder wie der Flucher Pistol, der bramarbasirende Schwadroneur Nym, der witzige Poins und die Höllenfeuernase Bardolf, der alberne Malvolio und Frau Hurtig die Bierkanne, und Mutter Unschlitt die Schnapsflasche, und mit mehr Leuten von dergleichen Compagnie jubilirte, der mehr in der „Meerfei" hauste als bei seiner schmählenden Hausfrau, die er schmählich verließ und bei seinem Tode so schlecht bettete, daß er ihr gar nichts vermachte als sein zweitbestes Bett. Ihr seid Narren, weil ihr diesen Dichter gerade jetzt feiert und erhebt, da sein Vaterland euch Niederlagen bereiten will.

Shakespeare war aber erstens ein armer Narr, weil er in England geboren wurde, dem Lande des Nebels, des Rauchs, des Dampfs, des Spleens, der Kohlen und der kohlschwarzen Melancholie, dem Lande der Narren, von dem ja sein Todtengräber selber sagt, wenn Hamlet dort toll ist, wird man es nicht merken; denn dort sind alle toll. Doch ich will aufhören wie ein Vogel mein eignes Nest zu beschmutzen; denn obgleich ich Kosmopolit bin, gefällt es am Ende doch jedem Vogel dort am besten, wo er geheckt ward.

Er war zweitens ein fideler Narr; denn er wurde geboren zwischen Jubilate und Cantate, ihm zum Zeichen, daß er jubiliren und singen sollte.

Er war drittens ein dummer Narr, weil er heiratete und sich schon mit 18 Jahren verheiratete; denn ist schon jede Heirat an sich eine Dummheit, so ist eine so frühe die größte. Unter hundert Krähen giebt's kaum eine Taube, und wenn jedes Erdbeben und jeder Komet nur eine gute Frau brächte, so stünde es besser um die Ehelotterie; denn jetzt kann sich einer das Herz aus dem Leibe ziehen, ehe er eine gute Nummer trifft. Ein Holzapfel schmeckt wie der andere; und sie sind alle solche, die der Teufel plagt, um andre zu plagen; sie haben alle einen kleinen Beigeschmack, sie sind etwas ansäuerlich; sie reden gerne von sich und schwatzen oft in einer Minute mehr, als sie in einem Monat verantworten können; ein Wiesel hat nicht so viele Grillen als sie, und ihr Kopf ist voll

Zänkereien, wie das Ei voll Dotter; sie plaudern kein Geheimniß aus, das ihnen nicht anvertraut ist. Ich sage: gut gehangen ist besser als schlecht verheiratet. Doch Gott schuf die Weiber; also laßt sie für Menschen gelten. Aber sie sind Gemälde außerm Haus, Schellen im Zimmer und Drachen in der Küche. Sie sind eitel; denn noch nie gab's ein hübsch Kind, das nicht Gesichter vorm Spiegel schnitt; aber in diesem Buche der Schönheit steht meist das Weh beim Eh; sie sind leichtfertig wie Dortchen Lakenreißer, geschwätzig wie Mutter Klatsch, bösmaulig wie Beatrix, ausgelassen wie Frau Page. Sie sind gute Waschfrauen; denn sie machen viel Wischiwaschi und waschen mit ihrem Maul den ganzen Tag; sie sind gute Fegerinnen; denn sie fegen überall herum und machen ihr Haus zum Fegefeuer; sie sind gute Spülerinnen; denn ihre ganze Arbeit ist nur Spielerei; sie sind gute Köchinnen; denn sie kochen Habermus und richten viel Uebels an; sie sind gute Braterinnen; denn sie machen uns mürbe und verbrennen sich oft das Maul; sie sind gute Flickerinnen; denn sie heften einem gerne etwas an und flicken einem gerne was am Zeug — aber jetzt will ich aufhören; denn sonst könnten sie mich armen Teufel so zerreißen, daß mich kein Schneider in der ganzen Christenheit mehr flicken könnte. Summa Summarum: worin sind sie geschickt als in Schlauigkeit? worin schlau als in Spitzbübereien? worin spitzbübisch als in allen Dingen? worin löblich als in gar nichts? und also war Shakespeare ein Narr, daß er sich mit so einer stebenten Bitte behaftete. Denn sie führen uns am Narrenseil, und doch haben wir alle am Weibe den Narren gefressen, dieweil wir vom Weibe geboren sind.

Shakespeare war ein Erznarr, daß er nicht als Hofmann am Hofe der alten Beß lebte, welcher er, obgleich sie so welk wie ein gebratener Apfel war, doch den unverwelklichen Apfel der Schönheit reichte, und daß er nicht Hofnarr bei dem gelehrten Narren Jakob wurde, sondern lieber mit lustigen Jakobsbrüdern den Becher leerte im eigenen Hofe. Er war ein Hauptnarr, weil er Dichter wurde; denn Dichter haben zerrissene Herzen und zerris-

sene Strümpfe, und der Absatz fehlt meist ihren Fersen und Versen; sie haben viel Gefühl und wenig sich zu füllen; sie haben mehr Hypothesen als Hypotheken, mehr bange Noth als Banknoten; sie werden bemooste Häupter ohne Moos; sie sitzen lieber beim Bier als bei den Pierinnen. Da das Leben ihnen keine Blumen beut, so sind ihre Werke desto blumiger; aber ihre Blumenlesen mag niemand lesen, zu ihren Lustspielen haben wenige Lust, und das rührendste Trauerspiel führt gewöhnlich ihr eigenes Leben auf; aber am meisten gerührt und begeistert sind doch nur sie selber von ihren Versen. Denn ich für meinen Theil wäre lieber ein Kätzlein und schrie Miau, als einer von den Versballadenkrämern, und lieber hört' ich auf einem Zinnteller kratzen oder einen Messingleuchter drehen, als so ein süßliches mattes schleppendes affectirtes Gereim; und dann kommen sie und träumen von Ehre und Ruhm! ein Glas Rum ist mir lieber' Ruhm ist der Schatten eines Schattens, ein Schemen, und ihr solltet euch schämen einen Schatten haschen zu wollen. Kann man Ruhm essen? O nein, er kommt meist so spät, daß man keine Zähne mehr hat. Kann man sich in Ehre kleiden? O nein, die Krallen des Neides haben so viele Löcher hineingerissen, daß sie unkleidsam wurde. Nachruhm heftet sich an einen Namen, und Name ist Schall, ist nichts. Und was wird die ganze Literatur? Makulatur. Auf was ist sie geschrieben als auf Papier? Papier ist von Lumpen gemacht, Lumpen sind es, die es beschreiben und zu Lumpen muß es werden, und also ist das Ganze eine Lumperei. — Pfui! höre ich rufen, schweige still, du bitterer Narr, der als ein süßer Narr begann! Aber Wahrheit ist ein Hund, der aus dem Hause gepeitscht wird, während Katze Schmeichelei am Feuer schnurrt und stinkt. Und doch mache ich es nicht anders als mein Pflegevater. Denn Shakespeare war ein Schalksnarr, weil er für Menschen schrieb, die er so gut kannte, daß er sie wie sein Timon hassen und verachten mußte. Die Hohlheit und Eitelkeit der Welt erkennend, war er ein ärgerer Misanthrop als der Prediger Salomo: er verspottete alles, und um dies besser zu können, setzte er meine Kappe auf und weinte mit dem einen

Aug über die Menschen und mit dem andern lachte er. Denn was bleibt am Ende übrig als die Menschen zu verlachen? und so halt' ich's auch, und so hab ich's gehalten diese dreihundert Jahr.

Shakespeare war aber schließlich ein so capitaler Narr, daß er Capitalien sammelte, obgleich er die Nichtigkeit des Reichthums kannte, so leichtsinnig, daß er mit leichtem Volk sich herumtrieb, und so tiefsinnig, als wollte er nachsinniren, wie unser Herrgott das Weltuhrwerk einschmiere, so maßlos und so voll des edelsten Maßes, ein zweideutiger Lumpenkomödiant, der dem Volk den Narren vormachte, und erhaben und gerecht wie Gottes Weltordnung in seinen Komödien, ein unstudirter Versifex und jetzt das Studium der Gelehrten, so wenig auf Ruhm versessen, daß er sogar seine Werke nicht sammelte, und doch noch bei der späten Nachwelt so bewundert, ein Witzbold, der es jedem Bußprediger an Ernst zuvorthat, ein Phantast, der mit der Regel Versteckens spielte, ein König von Gottes Gnaden, der in Stratford als ehrsamer Spießbürger lebte.

Ergo er war ein Narr in Folio, und das ist der Humor davon. Aber so ruhig wie er vom reichen Gastmahl des Lebens aufzustehen, sein Testament zu machen und sich selbst die Grabschrift zu schreiben, das vermochte nur einer der weisesten der Menschen. Ja er war ein Mann; nehmt alles nur in allem: ich werde seines Gleichen nimmer sehn.

## Glosse.

Ob der Tod auch alles mäht —
Denn ein Acker ist die Zeit —
Was ein echter Dichter sät
Reifet für die Ewigkeit. (Quartettgesang.)

Geschichte: Ruhmesjungfrau kürend schweifet
Im verrathnen deutschen Land,
Ueber blutige Felder streifet,
Grünen Kranz in ihrer Hand.

Ach kein Mann ihn kühn ergreifet!
Wer des Nachruhms Tritte späht,
Blühnden Lorbeerzweig empfäht.
Shakespeare, dir ward er gegeben;
Denn der Ruhm wird ewig leben,
Ob der Tod auch alles mäht.

Narr: Laßt euch nicht von Ruhm bethören!
Schwieg je Neid und Schmähsucht still?
Kann von Ruhm der Todte hören?
Nachruhm schickt euch in April.
Müßt zu Glück und Reichthum schwören,
Essen, Trinken, Lustigkeit,
Dem sich Shakespeare auch geweiht.
Denn gar rasch läuft eure Sanduhr,
Und wer Wind sät erntet Tand nur:
Denn ein Acker ist die Zeit.

Märchen: Märchen in der Armuth Klause
Frisch wie Heideröslein blüht,
Unbeirrt vom Weltgebrause
Wandert's harmlos, nimmer müd,
Plaudernd, überall zu Hause.
Sagengold es dem verräth,
Der's wie Shakespeare nicht verschmäht.
Wurzelnd in vermorschtem Alten
Sproßt zu herrlichstem Entfalten
Was ein echter Dichter sät.

Poesie: Bei dem ewigen Vater droben
War im Anfang schon das Wort.
Aus ihm ward die Welt gewoben,
Tönen wird es fort und fort!

Ob der Erdball auch zerstoben,
Poesie schwebt sonnenweit
Ueber Welt und über Zeit.
Was von ihrem Geist umflossen
Wahrem Dichter ist entsprossen
Reifet für die Ewigkeit.

---

## 2. Festrede

von

Dr. Heinrich Wölffel.

---

Unsterblich! — ja, das bist du, — Schwan vom Avon, Barde der Menschheit! unvergleichlicher, zaubergewaltiger Herrscher im Reiche der Dichtung! Verschlungen ist, wie der Tag deines Todes in den Tag deiner Geburt, so die Spur Deines zeitlichen Daseins in die Unendlichkeit fortzeugender Geistesmacht! Darum gedenken wir heute nicht sowohl Deines Scheidens, als Deines Werdens; den Gegenwärtigen, nicht den Gewesenen feiert in Dir die staunende dankbare Nachwelt! Unsichtbar nahe dem dichtenden Innenleben gebildeter Menschheit, die Höhen beschreitend und die Tiefe durchwirkend, hast Du, ein segnender Genius, den Lauf dreier Jahrhunderte bestanden; an der Schwelle eines neuen begrüßen Dich heute die Deinen — tritt es an zu neuem Segen! zu neuem Segen sei auch uns gegrüßt!

In der That, geehrte Versammlung! wenn Bildung des Geistes ein Segen der Menschheit, wenn Sinnen über dem Welträthsel unabweisliches Bedürfniß des Geistes, wenn Selbsterkenntniß im Spiegel des Lebens zugleich Förderung ist auf dem Wege, die schönen

und natürlichen sowohl, wie die rechtlichen, sittlichen und religiösen Aufgaben des Daseins zu lösen — dann wahrlich müssen wir diejenigen auch unter den Dichtern als gottgesandte Genien ehren, welche, der Rohheit feind und die Irrlichter des gemeinen Wahnes verscheuchend, mit der Fackel der Wahrheit den übrigen voran zu der Höhe empor geklommen sind, wo das neblige Düster des Alltagslebens entweicht, wo das Herz der Welt sich erschließt, und der erstaunte Blick die wahren Pulse des Lebens und ihre himmlischen Hüter, die ewigen Ideen, in ihrer Macht und Schöne erkennt. Und wem dann, unter solchen Führern zur lichten Höhe der Schönheit und Wahrheit, wem dann gebührte größere Ehre als dem Namen William Shakespeare.

Als im Jahre 1747 das Drury-Lane Theater in London neu eröffnet und eingeweiht wurde, da widmete der allberühmte Kenner und Beurtheiler englischer Literatur, Dr. Samuel Johnson, dem großen Barden folgende Verse:

Kaum wich die Barbarei der Bildung Zier,
Erscheint der Bühn' unsterblich Haupt, Shakespeare:
Des bunten Lebens Wechsel malt' er treu,
Verschlang die Welten und erschuf sie neu:
Des Daseins Schranke überspringt er weit,
Und athemlos keucht hinter ihm die Zeit.

Und heute, nachdem seit Lessings Tagen drei Menschenalter tiefer und tiefer in die Werke des Unsterblichen mit steigender Bewunderung und Verehrung sich versenkt, — mehr als je staunt das heutige Geschlecht, daß es Menschen-möglich gewesen, der Welt Lauf so klar zu erspähen, so treu zu schildern, so mannichfaltig auszugestalten, Gift und Dunkel so sicher zu scheiden von Licht und Heil, und über und hinter alledem, fast ungesehen, den Baum des Lebens mit seinen duftigen Blüten, mit all seinen goldnen und labenden Früchten so grundtief einzupflanzen in das Jenseits der Vergänglichkeit. Aber es war auch nicht Menschen Macht allein, was in ihm und durch ihn wirksam ward; wer die Geschichte menschlichen Geistes, und

Herzensbildung richtig würdigt, der weiß, welchen Antheil der Ehre und des Dankes er auch in diesem Falle einer höheren, weltaufsehenden Macht zu zollen hat. Gottbegabte und gottbegeisterte Seher sind es, die aus Dichtung und Wahrheit den durchsichtigen Schleier weben, durch welchen der Mensch zum Anschaun des Göttlichen im Menschen und über ihm gelangen soll. Vereinzelt schritten so begabte, Segen spendende Genien durch das Leben der Menschheit; nicht jedes Jahrhundert gebiert sie, und im Reiche der Dichtung ist Shakespeare nicht der größten Einer, sondern der größte.

Wenig ist es, was wir von eines solchen Geistes äußeren Lebensverhältnissen wissen; kaum reichen die Data, wie bei dem gewöhnlichsten der Sterblichen, über Geburt, Verheirathung und Tod hinaus. Und selbst an dies Wenige hat sich nachmals entstellend die Sage geheftet, die nun unter der scharfsehenden Forschung unsrer Tage Stück für Stück wieder abfällt wie zum mahnenden Zeichen, daß wir uns sollen genügen lassen an dem unsterblichen Theil des Dichters, das wir besitzen und worin er allein und ganz Er selbst ist. Geboren ward Shakespeare zu Stratford am Avon, einer Landstadt in der Grafschaft Warwik, drei deutsche Meilen nur von Kenilworth, wo 11 Jahre später Graf Leicester der Königin Elisabeth die berühmten Festspiele gab, und etwa vier Meilen von Coventry, wo seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die Miracle-Plays oder Mysterien der Franziskaner bis in die Tage unsres Dichters einen ihrer berufensten Sitze hatten, so daß selbst König Heinrich VII. im Jahr 1492 ausdrücklich sie zu sehen kam. Williams Vater, John Shakespeare, der sich im Jahr 1551 zu Stratford angesiedelt, war nach der Tradition anfangs Handschuhmacher, später Wollhändler, jedenfalls ein angesehener und nicht unbegüterter Mann, da er zwei Häuser in der Henley-Straße besaß und zu verschiedenen städtischen Aemtern gelangte, ja im Jahr 1568, obgleich er seinen eigenen Namen nicht schreiben konnte, sogar in die Stelle eines Oberamtmanns, des höchsten Würdenträgers der Stadt, eintrat. Williams Mutter war Mary Arden, die Tochter eines angesehenen

aus alter Familie stammenden Gutsbesitzers zu Wilmecote in Warwikshire. Sehr überflüssige Mühe ist es, wenn neuere englische Untersuchungen sich anstrengen, den doch nicht zu erbringenden Nachweis zu liefern, daß auch John Shakespeare, der Vater, vornehmeren Stammes gewesen. Als ob es eine Schande oder Unmöglichkeit wäre, daß ein so hochbegabter Sohn von einem bürgerlichen Vater kommen sollte. Preisen wir lieber das Geschick der Eltern, denen es vergönnt war, die Ruhmestage und den Glanz ihres Sohnes zu erleben; denn der Vater starb im Jahre 1601, die Mutter 1608, beide in hohem Alter. Mochte ihnen doch die frühe Heirath desselben, die ohne Zweifel einen begangenen Fehltritt wieder gut machen sollte, so wie seine nachmalige plötzliche Flucht aus der Heimat Verdruß und Sorge genug gemacht haben. Anna Hathaway, ein um 8 Jahre älteres Mädchen, die Tochter eines Meiers in der Nähe von Stratford war es, mit welcher sich unser Dichter, erst 18 Jahre alt, im Jahre 1582 vermählte. Aus dieser Ehe wurden ihm drei Kinder geboren; seine Lieblingstochter Susanna 1583, und im Februar 1585 die Zwillingsgeschwister Hamnet und Judith. Sein Sohn Hamnet starb ihm als 12jähriger Knabe, die beiden Töchter aber überlebten den Vater. Was ihm nächste Veranlassung wurde, im Anfang des Jahres 1586 Frau und Kinder und Eltern plötzlich zu verlassen, um in London am Theater Unterkunft zu suchen, ist nicht hinlänglich aufgehellt. Eine zwar nicht unglaubliche, aber trotz der vermeintlichen Anspielung in den „Lustigen Weibern von Windsor“ immerhin unerwiesene Sage berichtet, daß Shakespeare an einem Wilddiebstahl, begangen an dem Parke des Friedensrichters und Parlamentsmitgliedes Sir Thomas Lucy von Charlecote bei Stratford, mitbetheiligt gewesen, daß er, zur Strafe gezogen, sich an besagtem Parlamentsmitglied durch ein Schmähgedicht gerächt, und dann, um weiteren Verfolgungen zu entgehen aus der Heimat habe flüchten müssen. Eben so ist es nur eine Vermuthung der Wahrscheinlichkeit, daß häusliches Mißbehagen, das drückende Gefühl einer unglücklichen Ehe ihn zu diesem Schritte bewogen. Seine häufigen Besuche in der Heimat beweisen mehr für

die Anhänglichkeit an seine Familie, als gegen dieselbe gefolgert werden kann aus beiläufigen Warnungen vor ungleichmäßigen Heirathen, wie sie sich in seinen Stücken allerdings finden, oder selbst aus dem Umstand, daß er in seinem Testamente ursprünglich seine Frau ganz vergaß und nachträglich ihr nur sein zweitbestes Bett vermachte. Denn es ist neuerdings bemerkt, daß, da Shakespeare's Besitzungen, die er zu Stratford nachmals käuflich erwarb, in Freigütern bestanden, seiner Frau von Rechts wegen auch ohne Legat ein bestimmter Erbantheil zufallen mußte. Sind wir aber so zwar über den Charakter unsers Dichters beruhigt, so ist doch andrerseits begreiflich genug, daß die Enge und der Zwang, ja die unwürdige Kleinheit der Umgebungen seinem Genius auf die Dauer unerträglich werden mußte. Wenn er, wie die bestimmten Anspielungen im Sommernachtstraume durchaus wahrscheinlich machen, die glänzenden Feste in Kenilworth mit ansah, wenn er auch nur eine Beschreibung von all den Herrlichkeiten, von den mythologisch-allegorischen Darstellungen, die damit verbunden waren, hörte oder las, welchen Reiz der Phantasie mußte das Gesehene zurücklassen, welche sehnsüchtigen Träume das Gelesene oder Gehörte in der Seele des 11jährigen Knaben wecken? Und einmal erwacht fand die Neigung des zum Jüngling erwachsenden Knaben immer wieder neue Nahrung; denn es steht fest, daß in den 18 Jahren von 1569—87 Stratford nicht weniger als 24mal von Schauspielertruppen besucht wurde, die dort, vom Stadtrath bezahlt, ihre Künste sehen ließen. Dazu kommt, daß drei Landsleute Shakespeare's, unter ihnen die berühmten Schauspieler Greene und Burbage, bereits bei der Truppe des Lord Chamberlain in London standen; von ihnen mochte er, war der Entschluß einmal gereift, Unterstützung und Förderung hoffen. Kurz, wie Schiller sich der Unterdrückung durch die Flucht nach Mannheim entzog, so scheint auch Shakespeare, als er nach London entwich, nur seinem Genius gefolgt zu sein, der nach Freiheit begehrte. Wirklich fand er auch bei der Truppe seiner Landsleute Aufnahme; und nach Allem zu schließen, muß er sich sehr bald zu einem nicht unbedeutenden Schauspieler herangebildet haben, da er schon nach

d. Jahren 1598 unter den 16 ordentlichen Theilhabern des Gewinnes und ständigen Mitgliedern der Gesellschaft aufgeführt wird. Die Truppe des Lord Chamberlain, deren Mitglieder nachmals König Jakob I. zu „Dienern des Königs“ ernannte, war stets eine der angesehensten in London, und Shakespeare blieb ihr auch dann noch treu, als er, etwa seit 1604, auf eigenes Auftreten verzichtete und nur noch für die Bühne arbeitete. Die Gesellschaft besaß ihr eigenes Winter- und Sommertheater; sie spielte im Winter in Blackfriars zu erhöhten Preisen vor einem gewählteren Publikum, im Sommer in dem größeren, von ihr selbst erbauten Globus zu niedrigeren Preisen. Dieser Bühne also überließ Shakespeare vorzugsweise, wenn nicht allein, seine unsterblichen Dramen, und der berühmte Richard Burbage war es, der fast alle ihre Hauptrollen zur Geltung brachte. Daß Shakespeare selbst nie eine Hauptrolle in seinen eigenen Stücken übernahm, ist nicht erwiesen; noch weniger daß er nur ein mittelmäßiger Schauspieler gewesen. Daß die beiden Rollen, von denen wir allein wissen, daß er sie spielte — der Geist in „Hamlet“ und Adam in „Wie es Euch gefällt“ — zu den untergeordneten gehören, berechtigt noch nicht zu solchem Schlusse. Wiewohl sein Ruhm, wär' es auch erwiesen, dadurch nicht im Mindesten beeinträchtigt würde. Oder wer könnte wünschen, daß er die Kraft seines Genies auf die Meisterschaft der Darstellung lieber, als auf Erfindung und Schöpfung verwendet hätte? So viel aber ist mit Zuversicht anzunehmen, daß es seinem Einfluß hauptsächlich zu danken ist, wenn das Globustheater sich an Würde und Ansehen über alle andern Volkstheater erhob, und nicht wie seine beiden hauptsächlichen Rivalen, Fortuna und der Rothe Ochse, blos auf Bereicherung ausgieng, sondern sich auch die Förderung und Weiterbildung der dramatischen Kunst angelegen sein ließ und nur gute Stücke zur Aufführung brachte. Wie viel Schlechtes und nur auf den Reiz der Neuheit Berechnetes damals verschlungen werden mußte, mag man daraus ersehen, daß der einzige Heywood nebst Mitarbeitern 220 dramatische Dichtungen lieferte, daß der rührige Theaterunternehmer Henslow von 1597—1603 gegen dreißig Schriftsteller

beschäftigte — darunter berühmte Namen, wie B. Jonson, Chapmann, Dekker, Webster — während außerdem von Drake noch 44 minder berühmte Dramenschreiber namhaft gemacht werden; ja daß derselbe Henslow in dem Zeitraum von 12 Jahren durch verschiedene Schauspielertruppen nicht weniger als 270 verschiedene neue Stücke aufführen ließ. Uebrigens war die Betheiligung und Miteigenthümerschaft am Globus- und Blackfriarstheater sehr einträglich und machte den Dichter zum wohlhabenden Manne. Man hat aus einem noch vorliegenden Documente berechnet, daß Alles in Allem, das Honorar für seine Stücke mit eingerechnet, seit 1595 etwa seine jährliche Einnahme sich auf 400 Pfund belief, eine Summe, die nach dem heutigen Geldwerthe eine jährliche Rente von nahezu 20,000 fl. ergeben würde. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn wir hören, daß er das sogenannte „große Haus“ in Stratford käuflich an sich brachte, verschönerte und in Newplace umtaufte, daß er Landbesitz und Meierei in seiner Heimat erwarb, den großen und kleinen Zehnten Stratfords pachtete, seiner Vaterstadt Darlehen zu machen sich bereit finden ließ, und noch im Jahre 1613 sich in Blackfriars zu London ein eigenes Haus kaufte, obwohl er sich bereits seit einem Jahre in seine Vaterstadt zurückgezogen hatte. — Von Shakespeare's Umgang und Freundschaften, von seinen Gewohnheiten und seiner Lebensweise in London ist durchaus nichts bekannt. Das Eine nur wissen wir, daß der Dichter durch seine Werke sich hohe Gönner erwarb. Namentlich waren es Graf Southampton und Graf Pembroke, die ihm schon von 1793 an mit Verehrung, Zuneigung und vertrauter Freundschaft zugethan waren. An den letzteren sind wahrscheinlich des Dichters Sonette gerichtet, dem ersteren hat er seine Dichtungen Venus und Adonis, sowie Lucretia gewidmet, die wohl beide, wenigstens in der Anlage, noch vor seiner Ankunft in London entstanden sein mögen. Auch bei der Königin Elisabeth, wie seit 1603 bei König Jacob stand der Dichter in hohen Gnaden; wie er denn auch nicht versäumte, in seinen Werken ihnen gelegentlich, wenn auch ohne niedrige Schmeichelei, poetischen Weihrauch zu streuen. Von Elisabeth wird

erzählt, daß sie Shakespeare öfters zu sich in ihren Lieblingspalast Nonsuch, ohne Zweifel als Vorleser beschied, und daß sie an seinem Falstaff in König Heinrich IV. großen Gefallen gefunden und den Wunsch geäußert habe, diesen Mann auch einmal in Liebesnöthen zu sehen; worauf denn von dem Dichter die „Lustigen Weiber von Windsor" binnen 14 Tagen geschrieben seien. Was mag den hochbegabten Geist, den auch zu seinen Lebzeiten schon mit hoher Anerkennung gefeierten Dichter bewogen haben, daß er bereits im 48. Lebensjahre sich seinem Berufe gänzlich versagte, seinen Zauberstab tief in die Erde vergrub und sich im Jahre 1612 in seine Vaterstadt zurückzog, um nur sich und seinen Freunden in Muße und Abgeschiedenheit zu leben? Wir kennen die Ursache nicht; Möglich, daß die zunehmende Verfolgungssucht der Puritaner, die einige Jahrzehnte später wirklich zur völligen Schließung aller Theater führte, ihm allzuwidrig wurde; — möglich auch, daß etwaiges Mißbehagen, das er über die Anerkennung empfand, die sich die neuere sogenannte klassische Richtung des Drama's errang, zu seinem Entschlusse mitwirkte. Der Sturm und das Wintermärchen, zweifelsohne seine beiden letzten Arbeiten, in denen er von seiner Bühne und Bühnenwirksamkeit deutlichen Abschied nimmt, lassen für die beiden Annahmen Raum. Shakespeare starb in seiner Vaterstadt an seinem 52. Geburtstage im Jahre 1616. Eine Erkältung wurde, der Tradition zufolge, die Ursache seines Todes. Seine sterbliche Hülle liegt bestattet in der Hauptkirche Stratfords an der Nordseite der Kanzel, und ein Monument ist ihm in der Mauer errichtet, auf welchem er unter einem Bogen in sitzender Stellung dargestellt ist, ein Kissen vor ihm, eine Feder in der rechten Hand, die linke auf einer Papierrolle ruhend. Ein lateinisches Distichon unter dem Kissen besagt:

Nestor an Witz, — an Geist ein Socrates — Maro an Kunstsinn,
Deckt ihn die Erde, sein Volk weint, doch er ist im Olymp.

Dies ist der dürftige Abriß des äußeren Lebens eines Dichters, über dessen Persönlichkeit und Erscheinung uns die einzige Notiz über-

liefert ist, daß er ein edler, wohlgebildeter Mann und ein trefflicher Gesellschafter mit stets bereitem, gefälligem Witze gewesen. Wer würde ihn darnach erkennen? ihn, der das unerreichte Muster aller dramatischen Dichtkunst und zugleich eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung und Erhebung des Geistes, wie der sittlichen Kräftigung für alle Zeiten werden sollte? In seine Werke müssen wir uns versenken, wollen wir ihn und sein wahres Selbst erkennen; vergleichen müssen wir was er geleistet mit dem, was seine Vorgänger und Mitstrebenden und Nachfahrer vermochten, wenn wir verstehen wollen, welche hervorragende Bedeutung er für Mitwelt und Nachwelt errungen hat. Errungen, sage ich — denn auch einem so hochbegabten Geiste sind Bedingungen des Werdens und der Entfaltung gesetzt, auch einem Shakespeare fällt die Krone nicht ohne Mühe und Arbeit in den Schoos; der Adler fliegt nicht zur Höhe ohne Schwingen.

In der Freischule seiner Vaterstadt lernte der Knabe das wenige Latein und Griechisch, das ihm sein hochgelehrter Gegner Ben Jonson zuerkennt; dort auch schon erwarb er etwas, wenn auch nur ein Geringes, an mythologischen geschichtlichen und antiquarischen Kenntnissen. Beschäftigung mit den Alten war damals in den höheren Ständen fast Modesache; wer irgend auf Bildung Anspruch machte, von dem ward Bekanntschaft mit der Mythologie, Kenntniß des Lateinischen und Griechischen gefordert. Der Anstoß gieng vom Hofe selbst aus; Elisabeth verstand und las die beiden alten Sprachen; ihr Hof glich einer Akademie. So ist es kein Wunder, wenn dieses Element der Bildung auch von den Schulen der Landstädte Besitz nahm. Daß Shakespeare's Schulkenntnisse nicht so gering waren, als man lange annahm, und daß er das Erworbene nicht brach liegen ließ, während er im väterlichen Hause heranwuchs, geht zur Genüge schon daraus hervor, daß seine ersten noch in Stratford begonnenen Gedichte, Adonis und Lucretia, gerade der Mythologie und der alten Geschichtssage entnommen sind, ja eins seiner frühesten Dramen, die Komödie der Irrungen, ist eine freie Nachbildung der Menächmen des Plautus, obgleich dieser lateinische

Schriftsteller erst 4 Jahre später ins Englische übertragen wurde. Auch Französisch und Italienisch mag er schon frühe sich angeeignet haben, an Mitteln zum Selbststudium fehlte es nicht. Erwiesen ist aus seinen eigenen Werken, daß er französische Balladen in der Ursprache las und italienische Novellen liegen vielfach seinen Dramen zu Grunde. Hat man ihm doch wegen des Kaufmanns von Venedig, wegen Romeo und Othello selbst eine Reise nach Italien zugemuthet, weil außerdem so treue Schilderung der Oertlichkeiten und Sitten des Landes gar nicht möglich gewesen. Als er nach London kam, ward sein Büchertisch nie leer, alles was die Presse in Geschichte Poesie und literarischer Polemik Neues brachte, wanderte in seine nicht unansehnliche Bibliothek, neben welcher ihm auch die des Grafen Southampton, seines Freundes zu Gebote stand. Und wie er las, mit offenem Auge, mit sicherem Verständniß, mit beherrschendem Ueberblick, wie er aus Allem, was ihm dienlich schien, mit Bienenfleiß aushob und aufspeicherte, davon zeugt die Verwerthung des Gelesenen auf allen Blättern seiner Werke. Der gründliche Forscher Drake weist nach, daß Shakespeare, sehr bewandert in der spanischen französischen und italienischen Literatur, vertraut mit den Chronisten und Historikern seines Landes, nicht blos alle erschienenen Uebersetzungen griechischer und römischer Autoren, sondern auch kritische Werke, wie Wilsons Rhetorik gelesen und ausgebeutet, und selbst mit des Plinius Naturgeschichte bekannt gewesen. Und doch war so ausgebreitete und fruchtbare Lectüre nicht die einzige Quelle des staunenswerthen Umfangs der Sachkenntnisse, die er erwarb; noch weniger die hauptsächlichste Weise seines Studiums und seiner Arbeit. Shakespeare's Genius schöpfte vor Allem aus dem frischen Borne des Lebens, das ihn umgab. Mit eben so feiner als scharfer Beobachtung, rastlos und unermüdet, gesucht und ungesucht sammelte er Menschen- und Sachkenntnisse, in treuem Gedächtniß bewahrend, durch sinniges Denken klärend, sichtend, bis ins kleinste Detail zurechtlegend, was er gesammelt. Wie anders ließe sich auch nur die unglaubliche Richtigkeit und Genauigkeit in seinen Schilderungen thatsächlicher Verhältnisse, Sitten und Gebräuche erklären? Wär's

nur durch praktische Erfahrung, und nicht auch dem genialen Falkenblick möglich, sich solcher Detailkenntnisse zu bemächtigen — was Alles müßte dann Shakespeare in seiner Jugend gewesen sein! In der That sollte er englischen Kritikern zufolge seinem Vater der Reihe nach erst als Handschuhmachergehülfe, dann im Wollenhandel und gar im Fleischergeschäft beigestanden haben; und doch sollte er auch wieder zur selben Zeit ein Landschulmeister und zugleich Schreiber bei einem der sieben Advokaten seiner Vaterstadt gewesen sein. Aber auch die Medicin hat ihn neuerlich als den ihren in Anspruch genommen, und Jemand hat mit den Belegen seiner Bibelkenntniß ein ganzes Buch angefüllt, wornach er denn freilich auch, wie mit Juristen und Medicinern, sich mit einem wohl gerüsteten Theologen gar füglich messen könnte. Ja mehr noch, sollte dieser Grundsatz gelten, so müßte der Dichter auch Physiker und Astronom gewesen sein, denn nicht nur weiß Cäsar genau Bescheid um den unbeweglichen Polarstern, sondern seine Cressida hat auch wirklich, lang ehe Newton geboren ward, das Gesetz des Falles und der Schwerkraft der Erde gefunden, wenn sie sagt:

Doch meiner Liebe starker Bau und Grund
Ist wie der Erde ew'ger Mittelpunkt,
Der Alles an sich zieht.

Und soll man nicht denken, nach der Kenntniß der Geschichte seines Landes, daß er ein Wiedererschienener der Vorzeit ist, der alle Jahrhunderte seit Richard Löwenherz mit durchlebt? müßte er nicht auch Schiffskapitän gewesen sein, und alle Seereisen seiner Zeit mitgemacht haben? Denn auch seine nautischen Kenntnisse sind erstaunlich präcis und sein geographisches Wissen reicht just so weit, als das seiner Zeitgenossen überhaupt. Nur der Unverstand kann Shakespeare noch für einen Ignoranten halten, weil er Böhmen an die See, und Delphi auf eine Insel verlegt. Wo dem Dichter nicht die symbolische Bedeutung des Ortes höher steht als seine wirkliche Lage, da ist er in Dänemark und Aegypten, in Verona und Syracus, in Venedig, Athen und Cypern so gut zu Hause wie wir.

Aber auch für seine Kunst unmittelbar konnte er lernen, er hatte Vorgänger und wetteifernde Genossen, die nicht zu verachten waren. Und er lernte von ihnen, wie mit der Bescheidenheit des ächten Genies, so mit der Freiheit selbstbewußter schöpferischer Kraft; er eignete ihre Vorzüge sich an, und ließ ihnen ihre Fehler. Von Lilly nahm er die leicht hinfließende Prosa und das witzige Wortspiel, von Robert Greene den geistreichen schlagfertigen Dialog, sowie den feinen Schliff und die freie Bewegung von Marlowe's stattlichem Blankvers, vom Marlowe selbst aber die Kunst der Intrigue, die große Richtung des Entwurfs und die Tiefe der Charakteristik. Er lernte von ihnen allen, aber nur um sie beim ersten kühnen Aufschwung sofort alle zu überflügeln und weit hinter sich zurück zu lassen. Denn kaum sind Shakspeare's Erstlinge über die Bühne gegangen, als sich schon im Jahre 1591 der sterbende Greene, seine Dichtergenossen Marlowe, Lodge und Peele vor dem Schauspielergelichter warnend, in folgenden Worten vernehmen läßt: „Ja, traut ihnen nicht; denn unter ihnen ist ein Krähen-Emporkömmling, der sich mit unsern Federn schmückt, und mit seinem Tigerherzen, gehüllt in Schauspielerhaut, glaubt seinen Bombast von Blankversen eben so gut von sich geben zu können, wie der Beste von Euch, und als ein absoluter Johannes Factotum sich für den einzigen Bühnen-Erschütterer im Lande hält." Welcher Neid über die Geschicklichkeit dieses Emporkömmlings, den er Shake-scene (Bühnen-erschütterer statt Speerschüttler) nennt; und doch zugleich welch' unwillkürliches Geständniß, welche bald genug erprobte Weissagung von dessen absoluter, Alles beherrschender Einzigkeit!

Doch nicht blos die eigene angestrengteste Geistesarbeit, nicht blos die Wege bahnenden, Ziel andeutenden vorbildlichen Muster; nicht auch, daß er in seinem großen Freund und Landsmann, — dem Garrick seiner Tage — die Kunst selbst in Leben und persönlicher Verleiblichung vor sich hatte — all das nicht allein war es, was Shakespeare's hochstrebenden Flug förderte: auch das Zeitalter selbst, die Luft, die er athmete, half seinem Genius die mächtigen Schwingen zu heben. Shakespeare steht auf der Schwelle zweier

Welten; auf der Eingangsschwelle eines neuanhebenden morgenfrischen Zeitlaufs, wie auf der Ausgangsschwelle einer versinkenden traumseligen Vorzeit. Noch war das Jahrhundert nicht abgelaufen, das eine völlig neue, in Glauben und Sitte, in Handel und Verkehr, in Kunst und Wissenschaft wiedergeborne Menschheit aus seinem Schooße entlassen sollte. Dieselbe schöpferische Macht und Zeugkraft des Geistes, die einen Luther geboren, einen Columbus getrieben, einen Raphael und Dürer, einen Tasso, Palestrina und Calderon hervorgebracht, sie schuf auch zum Schlusse und gleichsam als Blüte und Krone ihres Wirkens den Zauberer Prospero Shakespeare, um sich und ihr Werk im Spiegel seiner Kunst zu beschauen und gutzuheißen für alle Zeiten. Land und Volk war damals auf's Tiefste erregt, alle Kräfte der Nation waren in höchster Spannung; England stand auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung, der Handel blühte, der Wohlstand der Bürger war allgemein, London mit 300,000 Bewohnern erwuchs zur Weltstadt, nahm den ersten Rang in Europa ein. Die Reformation war eben zur Herrschaft gelangt; das freie Denken hatte den Geist erweitert, das Gemüth erlöst, die Gewissen zum eigenen Urtheil aufgeregt über die sittlichen Grundlagen des Lebens. Mit dem wieder erweckten Alterthum hatte sich damals der Wetteifer im Studium der alten Sprachen und die Lust an der klassischen Poesie und Mythologie der höheren Gesellschaftskreise in nie zuvor noch nachher dagewesenem Grade bemeistert; selbst Mädchen studirten Griechisch und Lateinisch; die Königin Elisabeth las Isocrates und Seneca, übersetzte aus Horaz und Plutarch. Ihre Zimmer waren mit Schildereien aus der Aeneide tapezirt; wenn sie am Morgen hervortrat, empfing sie Diana und lud die jungfräuliche Herrscherin ein zur Jagd in ihren Waldgehegen, wo kein Aktäon ihrer Sprödigkeit nachstellen solle. Mythologisch-allegorische Darstellungen, gewöhnlich zur Verherrlichung der Königin, durften fast bei keinem Hoffeste, bei keiner Empfangsfeierlichkeit fehlen. Von oben herab war die Bekanntschaft mit der Mythologie, mit den Göttern und Nymphen und Satyrn der Alten allmählig auch in die untern Volksschichten gedrungen und mengte

sich da mit dem Glauben an Feen und Elfen und Riesen und Zwerge, an Geister und Gespenster, an Zauberer Hexen und Wahrsager. Und während die Großen in Pracht und Luxus, in pomphaften Festen, Turnieren, Maskeraden, Komödien und Schaugepränge aller Art mit einander wetteiferten, tanzte am Maifeste in Stadt und Land Robin Hood, der Maikönig, mit seiner lustigen Schaar oder die schöne Maienkönigin mit dem Narren und dem Pfeifer und den Mohrentänzern um den buntgeschmückten Maibaum, wurde Weihnacht und Erntefest, Sylvesterabend, Dreikönigsabend, Faschingsdienstag und Schafschur nach Pfingsten vom Volke mit Gesang und Tanz, mit Spiel und Mummenschanz gefeiert; und auch an Kirchweihen, Jahrmärkten und Hochzeiten durften Tanz und Spiele und theatralische Vorstellungen nicht fehlen. So war das ganze Jahr des „lustigen Altenglands“ in Heiterkeit und Poesie getaucht. Und dieses nemliche Volk trug doch zugleich in noch frischen Gedanken die kräftigen und ritterlichen Thaten seiner Vorfahren nebst den blutigen Gräueln der Kämpfe und Thronstreitigkeiten des kaum entwichenen Jahrhunderts, das seine mit Recht gefeierte, wenn auch über Gebühr eitle Königin jetzt eben im Jahr 1588 mit ihrem Festtriumph über die spanische Armada beschloß, um den Künsten des Friedens und der Entwicklung der Wissenschaft desto breiteren Raum zu geben. Fürwahr eine Zeit, wie sie nicht empfänglicher, förderlicher einem großen Dichtergeiste entgegen kommen konnte. Vom frischen Morgenwind der Geistesfreiheit umweht, von einer scheidenden Sonne träumerischem Abendgolde noch umflossen, von stolzem Bewußtsein er selbst mit seinem Volke gehoben, — mochte er bringen, was er wollte, Tiefsinniges oder Heiteres, Ernstes oder Mährchenhaftes, — er durfte gewiß sein, bei den gleichgestimmten und nicht minder hochgespannten Gemüthern seiner Zeitgenossen eingehendes Verständniß und dankbaren Beifall zu finden. Und mit welchem Takte, mit welcher Sicherheit Shakespeare's Genius die Gunst der Zeit zu nützen verstand, das sehen wir aus seinen unvergänglichen, obschon nur für die Mitwelt bestimmten Werken.

Gleichwohl, und trotz der grundlegenden und bahnmachenden Arbeit seiner Vorgänger, bleibt es immerhin ein Wunder, was Shakespeare mit Einem und fast dem ersten Anlauf geleistet, wenn man bedenkt, in welchem Zustand noch kurz vor seiner Ankunft in London Bühne und Drama sich befand. Die ersten Anfänge dramatischer Vorstellungen liegen in den sogenannten Mysterien oder Mirakelspielen, die sich in England, wie in Frankreich, Deutschland und Spanien seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts entwickelten, und an die Leidens- und Auferstehungsgeschichte (wie die Oberammergauer Spiele) sich anschließend bald zu einem ganzen Cyclus alt- und neutestamentlicher Geschichten sich erweiterten. Ursprünglich in den Kirchen mit religiösem Ernst von Geistlichen aufgeführt, gelangten sie schon im 13. Jahrhundert in die Hände der Handwerker-Innungen und auf die Straße, wo sie auf fahrbaren Gerüsten meist zu Pfingsten oder am Frohnleichnamsfeste dargestellt wurden. Da wurde das komische Element beigezogen, dessen Rollen gewöhnlich der Teufel oder die Tyrannen Herodes und Augustus zu übernehmen hatten, während doch auch schon die Anbetung der Hirten benützt wurde, um einen ergötzlichen Schafdiebstahl und dessen Entdeckung einzuflechten. Die Spiele sollten zugleich zur Belustigung des Volkes dienen, und es wird ausdrücklich berichtet, daß das Publikum oft in schallendes Gelächter ausgebrochen sei. Diese Vorstellungen, deren Hauptsitze Chester Wakefield und Coventry waren, reichten noch weit in Shakespeare's Zeit herein. Aber bei ihrer Beschränkung auf die heilige Geschichte und bei dem erbaulichen Zweck, den sie trotz aller Versetzung mit profanen Elementen behielten, war von hier aus kein Uebergang zum rein menschlichen Drama möglich. Allein neben den Mysterien, und ursprünglich dem Inhalte nach sich anschließend, hat sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine andere Gattung von Spielen ausgebildet, die sogenannten Moralitäten, deren eigenthümliches Wesen in symbolisch-allegorischer Darstellung der Laster und Tugenden besteht, die sich entweder um den Menschen und sein Heil oder unter sich streiten; wobei sie sich in langen, gereimten Wahrheiten ergehen. Von hier aus war nur noch der Schritt zu thun

daß man einen einzelnen besonderen Fehler einer persönlichen Lebensstellung beilegte und um die so gewonnene leibhaftere Personifikation den Streit gruppirte und man stand mitten in der Sphäre, in welcher die Aufgabe des wirklichen Drama's sich bewegt. Diesen Schritt that am Anfange des 16. Jahrhunderts John Skelton, der Hofpoet Heinrichs VIII. in seinem moralischen Interlude „die Verschwendung“, die ein hochgeborner reicher Prinz ist und von den allegorischen Schein-Freunden Einbildung, Heuchelmiene, Ränkesucht, Verleumdung in Elend und Verzweiflung gestürzt, aber von deren Gegnern Hoffnung, Hülfe, Umsicht und Beständigkeit gerettet wird. Dies war 50 Jahre vor Shakespeare's Geburt. Aber von jetzt an geschehen rasche Schritte vorwärts; unter dem luxuriösen Heinrich VIII., der selbst außerordentliche Summen auf theatralische Unterhaltungen verwendete, mehren sich die Schauspielertruppen im Dienste der Lords und der Städte und selbst Klöster und Abteien ermunterten und förderten das Schauspielwesen. Ein Jahrzehent später schrieb John Heywood seine komischen, sehr beliebten Zwischenspiele, in denen es freilich sich nur erst um Zank und Streit, um einen Wettkampf in Lügen, um Klagen und Prügel handelte. Allein er hat doch zuerst die Form der Allegorie gänzlich beseitigt und, wenn auch in grobem Holzschnitt, — nach Art der Fastnachtsspiele unsres Hans Sachs, — einen Abdruck vom wirklichen Leben genommen. Das erste regelmäßige Drama, etwa 25 Jahre vor Shakespeare's Geburt ist die Komödie Ralph Roister Doister, von dem gelehrten Schulrektor Nicholas Udall in Reimversen geschrieben, die, obwohl holprig genug, an das Nibelungenmaß erinnern. An Streit- Zank- und Prügelscenen fehlt es auch hier nicht; dagegen an eigentlicher dramatischer Bewegung bei langen Reden hin und her. Die Intrigue und ihre Lösung ist sehr einfach. Ralph, ein ebenso bornirter als eingebildeter reicher Prahlhans, der in die Hände des pfiffigen Hanslustig, Matthias Merrygreek fällt, verliebt sich in die reiche Wittwe Christiana Standhaft, welche schon an den abwesenden Kaufmann Gawin Gutglück verlobt ist. Obgleich der zudringliche Ralph unter dem Beistand des verrätherischen Merrygreek mit Besen und Stock-

schlägen abgewiesen ist, wird die Sache doch dem Kaufmann verrathen; der zum Glück durch einen zum Zeugen der Prügelscene ausdrücklich gehaltenen Freund von der Treue der Dame Standhaft überzeugt werden kann, so daß sich, da Ralph um Verzeihung bitten läßt, Alles in Versöhnung endet. Welcher Abstand noch von dem ersten Shakespearischen Lustspiel, das gegen 50 Jahre später erscheint; und doch welch ein noch größerer Abstand zwischen seinem Romeo und dem ersten regelrechten Trauerspiel Gorboduc, von dem gelehrten Juristen Thomas Norton und dem nachmaligen Grafen von Dorset, Thomas Sackville um 1562, also kaum etwas mehr als 30 Jahre vor Romeo verfaßt. Es lohnt, dieß erste Trauerspiel näher ins Auge zu fassen. Gorboduc, König von Britannien, ist entschlossen, trotz der Abmahnung seiner Räthe, das Reich zwischen seinen beiden Söhnen Ferrex und Porrex noch bei seinen Lebzeiten zu theilen. Kaum ist es geschehen, so fühlt sich der ältere, Ferrex, der Liebling der Mutter, in seinem Erstgeburtsrecht gekränkt und rüstet wider den Bruder. Dieser kommt ihm zuvor und erschlägt ihn. Darauf vom Vater zur Rechenschaft gezogen, wird er von der eigenen Mutter ermordet. Da empört sich das Volk und erschlägt König und Königin. Fergus, Herzog von Albanien, will die Rebellion benützen das Reich für sich zu gewinnen; aber die übrigen Fürsten beschließen, ihm entgegenzutreten — und damit endet das Stück, indem des Königs Kanzler Wohlrath eine lange Betrachtung über das Unheil der Theilung zum Besten giebt. Was an dem ganzen Stücke vor allem auffällt ist dieß, daß nichts in Handlung, alles nur in breiter Rede und Erzählung abgemacht wird, wozu noch nach jedem der vier ersten Akte der Chorus, aus vier Männern bestehend, eine weise Betrachtung in gereimten Stanzen anstellt, während eine Pantomime vor jedem Akt den Inhalt desselben andeutet. Auch Shakespeare hat in seinem Hamlet von einer solchen Pantomime, aber in welch genialer Weise Gebrauch gemacht! — Uebrigens ist auch von eigentlicher Charakteristik in Gorboduc noch keine Spur, nur die Königin und Porrex unterscheiden sich von den übrigen durch ein etwas heftigeres Temperament. Das Verdienst

dieser Tragödie aber besteht darin, daß sie sogleich den Blankvers als tragisches Maß zur Geltung bringt, und bei aller überflüssigen und langweiligen Weisheit eine würdige und gewählte Sprache führt.

Das ist Alles, was vor Shakespeare's Zeit geleistet war. Denn nach den noch erhaltenen Stücken wenigstens darf man nicht glauben, daß die nächsten 20 Jahre einen Fortschritt im Drama gebracht haben, die Nachahmer Udalls und Nortons sind schwächer und hinter ihren Mustern zurückgeblieben. Nur der nachmalige Bischof John Still hat in seiner „Gammer Gurtons Nadel“, die abhanden gekommen und sich durchaus nicht finden lassen will, den drastischen Witz der Prügelpointe mit der Kraft ächter Komik in der derben Weise der Volksposse zu umgeben gewußt.

Erst mit den 80er Jahren, als auch Shakespeare nach London kam, nahm das Drama einen neuen, plötzlichen, gewaltigen Aufschwung. Lilly, Kyd, Lodge, Nash, Peele, Greene, Marlowe, lauter hochbegabte Geister voll Witz Gelehrsamkeit und Genialität waren zu gleicher Zeit in London vereinigt und schrieben für die Bühne, — ein wahres Siebengestirn der Kunst, zu dem nur der Polarstern noch fehlte. Da trat Shakespeare unter sie, ein gleichaltriger Genosse, — denn sie alle sind noch seine Rivalen — und rasch ihre Strahlen sammelnd und den eignen Glanz, enthüllend stellte er sich an die Axe des Himmels, an dem sie unsicher kreisten. Lilly's Alexander und Campaspe mit dem feinen und witzigen Dialog, Thomas Kyd's „spanische Tragödie“ mit spannender Handlung und kräftiger Charakteristik, Peele's träumerisches „Altweibermärchen“ nebst seinem „David und Bathseba“, Greene's „Bruder Baco“ mit der Frische und Heiterkeit der Scenen und der sicheren, wenn auch noch matten Charakteristik, Marlowe's großartig gehaltener „Tamerlan“, so wie sein grimmiger „Jude von Malta“, der Vorläufer Shylocks, — all diese Stücke beweisen, welchen Riesenschritt vorwärts das Drama durch die Bestrebungen dieser Männer that, die ihre Gelehrsamkeit auch der Volksbühne zu Gute kommen ließen. Shakespeare lernte von ihnen allen; aber sie auch von ihm. Nur gerade das Geheimniß des Genius, Kraft, Maß, Fülle,

Schönheit, Klarheit, Tiefe, Lebendigkeit, Anmuth, Kunst und Natur, Alles in Eins zusammenzufassen, — das lernte er nicht von ihnen, das brachte er mit als Feenangebinde seines Geburtstages. Ihnen allen fehlte noch theils das Verständniß der wahren Schönheit, theils der Takt des richtigen Maßhaltens, theils das Vermögen lebendiger Gestaltung, vor allem jene wunderbare Kunst der Ineinsbildung, ohne welche selbst der glücklichste Wurf mißlingt, und der feinste Witz sammt aller Gelehrsamkeit zu Schanden wird. Shakespeare war sich von vorn herein völlig klar über die Aufgabe seiner Kunst; nur wenn Titus Andronicus und Pericles ihm wirklich angehören, hat er in diesen Erstlingsdramen zu zwei falschen Schritten sich verleiten lassen, indem er Marlowe und Greene zum Muster nahm. Aber schon in seiner Ueberarbeitung Heinrichs VI. bekennt er sich zu seinem Genius, erregt er den Neid seiner Nebenbuhler. Wer kennt nicht Romeo und Julia als eine der wundervollsten, herrlichsten und vollendetsten Schöpfungen des Dichters? Und diese Schöpfung fällt in das Jahr 1591, also kaum vier bis fünf Jahre nach seinem Eintritt in die Ringbahn der Kunst. Nein Shakespeare hat, was ihn zum Meister über alle machte, nicht von Andern gelernt, — er hat es geschöpft aus dem Reichthum ureigner Geistesfülle.

Und was sind die Principien, denen er folgt, was die Grundlagen, auf denen er den Bau seiner Kunst errichtet? Sein Hamlet sagt es uns selbst in der Anweisung, die er den Schauspielern giebt. Sie sollen niemals die Bescheidenheit der Natur überschreiten, denn, sagt er, „des Schauspiels Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten; der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Naturwahrheit also ist das Panier, das er aufpflanzt, und die Bescheidenheit, das Maß der Natur ist das Zeichen, das er auf seine Fahne schreibt. Darum steigt er in die Tiefe und forscht nach den Gründen der Dinge; denn auf der Oberfläche liegt der Schein, nicht die Wahrheit. Allen Begebenheiten schaut er auf den Grund, allen

Personen ins Herz, ehe er sie vorführt, bevor er sie handeln läßt. Aus dem tiefsten Winkel der Seele holt er die geheimsten Gedanken, aus dem innersten Gemüthe die Empfindungen herauf. Er läßt die Leidenschaften toben, wo Tobsucht am Orte, daß die Brandung Alles zu überfluten droht, und doch wieder ist auch kein größerer Maler des Friedens, als eben Shakespeare — des Friedens, der aus der Harmonie der Sphären sich niedersenkt, während das Mondlicht so süß auf dem Hügel schläft. Wo er die Grenzen der Natur zu überschreiten scheint, geschieht es nur kraft ihrer eigenen Wahrheit; sie ist der Zauberschlüssel, mit dem er die Pforten des Jenseits sprengt. Er weiß den Wahnsinn zu schildern wie kein Anderer, weil er ihn aufzusuchen weiß in seiner Wurzel der Selbstverschuldung; das Grab giebt ihm seine Todten heraus, weil er die Furcht und Ahnung des Jenseits dem Menschen aus der Brust zu locken und in Gestalt zu wandeln vermag, sichtbar nothwendig für den, dem er sie entlockt. Selbst bis an die Ufer des Acheron wagt er zu führen und die Macht der Hölle zu beschwören, weil er die Glutqualen kennt, mit denen sie das Innere der Menschen versengt. Auf sein Geheiß erscheinen durch Iris entboten die Göttinnen des Olymps; die Geister der Elemente horchen auf sein Gebot; nach seiner Pfeife tanzen die zarten Elfen ihren Ringelreihn im Dämmer des Mondlichts — und was anders thut er mit solchem Zaubern, als daß er den wahrhaftigen Spuck des dichtenden Traumlebens der Menschheit und der Natur in lustiges Gewand hüllt? — Nicht Einerleiheit, sondern Mannigfaltigkeit ist die Wahrheit des Lebens; daher sind Shakespeare's Stücke so bunt und wechselfarbig; hart nebeneinander wie in der Wirklichkeit liegen bei ihm die wunderlichsten, äußersten Contraste; unvermuthet und doch nothwendig begegnen sich die feindlichsten Extreme. Shakespeare scheut sich nicht, das Gemeine dem Erhabenen, das Lächerliche dem Ernsten, das Rohe dem Zarten zu gesellen und selbst das Häßliche und Abscheuliche neben der höchsten Schönheit und idealen Reinheit in unmittelbarer Folge zu zeigen. Man denke an Julias Amme, an Opheliens Vater, an den Mörder dingenden Macbeth, an die

hölzernen Kriegsgürtel des treuen Kent an die Späße des sterbenden Mercutio. Ein Antonio fordert so sicher und nothwendig seinen Gegenpart Shylok, wie Kaliban neben Ariel erscheinen muß; und mit nicht minderer Wahrheit spielt der Humor über Gräbern mit Todtenschädeln.

Shakespeare hat geleistet, was er wollte; er hat der Natur und dem Gewissen seiner Zeit und seines Volkes ein getreues Conterfei im Spiegel seiner Kunst gezeigt; und dadurch ist er, der Wahrheit der Natur nachgehend, geworden was er nicht geträumt; ein Prophet der Menschheit für alle Zeiten. Die Wahrheit suchen hieß ihn sein Genius; aber die gefundene darzustellen ohne Fehl und Mißgriff, dazu half ihm das Maß und die Schranke, die ihm die Wahrheit selbst entgegenbrachte; er hatte der Natur zugleich ihre Bescheidenheit abgelernt. Sie bewahrt ihn vor widersinnigen Charakterzügen so gut, wie vor unmöglichen Situationen; nirgend verwischt er die Grenzen, die Natur oder Bildung, die Stand, Rang und Sitte gezogen. Er läßt seine Stallknechte nicht reden wie Fürsten und Herren, noch muthet er diesen die gemeine Prosa der niederen Stände zu; wo er es thut, kennzeichnet er damit den Bösewicht oder innere Gemeinheit. Stets geht die Sprache mit der Charakteristik auf das Getreueste Hand in Hand, und nie verlassen beide das bescheidene Maß des Möglichen und Angemessenen. Edler Sinn spricht klar und ungeschminkt, lauernde Tücke in gewundener Rede; Schalkheit und Frohsinn spielt mit muthwilligem Witz, Melancholie grübelt sich tief hinein in philosophische Probleme, der Prahlhans redet Bombast, der Narr ergeht sich in bitterem Humor, der alte Capulet ist gerade so grob, wie seine Prätentionen unbescheiden, die Amme schwätzt und schwätzt ins Gelag hinein, und die Bedienten treiben bald zotenhafte bald hämische Sylbenstecherei. Ueberall ist, bis zur feinsten Nüancirung, das Wort der Schranke angepaßt, die in der jedesmaligen Situation wie in der Bildung, den Grundsätzen und der Stimmung der Charaktere gegeben ist. Die rußgeschwärzte Kesselflicker-Schönheit eines Autolycus unterscheidet sich immer hin noch von dem Anblick der Satyrn, die den Rüpeltanz aufführen;

hochherzige Entschließungen machen einen Falstaff, philosophische Bedenken einen Lanzelot zur komischen Figur; aber Lear ist selbst in seiner Raserei noch jeder Zoll ein König.

Wunderbar bis zum stummen Erstaunen ist die Fülle und Mannigfaltigkeit der immer wieder neuen, immer wieder verschiedenen Charaktere, die Shakespeare dem Leben zu entnehmen wußte. Man sollte denken, er habe nicht eine Zeit, sondern viele Zeiten ja viele Welten erschöpft; es giebt keinen zweiten Dichter, der mit jedem weiteren Stücke so ganz er selbst wieder und doch so überraschend neu ist, der so wenig sich wiederholt in all den kleinen Welten, die er dem Blicke erschließt. Aber das ist die Wahrheit der Natur; aller Reichthum der Menschheit aller Zeiten liegt dem offen, der die Menschheit im eigenen Busen wiedergefunden hat; denn die menschlichen Anlagen und Kräfte Tugenden und Fehler sind zu allen Zeiten dieselben, und nur das ist das Geheimniß des wahren Dichters, daß alles was Namen hat im Reiche der Sittlichkeit sich sofort vor seinem Auge verleiblicht und als Individuum in den Rahmen der Handlung sich einfügt, den er aufstellt. Kein anderer ist so sehr, wie Shakespeare dem Seelenleben des Menschen in die Tiefe nachgegangen; keiner hat wie er die speciellen Merkmale komischer oder tragischer Persönlichkeiten so individuell zu sondern, so sicher auseinanderzuhalten verstanden. Von dem zarten Gewissen des bedenklichen Königssohnes bis zu den grauenvollen Verbrechern Richard und Macbeth — von dem treuen Hausmeister Timons bis zum schurkischen Verräther Jago — welche Menge von dazwischen liegenden Charakteren in seinen perfiden Höflingen, heuchlerischen Freunden, niederträchtigen Schmeichlern! Wer hat je den Jammer einer stürzenden Welt im königlichen Lear und daneben die pure Bagatelle des Lebens in den lustigen Weibern mit solchen Farben geschildert! Wer den lieblichen Traum einer Sommernacht neben den erschütternden Donnern auf Dunsinan! Und neben Lady Macbeth und den unnatürlichen Töchtern all die herrlichen Frauencharaktere Julia, Desdemona, Ophelia, Cordelia, Porcia, Miranda und Perdita! Nie in aller Welt ist ein Dichter gewesen, der die Liebe mit

ihrer Wonne und ihrem Leid so wundervoll verherrlicht hat, und so mannigfaltig zugleich von der süßen zärtlichen Glut einer Julia bis zur seligen Engelsunschuld einer Miranda! — Doch hier wäre kein Ende zu finden; Shakespeare ist wirklich eben so unerschöpflich in seinem Reichthum als unergründlich in seiner Tiefe.

Werfen wir daher lieber noch einen Blick auf seine vollendete Kunstform und auf die außerordentlichen und noch lange nicht genug gewürdigten Kunstmittel, wodurch er die unvergleichliche Stellung errungen hat, die er in aller Literatur einnimmt. Auch Shakespeare's Vorgänger und Zeitgenossen, die Peele's, Greene's, Marlowe's, besaßen Witz und Laune, förderten eine Fülle geistreicher Gedanken zu Tage, wußten auch den Dialog oft fein und knapp zu führen, den Empfindungen und Gefühlen treffenden Ausdruck zu leihen; aber es blieb Alles vereinzelt, es fehlte an der Klarheit der Anlage, an der Sicherheit der Durchführung, an der richtigen Motivirung der Charaktere und der Handlungen, die Scenen liefen oft ohne inneren Zusammenhang oder doch nur lose verbunden, neben einander her und die Handlung verblaßte entweder im Worte oder verhielt sich wie ein Dumb-show, eine Pantomime, der ein Erklärer zur Seite steht. Shakespeare fand auch hier und abermals an der Hand der Natur was Noth that, die Ineinsbildung von Wort und That, die Verknüpfung aller Glieder zu einem lebendigen Organismus. Und die Seele, die er dem Leibe einhauchte, oder vielmehr, durch die er den Leib schaffen ließ, war eine einheitliche fruchtbare Grundidee, die lebenskräftig vom Mittelpunkt aus alle Außenglieder durchwirkt. Der lebendige Nerv aber, durch welchen er alle Glieder wie mit Zaubergewalt an den Leib anschloß, daß jedes an seinem Ort geschickt und willig sich in den ihm gebührenden Dienst fügt, dieser zugleich verknüpfende und bewegende Nerv bestand ihm in der sorgfältigsten Motivirung aller Handlungen und Lagen, und in einer tief gründenden physischen und psychologischen Charakteristik, die eben so fein und geistreich, als treu, kräftig und derb ist. Die Leitsterne, denen sein Kunstsinn folgt, sind Einheit, Klarheit, Maß und Schönheit. Er giebt den untergeordneten Scenen und Personen

nicht breiteren Raum als ihnen gebührt, aber er läßt auch kein bindendes Mittelglied bei Seite, das zur Herstellung der Klarheit nothwendig ist. Wo er mit Einer Person nicht ausreicht, um die Grundidee zur klaren Anschauung zu bringen, da gesellt er ihr ein zweites Ich bei, gleichsam als Grundspiegel der Wahrheit, die tief im Innern der Seele webt, aber im Augenblick durch den Sturm der Leidenschaft und die Staubwirbel des Außenlebens verhüllt ist. Der Narr im Lear, Horatio in Hamlet, Alcibiades in Timon sind nur ergänzende Figuren. Aber auch der Pförtner in Macbeth und die Mondscheinscene im Garten von Belmonte sind integrirende Theile des Ganzen. Man kann mit Shakespeare nicht experimentiren; nicht die scheinbar unbedeutendste seiner Figuren oder Scenen läßt sich abschneiden, ohne daß der Leib des Ganzen verwundet, geschädigt, verstümmelt wird. So sehr verstand er Alles in Eins zu bilden, daß Einer für Alle und Alle für Einen verantwortlich sind. Die Grundidee, deren Träger der Held ist, ist nicht nur die schaffende, leitende wirkende Seele des Ganzen, sie beherrscht auch vollständig das Ganze und breitet unsichtbar ihren Hauch so sehr über alle Situationen, über Rede, Vorsatz und Handlung aller Personen, daß alles Einzelne einzig in ihr zu leben und zu weben scheint. In Romeo und Julie ist der Anhauch der Liebe so sehr durch Alles ergossen, daß selbst das Gewäsch der Amme, der Spaß der Freunde und der Witz der Diener in diesen Ton fällt. In Lear ist alles groß und gewaltig, menschliches Maß fast überschreitend, weil Lear selbst der Majestätische ist; in Hamlet wird selbst ein Polonius zum Philosophen und die Todtengräber räsonniren mit ergo; im Sommernachtstraum handelt es sich um die endliche glückliche Vermählung der verirrten Liebenden, darum muß auch Titania selbst sich neu mit Oberon vermählen, nachdem sie zuvor sich bis zum eselsköpfigen Zettel verirrt, und auch der Herzog Theseus muß eben Hochzeit feiern, ja selbst das Festspiel Pyramus und Thisbe liegt seinem tragi-komischen Inhalt nach in der gleichen Sphäre. Shakespeare arbeitet stets aus dem Ganzen und Großen; zu jedem seiner Stücke bedarf er einer ganzen Welt; aber dieser Welt ist er sicher, denn er selbst

zieht ihr die Schranke; alle Bewohner derselben ob kranken oder gesunden Geistes athmen die gleiche Lebensluft, streben nach der gleichen Richtung; des Dichters Zauberstab wird zugleich zum Scepter des Herrschers. Die Einheit der Idee, auf die er Alles bezieht, läßt ihn nie fehlgehen noch fehlgreifen; sie sichert ihn schon bei der Auswahl des Stoffes; sie ist die untrügliche Wünschelruthe, die ihm stets den Ort zeigt, wo im tauben Gestein die Goldader verborgen ist. Und Shakespeare verschmähte das Gold der Dichtung nicht, wo er es auch fand, in Chroniken, Balladen, Novellen oder älteren Stücken; der Dünkel der völligen Unabhängigkeit mit seinem zweideutigen Originalitätsgelüste lag fern ab von seinem Streben. Ihm war es genug, dem Stoff eine Seele einzuhauchen; dadurch ward er Bildner und Poet, und ohne es zu wollen, dennoch origineller urhebender Schöpfer eines neuen nur ihm angehörenden Werkes. Wodurch er des Stoffes habhaft und mächtig ward, ist schon gesagt; wie er seine Spröbigkeit zähmte und schmeidigte, ist das Geheimniß seiner Arbeit. In großem Irrthum wäre, wer etwa wähnen wollte, der geniale Dichter wäre ohne große Besonnenheit und sorgfältigsten Fleiß zurecht gekommen. Was man so Eingebung nennt, ist eine sehr zweifelhafte Sache, wenn dabei die Meinung herrscht, daß die Sache sich wie von selbst und halb im Traume machen müsse. Das mag für die Produktionen der Eintagsliteratur gelten, für Shakespeare's Werke gilt es nicht. Zwar ist wahr, mit der Macht seiner Phantasie mißt sich keine wieder auf Erden, aber doch hat er selbst von dem holden Wahnsinn, der Himmel und Erde mit dem Blitze seines Auges beschwörend die Dinge aus dem Nichts in Dasein ruft, — nur zweimal Gebrauch gemacht, in seiner Sommernacht und im Sturm; und auch da entschlägt sich sein Kiel der fleißigsten Arbeit nicht, um den luftigen Wesen Gestalt zu geben. Und wenn auch sein in die klassische Feile vernarrter Gegner Ben Jonson sich ärgert darüber, daß Shakespeare selten oder nie in seinen Manuscripten eine Zeile ausgestrichen oder geändert, so kann dies doch nur von dem vollendeten und der Bühne überlieferten Exemplar gelten; denn an Hamlet, seinem großartigsten Werk sehen wir im Zusammenhalt mit

der frühesten Gestalt, in der es erschien, wie sorgsam der Dichter seine Werke durchdachte, feilte, überarbeitete, bis er sie gutheiß. Wo sonst auch sollte die erstaunliche Sicherheit und Klarheit der Disposition, wo die wunderbare Symmetrie der Scenen, und die überwältigende Zusammenwirkung Alles Einzelnen zu dem beabsichtigten Gesammteindruck, wo die eben an rechter Stelle eintretende Peripetie der Entwicklung herkommen, wenn nicht aus der höchsten Besonnenheit und maßvollsten Berechnung? Und glaubt man denn, die Alten hätten darauf verzichtet? Der kennt weder die Lyriker der Römer noch die Tragiker der Griechen, wer den Wahn festhält, sie hätten sich die Verstandesarbeit jemals erspart.

Und wie sich Shakespeare nicht scheute, gegebene Stoffe zu verwerthen, so schämte er sich auch nicht, die vorhandenen Kunstmittel in seinen Dienst zu nehmen. In dieser Beziehung ist auch er vielfach ein Kind seiner Zeit. Allein man beurtheile ihn nur nach diesem Maßstab und man wird finden, wie trotzdem sein Genius siegreich bleibt und die gegebene Form durchgeistend und verklärend sich immer und überall in die Region des allgemein gültigen Schönen erhebt. Die Moralitäten boten die Form der Allegorie dar, die Interludes, aus dem Dumb-Showes entstanden, hatten ihre Pantominen, die Tragödie hatte den Chorus der Alten aufgenommen, die beliebten Volksstücke Heywoods konnten nicht existiren ohne ihren Clown, den Prügeljungen und Spaßmacher. All das hat Shakespeare verwendet und verwerthet, aber in genialster Weise mit wohlberechnetem Effekt. Wer möchte die Pantomime in Hamlet, die des Königs Gewissen aufstört, oder die liebliche Allegorie im Sturm, die Ferdinand und Miranda in himmlische Liebesträume wiegt, wer Zettel und seine Rüpelgesellen im Sommernachtstraum, wer den Spaßmacher Lanzelot im Kaufmann missen? Selbst den Chorus läßt er zur rechten Zeit und an rechter Stelle eintreten, da, wo er im Wintermärchen durch seine Erklärung über die Kluft von 16 Jahren hinweg heben soll. Doch ist dies nur untergeordneter Art; bedeutsamer schon ist die Verwendung, die er von dem Verse und der Prosa machte. Man hat bemerkt, daß Shakespeare's Blankvers in

den späteren Dramen schwerer gedrungener wuchtvoller wird und man hat dies fast als Fehler betrachtet. Aber hier ist zu sagen, daß dies eben auch seine ernstesten und düstersten Tragödien sind, wie Othello und Macbeth, und daß der Dichter dem Inhalt die Sprache, wie den Charakteren die Farbe leiht, je nachdem die Idee des Ganzen es verlangt. Ein anderer Vorwurf ist gegen das Sylbenstechen und die Witzhascherei in den Lustspielen und in den komischen Parthien der übrigen Dramen gerichtet. Aber abgesehen davon daß der Dichter dem damals herrschenden Modeton des Euphuismus unter den Großen einigen Tribut schon um seiner Gönner willen entrichten mußte — wer weist nach, daß dergleichen Witz und Wortspiel nicht im Zusammenhang des Ganzen geistreich genug verwendet ist, um seinem Zweck zu entsprechen? Wieder ein dritter Vorwurf hinsichtlich der Form ist schon von Ben Jonson und seiner Schule erhoben, die Mißachtung nemlich der Aristotelischen Einheiten bezüglich des Raums und der Zeit. Hier aber hat Shakespeare selbst seinem Gegner eine merkwürdige Lehre gegeben, indem er in seinem Sturm, diesem phantastischsten aller seiner Werke, das Kunststück, auf das sich jener so viel zu gute that, in unvergleichlicher doch sicherlich ironischer Weise zu Stande gebracht. Der Tadler selbst, was hat er in seinem besten Werke, dem Alchymisten, geleistet, wo allerdings die Scene nur zwischen zwei Zimmern und der Hausthüre wechselt und das Ganze im Laufe Eines Tages sich abwickelt? Er hat ein klassisches Gemälde des Goldmacherbetrugs geliefert und weiter nichts; von einer das Leben bewegenden sittlichen Idee, selbst von einem heiteren Konflikt der Lust und der Pflicht keine Spur; Langweiligkeit ist das Siegel des Stückes. Shakespeare'n stand mit Recht die innere ideelle Einheit, die nothwendige Verkettung der Schicksale mit den freien Willensentschließungen weit höher, als jene prätendirte äußere Einheit, die nie mit vollem Lebensinhalt sich erfüllen kann, einfach darum, weil die bedeutenden Dinge, weil erste Ursache und schließliche Wirkung im Leben nie so nahe beisammen liegen. Mit dieser Großheit in Beherrschung von Zeit und Raum geht aber ein anderes und fast das höchste und eigentliche Geheimniß seiner

Kunst zusammen, um Shakespeare zu dem zu machen, was er geworden. Es ist die Meisterschaft in der Kunst der Symbolik, die ich meine. Shakespeare hat der Natur abgelauscht, daß sie Zeichen und Vorahnungen giebt des Inneren und Verhüllten, wie des Werdenden und Künftigen; er hat, nachsinnend dem Welträthsel, die Ansicht gewonnen, daß Natur und Geist nicht durch so weite Kluft getrennt sind als es scheinen will. Wenn daher Lears Majestät in Raserei sinken soll, so gebürt sich, daß auch die Natur in Aufruhr gerathe; dem Zweifler Hamlet kann der Geist des Vaters nur am Rande eines Abgrunds seine Offenbarungen machen, und die schöne Ophelia, durch Eitelkeit in Wahnsinn geführt, sinkt von der Trauerweide in schlammigen Tod. Welch unzählbare Reihe poetischer Schönheiten taucht nothwendig vor dem Auge des Dichters aus solchem Princip der Symbolik auf. Und gleichwohl ist weit bedeutsamer noch der Dienst, den sie ihm für die Anlage des Ganzen und namentlich für die Exposition leistet, in der er so unübertrefflich ist. Er steigt stets zu den Müttern der Dinge auf, in deren Schoos schon alles vorgebildet liegt was werden soll. Aus dem ersten Akt des Cäsar, des Coriolan, des Macbeth gewinnt man die Vorahnung aller künftigen Dinge; ja bis ins Kleinste hinein sind oft die Keime der folgenden Entwicklung gelegt. Und welchen Eindruck macht es, wenn der über Roms Zukunft sinnende Brutus am Himmel die Zeit erkunden will und findet ihn verschlossen! oder wenn Cäsar selbst die harmonische Freudenmusik schweigen heißt, die ihn auf seinem Gange zum Capitol begleitet! Wahrhaft groß und unerschöpflich ist Shakespeare in solchen Conceptionen, die alle aus der nemlichen Quelle fließen. So ward er der Künstler, dessen Zauberstaub noch heute vergraben in der Erde liegt.

Was Shakespeare schrieb, das floß aus innerm Drange; er hatte nicht nöthig, um Brod oder Gunst zu schreiben. Nur seinem Genius folgend, gelangte er zur Klarheit über Ziel und Aufgabe, Grenze und Umfang seiner Kunst. Aber doch wäre er zu solcher Höhe nie emporgestiegen, wäre nicht seine ganze Lebensanschauung von dem Ernste der sittlichen Idee getragen gewesen, hätten nicht

seine Gefühle und Empfindungen die religiöse Unterlage aufrichtiger Frömmigkeit gehabt, wäre die Ausgelassenheit seines Humors nicht durch die Betrachtung der Vergänglichkeit aller Dinge in Zaum gehalten worden. Manche seiner Mitbewerber um die Palme sind nicht minder geistreich und viel gelehrter gewesen, und sie sind verkommen im Elend einer wüsten Genialität. Shakespeare hat sich über dem Strudel erhalten; alle seine Werke bezeugen wie die Größe seines Geistes, so die sittliche Energie des Charakters. Die Lehren der Weisheit, die er mit vollen Händen wie die Blumen der Schönheit ausstreut, könnten ihm neben dem Ruhm des größten Dichters auch den des größten Denkers sichern. Oder wer hat tiefere Blicke in Natur- und Menschenleben gethan? und wo sind Resultate zu Tage gekommen, denen seine Sprüche nicht ebenbürtig wären? Man kann nicht sagen, daß Shakespeare in irgend einem seiner Charaktere sich selbst gezeichnet habe; dazu hatte er viel zu großen Respekt vor dem individuellen Leben seiner eigenen Kunstschöpfung. Manche wollen Hamlet, andere Antonio als sein Ebenbild erkennen. Gewiß ist nur, daß er die freie protestantische Weltanschauung des einen, wie die für Freundschaft und Liebe tief empfängliche Brust des andern besaß. Shakespeare war Protestant, nicht allein weil er in einer protestantischen Kirche getauft und von einem protestantischen Geistlichen getraut war, sondern vielmehr noch, weil alle seine Werke von dem ächten Hauch protestantischer Freiheit durchweht sind, und von einer Stimmung getragen werden, die ebensowenig mit frivolem Mißbrauch der Muse zu schaffen will, als mit dem Zelotismus des Puritanerthums oder dem knechtenden Ehrgeiz hierarchischer Anmaßung. Ohne diese Eigenschaften, zu denen sich die Bescheidenheit des ächten Genius nicht als die letzte der Tugenden gesellt, — wie wäre es ihm gelungen, aus dem innersten Quell des Lebens, aus dem Mittelpunkt der Seele zu schöpfen, wo das Irdische mit dem Ewigen sich begegnet.

Solchem Geiste, dem der Himmel seinen Sinn, und die Erde ihre Wunder lehrte, hat auch ein Göthe in stolzer Demuth sich gebeugt. „Ich kann dieses gerade heraussagen“ (erklärt er bei Eckermann) — daß nemlich Tieck als Dichter ihm nicht gleichzustellen

sei — „denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe." —

Barbarei hat Shakespeare's Haus in Stratford niedergerissen aber sein Genius, nicht einem einzelnen Volk, nicht einer engen Heimat, sondern der Menschheit geschenkt, hat eine Stätte der Verehrung in allen Landen der Bildung. Kein Volk, auch selbst sein England nicht, hat ihn mit solcher Liebe umfäßt, mit solcher Hingebung sich in seinen Geist versenkt, als unser deutsches Vaterland. So bleibe denn auch bei uns sein Name und sein Gedächtniß nicht blos, nein seine lebendige Gegenwart in unvergänglichen Ehren!

---

# Proben aus Longfellows neuesten Dichtungen

von

## Georg Arnold.

Seitdem ich im Jahre 1854 in diesem Saale und vor dieser verehrlichen Versammlung einen Vortrag über die neueren amerikanischen Dichter gehalten, sind mir die hervorragendsten derselben, Longfellow und Bryant, sehr huldvoll gesinnt geblieben und beide gehören seit 2 Jahren unserem Verein als Ehrenmitglieder an.

Wenn sich auch die Zusicherung bis heute nicht erfüllt hat, welche mir Longfellow im Jahr 1861 brieflich machte: „wenn je mein wandernder Fuß mich wieder nach Ihrem schönen alten Nürnberg führt, dessen Andenken noch frisch in meiner Seele lebt, so hoffe ich das Glück zu haben, einer Ihrer Versammlungen beiwohnen zu können", so gebe ich doch die Hoffnung nicht auf, diesen liebenswürdigen Dichter noch einmal bei uns zu sehen, der durch seine bekannte „Ode an Nürnberg" bewiesen hat, wie sehr ihn deutscher Sinn und deutsches Wesen anmuthen und wie tief sein Gefühl dafür ist, ja es ist eine schwache Hoffnung, daß sich dies sogar in diesem Sommer realisiren kann.

Vor der Hand hat der jetzt schon ziemlich bejahrte Autor (er besuchte unsere Stadt zum ersten Mal als Student im Jahr 1817) mir vor Kurzem seine neuesten Gedichte herübergesandt mit einigen herzlichen Worten begleitet. Bekanntlich hat der Arme vor einigen Jahren auf eine schreckliche Weise seine Gattin verloren und wurde dadurch in große Trauer versetzt. Jetzt lebt er in Cambridge,

Universitätsstadt im Staate Massachussets, mit seinen drei Töchtern und einem Sohne ein angenehmes Familienleben; er ist sehr schön eingerichtet, und geliebt und geachtet von seiner Umgebung.

Sein neuestes Werk ist in Boston erschienen und hat den Titel: **Tales of a wayside inn.** (Erzählungen in einer Herberge am Wege.) Er denkt sich an einem Herbstabend in einem alten Weghause eine bunt zusammen gesetzte Gesellschaft von allerlei Reisenden, um den wärmenden Kamin versammelt: ein Student, ein Musiker, ein junger Sizilier, ein spanischer Jude von Alicante, ein Geistlicher von der Hochschule zu Cambridge und ein Dichter; dazu der stattliche Wirth, der zugleich Friedensrichter des Bezirks ist, ein Vollblut Amerikaner von gutem Schrot und Korn, dessen Vorfahren im Freiheitskampf sich rühmlich ausgezeichnet haben und der selbst jeden Augenblick bereit ist, für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes mit Gut und Blut einzustehen. Der Tonkünstler läßt sich zuerst auf seiner Violine hören und ärntet großen Beifall, dann wird beschlossen, um sich den Abend zu vertreiben, daß jeder der anwesenden Gäste eine Geschichte erzählen soll.

Dies ist denn nun der Rahmen, in welchem allerlei anmuthige Historien und Poesien an einander gereiht sind. Mag sein, daß dem Autor, der ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur ist, das Haus im Spessart von unserm gemüthlichen Hauff vorgeschwebt hat, mir scheint dieses Arrangement ein sehr gut gewähltes zu sein und die Zwischengespräche der Gesellschaft bieten treffliche Uebergänge von einer Erzählung zur andern.

Der Wirth beginnt mit einer Erzählung aus dem Anfang des amerikanischen Freiheitskrieges; das große Drama entwickelte sich wie wir wissen zuerst bei Boston im Frühjahr 1775 und die siegreichen Treffen bei Lexington und später bei Bunkershill haben bewiesen, daß eine kleine Anzahl für das Vaterland begeisterte Männer auch ohne militärische Geschultheit sich vortheilhaft mit den kriegsgeübten Truppen messen können.

Ich gestatte mir, Ihnen diese Erzählung mitzutheilen, sie ist überschrieben:

## Der Ritt des Paul Revere.

Nun höre wer da hören will
Die Mähr von Revere's Ritt:
Am achtzehnten des Monds April
In siebzehnhundert siebzig fünf
Es lebt wohl keiner mehr der weiß
Von diesem Ritt so scharf und heiß.

Zum Freunde sprach Revere: hab Acht,
Wenn der Britte verläßt die Stadt
So häng eine Leuchte still und sacht
Im Glockenthurm auf in die Nacht;
Und geht er zur See so hänge zwei
Der ich an der Küste ein Lauscher sei
Zu reiten durch's Land daß überall
In Middlesex Gauen zu Hauf
Das Volk steh' auf mit lautem Schall
Und hemme der Feinde Lauf.

Er sprachs und mit leisem Ruderschlag
Schifft er zum nördlichen Strand;
Wo Charlestown sich breitet im Mondenschein
Da hat er das Steuer gewandt.
Da lag auch der mächtige Sommersett
Mit Masten und Segeln im bleichen Licht
Und warf seine finsteren Schatten dicht,
Das Bollwerk der Britten auf nassem Bett.

Der Freund durchschleichet die Gassen still
Und horcht mit gierigem Ohr;
Da: Waffenklirren und Kriegerschritt
Tönt aus der Baracken Thor;
Die Grenadiere marschiren fort,
„Zu den Booten" schallt das Kommandowort.

Nun gilts! Er eilet zum Thurme jach
Die alten Stufen hinan
Zur Glockenstube hoch unterm Dach
Wo Kauz und Uhu sich nahn.

Es huschen viel dunkle Schatten hervor
Und stille klimmt er die Leiter empor,
Bald steht er hochathmend am Fensterlein
Und schaut in die dunkle Nacht hinein,
Auf die ruhende Stadt zu Füßen ihm,
Beglänzet vom bleichen Mondenschein.

Im Kirchhof unten ist aufgereiht
Das Lager der Todten weit
Still liegt es da das Hügelmeer
Der Nachtwind seufzet drüber her,
Er geht in den Gräbern von Haus zu Haus
Und flüstert: Alles ist gut und aus!
Es war ein Augenblick schauerlich
Der einsame Thurm und die dunkle Schaar,
Dem Manne sträubte sich fast das Haar;
Da schaut er hinab zur nahen Bucht
Wo der Fluß in's Meer ergießet sich
Und sieht schon halb in Nebel gehüllt
Die brittschen Boote mit Mannschaft gefüllt.

Und Paul Revere gegenüber steht
An's stampfende Roß gelehnt,
Er klopft ihm den Hals: Geduld, Geduld!
'S wird kommen was wir ersehnt,
Läßt schweifen den Blick auf das schlafende Land
Schnallt fester den Sattelgurt, lauscht und schaut
Hinüber zum alten Glockenthurm
Wo über den Gräbern gespenstig braut
Ein Schleier gewoben von Geisterhand;
Da flammt es im Thurme des Münsters auf
Und rasch in den Sattel er springt
Noch hemmt er zögernd des Rosses Lauf
Bis ein zweiter Lichtstrahl ihm winkt.

Und mächtig auf einsamen Dorfesweg
Von Hufschlag tönet es wild
Ein dunkler Schatten huschet vorbei
Ein sausendes Reiterbild:

Ein Funken sprüht aus dem harten Stein,
Vom Roß im Galopp berührt
Vorbei, vorbei! In die Nacht hinein!
Es reitet heut Nacht ein Volksgeschick
Der Funke der vom Eisen zückt
Zur Flamme wird er geschürt.

So sprengt er die Höhe hinan hinan,
Und unter ihm still und schwer
Wälzt der Mystik die Woge zum Ocean;
Er schaut nicht auf Fluß und Meer,
Fort, fort unter Erlen am Uferschlamm
Bald im Sande weich, bald auf hartem Damm
Dröhnt weiter und weiter der Hufe Schlag
Noch lange ist's bis zum neuen Tag.

Zwölf schlägts im Kirchlein am Bergesrück,
Da sprengt er über die Medford Brück',
Es krähet der Hahn in die frische Luft,
Das Bellen der Hunde den Morgen ruft,
Der Nebel steiget in Flur und Wald
Und fort immerfort der Hufschlagt hallt.

Eins schlug es in der Kirche schon,
Da sprengt er hinein nach Lexington.
Der Hahn auf dem Dache erglänzet licht
Im Mondenschein, er sieht ihn nicht,
Die Fenster im Bethaus glitzern weit
Mit scheuem Licht als wie in Grau'n
Das blut'ge Werk, das kommt, zu schau'n:
Ein ganzes Land voll Kampf und Streit.

Und zwei Uhr schlägts vom fernen Thurm
Da hält er an, der Brück' von Concord
Und überall spricht er das gleiche Wort
Und fernher tönt der Heerde Gebrüll
Und Vögel zwitschern in Laubes Füll
Sie denken nicht an den nahen Sturm.
Der Morgenwind hat sich aufgemacht
Und mancher noch auf dem Lager weilt
Den an der [illegible] das Geschick ereilt

Den eine brit'sche Kugel stürzt
Als Opfer der Freiheit in Todesnacht.
Ihr wißt was geschah. In den Büchern stehts
Wie die Britten kämpften und flohn
Wie das Volk mit ruhigem kalten Blut
Ihnen Kugeln sandte aus Hof und Hut,
Wie es, sie jagend ohne Unterlaß,
Den Rothröcken auf dem Nacken saß.

So ritt der Retter durch Moor und Feld
Allüberall sein Kriegsruf gellt.
In Middlesex von Ort zu Ort
Pflanzt er das Werben der Rache fort.
Ein Schrei in der Nacht, an's Thor ein Schlag
Ein Wort, das ewig erklingen mag
Vom Munde getragen aus ferner Zeit
Es sei ihm ein Jeder zu folgen bereit.
In der Stunde böser Gefahr und Noth,
Die dem Vaterlande bedrängend droht,
Da wachet das Volk, da lauschen wir
Dem sausenden Ritt von Paul Revere.

Nachdem diese patriotische That gebührend belobt worden, erzählt der Student die neunte Novelle des fünften Tages aus dem Dekameron unter dem Titel: der Falke des Signor Federigo. Die Geschichte ist bekannt, ich habe sie nicht übersetzt.

Darauf folgt der Jude mit einer Sage aus dem Talmud, sie heißt:

## Die Legende vom Rabbi Ben Levi.

Am Sabbath saß Rabbi Ben Levi lesend
Im Buch der Satzungen und fand die Worte:
„Es soll kein Lebender jemals mein Antlitz schau'n."
Und darauf betet er zu Gott, daß ihm
Gestattet sei mit seinen ird'schen Augen
Den Ewigen zu sehn und nicht zu sterben.

Da fiel ein Schatten plötzlich auf die Schrift!
Er blickte auf mit altersschwachem Aug.

Und sah den Todesengel vor sich stehn
Ein bloßes Schwert in seiner Rechten haltend;
Wohl ein gerechter Mann war unser Rabbi
Doch rann ein Schauer durch die Adern ihm.

Was willst du hier? Der Rabbi fragts und bebt;
Sieh, sprach der Engel mild, dir naht heran
Dein Stündlein bald, doch will der Herr zuvor
Dir geben was du flehst. Der Rabbi drauf:
So zeige mir, eh ich von hinnen geh,
Den Platz der mir bestimmt im Paradies.

So komm und schaue, sprach der Engel ernst
Und ruhig schloß Ben Levi drauf das Buch,
Erhob sich grauen Haupts und sprach zu dem:
Gib mir dein Schwert, damit nicht unterwegs
Mit ihm du schädigst meinen alten Leib.

Der aber lächelte und gab es ihm und auf
Entführt er ihn zum goldnen Himmelsthor
Und von der Mauer ließ den Sterblichen
Er schauen seinen Platz im Paradies.

Der Rabbi aber schwang sich schnell hinab;
Die Gottesstadt beschritt er mit dem Schwert
Und durch die Gassen zog ein banger Hauch,
Dort ungekannt, die Menschen nennen's Tod.
Der Engel blieb zurück und rief ihm zu
„Komm her zu mir!“ O, nein! der Rabbi sprach,
Beim Namen Gottes schwör' ich feierlich
Von hinnen setz' ich nimmermehr den Fuß.

Da schrie die Engelschaar zu Gott dem Herrn:
Allmächtiger, du siehst des Levi Sohn
Und wie er mit Gewalt dein Reich betritt
Und deinen Namen sich zum Schilde nimmt.

Darauf der Herr: Seid ruhig, meine Kinder
Hat je Ben Levi seinen Eid verletzt?
Er bleibe hier und mit dem Menschenauge
Soll er mich sehn und dennoch nicht vergehn.

Und vor der Mauer hört der Todesengel
Die Stimme Gottes, die ihn zittern macht;
Gib mir mein Schwert, daß ich von hinnen ziehe!
So fleht zum Rabbi er, und dieser: Nein!
Genug des Jammers hast du angestellt
Beim armen Menschenvolk. Geendet kaum
Da dröhnt' der Wille Gottes durch die Luft:
Gib ihm sein Schwert! So hieß das Machtgebot.

Der Rabbi beugt' still betend sich und sprach
Zum Menschenwürger also: Schwöre mir's,
Es schau hinfort kein irdisch Auge mehr
Dies böse Schwert, du nimm von nun an
Nach deines Meisters Rath die Menschen fort
Doch sei verborgen ihnen du und auch dein Schwert.
Der Engel nahm sein Schwert und schwur,
Und wandelt jetzt auf Erden ungesehn.

Der Jude hat mit seiner Erzählung die Gesellschaft ernst gestimmt, die Geisterwelt ist geöffnet und alle scheinen geneigt noch mehr des Schauerlichen zu vernehmen. Da fällt dem Sizilier ein, daß er von einem alten Abbate, der oft in's elterliche Haus gekommen war, auch eine Historie von einem Engel gehört hat und erzählt eine Mähr von dem hochmüthigen König Robert von Sizilien, der von dem Engel der Vergeltung nach dem Spruche: die Stolzen sollen erniedrigt und die Demüthigen erhöhet werden, so lange gezüchtigt wird, bis er in sich geht und sich zum Dulden bekehrt.

Diesem folgt der Violinspieler, ein blonder Nordlandsohn, der einen ganzen Zyklus aus der Heimskringla, diesem von Snorri Sturluson zusammengestellten Sagenkreis der norwegischen Könige, unter dem Titel, die Mähr von König Olaf, vorträgt und dazwischen schwermüthige Weisen auf seiner Violine spielt.

Unser Dichter hat ohne Zweifel eingehende Studien in der altnordischen Literatur gemacht und diese Nachdichtungen mit großer Vorliebe behandelt, es ist ihm auch gelungen sie in ihrer ganzen ursprünglichen Einfachheit und Kraft wiederzugeben. Da wir durch

die Frithiofsage und vielfach übertragenen Eddalieder mit der skandinavischen älteren Poesie ziemlich vertraut geworden sind, so habe ich es füglich unterlassen können, eine Probe aus diesen Olaf-Romanzen zu geben.

Der Geistliche ergreift nun das Wort um unsre Zeit zu preisen wo Duldung herrscht und kein Kampf über religiöse Meinungen mit Feuer und Schwert mehr geführt wird. Er geht zurück in jene schauderhafte Periode der Geschichte Spaniens, wo das Inquisitionstribunal seine Opfer nach Tausenden schlachtete und erzählt eine fast unglaubliche That eines Hidalgo, der seine beiden Töchter der Ketzerei anklagte, sie den Händen Torquemadas und seiner Kreaturen überlieferte, das Holz zu dem Scheiterhaufen aus seinen eigenen Wäldern herbeischaffen ließ, auf den die beiden standhaften Mädchen gestellt wurden, und — selbst der erste war, ihn anzuzünden. Diese Schilderung ist unserm Dichter ausgezeichnet gut gerathen, aber begreiflicher Weise habe ich unterlassen sie zu übersetzen.

Die Gesellschaft ist beim Anhören dieser Gräuel sehr nachdenklich geworden, namentlich gedachte der Jude mit bittrer Trauer der Verfolgungen, die sein Volk so lange und überall erduldet. Da unternahm es der Poet unter den Gästen, diese wieder in eine behaglichere Stimmung zu versetzen und gab zum Schluß eine Humoreske: die Vögel von Killingworth.

Vor alten Zeiten ward in der Gemeinde Killingworth (wo sie auf der Karte zu finden, wird nicht gesagt) der höchst weise Beschluß gefaßt, die Sänger des Waldes auszurotten, weil sie einen unschicklichen Lärm in Fluren und Hainen machten und in Feldern und Gärten gar arge Verwüstungen anrichteten. Der Lehrer allein vertheidigte bei der Verhandlung die lustigen Vöglein in wohlgesetzter Rede, pries ihr fröhliches Zwitschern und Singen und schilderte recht lebendig die Oede, welche sich über die Landschaft lagern müßte, wenn das unselige Vorhaben ausgeführt würde, sie alle zu vernichten. Er predigte aber tauben Ohren, die ungeschlachten Bauern, ja selbst der Schultze und der Pfarrer an ihrer Spitze, hatten es nun einmal auf das Verderben der unschuldigen Sänger abgesehen und

verfügten ihren Tod. Nur **Almira**, die lieblichste Schülerin des Lehrers, der dieser bereits zu tief in die schönen Augen geguckt hatte, theilte die warmen Empfindungen ihres Meisters für die kleinen Luftbewohner und liebte ihn dafür um so mehr und inniger.

Nun begann ein arges Wüthen gegen die armen Vöglein mit Schießen und Schlingenstellen und hörte nicht auf bis weit und breit keines mehr sich sehen ließ und darüber war der Sommer gekommen und die Sonne sandte ihre brennenden Strahlen herab und es gedieh das Ungeziefer und machte sich breit in ungestörter Behaglichkeit. Käfer und Spinnen, Heuschrecken und Grashüpfer, Schnecken und Würmer wimmelten auf Feldern und Wiesen, die Raupen fraßen alles Laub und Kraut, ein Heer von Insekten erfüllte die Luft und peinigte die guten Leute von Killingworth bei Arbeit und Erholung, so daß sie nach und nach zur Einsicht kamen, ihre Voreiligkeit anfangs in der Stille, zuletzt laut bereueten und den albernen Beschluß, der ihnen solche Plage gebracht, wieder außer Kraft setzten. Es war aber ein noch traurigerer Herbst der folgte. Ein Herbst ohne Früchte, der nur wenige Blätter fand, die roth vor Scham in den Bach fielen und ertranken und der rauhe Wind strich über die öden Fluren wehklagend ob der todten Kinder der Luft. Da kam zuletzt der neue Lenz herauf und mit ihm eine höchst eigenthümliche Erscheinung. Ein Wagen mit Immergrün belaubt zog ein in's Dorf und darauf hunderte von Käfigen mit Singvögeln aller Art, die ein fröhliches Geschmetter und Jubiliren ertönen ließen. Die weisen Väter hatten in weiter Ferne diese Sänger aufsuchen lassen, und räumten ihnen nun wieder die alten Rechte ein, sie wurden in Freiheit gesetzt und ein jeder suchte sich sein Plätzlein und baute sein Nest wie ehedem und bald ward die Luft wieder erfüllt von fröhlichen Musizieren und am Lautesten scholl ihr Gesang als der Lehrer bald darnach die schöne Almira heimführte als sein liebliches Eheweib.

Diese Dichtung ist unstreitig die gelungendste des ganzen Buches, sie ist voll von anmuthigen Bildern in weicher unnachahmlicher

Sprache ausgedrückt — ich war nicht im Stande sie würdig zu übertragen.

Hiermit schließt die Abendunterhaltung in der Herberge in sehr befriedigender Weise.

Angereiht sind einige recht nette Lieder unter dem Titel: Zugvögel. Eines welches mich besonders angesprochen hat, ist überschrieben:

### Schneeflocken.

Aus dem Busen der Luft,
Aus den Falten der Wolkengewande,
Ueber das Flachland öd und leer,
Ueber die herbstlich baaren Lande
Langsam, still aus der Höh,
Rieselt der Schnee.

Wie wenn umflorter Sinn
Plötzlich aufgeht und sichtbar strahlet,
Wie wenn das bangende Herz
Bleich dem Dulder die Wange malet,
So der Himmel durch Schnee
Kündet sein Weh.

Das ist der Luft Poesie,
Langsam im schweigenden Rythmus klingend,
Das ist des Grams geheime Qual,
Bang im gepreßten Busen ringend:
Jetzt mit flüsternder Klag
Kommt sie zu Tag.

Der Gedanke in diesen außerordentlich zarten Versen ist meines Wissens neu und die Schönheit des Originals dürfte selbst von einem begabteren Uebersetzer nur schwer zu erreichen sein.

Ein anderes nicht minder sinniges Poem ist das nun folgende, überschrieben:

## Etwas bleibt zurück.

Schaffe emsig noch so viel,
Etwas bleibet stets zurück;
Etwas das noch nicht am Ziel
Trifft des andern Morgens Blick.

Und es steht an deiner Thür,
Auf der Trepp, an deinem Bett,
Bittend da und drohend hier
Wie ein arger Bettler steht.

Will nicht weichen, will nicht fort,
Bietet deinem Schelten Hohn:
War es gestern nur ein Wort,
Heute sind es Zeilen schon;

Bis zuletzt die schwere Last
Deine Kräfte übersteigt,
Bis was du versäumet hast
Sich in deine Träume schleicht.

Und du gleichst dem Fabelzwerg,
Die im hohen Nord man kennt,
Auf den Schultern liegt ein Berg,
Liegt das ganze Firmament!

Zum Schlusse gebe ich Ihnen noch ein Gedicht mit politischer Färbung, das sich die Mythe vom Riesen Encelados zur Grundlage nimmt, den Pallas Athene im Gigantenkampfe niedergeworfen und und unter dem Aetna begraben hat.

## Encelados.

Unter dem Aetna tief im Grund
Liegt er und schlummert nur,
Bäumt sich in Wuth zu mancher Stund
Und seines Hauch's versengende Spur
Malt sich am düstern Himmelsrund.

Felsenschwer liegt's ihm auf der Brust,
Die Schollen umthürmen sein Haupt;
Da schüttelt er sich in Todeslust,
Die Freiheit ist ihm geraubt
Das ist sich der Arme bewußt.

Und ringsum die Völker, Angst im Blick,
Mit Zagen warten sie still.
Sie flüstern's und sagen's hinaus und zurück
Morgen vielleicht oder heute will
Enceladus wagen sein Glück.

Und die alten Götter, die strengen Herr'n
Die hart uns die Knechtschaft gebracht,
Sie blicken scheu und stehen von fern,
Sie hören wie grimmig er stöhnt und lacht:
Vielleicht heut strahlet sein Stern.

O, wehe dem Land wo Verzweiflung sä't!
Die Ernte ist Mord und Brand,
Wo die Luft vom gift'gen Hauch gebläht;
Enceladus bringt es zu Stand,
Daß das Weltall in Flammen geräth.

Da regnet es Asche, ein Feuermeer
Ergießt sich auf Garten und Feld;
Er rüttelt und wilder Wogen Heer
Strömt über und Alles zerschellt:
Enceladus grollt mit der Welt.

O seht! Schon lecken die Flammen herein,
Er facht sie mit mörd'rischem Sinn,
Es sauset der Sturm durch Fluren und Hain
Er rast durch Alpen und Apennin:
Enceladus auf und erschein!

So fährt der silberhaarige Greis fort aus den reichen Schachten seines Geistes und Herzens herrliche Stufen und edle

Steine an's Licht zu fördern und kürzlich erst hat er eine Uebersetzung der sämmtlichen Werke Dante's vollendet, welche nächstes Jahr mit erläuternden Noten erscheinen wird. Ich habe den ewig jungen Dichter angegangen, eine kleine Arbeit für unsern Verein zu liefern und werde stolz darauf sein, sie, falls die Bitte gewährt wird, hier zum Vortrag zu bringen.

# Die Rose als Sinnbild

von

Dr. H. Hauch.

---

Wie der Denker aufsteigt von dem sinnlich Wahrnehmbaren zu immer umfangreicheren, aber inhaltsärmeren Begriffen: so muß der Dichter von dem mühsam erklommenen Gipfel abstracten Denkens wieder herabsteigen und, um mich eines kühnen Bildes zu bedienen, den erstarrten Begriff aufthauen lassen von dem belebenden Hauche der Mutter Natur. Veranschaulichen, versinnlichen ist eine Aufgabe des Dichters, die höchsten Ideen knüpfen an Bilder, welche das sinnlich-geistige Wesen, das wir Mensch nennen, befähigen, das Abstracteste wie mit Händen zu greifen und in sich Leben und Gestalt gewinnen zu lassen. Darin ist wohl auch der Ursprung der Sinnbilder zu suchen, die zu allen Zeiten in den Dichtungen aller Völker eine große Rolle gespielt haben. Vorzugsweise sind es Blumen, deren mannigfaltige Gestaltung, Farbe und Duft eine Fülle des Sinnbildlichen bieten; vor allen aber die Rose, die Königin der Blumen. Sie gilt nicht blos als Sinnbild der Schönheit und Anmuth, sondern auch der Jugend, der Liebe, der Freude und Lust, ja fast aller Begriffe und Vorstellungen, die aus der Idee des Schönen hervorgehen.

Achilles Tatius läßt die reizende Leukippe sagen: „Wenn Zeus der Blumenwelt eine Königin hätte geben wollen, so würde es die Rose geworden sein. Sie ist die Zierde der Erde, der Stolz der Pflanzenwelt, die Krone der Blumen, der Purpur der Wiesen,

der Abglanz des Schönen. Sie ist der Liebe voll, sie ist im Dienste der Aphrodite, sie prangt mit duftenden Blättern, sie wiegt sich auf beweglichem Laube und erfreut sich des lächelnden Zephyrs."

Unser Rückert läßt die Rose sprechen:

. . . . . „Ein ganzer Sphärentanz
Von Blumen dreht um meinen Thron sich leise,
Von welchen sie [illegible] nehmen,
Mit meines Licht's Abfällen sich verbrämen."

Als Sinnbild der Schönheit war sie bei den Griechen zunächst der Aphrodite geweiht, in deren Garten sie die Liebesgötter pflückten. Nach einer vielverbreiteten Sage ist sie aus dem Blute entsprossen, das aus der Wunde des geliebten Adonis floß. Aus dem Blute stieg die Rose empor, während die Thränen der Göttin, die den Unglücklichen beweinte, der Anemone ihre Entstehung gaben. Lieblich ist die Dichtung des Rhetors Libanios: „Als die drei Göttinnen, um den Preis der Schönheit zu erringen, nach dem Ida gewandert waren, wollten Here und Athene sich nicht eher in den Wettstreit einlassen, als bis Aphrodite ihren Gürtel abgelegt habe, welcher nach Homer jeden Liebreiz und alles sehnsüchtige Verlangen in sich trug. Die Göttin erwiderte, daß auch ihre Nebenbuhlerinnen nicht ohne besonderen Schmuck gekommen wären; die Here mit einem goldenen, in das Haar geflochtenen Diadem, die Pallas mit einem goldenen Helme auf dem Haupte; sie sei jedoch bereit, den Gürtel abzulegen, wenn es ihr gestattet werde, einen andern Schmuck aufzusuchen. Da ihr dies zugestanden wurde, gieng sie auf eine Wiese am Skamandros, und badete sich da im reinen Quellwasser. Dann sammelte sie Lilien, Veilchen und andere Blumen; aber bald gewahrte sie, daß der lieblichste Duft der Rose entströme. Sie legte die andern Blumen bei Seite und flocht sich einen Rosenkranz in das Haupthaar. Mit diesem geschmückt trat sie wieder in den Kreis. Da warteten die Göttinnen nicht erst den Urtheilsspruch des Hirten ab, sondern sie entfernten sich, nachdem sie die Blume geküßt und den Kranz der Aphrodite erst vom Haupte genommen und dann wieder aufgesetzt hatten."

Der Duft, der aus der Rose uns entgegenweht, entspricht der Lieblichkeit, die aus Gesang und Dichtung zu unserm Herzen dringt. Darum sind Rosen und Quendel den Musen geheiligt, und Thalia trägt einen Kranz von Rosen.

Als Sinnbild der Anmuth und Jugend wird die Rose den Charitinnen beigegeben. In dem Tempel der Huldgöttinnen zu Elis waren die drei Schwestern so dargestellt, daß die erste eine Rose, die andere einen Myrtenzweig, die dritte einen Würfel, als Werkzeug des jugendlichen Spiels, in der Hand hielt.

Jugendlich anmuthig erscheint uns der Lenz; deshalb hält auch die Hore des Frühlings eine Rose in der Hand.

Nicht minder steht die Verkünderin des jungen Tages, die Morgenröthe, in Beziehung zur Rose, wie denn auch Homer die Eos, die Göttin der Morgenröthe, die rosenfingerige nennt.

Im Vollgefühle jugendlicher Kraft und Munterkeit entquellen heitere Lieder am reinsten und hellsten der jugendlichen Brust, und wir werden den Rhetor deshalb nicht tadeln dürfen, daß er dem Komos, dem Gotte des festlichen Freudengesangs, einen Kranz von Rosen als Attribut zutheilt.

Auch dem Dionysos, dem Gotte nicht nur des Weines, sondern der ganzen blühenden Natur, ist die Rose geweiht, und in gleichem Sinne der ephesischen Artemis, dem Sinnbilde überschwänglicher Fruchtbarkeit in der Naur. Dem Dionysos zu Ehren bekränzte man sich bei festlichen Gelagen mit Rosen. Ueberhaupt scheint das Tragen von Rosenkränzen nicht blos bei Griechen und Römern, sondern auch bei den Hebräern üblich gewesen zu sein; in der Weisheit Salomonis (II. 8) heißt es: „Laßt uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden", anklingend an das bekannte Lied:

„Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht".

Der Duft der Rosenkränze sollte die Tafelfreuden erhöhen. Waren die Gäste in heiterster Laune, so pflückten sie wohl die Rosen-

blätter aus den Kränzen und werfen sie in den Wein, den sie mit den Blättern tranken.

Plinius erzählt: „Antonius, der sich bekanntlich durch die Reize der Kleopatra hatte fesseln lassen, war zuletzt, da er sich zu dem entscheidenden Kampfe gegen Augustus rüstete, auch gegen die Geliebte mißtrauisch geworden und hatte es eingeführt, daß die Speisen und Getränke, die er in ihrer Gesellschaft genoß, von einem Diener vorher gekostet wurden. Von diesem Argwohn, welcher der Königin nicht verborgen bleiben konnte, wurde er auf folgende Art geheilt. Sie hatte vor einem Mahle die Blätter eines Kranzes, den sie auf ihr Haupt setzte, mit einem starken Gifte bestreichen lassen. Als die Fröhlichkeit der Tischgenossen beim Genusse des Weines sich steigerte, schlug sie dem Antonius vor, daß sie auch die Kränze trinken wollten, d. h. die Blätter in den Becher werfen und dann den Wein mit den Blättern trinken. Wer sollte da etwas Arges vermuthen? Sie warf die Rosen in den Becher, hielt aber gleich die Hand vor den Mund des Antonius, als er ihn an seine Lippen brachte. „Ich bin es, lieber Antonius", so rief sie, „die du so ängstlich fürchtest, daß du mir meine Speisen und meine Schalen credenzen lässest; aber siehe, so wenig fehlt es mir an Gelegenheit, mich deiner zu entledigen, wenn ich ohne dich leben könnte." Sie ließ dann einen zum Tode verurtheilten Verbrecher herbeiführen und befahl ihm, aus dem Becher zu trinken, worauf derselbe alsbald den Geist aufgab."

Schwelger begnügten sich nicht mit einem einfachen Kranze, sondern schlangen um Haupt und Hals doppelte Kränze, weil diese einem allgemein verbreiteten Glauben nach den Rausch abhielten. Ein Kranz von Rosen konnte überhaupt Wunderwirkung thun, wenn wir einem Romane des Apulejus Glauben schenken wollen. Dem Helden des Romans, Lucius, einem in alle Laster gemeiner Sinnlichkeit versunkenen Menschen, der zur Strafe in einen Esel verwandelt worden war, gab ein Rosenkranz, den er verschluckte, die menschliche Gestalt wieder.

Aelian erzählt: „Aspasia, die schönste Griechin, hatte als Kind ein Gewächs auf der Wange, dicht am Kinn. Kein Arzt vermochte ihr zu helfen. Da sie in einem Spiegel sah, wie ihr Gesicht entstellt war, betrübte sie sich sehr und versagte sich den Genuß jeder Speise. Aber durch einen Traum kam ihr Rettung. Eine Taube, der Lieblingsvogel der Aphrodite, erschien ihr in der Gestalt einer Jungfrau und rieth ihr, die verwelkten Rosenkränze von der Bildsäule der Göttin abzunehmen und die Blätter zerrieben auf die Wange zu legen. Aspasia that, was ihr gerathen worden; das Gewächs verschwand, und sie erlangte nicht nur die frühere Gestalt wieder, sondern galt fortan als das Muster weiblicher Schönheit in ganz Hellas."

Der Verbrauch von Rosen bei festlichen Gelegenheiten scheint in Rom ein ungemein großer gewesen zu sein, und man versichert, daß zur Winterszeit ganze Schiffsladungen von Rosen aus Alexandria nach Rom gekommen seien. Eine Fülle von Rosen schüttete man über den Tisch aus und ließ zuweilen durch eine künstliche Vorrichtung während der Mahlzeit Rosenblätter von oben auf die Gäste herabfallen. Dies ließ einst der wahnsinnige Heliogabalus in solchem Uebermaße thun, daß eine Anzahl seiner Gäste, die sich nicht durcharbeiten konnten, in den Blumen erstickte. Kleopatra ließ zu einem Gastmahle, das sie dem Antonius gab, für ungeheure Summen Rosen herbeischaffen, die Fußböden der Speisezimmer eine Elle hoch damit bedecken und über die Blumen Netze spannen, um den Boden recht elastisch zu machen. Während der Mahlzeit ruhte man auf Kissen, die mit Rosenblättern gefüllt waren, oder bereitete sich ein Lager aus ihnen. Bei den Sybariten war es allgemeine Sitte, auf Rosenblättern zu schlafen. Daß diese Sitte sehr verbreitet war, kann man daraus schließen, daß Dichter von derselben ihre Vergleiche entlehnen, wie denn auch die sprichwörtliche Redensart: „auf Rosen gebettet sein" darin ihren Ursprung findet. Natürlich wird, was bei den Menschen Sitte ist, auch auf die Götter übertragen; darum ruht Venus in der weinumrankten Grotte, in welcher

sie bei angenehmer Kühlung erquickenden Schlummer sucht, auf einem Lager von Rosen aus.

Auch die Wege wurden mit Rosen bestreut. Wer sollte dabei nicht des Liedes gedenken:

„Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen“?

Selbst in der guten alten Zeit, da die größte Einfachheit herrschte, war es Sitte gewesen, den Weg, auf welchem die Bildsäulen der Götter bei feierlichem Umgange getragen wurden, mit Rosen zu bestreuen.

Mit Rosenkränzen schmückte man die Bildsäulen der Götter und Menschen und umhieng mit Rosengewinden die Bilder geliebter Personen. Auch die Gräber der theuren Angehörigen schmückte man mit Rosen, und eine schöne Sitte der Alten hatte einen besondern Tag bestimmt, an welchem das Rosenfest (rosalia) für die Dahingeschiedenen gefeiert wurde.

Das Tragen der Rosenkränze galt als ehrende Auszeichnung, die nicht Jedem gestattet wurde. Römische Krieger hielten zuweilen Rosenkränze in den Händen, wenn sie triumphirend in Rom einzogen, oder bemalten ihre Schilde mit Rosen. So galt die Rose gewissermaßen auch als Symbol siegreichen Kampfes.

Sinnig wäre es gewesen, wenn man die Rose auch als Sinnbild der Verschwiegenheit betrachtet hätte. Denn wie die Blumenblätter der Centifolie sich zu immer engeren Hüllen zusammenschließen, so daß deren Inneres dem Blicke verborgen bleibt: so soll auch das dem Freunde anvertraute Wort in dessen Brust vergraben bleiben. Aber obwohl Winckelmann behauptet, daß im Alterthume die Rose dem Harpokrates, dem Gotte des Schweigens, geweiht gewesen sei, so läßt sich doch dafür keine sichere Gewährleistung auffinden. Der Ursprung der Redensart: „Jemanden etwas sub rosa sagen“, oder wie das Sprichwort bei Agricola heißt: „Was wir kosen, bleib' unter den Rosen“ ist nicht außer allem Zweifel. Nach Einigen bezieht sie sich auf die Rosenlaube,

den Ort vertraulicher Zusammenkunft; nach Andern auf den Umgang Liebender, bei welchem der Rosen so häufig gedacht werde. Vieles spricht für die Ansicht, daß die erwähnte Redensart von einer alten Sitte herrühre, der zufolge bei dem Gelage von der Zimmerdecke eine Rose herabhing zur Erinnerung daran, daß, was in der Munterkeit des Mahles gesprochen worden, nicht weiter gesagt werden solle. In der That findet sich in Klöstern an der Decke der Speise- und Conventsäle eine Rose aus Gyps geformt, unter welcher der Speisetisch der Conventualen steht. Ebenso ist in vielen altdeutschen Kirchen über dem Beichtstuhle eine fünfblätterige Rose angebracht.

Nicht ohne symbolische Deutung ist die Farbe der Rose. Man hielt die weiße Rose für die älteste, und in der That fehlt es nicht an Sagen, welche über die Farbenwandlung Meldung thun. Als nemlich — so wird erzählt — die Göttin der Liebe an dem Dorn eines Rosenstrauches sich den Fuß verletzt hatte und einige Tropfen ihres Götterblutes auf die Blume geträufelt waren: da nahm die ursprünglich weiße Rose die rothe Farbe an. Andere wollen, daß Eros einige Tropfen Nektar auf sie habe fallen lassen, was dem Rosenroth seinen Ursprung gegeben. Nach späteren römischen Dichtern habe Amor durch sein holdes Anlächeln oder einen zugeworfenen Kuß der Rose die Anmuth verliehen, oder auch Aurora habe diese Blume mit einem Theile ihres Purpurschimmers begabt. Modernen Ursprungs ist die Dichtung, der zufolge die jugendliche Liebesgöttin beim ersten Anblick eines schönen Jünglings ihr erröthend Antlitz zur Rose wendet und sie berührt.

„Und wie die Göttin selbst, von Glut erfüllt,
Das Antlitz wieder hebt vom Kelchesschoße,
Da stand, im Blut der Liebe eingehüllt,
Erröthend da: die — erste rothe Rose.“

Sinnig allerdings ist es, das Roth der Rose als Symbol des Erröthens zu betrachten, welches die erste Empfindung der Liebe auf dem Antlitz der Jungfrau hervorruft; doch deutet die rothe Farbe der Rose zu sehr auf die Farbe des Blutes, als daß

die Dichtung nicht Beziehungen beider aufzufinden bemüht gewesen wäre.

Nach Herder's Dichtungen aus der morgenländischen Sage stammt die rothe Färbung der Rose von dem ersten Blut, das auf Erden vergossen worden. Er erzählt: „Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere verwandelt, die sie nie gesehen. Sie wollte die Rose brechen; aber sie zerfiel von ihrer Hand.

Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhoben sich ringsum, und eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis Alles sich zuletzt in süße Töne verlor, in Töne, die sie noch nie gehört hatte. Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst ihr Jugendparadies, und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt ein weiß gekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte sich liebreich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand mit ihm. Erwachend sah die Mutter des Tages Morgenröthe wie blutig aufgehen und gieng mit schwerem Herzen zum Opferfest. Die Brüder brachten ihre Opfer; die Eltern giengen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder.

Angstvoll suchte die Mutter ihn und fand nur seine zerstreute traurige Heerde. Er selbst lag blutig am Altar; die Rosen waren mit seinem Blute gefärbt, und Kain's Aechzen schallte laut aus einer nahen Höhle. Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer, den sie dort im neuen Paradiese sah; die rothen Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen, weinende Mutter, schau hinauf! Sieh jenen glänzenden

Wagen dort! er fährt zu anderen Auen, zu schöneren Paradiesen, als du in Eden sahst, wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle Seufzer sich in süße Töne wandeln."

Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihren Thränen bethaut und mit den Rosen seines Altars bekränzt hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vor dem Angesichte einer schönern Morgenröthe. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternenwagen und suchten ihren Schäfer dort."

Auch noch in anderer Weise wird die Mutter der Lebendigen mit der Rose in Verbindung gebracht. So lange Eva in Unschuld lebte, war die Rose weiß. Erst als sie, in Sünde gefallen, zum erstenmal darüber erröthete, färbte sich die Rose roth. Wie demnach die rothe Rose ein Symbol des im Gefolge des sündigen Bewußtseins stehenden Erröthens, so wäre einer Legende zufolge die weiße Rose ein Sinnbild der durch Buße wiedergewonnenen Unschuld. Die Thränen der h. Magdalena sollen nemlich die vorher rothe Rose entfärbt haben, weshalb die weißen Rosen auch Magdalenenrosen heißen (Menzel, Christliche Symbolik II. 283).

Indeß hält die christliche Symbolik vorzugsweise die Blutfarbe der Rose fest und bringt die Blume in Verbindung mit dem allerheiligsten Blute, vergossen zur Erlösung der Menschheit. Diese Beziehungen treten sowohl in der späteren Poesie der Jesuiten, als in dem herrnhutischen Gesangbuche hervor. In einem alten Kirchenliede werden die wichtigsten Momente im Leben Jesu mit Rosen verglichen, unter denen die letzte und schönste sein Tod am Kreuze. Nach einer wehrscheinlich modernen Legende entstand die Moosrose aus einem Tröpfchen Blut des Heilandes, welches in's Moos fiel.

Die Rost- oder Weinrose (Rosa rubiginosa) heißt in der Gegend von Tübingen des Heilands Dornenkrone, und es geht dort die Sage, daß die rothen Punkte auf den Zweigen von dem Blute des Heilandes herrührten.

Auch aus dem Blute der Märtyrer läßt die Sage Rosen erblühen.

Als uraltes Sinnbild der Liebe ist die Rose vornehmlich der h. Jungfrau, der Mutter der Liebe und des Erbarmens, geweiht. Auf sie wird die Stelle des Hohenliedes (II, 2) bezogen: „Wie die Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern"; ebenso ist die h. Jungfrau gemeint, wenn es in jenem alten Kirchenliede heißt:

„Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart,
wie uns die Alten sungen,
von Jesse kam die Art,
und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter
wohl zu der halben Nacht."

Besonders beliebt war im Mittelalter die Vorstellung, Maria sitze im Rosenhag oder Rosenthal, und manch altes Bild zeigt sie in einer Rosenhecke voll singender Vögel oder auf einem Throne, von lichttragenden Engeln umringt, die sie mit Rosen bekränzen.

Neben einem Muttergottesbilde bei Lucca wuchsen Rosen, die hoch verehrt wurden, weil einst hier ein stummer Hirtenknabe eine Rose gebrochen und durch ihren Duft seine Sprache wieder bekommen habe.

Nach der Angabe des h. Dominicus flocht der Erzengel Gabriel aus 150 himmlischen Rosen drei Kränze für die h. Maria; der eine aus weißen Rosen deutete auf ihre Freuden, der zweite aus rothen auf ihre Schmerzen, der dritte aus goldenen auf ihre Glorien.

Eine Legende erzählt von dem Mönche Josbert, der im Kloster Doel alle Tage fünf Psalmen zu Ehren der h. Maria sang. Als er i. J. 1186 bei den Nachtvigilien des Andreasfestes nicht zugegen war, suchte ihn der Prior, fand ihn todt in der Zelle und sah aus des Verstorbenen Augen, Mund und Ohren fünf Rosen hervorblühen, auf denen die Anfangsbuchstaben der fünf Psalmen

standen, die [illegible] zu Ehren der heiligen Jungfrau zu beten gewohnt war.

Geweiht der h. Jungfrau, dieser Fürbitterin für die Sünder, ist die Rose ein Sinnbild der Gebete, die sich zum Rosenkranze an einander reihen. Aufblühenden Rosen verglich man die Gebete aus unschuldigem oder reuevollem Munde, deshalb auch die Reihenfolge der Gebete einem Rosenkranze. Eine Legende erzählt, daß, als einst ein edler und frommer Jüngling im Walde durch Räuber seinen Tod fand, ein Engel ihm seine letzten Gebete als zwölf weiße und drei rothe Rosen vom Munde pflückte und einen Kranz daraus wand, der in kirchlichen Rosenkränzen von Gebetperlen nachgeahmt wurde. Dies soll der Ursprung des Rosenkranzes sein. (Menzel, Christl. Symb. II. 286.)

In der kirchlichen Malerei heißt Rosenkranz die großartige Einrahmung von Dreieinigkeitsbildern in einem einzigen großen Kranze von Rosen, der sich zuweilen in kleinere Rosenkränze theilt. Hier bedeuten die Rosen das Band der Liebe, welches die heiligen Geheimnisse umschlingt. (Menzel, l. c., II. 288.)

Die Rose ist auch Sinnbild der Verdienste, welche aus guten Werken erblühen, oder, wie Andere es deuten, ihr Wohlgeruch ist vergleichbar dem der Opfer, welche die Gläubigen durch Almosen und andere Werke der Barmherzigkeit dem Herrn darbringen. Bekannt ist die Legende von den Rosen der h. Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen und Hessen.

Sie pflegte in eigener Person den Armen Lebensmittel und Kleidungsstücke zu überbringen. „Einst stieg sie so belastet in Begleitung einer ihrer vertrauten Frauen einen steilen, sehr rauhen Weg, den man heute noch zeigt, hinunter und trug unter ihrem Mantel Brod, Fleisch, Eier für die Armen. Plötzlich stand ihr Gemahl, von der Jagd heimziehend, vor ihr und fragte die gebückt Einhergehende: „Laß sehen, was du trägst." — „Rosen", antwortete sie, „um mir einen Kranz zu machen." Er aber zog mit den Worten: „Laß sehen die Rosen", der sich Sträubenden den Mantel zurück und sah lächelnd und erstaunt die Bescherung, die ihn

schöner, als der schönste Rosenstrauß am Busen seiner Getreuen dünken mußte. Die Sage ließ auch wirklich die sieben Sachen wunderbarer Weise vor seinen Augen in Rosen verwandelt werden." (Merz, Christl. Frauenbilder 110.)

Aehnliches berichtet die Legende von der h. Casilda in Toledo und von der h. Rosa von Viterbo.

Nach einer andern Rosensage sollte eine unschuldige Jungfrau auf falsche Anklage in dürren Dornen verbrannt werden. Als sie aber in das brennende Gestrüppe trat, erlosch das Feuer, und statt der Flammen erhoben sich blühende Rosen aus den Dornen.

Ein Rosenkärbchen ist Attribut der h. Dorothea. Vergeblich bemühte sich, wie die Legende berichtet, ihr Bräutigam, sie vom Christenglauben abwendig zu machen, um ihr Leben zu retten. Der Dichter läßt sie erwidern: (Wunderhorn II, 325.)

Zum schönen Paradiese
Komm' ich nach meinem Tod;
Daß sie sich Christum wiesen,
Steh'n da viel Röslein roth;
D'raus wird mir Christ, mein Herre,
Machen ein' Ehrenkranz;
Der Tod geliebt vielmehre,
Als so ich gieng zum Tanz.

Doch Theophil die Rede
Erklärt für lauter Spott,
Sprach: „Liebe Dorothea,
Wenn du bei deinem Gott,
Schick' mir auch Aepfel und Rosen
Aus Christi Garten schön!" —
„Ja, sprach sie, heil'ge Rosen,
Die sollst du wahrlich seh'n!" —

Das Fräulein ward gerichtet —
Da klopft es an sein Haus,
Der helle Morgen lichtet,
Ein Knäblein stehet draus,

Geschwingt mit gold'nen Flügeln,
Reicht's Rosenkörbchen dar,
Verschwindet auf den Hügeln,
Von wo es kommen war."

Dies Wunderzeichen bewirkt die Sinnesänderung des vorher dem Heidenthume ergebenen Mannes; er läßt sich taufen und stirbt, nachdem er öffentlich Christum bekannt, den Märtyrertod:

Rothe Rosen sind das Attribut der h. Rosa von Lima, von der die Legende sagt, daß sie Rosen in die Luft geworfen habe, um sie Gott anzubieten, worauf sich die Blumen in der Luft in Form eines von einem Kreise umgebenen Kreuzes zusammengefügt hätten, zum Zeichen, daß Gott ihr kindliches Geschenk annehme.

Es wird genügen, aus der großen Zahl deutscher Rosensagen nur einige hervorzuheben.

So gibt es über die Entstehung von Hildesheim zwei Rosensagen. Die eine erzählt, daß Kaiser Ludwig der Fromme auf einer winterlichen Jagd die Reliquienkapsel, die er um den Hals trug, an einen Dornstrauch hieng, aus dem sogleich Rosen hervorsproßten, weshalb man eine Kapelle baute, welcher später der Dom zu Hildesheim nachfolgte.

Die zweite Sage spricht von dem Kaiser, ohne ihn zu nennen, der in dem großen Walde, wo jetzt Hildesheim steht, einen weißen Hirschen mit solcher Hast verfolgte, daß er sich verirrte. In der Angst zog er das goldene Kreuz hervor, welches ihm seine Mutter geschenkt hatte, hieng es auf einen blühenden Rosenstrauch, betete und entschlief. Als er erwachte, fand er alles mit Schnee bedeckt; aber die Rosen blühten noch viel schöner als vorher. Da gelobte er, an dem h. Schnee eine Kirche zu bauen, und kaum hatte er das Gelübde ausgesprochen, so kam auch schon sein Gefolge. Er befahl nun, eine Kapelle zu bauen, welche das erste Gebäude der Stadt Hildesheim wurde. (v. Perger, deutsche Pflanzensagen).

Es war i. J. 1090, als der Graf von Berge seine Gemahlin, die er für treulos hielt, ermordete und ihre Kinder in der Wildniß aussetzte, damit sie von Wölfen und Bären zerrissen würden.

Allein die h. Maria hatte Erbarmen mit den Kleinen und zog einen so dichten Hag von wilden Rosen um sie, daß kein Raubthier ihnen nahen konnte. Als nach einiger Zeit der Graf auf einer Jagd seine Kinder unversehrt wieder sah, erkannte er sein Unrecht, nahm die Kleinen wieder zu sich und wandelte zum Zeichen seiner Reue das Scepter seines Wappens in eine Hagerose (v. Perger, l. c.)

Drei Rosen an einem Stengel nannte man einen Rosenkönig und hatte den Glauben, daß, wenn ein solcher im Garten erblühe, es eine Braut im Hause gebe. Anknüpfend an diesen Rosenkönig erzählt die Sage von einem schwäbischen Bauern, der zwei Töchter hatte; die eine war böse, die andere mild und fromm. Als er einst auf den Jahrmarkt gieng, verlangte die böse, daß er ihr ein seidenes Kleid mitbringe; die gute wünschte nur einen Rosenkönig. Vergebens bemühte er sich um einen solchen; aber auf dem Heimwege sah er in einem Garten drei Rosen auf einem Stiel, welche er abschnitt. Plötzlich steht ein Ungethüm vor ihm und gibt ihn nicht eher frei, als bis er ihm die gute Tochter zur Ehe verspricht. Begreiflicherweise läßt die Sage das Ungethüm in einen reichen, wunderschönen Prinzen verwandelt werden.

Das Rosenfest, der Sage nach von dem Bischofe Medardus gestiftet, bestand darin, daß jährlich an einem bestimmten Tage der tugendhaftesten Jungfrau nebst einem Geldgeschenke ein Kranz von Rosen überreicht und dieselbe für diesen Tag zum Rosenmädchen, der Königin des Festes, ernannt wurde.

Am Rosensonntag (Laetare) wird bekanntlich alljährlich vom Papste eine goldene Rose geweiht, um damit fürstlichen Personen ein Geschenk zu machen: ein Brauch, dessen Ursprung sich nicht mit Sicherheit nachweisen läßt.

„In der kirchlichen Baukunst und Bildhauerkunst wird die Rose zunächst in Verbindung gebracht mit dem Kreuze. Das Kreuz, das in den gothischen Thürmen und Thürmchen sich am höchsten erhebt, blüht gewöhnlich in Rosen aus. Dieses Rosenkreuz ist sehr alt, und findet sich am reichsten ausgeführt an dem Crucifix in der Lorenzkirche zu Nürnberg. Wenn die Rosen aus dem Kreuze heraus-

blühen, so hat das denselben Sinn, wie das Blühen aus den Dornen, die höchste Freude der Welt, die aus den bittersten Schmerzen kommt. Dagegen ist das von der einen Rose ringsumschlossene Kreuz (die Kreuzrose) dasselbe, was das Kreuz im Kreise, der Nimbus der drei höchsten göttlichen Personen. Auch in den Fensterrosetten der gothischen Kirchen wiederholt es sich oft und bezeichnet immer den Sieg des Kreuzes, die Herrschaft der Kirche über die ganze Welt." (Menzel, Christl. Symbolik II. 284.)

Anders deutet es Friedrich von Schlegel; er sagt: „Das Kreuz und die Rose sind die Hauptsinnbilder der gothischen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja, wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nemlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens."

Selbst der Gedanke des Todes wird durch die Rose symbolisirt. Erinnert sie doch durch ihre Dornen an die unangenehmen, ja traurigen Wechselfälle des Lebens, weshalb ein indischer Spruch sagt: „Wenn du deinen Wunsch erreicht hast, so frohlocke noch nicht; siehst du nicht, wie der Dorn in dem Augenblicke, als man die Rose bricht, den Finger verwundet?" Eine Sage läßt sogar die Rose zur Todesverkünderin werden, indem sie berichtet, daß eine weiße Rose in dem Chorstuhle desjenigen Chorherren oder Mönchs gefunden wurde, der bald sterben sollte; so zu Hildesheim, Lübeck, Breslau, Altenburg.

Mit blutigen Zügen sind bekanntlich die Kämpfe der weißen und rothen Rose in der Geschichte Englands eingezeichnet. So wenig es hier gestattet sein möchte, bei jener traurigen Zeit zu verweilen, so sehr wird es erlaubt sein, die patriotischen Worte zu wiederholen, die jüngst Rudolf Gottschall bei Gelegenheit einer schönen Feier gesprochen:

„Du aber, theures deutsches Vaterland,
Mögst du der York und Lancaster entbehren!
O möge nie des Bürgerkrieges Brand
Die schöne heimatliche Flur verheeren!

O brich für deine Stirn' die weißen Rosen
Vom Friedenszweig, der uns're Musen schmückt!
Die rothe aber sei im Schlachtentosen,
Im Kampf für Recht und Freiheit nur gepflückt!
So steh' im Rosenschmucke herrlich da,
Im Krieg und Frieden groß, Germania!"

Indem die Rosen welken, symbolisiren sie das Ende irdischen Lebens und Liebens. Während aber Rückert die sterbende Blume sagen läßt:

„Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzusteh'n":

läßt die christliche Sage mitten im Winter Rosen erblühen aus den Gräbern der Märtyrer, um anzudeuten, daß die göttliche Liebe Tod und Grab überdauert.

So ist schließlich auch hier wieder die Rose das Sinnbild unendlicher Lebensfülle, die in der ewigen Liebe ihre Vollendung erreicht.

---

# Ferienreise nach Rom und Neapel

von

**J. J. Hoffmann.**

---

In gehobener Stimmung durchschritt ich am 8. Aug. 1863 Morgens 6½ Uhr die Straßen Nürnbergs, das würdigste Reiseziel im Auge, das mir von Jugend vorgeschwebt hatte. Leben wir doch alle, an welche die humanistische Erziehung herantritt, schon als Kinder mit der Phantasie mehr in Latium als in Mittelfranken. So hatte mich bereits auch den ganzen Sommer über bei dem Gedanken, daß die Erfüllung eines langgehegten Wunsches sich nahe, manch ein electrischer Freudenstrahl durchzuckt, und nun, da ich die ersten Schritte seiner endlichen Erreichung entgegenthat, schwärmte ich wie in den Tagen der Jugend. Das munter fließende Gespräch im Wagen der Eisenbahn unterbrachen nur von Zeit zu Zeit die bayerischen Bierstationen, welche bei der wachsenden Hitze des Tages vom bereit gehaltenen Tranke zu kosten mahnten, und immer wieder Anlaß gaben auf dessen Gehaltlosigkeit zu schmähen. Wohl nirgends in der Welt bietet die Eisenbahn so viele Gelegenheit zum Zechen als in Bayern; sie ist hier eine ambulante Trinkanstalt, deren edelmüthige Wirthe für die Gesundheit der Gäste dadurch sorgen, daß sie ihre Getränke möglichst verdünnen. Aber auch die Conducteure wachen über das Wohl der ihnen anvertrauten Herde. Kaum sind die durstigen Schafe aus den geöffneten Pferchen zur Tränke gestürzt, so treiben jene sie wieder zusammen und schlagen hinter ihnen mit echtbayerischer Urkraft die Thüren zu, um nun selbst noch eine gute Weile

behaglich ihr Glas zu schlürfen und ihren Schützlingen Zeit zu lassen über nutzlose Hast zu wurmen, mit der man sie genöthigt hat den Labetrunk wie ein Corpsbursche auf einen Zug hinabzustürzen. Wie lange wird wohl der Unsinn die Wagen dritter Klasse zu verschließen und das Leben der Reisenden zu überwachen bei uns noch fortbestehen?

Ueber den weiten Gewässern des Bodensees lächelte im Frühscheine des Sonntags ein heiterer Friede und stimmte so wohl zu den frischgewaschenen lichten Katunkleidern und rosig angehauchten Gesichtern der Mädchen, die der Reihe nach auf der Bank saßen mit der Absicht sich in einem der Schweizerstädtchen einen guten Tag zu machen, daß uns alsbald selbst recht sommerlich und sonntäglich zu Muthe ward. In Chur gab ich Reisesack und Frau auf die Post, jenen nach Bellinzona, diese nur eine Meile weit bis Reichenau, wohin ich ihr theils voran theils nachlief. Schon saß sie an der Lehne eines Hügels, da wo Vorder- und Hinterrhein zusammenfließen, wohlgemuth und entschlossen die kleine Fußwanderung mit zu unternehmen, die uns eine vorläufige Stärkung für Italiens erschlaffende Hitze gewähren sollte. Wir waren nemlich im Begriff einen jener seltener benützten Alpenübergänge aufzusuchen, die weitab von der Heerstraße liegen und gerade durch ihre Einsamkeit für mich so reizend sind. Das Thal des Vorderrheins und der Lucmanierpaß war uns noch unbekannt; Luise fühlte sich frisch zu Fuße; also muthig weiter, die Landstraße hinan, am lieblichen Tamins vorüber, dessen weißes Kirchlein von seinem rundlichen grünen Hügel gar freundlich niederschaut, an Trins und dem von Fichten umdunkelten kleinen See vorbei in tropischer Hitze, welche die Haut sengte, und in reichlichem Staub, der den Gaumen verdörrte. Welch ein Labsal war uns das frische Wasser, welches da und dort, wie überall in der Alpenwelt, klar und lustig vom Berge rann! Ich hatte in einer meiner sieben Rocktaschen eine Blechtasse, die mir seit Jahren schon treu gedient auf manchen Wanderwegen und leider jetzt vielleicht das Küchenbrett irgend einer neapolitanischen Lazzaronigattin schmückt; diese schöne Tasse war

mattem Platinagrau (denn das ehrwürdige Alter hatte ihr den frühern Glanz genommen) wurde wohl zwanzigmal mit kühlem Naß gefüllt, bis der glühende Sonnenball sich tiefer senkte. Im freundlichen an den Berg des Hochthals hingelehnten Flims ein Schöpplein getrunken; dann im Bogen noch aufwärts zu den Waldhäusern, und nun nieder und nieder 1200′ bis Ilanz, das sich rühmt die älteste Stadt am Rhein zu sein.

Der Weg im engen Rheinthale, den ich Morgens wieder allein ging, war ermüdend, zumal sich zeitig die drückende Hitze von gestern wiederholte. Von Trons erweitert sich die Aussicht und spitzige Berge ragen da und dort mit Schnee und Eis bedeckt gen Himmel. Vor dem Städtchen steht eine Kapelle neben einem alten Ahorn, unter welchem im Jahre 1424 die Edlen und Vorsteher des Volkes unter dem Vorsitze des Abtes von Disentis den sogenannten grauen Bund stifteten, welcher Graubünden den Namen gab, einen Bund zum Schutze des Friedens der Straße und des freien Kaufs, der dem Faustrecht ein Ende machte.

Eine Stunde vor dem Eilwagen, der meine Frau nachbrachte, war ich oben in Disentis und schlief bis zu seiner Ankunft auf der Bank vor dem Gasthause; die Luft war gewitterschwül, und selbst in dieser Höhe von vierthalbtausend Fuß war kein frohes Aufathmen, bis es gegen Abend ein wenig zu regnen begann.

Wir frühstückten in der schöngetäfelten geräumigen Rathsstube und brachen dann lustig auf zum Marsch über's Gebirge. Bald lag das große Kloster, das von seiner Anhöhe mit breiter heller Fronte die Gegend beherrscht, sammt dem Vorderrhein und den zerstreuten Häusern des ärmlichen Fleckens uns tief zu Füßen; schon haben wir die Kapelle, den bisherigen Augenpunkt, unter uns; da führt der Weg unmittelbar vor einen steilen Abgrund, in dessen Tiefe der Mittelrhein rauscht. Schaudernd blickte meine Frau, welche sich auf dieser Reise allenthalben von Räubern umgeben sah, in den unheimlichen Schlund hinab. In Windungen schlängelt sich der Saumpfad nieder, jenseits der Holzbrücke in Windungen wieder herauf, und höher und höher den bewaldeten Berg hinan. Ich muß

die Dichtung nicht Beziehungen beider aufzufinden bemüht gewesen wäre.

Nach Herder's Dichtungen aus der morgenländischen Sage stammt die rothe Färbung der Rose von dem ersten Blut, das auf Erden vergossen worden. Er erzählt: „Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere verwandelt, die sie nie gesehen. Sie wollte die Rose brechen; aber sie zerfiel von ihrer Hand.

Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhoben sich ringsum, und eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis Alles sich zuletzt in süße Töne verlor; in Töne, die sie noch nie gehört hatte. Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst ihr Jugendparadies, und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt ein weiß gekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte sich liebreich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand mit ihm. Erwachend sah die Mutter des Tages Morgenröthe wie blutig aufgehen und gieng mit schwerem Herzen zum Opferfest. Die Brüder brachten ihre Opfer; die Eltern giengen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder.

Angstvoll suchte die Mutter ihn und fand nur seine zerstreute traurige Heerde. Er selbst lag blutig am Altar; die Rosen waren mit seinem Blute gefärbt, und Kain's Aechzen schallte laut aus einer nahen Höhle. Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer, den sie dort im neuen Paradiese sah; die rothen Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf, gen Himmel zu den Sternen, weinende Mutter, schaue hinauf! Sieh jenen glänzenden

Wagen dort! er fährt zu anderen Auen, zu schöneren Paradiesen, als du in Eden sahst, wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht und alle Seufzer sich in süße Töne wandeln."

Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihren Thränen bethaut und mit den Rosen seines Altars bekränzt hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vor dem Angesichte einer schönern Morgenröthe. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternenwagen und suchten ihren Schäfer dort."

Auch noch in anderer Weise wird die Mutter der Lebendigen mit der Rose in Verbindung gebracht. So lange Eva in Unschuld lebte, war die Rose weiß. Erst als sie, in Sünde gefallen, zum erstenmal darüber erröthete, färbte sich die Rose roth. Wie demnach die rothe Rose ein Symbol des im Gefolge des sündigen Bewußtseins stehenden Erröthens, so wäre einer Legende zufolge die weiße Rose ein Sinnbild der durch Buße wiedergewonnenen Unschuld. Die Thränen der h. Magdalena sollen nemlich die vorher rothe Rose entfärbt haben, weshalb die weißen Rosen auch Magdalenenrosen heißen (Menzel, Christliche Symbolik II. 283).

Indeß hält die christliche Symbolik vorzugsweise die Blutfarbe der Rose fest und bringt die Blume in Verbindung mit dem allerheiligsten Blute, vergossen zur Erlösung der Menschheit. Diese Beziehungen treten sowohl in der späteren Poesie der Jesuiten, als in dem herrnhutischen Gesangbuche hervor. In einem alten Kirchenliede werden die wichtigsten Momente im Leben Jesu mit Rosen verglichen, unter denen die letzte und schönste sein Tod am Kreuze. Nach einer wehrscheinlich modernen Legende entstand die Moosrose aus einem Tröpfchen Blut des Heilandes, welches in's Moos fiel.

Die Rost- oder Weinrose (Rosa rubiginosa), heißt in der Gegend von Tübingen des Heilands Dornenkrone, und es geht dort die Sage, daß die rothen Punkte auf den Zweigen von dem Blute des Heilandes herrührten.

Auch aus dem Blute der Märtyrer läßt die Sage Rosen erblühen.

Als uraltes Sinnbild der Liebe ist die Rose vornehmlich der h. Jungfrau, der Mutter der Liebe und des Erbarmens, geweiht. Auf sie wird die Stelle des Hohenliedes (II, 2) bezogen: „Wie die Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern"; ebenso ist die h. Jungfrau gemeint, wenn es in jenem alten Kirchenliede heißt:

„Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart,
wie uns die Alten sungen,
von Jesse kam die Art,
und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter
wohl zu der halben Nacht."

Besonders beliebt war im Mittelalter die Vorstellung, Maria sitze im Rosenhag oder Rosenthal, und manch altes Bild zeigt sie in einer Rosenhecke voll singender Vögel oder auf einem Throne, von lichttragenden Engeln umringt, die sie mit Rosen bekränzen.

Neben einem Muttergottesbilde bei Lucca wuchsen Rosen, die hoch verehrt wurden, weil einst hier ein stummer Hirtenknabe eine Rose gebrochen und durch ihren Duft seine Sprache wieder bekommen habe.

Nach der Angabe des h. Dominicus flocht der Erzengel Gabriel aus 150 himmlischen Rosen drei Kränze für die h. Maria; der eine aus weißen Rosen deutete auf ihre Freuden, der zweite aus rothen auf ihre Schmerzen, der dritte aus goldenen auf ihre Glorien.

Eine Legende erzählt von dem Mönche Josbert, der im Kloster Doel alle Tage fünf Psalmen zu Ehren der h. Maria sang. Als er i. J. 1186 bei den Nachtvigilien des Andreasfestes nicht zugegen war, suchte ihn der Prior, fand ihn todt in der Zelle und sah aus des Verstorbenen Augen, Mund und Ohren fünf Rosen hervorblühen, auf denen die Anfangsbuchstaben der fünf Psalmen

standen, die Jodbert zu Ehren der heiligen Jungfrau zu beten gewohnt war.

Geweiht der h. Jungfrau, dieser Fürbitterin für die Sünder, ist die Rose ein Sinnbild der Gebete, die sich zum Rosenkranze an einander reihen. Aufblühenden Rosen verglich man die Gebete aus unschuldigem oder reuevollem Munde, deshalb auch die Reihenfolge der Gebete einem Rosenkranze. Eine Legende erzählt, daß, als einst ein edler und frommer Jüngling im Walde durch Räuber seinen Tod fand, ein Engel ihm seine letzten Gebete als zwölf weiße und drei rothe Rosen vom Munde pflückte und einen Kranz daraus wand, der in kirchlichen Rosenkränzen von Gebetperlen nachgeahmt wurde. Dies soll der Ursprung des Rosenkranzes sein. (Menzel, Christl. Symb. II. 286.)

In der kirchlichen Malerei heißt Rosenkranz die großartige Einrahmung von Dreieinigkeitsbildern in einem einzigen großen Kranze von Rosen, der sich zuweilen in kleinere Rosenkränze theilt. Hier bedeuten die Rosen das Band der Liebe, welches die heiligen Geheimnisse umschlingt. (Menzel, l. c. II. 288.)

Die Rose ist auch Sinnbild der Verdienste, welche aus guten Werken erblühen, oder, wie Andere es deuten, ihr Wohlgeruch ist vergleichbar dem der Opfer, welche die Gläubigen durch Almosen und andere Werke der Barmherzigkeit dem Herrn darbringen. Bekannt ist die Legende von den Rosen der h. Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen und Hessen.

Sie pflegte in eigener Person den Armen Lebensmittel und Kleidungsstücke zu überbringen. „Einst stieg sie so belastet in Begleitung einer ihrer vertrauten Frauen einen steilen, sehr rauhen Weg, den man heute noch zeigt, hinunter und trug unter ihrem Mantel Brod, Fleisch, Eier für die Armen. Plötzlich stand ihr Gemahl, von der Jagd heimziehend, vor ihr und fragte die gebückt Einhergehende: „Laß sehen, was du trägst." — „Rosen", antwortete sie, „um mir einen Kranz zu machen." Er aber zog mit den Worten: „Laß sehen die Rosen", der sich Sträubenden den Mantel zurück und sah lächelnd und erstaunt die Bescherung, die ihn

schöner als der schönste Rosenstrauß am Busen seiner Getreuen dünken mußte. Die Sage ließ auch wirklich die sieben Sachen wunderbarer Weise vor seinen Augen in Rosen verwandelt werden." (Merz, Christl. Frauenbilder 110.)

Aehnliches berichtet die Legende von der h. Casilda in Toledo und von der h. Rosa von Viterbo.

Nach einer andern Rosensage sollte eine unschuldige Jungfrau auf falsche Anklage in dürren Dornen verbrannt werden. Als sie aber in das brennende Gestrüppe trat, erlosch das Feuer, und statt der Flammen erhoben sich blühende Rosen aus den Dornen.

Ein Rosenkörbchen ist Attribut der h. Dorothea. Vergeblich bemühte sich, wie die Legende berichtet, ihr Bräutigam, sie vom Christenglauben abwendig zu machen, um ihr Leben zu retten. Der Dichter läßt sie erwidern: (Wunderhorn II, 325)

Zum schönen Paradiese
Komm' ich nach meinem Tod;
Daß sie sich Christum wiesen,
Steh'n da viel Röslein roth;
D'raus wird mir Christ, mein Herre,
Machen ein' Ehrenkranz;
Der Tod geliebt vielmehre,
Als so ich gieng zum Tanz.

Doch Theophil die Rede
Erklärt für lauter Spott,
Sprach: „Liebe Dorothea,
Wenn du bei deinem Gott,
Schick' mir auch Aepfel und Rosen
Aus Christi Garten schön!" —
„Ja, sprach sie, heil'ge Rosen,
Die sollst du wahrlich seh'n!" —

Das Fräulein ward gerichtet —
Da klopft es an sein Haus,
Der helle Morgen lichtet,
Ein Knäblein stehet draus,

Beschwingt mit gold'nen Flügeln,
Reicht's Rosenkörbchen dar,
Verschwindet auf den Hügeln,
Von wo es kommen war."

Dies Wunderzeichen bewirkt die Sinnesänderung des vorher dem Heidenthume ergebenen Mannes; er läßt sich taufen und stirbt, nachdem er öffentlich Christum bekannt, den Märtyrertod.

Rothe Rosen sind das Attribut der h. Rosa von Lima, von der die Legende sagt, daß sie Rosen in die Luft geworfen habe, um sie Gott anzubieten, worauf sich die Blumen in der Luft in Form eines von einem Kreise umgebenen Kreuzes zusammengefügt hätten, zum Zeichen, daß Gott ihr kindliches Geschenk annehme.

Es wird genügen, aus der großen Zahl deutscher Rosensagen nur einige hervorzuheben.

So gibt es über die Entstehung von Hildesheim zwei Rosensagen. Die eine erzählt, daß Kaiser Ludwig der Fromme auf einer winterlichen Jagd die Reliquienkapsel, die er um den Hals trug, an einen Dornstrauch hieng, aus dem sogleich Rosen hervorsproßten, weshalb man eine Kapelle baute, welcher später der Dom zu Hildesheim nachfolgte.

Die zweite Sage spricht von dem Kaiser, ohne ihn zu nennen, der in dem großen Walde, wo jetzt Hildesheim steht, einen weißen Hirschen mit solcher Hast verfolgte, daß er sich verirrte. In der Angst zog er das goldene Kreuz hervor, welches ihm seine Mutter geschenkt hatte, hieng es auf einen blühenden Rosenstrauch, betete und entschlief. Als er erwachte, fand er alles mit Schnee bedeckt; aber die Rosen blühten noch viel schöner als vorher. Da gelobte er, an dem h. Schnee eine Kirche zu bauen, und kaum hatte er das Gelübde ausgesprochen, so kam auch schon sein Gefolge. Er befahl nun, eine Kapelle zu bauen, welche das erste Gebäude der Stadt Hildesheim wurde. (v. Perger, deutsche Pflanzensagen).

Es war i. J. 1090, als der Graf von Berge seine Gemahlin, die er für treulos hielt, ermordete und ihre Kinder in der Wildniß aussetzte, damit sie von Wölfen und Bären zerrissen würden.

Allein die h. Maria hatte Erbarmen mit den Kleinen und zog einen so dichten Hag von wilden Rosen um sie, daß kein Raubthier ihnen nahen konnte. Als nach einiger Zeit der Graf auf einer Jagd seine Kinder unversehrt wieder sah, erkannte er sein Unrecht, nahm die Kleinen wieder zu sich und wandelte zum Zeichen seiner Reue das Scepter seines Wappens in eine Hagerose (v. Perger, l. c.)

Drei Rosen an einem Stengel nannte man einen Rosenkönig und hatte den Glauben, daß, wenn ein solcher im Garten erblühe, es eine Braut im Hause gebe. Anknüpfend an diesen Rosenkönig erzählt die Sage von einem schwäbischen Bauern, der zwei Töchter hatte; die eine war böse, die andere mild und fromm. Als er einst auf den Jahrmarkt gieng, verlangte die böse, daß er ihr ein seidenes Kleid mitbringe; die gute wünschte nur einen Rosenkönig. Vergebens bemühte er sich um einen solchen; aber auf dem Heimwege sah er in einem Garten drei Rosen auf einem Stiel, welche er abschnitt. Plötzlich steht ein Ungethüm vor ihm und gibt ihn nicht eher frei, als bis er ihm die gute Tochter zur Ehe verspricht. Begreiflicherweise läßt die Sage das Ungethüm in einen reichen, wunderschönen Prinzen verwandelt werden.

Das Rosenfest, der Sage nach von dem Bischofe Medardus gestiftet, bestand darin, daß jährlich an einem bestimmten Tage der tugendhaftesten Jungfrau nebst einem Geldgeschenke ein Kranz von Rosen überreicht und dieselbe für diesen Tag zum Rosenmädchen, der Königin des Festes, ernannt wurde.

Am Rosensonntag (Laetare) wird bekanntlich alljährlich vom Papste eine goldene Rose geweiht, um damit fürstlichen Personen ein Geschenk zu machen: ein Brauch, dessen Ursprung sich nicht mit Sicherheit nachweisen läßt.

„In der kirchlichen Baukunst und Bildhauerkunst wird die Rose zunächst in Verbindung gebracht mit dem Kreuze. Das Kreuz, das in den gothischen Thürmen und Thürmchen sich am höchsten erhebt, blüht gewöhnlich in Rosen aus. Dieses Rosenkreuz ist sehr alt, und findet sich am reichsten ausgeführt an dem Crucifix in der Lorenzkirche zu Nürnberg. Wenn die Rosen aus dem Kreuze heraus-

blühen, so hat das denselben Sinn, wie das Blühen aus den Dornen, die höchste Freude der Welt, die aus den bittersten Schmerzen kommt. Dagegen ist das von der einen Rose ringsumschlossene Kreuz (die Kreuzrose) dasselbe, was das Kreuz im Kreise, der Nimbus der drei höchsten göttlichen Personen. Auch in den Fensterrosetten der gothischen Kirchen wiederholt es sich oft und bezeichnet immer den Sieg des Kreuzes, die Herrschaft der Kirche über die ganze Welt." (Menzel, Christl. Symbolik II. 284.)

Anders deutet es Friedrich von Schlegel; er sagt: „Das Kreuz und die Rose sind die Hauptsinnbilder der gothischen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja, wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nemlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens."

Selbst der Gedanke des Todes wird durch die Rose symbolisirt. Erinnert sie doch durch ihre Dornen an die unangenehmen, ja traurigen Wechselfälle des Lebens, weshalb ein indischer Spruch sagt: „Wenn du deinen Wunsch erreicht hast, so frohlocke noch nicht; siehst du nicht, wie der Dorn in dem Augenblicke, als man die Rose bricht, den Finger verwundet?" Eine Sage läßt sogar die Rose zur Todesverkünderin werden, indem sie berichtet, daß eine weiße Rose in dem Chorstuhle desjenigen Chorherren oder Mönchs gefunden wurde, der bald sterben sollte; so zu Hildesheim, Lübeck, Breslau, Altenburg.

Mit blutigen Zügen sind bekanntlich die Kämpfe der weißen und rothen Rose in der Geschichte Englands eingezeichnet. So wenig es hier gestattet sein möchte, bei jener traurigen Zeit zu verweilen, so sehr wird es erlaubt sein, die patriotischen Worte zu wiederholen, die jüngst Rudolf Gottschall bei Gelegenheit einer schönen Feier gesprochen:

„Du aber, theures deutsches Vaterland,
Mögst du der York und Lancaster entbehren!
O möge nie des Bürgerkrieges Brand
Die schöne heimatliche Flur verheeren!

O brich für deine Stirn' die weißen Rosen
Vom Friedenszweig, der uns're Musen schmückt!
Die rothe aber sei im Schlachtentosen,
Im Kampf für Recht und Freiheit nur gepflückt!
So steh' im Rosenschmucke herrlich da,
Im Krieg und Frieden groß, Germania!"

Indem die Rosen welken, symbolisiren sie das Ende irdischen Lebens und Liebens. Während aber Rückert die sterbende Blume sagen läßt:

„Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzusteh'n":

läßt die christliche Sage mitten im Winter Rosen erblühen aus den Gräbern der Märtyrer, um anzudeuten, daß die göttliche Liebe Tod und Grab überdauert.

So ist schließlich auch hier wieder die Rose das Sinnbild unendlicher Lebensfülle, die in der ewigen Liebe ihre Vollendung erreicht.

# Ferienreise nach Rom und Neapel

von

**F. T. Hoffmann.**

In gehobener Stimmung durchschritt ich am 8. Aug. 1863 Morgens 6½ Uhr die Straßen Nürnbergs, das würdigste Reiseziel im Auge, das mir von Jugend vorgeschwebt hatte. Leben wir doch alle, an welche die humanistische Erziehung herantritt, schon als Kinder mit der Phantasie mehr in Latium als in Mittelfranken. So hatte mich bereits auch den ganzen Sommer über bei dem Gedanken, daß die Erfüllung eines langgehegten Wunsches sich nahe, manch ein electrischer Freudenstrahl durchzuckt, und nun, da ich die ersten Schritte seiner endlichen Erreichung entgegenthat, schwärmte ich wie in den Tagen der Jugend. Das munter fließende Gespräch im Wagen der Eisenbahn unterbrachen nur von Zeit zu Zeit die bayerischen Bierstationen, welche bei der wachsenden Hitze des Tages vom bereit gehaltenen Tranke zu kosten mahnten, und immer wieder Anlaß gaben auf dessen Gehaltlosigkeit zu schmähen. Wohl nirgends in der Welt bietet die Eisenbahn so viele Gelegenheit zum Zechen als in Bayern; sie ist hier eine ambulante Trinkanstalt, deren edelmüthige Wirthe für die Gesundheit der Gäste dadurch sorgen, daß sie ihre Getränke möglichst verdünnen. Aber auch die Conducteure wachen über das Wohl der ihnen anvertrauten Herde. Kaum sind die durstigen Schafe aus den geöffneten Pferchen zur Tränke gestürzt, so treiben jene sie wieder zusammen und schlagen hinter ihnen mit echtbayerischer Urkraft die Thüren zu, um nun selbst noch eine gute Weile

behaglich ihr Glas zu schlürfen und ihren Schützlingen Zeit zu lassen über nutzlose Hast zu wurmen, mit der man sie genöthigt hat den Labetrunk wie ein Corpsbursche auf einen Zug hinabzustürzen. Wie lange wird wohl der Unsinn die Wagen dritter Klasse zu verschließen und das Leben der Reisenden zu überwachen bei uns noch fortbestehen?

Ueber den weiten Gewässern des Bodensees lächelte im Frühscheine des Sonntags ein heiterer Friede und stimmte so wohl zu den frischgewaschenen lichten Katunkleidern und rosig angehauchten Gesichtern der Mädchen, die der Reihe nach auf der Bank saßen mit der Absicht sich in einem der Schweizerstädtchen einen guten Tag zu machen, daß uns alsbald selbst recht sommerlich und sonntäglich zu Muthe ward. In Chur gab ich Reisesack und Frau auf die Post, jenen nach Bellinzona, diese nur eine Meile weit bis Reichenau, wohin ich ihr theils voran theils nachlief. Schon saß sie an der Lehne eines Hügels, da wo Vorder- und Hinterrhein zusammenfließen, wohlgemuth und entschlossen die kleine Fußwanderung mit zu unternehmen, die uns eine vorläufige Stärkung für Italiens erschlaffende Hitze gewähren sollte. Wir waren nemlich im Begriff einen jener seltener benützten Alpenübergänge aufzusuchen, die weitab von der Heerstraße liegen und gerade durch ihre Einsamkeit für mich so reizend sind. Das Thal des Vorderrheins und der Lucmanierpaß war uns noch unbekannt; Luise fühlte sich frisch zu Fuße; also muthig weiter, die Landstraße hinan, am lieblichen Tamins vorüber, dessen weißes Kirchlein von seinem rundlichen grünen Hügel gar freundlich niederschaut, an Trins und dem von Fichten umdunkelten kleinen See vorbei in tropischer Hitze, welche die Haut sengte, und in reichlichem Staub, der den Gaumen verdörrte. Welch ein Labsal war uns das frische Wasser, welches da und dort, wie überall in der Alpenwelt, klar und lustig vom Berge rann! Ich hatte in einer meiner sieben Rocktaschen eine Blechtasse, die mir seit Jahren schon treu gedient auf manchen Wanderwegen und leider jetzt vielleicht das Küchenbrett irgend einer neapolitanischen Lazzaronengattin schmückt; diese schöne Tasse von

mattem Platinagrau (denn das ehrwürdige Alter hatte ihr den frühern Glanz genommen) wurde wohl zwanzigmal mit kühlem Naß gefüllt, bis der glühende Sonnenball sich tiefer senkte. Im freundlichen an den Berg des Hochthals hingelehnten Flims ein Schöpplein getrunken; dann im Bogen noch aufwärts zu den Waldhäusern, und nun nieder und nieder 1200′ bis Ilanz, das sich rühmt die älteste Stadt am Rhein zu sein.

Der Weg im engen Rheinthale, den ich Morgens wieder allein ging, war ermüdend, zumal sich zeitig die drückende Hitze von gestern wiederholte. Von Trons erweitert sich die Aussicht und spitzige Berge ragen da und dort mit Schnee und Eis bedeckt gen Himmel. Vor dem Städtchen steht eine Kapelle neben einem alten Ahorn, unter welchem im Jahre 1424 die Edlen und Vorsteher des Volkes unter dem Vorsitze des Abtes von Disentis den sogenannten grauen Bund stifteten, welcher Graubünden den Namen gab, einen Bund zum Schutze des Friedens der Straße und des freien Kaufs, der dem Faustrecht ein Ende machte.

Eine Stunde vor dem Eilwagen, der meine Frau nachbrachte, war ich oben in Disentis und schlief bis zu seiner Ankunft auf der Bank vor dem Gasthause; die Luft war gewitterschwül, und selbst in dieser Höhe von vierthalbtausend Fuß war kein frohes Aufathmen, bis es gegen Abend ein wenig zu regnen begann.

Wir frühstückten in der schöngetäfelten geräumigen Rathsstube und brachen dann lustig auf zum Marsch über's Gebirge. Bald lag das große Kloster, das von seiner Anhöhe mit breiter heller Fronte die Gegend beherrscht, sammt dem Vorderrhein und den zerstreuten Häusern des ärmlichen Fleckens uns tief zu Füßen; schon haben wir die Kapelle, den bisherigen Augenpunkt, unter uns: da führt der Weg unmittelbar vor einen steilen Abgrund, in dessen Tiefe der Mittelrhein rauscht. Schaudernd blickte meine Frau, welche sich auf dieser Reise allenthalben von Räubern umgeben sah, in den unheimlichen Schlund hinab. In Windungen schlängelt sich der Saumpfad nieder, jenseits der Holzbrücke in Windungen wieder herauf, und höher und höher den bewaldeten Berg hinan. Ich muß

Lüßen das Zeugniß geben, daß sie tapferer als je gestiegen ist. Wir glaubten, die Beschwernisse, welche Bädeker ankündigt, würden erst kommen, als sie bereits vorüber waren. Heiter schweifte der Blick vom Berge Bergiera ins grüne Hochthal hinab und auf das Dörfchen jenseits des Rheinbaches; wir mußten hinunter, dann über den Rhein, nun wieder aufwärts Platta zu, wo der Pfarrer den Wirth macht. Der fromme Herr war nicht zu Hause; seine Köchin aber, die schon kein deutsches Wort mehr verstand, setzte uns guten Wein vor, und es war uns gemüthlich zwischen Büchern und Schriften auf dem alten Sopha des Seelenhirten. Aus tiefer Tiefe schimmerte durch die Bergschlucht noch die Abtei herauf; wir aber stiegen zwischen grünen Gerstenfeldern höher die steinigen Pfade durch Roceo, Brebaggio, bis der längst von Disentis her drohende Regen uns in eine Bauernhütte trieb, welche hinter ihrem unscheinbaren Aeußern gleichwohl Arabiens und Westindiens Schätze barg. Die Hausfrau machte uns willig einen ganz braven Kaffee, in welchem auch das nahrhafte Brod aufweichte, wenn man ihm nur Zeit ließ. Der Himmel hatte bloß necken, keineswegs strafen wollen; bald rissen die Wolken und wieder lachte für den ganzen Tag unumwölkt die Sonne, deren Strahlen in dieser Höhe mehr erfreuten als belästigten.

Mühelos und allmählich gelangten wir von da hinauf zum Hospize S. Maria, wo uns guter Wein und delicates Wasser fast allzusehr erfrischte, und von da über sanfte Matten an die Paßhöhe (5948'), welche Graubünden und Tessin scheidet.

Der Lucmanier gehört unter die schönen und wenig beschwerlichen Alpenübergänge. Nur die erste Strecke von Disentis an erfordert ein etwas mühevolles Steigen; im übrigen hebt sich der Weg von deutscher Seite sehr allmählich. Rasch dagegen wie überall senkt er sich gegen Süden. Casaccia, ein einsames Hospiz eine Stunde abwärts, liegt schon an die 2000' tiefer. Wir wählten das bescheidene Häuschen zur Nachtruhe, welches Ziegen und schwarze Ferkel umspielten. So einfach wir tafelten, dennoch überboten uns an Frugalität noch die rüstigen Bursche des Landes, die

hier übernachteten, um mit der Frühe diesen oder jenen Paß zu überschreiten; denn auf dem Lucmanier kreuzen sich die Wege; diese handfesten Männer genossen nur Milch, die sie aus Näpfen tranken.

In der heiteren Frühe balancirten wir lustig über die buckligen Steine des verzweifelten Pflasters hinab und freuten uns des Wasserfalls zur Seite und durchzogen das Buschwerk des gedehnten Thalbodens, hinter welchem es abermals ziemlich jäh sich niedersenkt, dem hübschen Flecken Olivone zu, der von schroffen Gipfeln umstellt hinter einem vorliegenden Dorfe herausleuchtet. In Olivone tranken wir Wein und wirklich gutes Bier. Bayerns civilisatorische Mission hat ziemlich weit nach Süden unbestreitbare Erfolge gehabt. Da stand auch schon die Postchaise, die meine Frau Nachmittags 4 Uhr nach Biasca führen sollte; ich trat inzwischen denselben Weg zu Fuße an. In glühender Mittagshitze gehe ich auf guter Straße das schöne Thal herab, durch Dörfer, an Landhäusern vorbei; an Bergen hin, die mit großen Kastanien- und Nußbäumen bewachsen waren. Schade nur, daß mir die stolzen Berghäupter von Olivone, die einen wahrhaft reizenden Hintergrund bildeten, im Rücken lagen. Sei es, weil ich die italienische Sonne schon lange nicht erprobt hatte, oder war es wirklich ein so unerträglicher Brand — ganz ermattet lag ich eine gute Weile unter einem Kastanienbaum im Grase, wo neben mir ein Brünnlein rauschte, und schlief am hellen Tage; ein Taschendieb hätte an meiner Börse keinen üblen Fang gethan, da ich gleich dem weisen Bias alles das Meinige bei mir trug. Weiter unten, wo das erweiterte Thal des Tessin versumpft ist, war mir der Schatten vom gegenüberliegenden Berg ein wahres Labsal. So nahte gegen 5 Uhr Biasca. Von drei Hunden beim Gange durchs lange Städtchen ins Kreuzfeuer genommen, erreiche ich, während das Gebelle die ganze Straße alarmirte und die Bewohner unter Thür und Fenster traten, eine fabrica di birra, zu Deutsch ein Brauhaus. Da saßen im geräumigen Garten, dessen Rasenplatz zum Ballschlagen benützt wird, unter dem Grün einer Rebenlaube an zwei langen Tischen zwei Reihen Bürger in Hemdärmeln bei ihrem Schoppen Bier. Kaum

habe ich am Ende bescheiden Platz genommen, so dringen aus der Mitte deutsche Laute an mein Ohr. Augenblicks eile ich zu den Sprechern und mache meine Landsmannschaft geltend. Der eine war ein Professor Bühler, angestellt in dem nahen Stifte Pollegio, ein Naturforscher, der andere ein Zuckerbäcker in Biasca, beides die einzigen Deutschen in einem Umkreis von vielen Stunden, die natürlich schon um der Seltenheit willen mit ihrem Landsmanne große Freude hatten, abgesehen natürlich von meiner Liebenswürdigkeit, die doch auch in die Wage fiel. Genug wir unterhielten uns köstlich; und als der Eilwagen meine Frau brachte, wurde auch sie hineingezogen in die Biercompagnie. Der Wirth machte Eierkuchen, und der laue Abend hielt uns in der Laube beisammen, bis der Eilwagen nach *Bellinzona* fuhr und uns aus diesem idyllischen Seitenthale wieder auf die Heerstraße brachte.

Denn im Posthause zu Bellinzona wimmelte es von Herren mit Augenzwickern und Shawls, von Damen mit Koffern und Schachteln, und zwischen Deutsch und Italienisch zwitscherte die Junge Albions. Mit Noth erweichte ich das Herz des Beamten, in später Abendzeit noch den Schlüssel von seinem Kollegen holen zu lassen, der unsern Reisesack unter Verschluß hatte. Denn wir wollten einmal keine Zeit verlieren und gleich mit dem Morgenschiff um 4 Uhr über den See fahren.

Schon dämmerte der Morgen, als das Schiff abdampfte, welches in 4 Stunden den lieblichen *Lago maggiore* durchfuhr. Wer über die smaragdnen Wellen dieses schönen Gewässers zum erstenmal hingleitet, wird sich in Entzücken verlieren, besonders um Palanza, wo rechts der weiße Simplon herüberleuchtet und im Augenpunkte die reizenden borromeischen Inseln liegen, indeß die weithin gebreiteten Fluten ein wohlangebautes Ufer umspielen. Aber das wahrhaft Schöne übt ja immer von neuem seinen Reiz, und damals erhöhte die balsamische Morgenluft noch den Genuß der lieblichen Fahrt. Um 8 Uhr stiegen wir bereits in *Arona* aus, um 2 Uhr Nachmittags hatte uns die Eisenbahn nach *Genua* geworfen, als an den Anfangspunkt einer ganz neuen

Reise. Denn die hochgebaute prächtige Stadt selbst hatten wir schon mehrmals gesehen und brauchten nicht weiter um ihre Merkwürdigkeiten bemüht zu sein.

Wir hatten auf dem Dampfschiff im Langensee eine Bekanntschaft gemacht, die uns angenehm und zugleich nützlich werden sollte. Es war ein Herr mit schwarzem Vollbart, von einem Aussehen, das gerade mit unserer Reisemethode zu harmoniren schien, weder ärmlich noch stattlich gekleidet und Träger seiner eigenen Effecten; wohlbekannt in Italien und der Sprache vollkommen mächtig. Ob Landsmann, ob Italiener, ob Krämer, ob Künstler? Wir wagten keine bestimmte Vermuthung. Er verrieth sich bald als Inbegriff von dem allen, nemlich als Gypsfigurenmacher aus Lucca, der in Köln seit Jahren ansässig und deshalb in Deutsch- und Welschland zu Hause war. Ich weiß nicht, wodurch wir dieses Herrn besondere Zuneigung gewonnen; genug, er schloß sich beim Einmarsch in Genua völlig an uns an: er trug auf der Schulter sein Bündel, ich in der Hand meinen Reisesack. Da wir drei Leute noch diesen Abend zu Schiffe wollten, so hatten wir ein Logis nicht von Nöthen. Wir erkundeten bald eine gute Weinwirthschaft; meine Frau ward Hüterin des Gepäcks, wir Männer zogen auf den Kauf aus, und brachten nicht nur für den jetzigen Bedarf, sondern auch für die Seefahrt Würst, Brot und Obst die Fülle. Nun holten wir zwei die Schiffkarten, und bei dieser Gelegenheit erwies mir der Gefährte den größten Freundschaftsdienst. Sie müssen nicht bezahlen, was man verlangt, sagte er; Sie müssen handeln; schweigen Sie aber lieber und lassen mich machen. Nun sagte er, wir seien arme Leute, und man solle uns billig halten, und erwarb wirklich mir und meiner Frau zwei Plätze bis Civita vecchia zusammen für 30 Franken, zu meiner großen Verwunderung, da ich nach Henschel 80 bezahlen zu müssen geglaubt hatte. Allerdings erwies es sich nachher, daß er Deckplätze genommen; aber seine Versicherung, der Aufenthalt in der Cajüte sei der großen Hitze wegen unerträglich, fanden wir nachher von andern Reisenden bestätigt. Das Schiff lichtete um 8 Uhr die Anker.

Der Gedanke einmal die Nacht hingleitend über die spiegelnde See unter Gottes freiem Himmel zuzubringen hatte für uns etwas ungemein Poetisches. Wir hätten gar wohl auf dem Schiffe selbst noch einen bessern Platz erstehen können; aber wir ließen den Conducteur reden und umsonst seine Anerbietungen machen, mietheten wollene Decken eine für einen Franc, die wir auf das Verdeck hinbreiteten, hüllten uns wie Vater Horaz in unsere Tugend ein, legten als Polster zu Häupten den Reisesack und einen Theil der Garderobe und senkten uns ruhig nieder in die Gefilde des Traumes. Wenn es mich allerdings hin und wieder gemahnen wollte, wie doch in der That ein Unterschied sei zwischen einem Bett mit Springfedermatrazen und meiner Lagerstatt, so sah ich dagegen beim zeitweisen Erwachen und Aufschlagen der Augen über mir die Sterne und sah den Mast wie das Perpendikel einer Uhr an dem schwarzen mit flimmernden Welten besäeten Firmamente hin und wieder gehen und hörte dabei unsern festen Schraubendampfer leise über die befriedeten Wogen ziehen. Die Stille umher, einzig unterbrochen durch den gleichmäßigen Taktschlag der Maschine, die laue Luft, welche nur vom Lauf des Schiffes in Bewegung kam; vor allem aber der Anblick des Himmelsgewölbes über mir, das mir noch nie so erhaben erschienen war, versetzte mich in den Augenblicken zwischen Schlafen und Wachen in ein Gefühl der Andacht. In solcher Lage versteht man recht tief den Ausdruck der Griechen, welche die Nacht die heilige zu nennen liebten. Aber sobald die Morgenröthe ihre Rosenfinger über den bläuenden Aether ausstreckte, sprang ich auf und begrüßte die fröhliche Meeresflut. Nach 4 Uhr zeigten sich auch schon hinter dem flachen Gestade von Livorno Pisa's anmuthige Berge.

Vor 5 Uhr noch warfen wir Anker und rings um das Schiff tanzten die Boote, die uns nach der Stadt fahren wollten. Dem Rath unsres Mentors getreu, der hier von uns Abschied nahm, warteten wir, bis der Schwarm eilfertiger Reisender befördert war, und spielten die Gleichgiltigen und Spröden, bis uns ein Bootsmann um das halbe Geld hinüberzufahren versprach. Wir hatten

ja eigentlich auch nichts in der modernen kunstlosen Kaufmannsstadt Livorno zu suchen, deren einförmige Straßen und Plätze, deren geschmacklose Monumente, Kirchen und Anlagen uns vor zwei Jahren schon zur Genüge gelangweilt; indeß auf dem Schiffe zu bleiben wäre jedenfalls noch unerträglicher gewesen.

Um halb 4 Uhr stachen wir wieder in die See. Noch niemals habe ich vom Anblick des Meeres solchen Genuß gehabt. Wir fuhren ziemlich nahe am Ufer hin; das Wasser war so ruhig wie ein Landsee und trug die tiefblaue Farbe des Himmels; die Sonne senkte sich, als ein röthlich glühender Ball in die Flut, nach ihrem Untergang aber färbte sich die ganze Oberfläche des Wassers violet; das ist jenes Colorit, welches Homer mit dem Namen purpurn bezeichnet. Nun glitzerten allmählich wieder die Sterne, und als die heilige Nacht Himmel und Meer mit ihren Götterarmen umschlungen hielt, bereiteten wir uns dieselbe Schlafstätte wie gestern, nur daß ich meinem Kopf ein Bündel Schiffstaue als Unterlage bot, womit freilich nicht viel gewonnen war; die Stricke wollten nicht weich werden, was ich mit ihnen vornahm.

Morgens 4 Uhr hatten wir bereits Civita vecchia im Angesicht, und als wir in dem Hafen einliefen, donnerten von der Stadt her die Kanonen; es war der 15. August, also Napoleonstag.

Ich gestehe, daß ich den päpstlichen Boden mit einer Art heiliger Scheu betrat, d. h. mit dem geheimen Unbehagen, das uns etwa beim Eintritt in den düstern Gang eines Karthäuserklosters oder auch einer Strafanstalt beschleicht. So viel vermag das Vorurtheil, welches wir von Kindheit auf gegen die Männer in Kutten oder violeten Strümpfen eingesogen haben; ich wähnte in einen Staat zu kommen, wo es an guter Ordnung fehle, wo argwöhnische Augen einer schwarzen Polizei auf den Fremden wie auf den Bürger lauern und ein wüstes Parteigetriebe von Knechten der Hierarchie und verschwörungssüchtigen Freiheitsmännern dem unbetheiligten Ausländer den Aufenthalt verleiden. Nicht minder pflegt man bei uns von Banditen zu fabeln, welche Weg und Steg unsicher machen und den Dolch im Gewande hinter Mauern und Hecken stehen.

Nach allem, was ich in Rom gehört, herrscht im Kirchenstaate persönliche Sicherheit, also daß man über die Furcht der Fremden nur lächelt; in Neapel aber, wo es allerdings raublustiges Gesindel gibt, ist wenigstens Stadt und Umgebung gleichfalls gefriedet, und die Räuber hausen in entlegenen Provinzen.

Dagegen macht im päpstlichen Staate die Regierung selbst den Räuber und plündert den Fremden mit ihrem heillosen Paßwesen. Man kann heutzutage das Königreich Italien durchreisen, ohne nach einer Legitimation weder an der Grenze noch im Innern gefragt zu werden. Italien ist so frei als England; die Grenzer durchsuchen die Effekten und lassen die Personen ungeschoren. Beim Eintritt ins österreichische Gebiet wird nach altem Zopfe der Fetzen Papier noch beschmiert, welcher lächerlicher Weise den Staat vor gefährlichen Eindringlingen schützen soll; indeß kann man jetzt wenigstens auch Verona und Venedig betreten, ohne, wie noch vor kurzem, von der Polizei behelligt zu werden. Was aber für mich die Hauptsache ist, man drückt doch Unterschrift und Stempel unentgeltlich auf die Legitimationsurkunde. Das war von jeher, auch in den Zeiten, wo jedes italienische Herzogthum den Durchreisenden brandschatzte, ein echt kaiserlicher Grundsatz. Rom aber erhebt noch die schmähliche Steuer für das Paßvisiren bis zu einer beträchtlichen Höhe und unter pedantischen Anforderungen, daß auch dem Phlegma die Geduld vergeht. Ich will gleich hier meine Leiden zu einem Bilde zusammenstellen, damit ich im Verlaufe meiner weiteren Erzählung davon schweigen kann. Als ich in Genua mich für das Dampfschiff einschreiben lassen wollte, forderte der Agent meinen Paß und sagte, er dürfe mir erst dann ein Billet geben, wenn ich das Visum des päpstlichen Consuls hätte. Dieser Herr war gerade bei Tisch und ließ mich nach einer Stunde wieder bescheiden, steckte aber nachher für seine Unterschrift 42 kr. ein; so weit handelte der Gypsfigurenmann, der mit kläglicher Geberde meine Armuth schilderte, für mich herab. In Civita vecchia bezahlte ich für weiteres Visiren 15 kr.; dann ließ man mich in Ruhe bis zur Abreise von Rom, was mich einigermaßen in Verwunderung setzte, da meine

Hauswirthin von einer Aufenthaltskarte gesprochen hatte. Vielleicht geht ein dreiwöchentlicher Aufenthalt noch frei aus. Nun aber darf kein Mensch den Kirchenstaat verlassen, der in Rom kein Visum genommen. Ich gehe auf die Polizei. Man wies mich vorerst zum bayerischen Gesandten, verweigert mir aber die nähere Auskunft über dessen Wohnung. Ich hatte das Reisebuch: Rom und die Campagna von Fournier 1862 bei mir; da finde ich, mein Gesandter, Baron von Berger, wohne in Palazzo Pulieri auf dem Corso. Also wo ist Palazzo Pulieri? Ich muß fast bis ans Ende des Corso laufen, um zu erfahren, daß der Gesandte bereits seit zwei Jahren nach Palazzo Galizin auf Piazza Clemente gezogen; macht wieder eine Entfernung von einer halben Stunde. Nun wußte ich zwar, daß der Gesandte verreist sei; aber daß er sein Amt des Paßvisirens einem Lederhändler, der in einem Gäßchen Arco de' Carbonari 63 wohnt, übergeben, erfuhr ich erst an Ort und Stelle. Glücklicherweise war auf den bayerischen Stempel zugleich Gratis gestochen; das besänftigte wieder meinen Aerger; denn ich halte viel aus, wenn es nur nichts kostet. Die bayerische Regierung ist jedenfalls hochherzig, dachte ich, und mein Specialpatriotismus schwang sich auf in die Lüfte. Aber ich frage: Wozu brauchte mich die Polizei zu meinem Ministero, wie sie sich ausdrückte, zu sprengen, nachdem doch bereits ihr eigener Stellvertreter in Genua mir seine heilige Unterschrift aufgeschmiert hatte? Und wenn sie das auch thun mußte, warum hält sie sich keine Liste derer, die für den Augenblick zum Visum berechtigt sind? Das Wort des Polizeiaktuars, der noch dazu meinen Namen Hoffmann trug und von einem deutschen Vater stammte, aber kein Wort deutsch verstand, das stolze Wort: Das geht uns nichts an, wo Ihr Ministero wohnt, hätte mich wohl gestachelt mich mit ihm ein wenig herumzubeißen, wäre ich nur der Sprache so mächtig gewesen, um ohne Bedenken eine Opposition gegen die Polizei wagen zu können. Endlich kam ich glücklich mit meinem Visum nach Monte Citorio in den Polizeipalast zurück und erhielt daselbst für 2 fl. 30 kr. die Erlaubniß nach Neapel zu reisen, nur daß ich beim Austritt aus dem Land in Ceprano abermals 45 kr.

zu erlegen hatte.“ In Neapel fragte natürlich kein Mensch nach meinem Passe. Da ich aber, noch unbekannt mit dem chicanösen Paßwesen, meinen weitern Reiseplan zu verfolgen, wieder von da zurück nach Rom wollte, so begann die vorige Prozedur von neuem. Also zuerst zum römischen Ministero; der war zwar vor wenigen Tagen der Conspiration verdächtig erst eingesteckt, dann außer Landes gejagt worden; aber sein Secretär, ein altes verhutzeltes Männchen, war zurückgeblieben, die Reisenden um ihr Geld zu bringen. Mit dem Selbstbewußtsein eines Herrschers gab er mir den Paß zurück, weil ich ihn zuerst von meinem Ministero beglaubigen und dann von der Polizei unterschreiben lassen müßte. Aber ich habe ja als Bayer keinen Ministero in Neapel; denn unsere Regierung schmollt noch mit der sardinischen. Dann gehen Sie zum preußischen. Der Consul der ersten reindeutschen Großmacht, ein Kaufmann in einem großen Hause, nahm für seine Dienstleistung, nachdem ich mich bereits bedankt hatte, 1 fl., worauf ich meinen Dank wieder zu mir nahm. Die Polizei in Neapel ließ sich darauf 1 fl. 35 kr., der päpstliche Secretär endlich 1 fl. 12 kr. bezahlen; in Ceprano sodann kostete der Eintritt ins Römische wieder 15 kr. In Rom mußte ich meinen bayerischen Lederhändler abermals bemühen, bevor sich die Polizei bequemte, mich nach zweitägigem Aufenthalt aus dem Kirchenstaate zu entlassen. Allein der Lederhändler war inzwischen verreist, und sein Bruder schickte mich zum würtembergischen Konsul, der jetzt den bayerischen Staat mit vertrete. Der befand sich gerade auf einer Landpartie; aber sein Bruder, ein recht gefälliger junger Mann, eilte vom Essen weg, mich zu bedienen, falls der Bruder das Siegel nicht eingesperrt habe. Victoria! das Siegel findet sich vor, ein ganz unberechtigter Mensch drückt das Visum auf, und die Polizei ist befriedigt. Doch muß ich dieser natürlich wieder 2 fl. 30 kr. zahlen, denen dann, um es kurz zu machen, nur noch andere 30 kr. folgten, nemlich 15, als ich mit dem Eilwagen aus Roms Thoren fuhr, und andere 15, als ich die Grenze des Kirchenstaates überschritt. So hat mich also das römische Gouvernement, alle diese Posten zusammengezählt, um 10 fl. 44 kr. bestohlen.

Doch bald hätte ich bei meiner langen Abschweifung vergessen, daß ich erst in Civita vecchia bin. Ohne vom Städtchen mehr gesehen zu haben als das Mauthhaus, eilten wir gleich nach der Eisenbahn; denn der Zug ging bald nach Ankunft des Schiffes; nun fuhren wir drei Stunden lang durch eine fast ganz verbrannte Landschaft, auf welcher Herden großer weißlicher Ochsen und Pferde grasten; ein Vorschmack der römischen Campagna, deren trüben und doch großartigen Eindruck wir späterhin wiederholt empfanden. Vor uns lag in blauender Ferne das Albanergebirg, bald nahte auch Monte testaccio, der Scherbenberg, eine ziemlich ansehnliche Höhe, die den Alten noch unbekannt sich im Innern der Stadt aus dem zusammengefahrenen Schutt von den Trümmern des zerstörten Alterthums gebildet hat, schon blickt auch S. Peter herüber, und der Zug hält am provisorischen Bahnhof.

Unser gewohntes Reiseglück hatte uns von Civita vecchia aus einen Düsseldorfer Maler, Herrn Flamm, als Gesellschafter gegeben, welcher sich früher Jahre lang in Rom aufgehalten hatte und uns auf dem Weg allerlei gute Rathschläge, auch über die Landschaft, die wir durchflogen, willkommene Auskunft ertheilte. Hätten wir diesen Genossen nicht zur Seite gehabt und in gewohnter Weise die Gelegenheit mit dem Omnibus in die Stadt zu fahren mißachtet, so wären wir nur mühevoll an das Ziel gekommen, welches der Reisende erst mit dem Besitz eines festen Quartiers erreicht, hätten auch schwerlich ein so gesundes und angenehm gelegenes Logis ausgekundschaftet. So fuhren wir gleich den weiten Weg bis zur spanischen Treppe und erquickten und erfrischten uns mit Sack und Pack eintretend im weltbekannten Café greco, nachdem wir nothgedrungen bis gegen 11 Uhr gefastet hatten. Ich zeige einem der Kellner mehrere Briefe vor, welche mir gefällige Freunde mitgaben und an jenes Kaffeehaus adressirt hatten, und gelange, indem ich ihm meine Absicht nach einer Wohnung bemerklich mache, alsbald in das rechte Fahrwasser. Zwar die Frau seiner eigenen Bekanntschaft, an die er mir einen Zettel gab, hatte alles vermiethet; aber eine zweite, zu welcher uns jene durch ihren Knaben führen ließ, Candida Borgon-

bescro, nach italienischer Sitte blos Candida genannt, räumte uns für täglich 45 kr. bereitwillig ein sehr grosses Zimmer ein; sie hätte es vielleicht noch wohlfeiler gethan, wenn ich gehandelt hätte; so aber verband ich mir die Hausleute zu größter Dienstwilligkeit und Freundlichkeit. Wir wohnten die 19 Tage unseres römischen Aufenthaltes in dem von Fremden, namentlich deutschen Künstlern, wegen seiner gesunden Lage gesuchtesten Stadttheil auf dem Monte Pincio, nemlich in der Gasse S. Isidoro N. 26, und ich kann meine Candida als eine brave an ihren Miethbewohnern den herzlichsten Antheil nehmende Frau jedem, der sich einige Wochen in Rom aufzuhalten gedenkt, aufs beste empfehlen.

Es war heute nicht allein Napoleonstag, der die Römer selbst natürlich nur oberflächlich berührte, sondern auch einer der größten kirchlichen Feiertage, Mariä Himmelfahrt, an welchem der Papst vom Balcon der Kirche Maria maggiore das auf dem Platze andächtig harrende Volk segnet. Um diesen Anblick waren wir nun allerdings gekommen; wir hätten wohl, wenn wir gleich vom Omnibus aus hingerannt wären, noch ein Stückchen Segen erhaschen können; aber nachdem wir unser festlich Kleid angethan, war die Comödie aus; so sahen wir uns zunächst nach etwas Soliderem um, nach einem ordentlichen Stück Braten.

Wir folgten auf gut Glück dem langen Straßenzuge, der sich von der Kirche Trinita de' monti anhebend in schnurgerader Richtung über den quirinalischen und viminalischen nach dem esquilinischen Hügel fortsetzt und auf der Mitte des letztern mit der quer herüberstehenden Maria maggiore einen vorläufigen Abschluß findet. Der Freund des Alterthums, der die sieben Hügel Roms noch von der Schule her im Kopfe hat, freut sich vom Pincius beginnend, der den andern an geschichtlicher Bedeutung nachsteht, gleich bequem über eine gute Anzahl der Hügel mühelos hinspaziren zu können. Ich zog also meinen zu Beckers römischen Alterthümern angefertigten Stadtplan aus der Tasche und war eben im Begriff in Ermangelung anderer Scholaren meine Frau zu belehren, daß wir jetzt vom Pincius heruntersteigen, um uns jenseits des Barberinischen Platzes

nach dem Quirinalis zu erheben, als diese, in der Weise zerstreuter Schüler herumgaffend, zur Rechten an einem unansehnlichen Hause von baufälligem Aeußern auf einer Tafel die Aufschrift gewahrte: „Deutsche Küche". Nach dieser Entdeckung war alle Aufmerksamkeit verflogen; was nützte mir's, daß ich mein Erstaunen darüber aussprach den Zwischenraum zwischen Pincius und Quirinalis nicht breiter und tiefer zu finden? was nützte mir's, daß ich gerührt anhob: „So sind wir denn wirklich auf dem classischen Boden, wo einst Cicero und Cato gewandelt sind?" Da drüben steht geschrieben: „Deutsche Küche", und es handelt sich jetzt lediglich um die Frage: Wird es in diesem schmutzigen Hause, an welchem allenthalben die rothen Backsteine zwischen den angetünchten Stellen hervorschauen, etwas Gutes zu essen geben? Wohl uns, daß wir vertrauten! Waren wir doch in eines der beliebtesten Speisehäuser Roms gekommen, zum Carlino, den während des Sommers viele nur deshalb meiden, weil seine Kost zu kräftig und nahrhaft sei. Wir hätten uns jedenfalls durch solche Warnung nicht abschrecken lassen; wir sehnten uns ja nach den Fleischtöpfen Aegyptens und bedurften der Kraft; denn seit Nürnberg hatten wir nicht warm zu Mittag gegessen, und so war uns die treffliche Nudelsuppe nebst dem Truthahn ein treffliches Labsal; was mir aber eine wahrhaft kindische Freude machte, war das schmackhafte Weißbrot, das vollkommen dem gleich war, welches man in meiner Geburtsstadt Ansbach unter dem Namen römisches Brot verkauft.

Von Ansbach kamen wir gleich nach Nürnberg; was konnte gemüthlicher sein? Denn auf dem Platze Barberini, wenige Schritte vom Carlino, sahen wir den leibhaften „Wasserspeier" vom „Neubau" seinen Strahl aus der Muschel blasen; man nennt ihn in Rom mit schicklicherem Ausdruck den Tritonen. Und nun weiter die lange Straße auf und ab: Quirinalis, Viminalis, Esquilinus — ich konnte nicht satt werden meiner Frau die Hügel vorzusagen, die ich anderswo gar nicht beachtet hätte; das macht der Heiligenschein der Geschichte. Was uns auffiel beim ersten Gang durch die lange Straße, war ihre Oede. Hier auf der Höhe ist man außerhalb

der Hauptadern des Menschenverkehrs, im Quartiere der Fremden, besonders der deutschen Künstler, und in den heißen Sommermonaten meidet man Rom eher, als daß man es aufsucht; da streifen die Maler im Gebirg herum, und andere Leute, welche Miethwohnungen suchen, sind nicht da. Aber auch sonst ist Rom keine sehr lebhafte Stadt; man rühmt seine Stille im Gegensatz zu Neapels Lärm als einen Vorzug. Auf der Höhe des Esquilinischen Hügels erhebt sich eine der Hauptkirchen, eben jene Maria maggiore, von deren Balcon der Papst heute den Segen gespendet hatte. Die Menge hatte sich längst verlaufen, die großen Räume um die Kirche waren fast menschenleer; nur daß bald rechts bald links ein Bettler auf uns zukam und eine Gabe heischte. Die schöne Basilika war im Innern verunziert; ihre 42 jonischen Marmorsäulen trugen blutrothe Ueberzüge, welche in Italien an keinem Kirchenfeste fehlen, eine seltsame Geschmacklosigkeit bei dem sonst so kunstsinnigen Volke. Man glaubt die Kirchen zu zieren, indem man gerade ihren Hauptschmuck, die Säulen, in rothe Tücher bindet. Man nimmt sich in den römischen Kirchen kaum Zeit zur Betrachtung der Herrlichkeiten; das Einzelne verschwindet in der Fülle; und ob man's thäte, es würde doch bei der Masse merkwürdiger Kirchen sich wieder aus dem Gedächtniß verwischen. Freilich sind unter den 400 Kirchen der Stadt auch sehr viele unbedeutende. Interessirt man sich vollens noch für Reliquien und Legenden, so wird man nicht fertig. Einem gläubigen Katholiken muß die heilige Stadt in einer Glorie erscheinen, von der ein Heide meiner Art kaum eine Ahnung hat. Wenn man jenem z. B. nur in Maria maggiore die Krippe Jesu und das Heu aus dieser Krippe, die Milch der heil. Jungfrau, den Körper des Apostels Matthias, den Arm des heil. Lucas zeigt, den dieser selbst dem Papste Gregor dem Großen auf sein Bitten aus dem Grabe heraus reichte, was muß er alles empfinden! Wir profanen Menschen erwehren uns bei solchen Erzählungen und Merkwürdigkeiten mit Mühe des Lächelns; für uns ist das christliche Rom ein Schmarotzergewächs, welches das heidnische erstickt hat; um jenes recht zu genießen, bedarf man den Glauben, der Berge

versetzt; aber der Besitzer dieses Glaubens müßte sich selig fühlen. Dagegen würde freilich ein solcher Mann von christlichem Vollblut wieder kalt bleiben beim Anblick der Ueberreste aus dem classischen Alterthum, welches uns Heiden vor unserer Phantasie wieder aufersteht mit all seiner Götterpracht. Das ist eben der Hauptreiz dieser einzigen Stadt: der denkende wie der empfindende Mensch, der Geschichtskenner und der Mirakelgläubige durchwandelt sie Schritt für Schritt mit fortdauerndem Enthusiasmus, welchem jedes neue Monument, jede neue Erinnerung frische Nahrung zuführt.

Wir bogen auf dem Rückweg in die Straße ein, die nach Monte Cavallo führt. Da stehen sie ja, die berühmten Rossebändiger, vor dem Obelisk, neben dem reichströmenden Quell, der seine Wassermenge aus einer Schale in die andere gießt. Eine geschmacklose Zeit hat beim Aufstellen die Pferde verwechselt, so daß sie das Haupt von der zwingenden Hand ab-, statt ihr zukehren. Die kolossale Größe der Männer fällt nicht auf, weil die Paläste umher von gleichen Verhältnissen sind. Diese Bemerkung läßt sich auf ganz Rom ausdehnen; nirgends setzen seine Massen in Verwunderung; denn alles ist dort groß, und so verliert man den Maßstab; aber wenn man von da wieder in Städte kommt, die man früher bewunderte, so schwinden die Gegenstände der Bewunderung zusammen. Wie mit der Größe verhält es sich oft mit der Zahl. Man blickt, um nur eines anzuführen, in Paris mit einer gewissen Ehrfurcht auf den Obelisk in der Mitte des Concordienplatzes. In Rom erheben sich 12 solcher Obelisken auf verschiedenen Plätzen; man beachtet sie kaum. Erst wenn man etwa nachher in der Heimat einen Ueberschlag dessen macht, woran man ziemlich gleichgiltig vorüber gegangen; wächst die merkwürdige Stadt wieder zu ihrer alten Größe, die man vor ihrer Beschauung dunkel geahnt hatte. — Die Rossebändiger wenden ihre Vorderseite dem weitläufigen Palaste des Quirinal zu, der gleich dem Vatican von Schweizern bewacht wird. Diese Faulenzergarde des heiligen Vaters steht in unsere moderne Zeit herein wie Harlekine. Nur der Helm mit preußischer Spitze gemahnt an die Gegenwart; aber ihre roth und gelb ausgezackte

Uniform mit geschlitzten Aermeln und ihre Piken zaubern uns Landsknechte vor, wie sie sich nur für den Mummenschanz schicken wollen. Diese Soldaten sind dem Deutschen bequeme Dolmetscher, welcher sie ohne weiteres in seiner Muttersprache anreden kann, und von denen er im breiten Schweizerdialect eine freundliche Auskunft erhält.

Und nun auf gut Glück herunter vom Hügel des Quirinal in die ebene Stadt, die mit ihrem Häusergewirr und ihren planlos ineinandergeschobenen Gäßchen fürs erste einen peinlichen Eindruck machte. Rom hat zwar eine Anzahl geradliniger Straßen; aber auch diese sind meist eng im Verhältniß zu den hohen Häusern und Palästen; der Corso, die berühmteste, welche vom Volksthore mitten durchs Herz der Stadt bis in die Nähe des Capitoliums führt, ist durchschnittlich nicht breiter als 16 Schritte. Aber in den Zwischenräumen von einer Hauptstraße zur andern verstrickt man sich in ein Gewinkel, aus welchem nur der Eingeborene immer sicher den Ausweg kennt. Fürs erstemal gab uns der Sand ein Merkzeichen ab. So oft nemlich der Papst eines Festes wegen eine Kirche besucht, streut man Sand auf allen Straßen, durch welche seine Equipage kommt. Diesem nachgehend hofften wir mit Grund zum Vatican zu gelangen, der am äußersten Ende der Stadt neben der Peterskirche sich auf sanfter Anhöhe erhebt. Freilich hatte sich der Sand durch vieles Fahren bis gegen Abend in feinen Staub aufgelöst, welcher die ganze Luft erfüllte und bei der schwülen Temperatur doppelt unangenehm war; indeß ein Nürnberger verschluckt auch eine gute Portion Staub mit heroischem Gleichmuth. Auch lenkten die zahlreichen Fuhrwerke der hohen Kirchenfürsten häufig die Aufmerksamkeit von mißlaunigen Betrachtungen ab. Hinten auf den reichvergoldeten Gallakutschen standen immer drei Bediente, altmodisch auffrisirt und in Rococolivree, meist wohlgenährte von Gesundheitsfülle strotzende Leute, ein lächerlicher Anblick, wenn nun der eine herabsprang und ein verhutzeltes geistliches Männlein aus dem Schlage herausließ.

Unser Zickzackweg nach dem Vatican brachte uns von ungefähr gegen Abend auch nach Piazza Navona, recht eigentlich einem Platze des müssigen Volkes. Ein langgezogenes Viereck von 390 Schritten der Länge und 83 der Breite nach, wie ich meiner alten Gewohnheit getreu selbst ausgemessen habe, ist dieser Platz mit Buden von Obst- und Gemüsehändlern, auch mit Tischen und Bänken bedeckt; eine armselig gekleidete Menge saß umher, Melonenstückchen, gekochte Bohnen, aufgeklopfte Nüsse, gebratene Kastanien und ähnliche Delicatessen verzehrend. Drei große Brunnen zieren den langgedehnten Platz, darunter der mittelste von kolossalen Verhältnissen. Auf einem ausgehöhlten Felsen in Mitte eines weiten Beckens steht ein Obelisk; an den Seiten des Felsen sind vier Figuren angebracht mit entsprechenden Thieren, eine Symbolik der größten Flüsse der Erde. Mag uns auch dieses große Werk Bernini's als zopfig erscheinen, wie vieles andere, was dieser zu seiner Zeit berühmteste Künstler in Rom geschaffen, als Decoration wirkt es doch im Ganzen höchst bedeutend. Im Monat August verstopft man an den Sonntagen die Abzugsröhren dieser Brunnen und setzt so den Platz unter Wasser, einer alten Tradition aus Domitians Zeiten folgend, wo hier Seegefechte gehalten wurden. Wir sahen eines Nachmittags das langweilige Schauspiel mit an. Eine Menge Volkes stand an den Ufern des improvisirten Teiches gaffend umher, die Zugänge der Straßen bewachten päpstliche Reiter mit gezogenen Schwertern, wir wußten nicht, warum; denn es gab rein gar nichts zu beaufsichtigen; wenn nur wenigstens einige Gassenjungen mit aufgestülpten Hosen im Wasser herumgelaufen wären! Eine einzige Chaise sah ich hineinfahren, deren Kutscher vielleicht der Mühe sie anderweitig zu schwemmen überhoben sein wollte. Und dennoch versicherten mir meine römischen Freunde, als ich über dieses langweilige Volksfest schmähte, die Leute vergnügten sich dabei. Wohl möglich; denn die Römer sind ein ruhiges, gesetztes, einfaches Volk, welches mit Lustbarkeiten keineswegs übersättigt ist.

Schon sank die Sonne unter den Horizont, als wir auf der Engelsbrücke die Tiber überschritten; der große eherne Engel der

Engelsburg schimmerte wie golden. Aber weder die unschönen Steinengel der Brücke noch der metallene der Burg konnten das Andenken an den alten Kaiser Hadrian verscheuchen, der diese Brücke über den Fluß geführt und diesen heutigen Festungsbau für sich und seine Nachfolger als prächtiges Grabmal errichtet hatte. Das ist eines jener Gebäude in Rom, an denen ein großes Stück Geschichte hängt; gefangene und geflüchtete Päpste und Volksmänner, Kampf der Parteien, Belagerungen von äußern Feinden, was hat es nicht alles gesehen, seitdem es Burg und dann Festung geworden! Es liegt in der Ebene hart an der Tiber, zur Zeit Hadrians noch außer dem Bereiche der Stadt; damals muß es einen herrlichen Anblick gewährt haben als schöner Rundbau, marmorumkleidet mit drei nach oben sich verjüngenden Stockwerken und zahlreichen Statuen, welche im Jahre 537 die Römer auf die stürmenden Gothen herabwarfen. Jetzt ist es nur eine große Steinmasse, die in ihrer gegenwärtigen Form die ehemalige Bestimmung nicht mehr ahnen läßt.

Und nun weiter, ehe der dämmernde Abendschein erlischt, daß wir am äußersten Ende der Stadt noch in günstiger Beleuchtung den prächtigsten aller Plätze überschauen, den Platz vor S. Peter. Ganz goldgelb schimmerten die beiden in elliptischer Form ihn umschließenden Säulencolonnaden im letzten Tagesscheine, und im Hintergrunde schaute von der sanft ansteigenden Höhe hinter ihren breiten Treppen groß und doch nicht übermächtig, mehr schön als erhaben die erste Kirche der Christenheit hernieder; im engen Anschluß an sie die schmale Seite des Vatican, dessen weite Ausdehnung sich fürs erstemal nicht vermuthen läßt. In der Mitte des Oblongums vor der Kirche steht ein Obelisk, zu beiden Seiten schießen zwei Springbrunnen, das größere Urbild der Münchener Brunnen in der Ludwigsstraße, ihre dicken Wassersäulen in die Luft und lassen sie massenhaft wieder herabplätschern auf die umgestürzten Schalen. So harmonisch das alles zusammenpaßt, so fesselten unsere Augen doch vor allem die prächtigen Säulenreihen. Vierfach stehen die Säulen hinter einander und bilden bedeckte Hallen, deren jede aus drei

Gängen besteht, einem für Wagen und zwei für Fußgänger. Die Dächer der Hallen ruhen auf je 284 Säulen dorischer Ordnung und auf 88 Pilastern.

So hatten wir gleich am ersten Tag einen kleinen Ueberblick über eine gute Hälfte der bewohnten Stadt gewonnen; was aber unsere Freude noch erhöhte, war die Ueberraschung, dieselbe zu Ehren der heiligen Jungfrau fast allenthalben beleuchtet zu sehen. Die Italiener sind Freunde von Illuminationen und nicht bloß bei wichtigen politischen Ereignissen, auch bei Kirchenfesten erhellen sie die Nacht mit Lämpchen und farbigen Ballonen.

Doch wozu soll ich meine Leser durch das Getümmel bemühen, das uns allein schon Arbeit genug machte, bis wir den spanischen Platz wieder erreichten, von wo wir dann noch die etwa 130 Stufen der eleganten spanischen Treppe zu steigen hatten, ehe wir unserem Quartier nahe kamen. Bleiben wir gleich bei unserem Riesenbau, dessen Inneres zu sehen ohnehin unsere nächste Morgenaufgabe war.

Kenner und Nichtkenner haben an ihm ihre mäkelnde Kritik geübt; mir erschien er würdig, großartig, erhebend. Man hat ihm u. a. den Vorwurf gemacht, er verberge dem Auge seine Größe; erst durch Berechnung trete uns diese nahe; denn alle Verhältnisse seien gleichmäßig erweitert und täuschten so den Beschauer. Ich meine, das sei eher ein Lob als ein Tadel; denn wären einzelne Theile oder auch Figuren, z. B. die Engel, welche die Weihwasserbecken halten, in der Vergrößerung zurückgeblieben, so wäre der Vorwurf zur Hand, sie paßten nicht zum Ganzen. Es konnte nicht im Plane irgend eines der Meister liegen, die von Michel Angelo bis Bernini 120 Jahre lang daran gebaut haben, einen Koloß herzustellen; der Bau sollte ja ein würdiger Tempel, ein Abbild der Kirche Christi sein, groß und erhaben, aber zugleich beruhigend für die Seele. Auch das Kolossale kann und soll noch als Schönes wirken. Rühmt man es doch immer der „Bavaria“ nach, daß niemand ihr's anmerke, wie viel Personen sie in ihren Kopf aufzunehmen im Stande sei; warum stellt man an eine Kirche das Ver-

langen, daß sie mit ihrem Umfange kokettire? Das Ungenügende des Eindrucks, das so manche beim erstmaligen Betreten von S. Peter empfunden, rührt meines Erachtens hauptsächlich von der ungemessenen Erwartung her. Man kommt heran mit dem Gedanken: Hier siehst du ein Wunder der Welt, die größte Kirche der Christenheit; man stellt im Geist ich weiß nicht welches Verlangen, und das Auge sieht sich bei aller Ausdehnung durch Mauern und Pfeiler beschränkt. Viele Reisende lassen auch ihrer Zunge den Lauf ohne vorher durch Anschauen ähnlicher Bauten den Blick recht geübt zu haben. Für S. Peter bietet sich zunächst die Paulskirche in London zur Vergleichung dar; diese zeigt mit ihren weißen kahlen Wänden ihre Größe, aber zugleich ihre Langweiligkeit; nur ein Engländer kann sich dort erbauen. Dazu kommt noch ein Vorurtheil, das wir Deutsche von Kind auf eingesogen, als müßte eine Kirche vor allem ehrwürdig, d. h. düster sein. Wir sind einmal an die Gothik gewöhnt; diese entspricht unserem Himmel wie unserer Gemüthsverfassung; als hätten wir draußen im Leben zu wenig Anlaß zur Verstimmung, gehen wir in die Kirche, uns noch gründlicher zu peinigen. In Rom ist jener Baustil bei einer einzigen alten Kirche angewandt, und auch diese haben sie in neuerer Zeit mit recht lebhaften Farben angestrichen, um den finstern Eindruck zu mäßigen. Die Bauart der Alten ist dort auch im Kirchenstil herrschend geblieben: lauter Basilikenform, wo man häufig die schönen griechischen Säulen verwandte, dazu Gold und Marmor die Fülle, getäfelte und gemalte Decken, heitere cassettirte Tonnengewölbe, reicher Schmuck an Bildern und Monumenten, kurz alles, was die Phantasie anregt und mehr heiter beschäftigt. Von allem, was die Kunst bieten kann, um ein Gotteshaus würdig zu zieren, ist in der Peterskirche der angemessene Gebrauch gemacht; alles ist in entsprechender Größe vorhanden und gar nichts drängt sich als Einzelnheit hervor. Manche Abirrungen von der wahren Kunst nimmt man leichter in den Kauf, weil das viele Vortreffliche ihnen die Wage hält. Ueber dem Anblick der Kuppel verzeiht man das häßliche Tabernakel. Du trittst in die weite Vorhalle mit ihrer Decke von

prächtigem Stucco; du gehst ein durch eine der fünf Thüren, nachdem du vor Begierde kaum einen flüchtigen Blick geworfen auf Giotto's berühmtes Mosaik, wo Petrus dem Herrn auf dem Meer entgegeneilt; es umfängt dich eine dreifache Halle, 592′ lang, das Mittelschiff 148′ hoch, durch 8 Pfeiler gestützt, die drei Schiffe durch Bögen verbunden, die Wände mit buntem Marmor bekleidet. In den Marmorboden sind die Längen der Kirchen eingelassen, die S. Peter an Größe zunächst stehen: zuerst kommt die Paulskirche in London, dann der Dom zu Florenz, nun der Mailänder, an welchen sich S. Petronio in Bologna, S. Paul außer den Mauern in Rom, endlich S. Sophia in Konstantinopel reiht. Wohl ladet diese oder jene Sculptur, wie Michel Angelo's berühmte Pieta in einer Seitenkapelle rechts, oder am letzten Pfeiler des Mittelschiffes die alte Broncestatue S. Peters, welcher die Gläubigen den rechten Fuß durch Küssen ganz abgenützt haben, zu längerem Verweilen ein, wohl möchte manch Mosaikbild der Altäre — denn alles scheinbar Gemalte ist in S. Peter Mosaik, gleichsam geschaffen für die Ewigkeit — deine Blicke auf länger beschäftigen; aber dein Verlangen zieht dich unaufhaltsam unter die Kuppel Michel Angelo's, deren Großartigkeit und schöne Verhältnisse auch die kühnsten Erwartungen mehr als befriedigen. Aus einer Höhe von 380′ schaut Gott Vater hernieder, und die andern Mosaiken an den Wänden sind durch 16 Fenster trefflich beleuchtet, der ganze Raum durch 32 Säulen gegliedert. Die Höhe und der Umfang der Kuppel wird allerdings erst recht klar, wenn man sie besteigt und von einer ihrer Gallerien auf das Innere der Kirche oder auf Stadt und Umgebung niedersieht. Der Aufgang ist äußerst bequem und mühelos, nur in die oberste Kugel hat man auf einer eisernen Leiter zu klettern. Bekanntermaßen kann man sie auch im Innern auf zwei Stockwerken ganz umgehen. Das 92′ hohe, 186,000 Pfund schwere eherne Tabernakel sammt der vertieften Confession mit ihren 89 Messinglampen — die silbernen haben die Franzosen gestohlen — erscheint ganz klein aus solcher Höhe und selbstverständlich noch kleiner die Menschen; aber in das Geschrei, das viele Touristen über den Un-

druck machen, welchen sie beim Hinabschauen empfunden hätten, kann ich unmöglich einstimmen. Die Vogelperspective thut ja nirgends eine sonderlich künstlerische Wirkung.

Es war ein Sonntag Vormittag, als wir zum erstenmal die Kirche betraten, und, wie auch nachher immer — ziemlich leer fanden. S. Peter liegt zu weit entfernt von der eigentlichen Stadt; auch können sich die Kirchgänger in gar viele Tempel vertheilen, und Andächtige suchen nicht immer die schönsten auf, endlich würde auch die ganze fromme Bevölkerung diese Räume nicht füllen; an Ostern rechnet man allerdings die Versammlung auf 80,000 Köpfe; aber da geht es in Rom wie bei uns am Sylvesterabend, wo auch ein guter Theil der Anwesenden den Kirchen nur seinen jährlichen Staatsbesuch abstattet. Uebrigens bemerkte ich am Sonntaggottesdienste keinen Unterschied von dem in der Woche. Stillmessen mit ihrem Glöckleinklingeln, eintöniger Gesang der Domherren, die sich gewiß — das hört man heraus — dabei nicht sonderlich auf Flügeln der Andacht emporschwingen, keine Instrumentalmusik. Während meines oftmaligen Aufenthaltes in Italien ist nur zweimal, vor zwei Jahren in Lucca und nun in Rom in der französischen Kirche am Feste des heiligen Ludwig, der Ton von Instrumenten in mein Ohr gedrungen, was ich nur deshalb bemerke, weil manche glauben mögen, in Italien müsse es wenigstens an Sonntagen aus allen Kirchen von Pauken und Trompeten schallen.

Was mir in der Peterskirche angenehm auffiel, waren die Beichtstühle für sehr verschiedene Nationen. Auf jedem derselben steht es angeschrieben, welcher Sprache er angehöre. Man fühlt sich also gar nicht als Fremder; man sieht, die Kirche sorgt nach Kräften für ihre Kinder auch aus entlegenen Landen. In andern Kirchen sah ich nachher gleiche Fürsorge für das Seelenheil der Ausländer getroffen, wenn auch nicht in der nemlichen Ausdehnung. Die Peterskirche bedeckt nicht weniger als 8 Morgen Landes und hat eine Summe von 72 Millionen Gulden gekostet zu einer Zeit, in der man ungleich wohlfeiler baute als heutzutage; die bloßen Reparaturen verschlingen jährlich im Durchschnitt 75,000 fl.

Um den untern Fries der Kuppel läuft in 5' hohen Buchstaben die Inschrift: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam; ein Sarkophag in der Confession, dem heiligsten Orte der Kirche, schließt die Gebeine des ersten Apostels ein, der mit Paulus die römische Gemeinde gegründet und 25 Jahre in Rom als Bischof geweilt hat, bis er zugleich mit seinem großen Genossen, das Haupt nach unten, daselbst gekreuzigt wurde — so erzählen spätere Kirchenväter, so weiß man in Rom, wo auch der Ort der Kreuzigung bekannt ist, wie der Ort, wo Petrus gewohnt und seinen Nachfolger geweiht hat, nemlich bei Pudens, dem Vater der heiligen Praxedis und Pudentiana. In einer Kapelle der uralten kleinen Kirche ist in den Altar ein hölzerner Tisch eingeschlossen, an welchem er Messe gelesen. Daß er im Mamertinischen Gefängniß gefangen gesessen, ist nun vollends unzweifelhaft — bestünde nur die vorurtheilslose Kritik nicht auf dem Satze, daß Petrus schwerlich je nach Rom, vielleicht nicht einmal nach Europa gekommen ist.

Wenn also ein gläubiger Katholik die Peterskirche, den Schrein der heiligsten Reliquien, das Sinnbild der triumphirenden Kirche verläßt, die fest auf ihren Felsen für die Ewigkeit gebaut ist, so nimmt er ganz andere Empfindungen mit ins Leben hinaus, als ein klügelnder Protestant, der für das christliche Rom kein Organ mehr hat.

Als wir nach Tisch auf dem Wege waren einen Empfehlungsbrief abzugeben, entdeckten wir auf einem mäßigen stark belebten Platz in der Nähe des Corso den herrlichsten Brunnen der Welt, die Fontana Trevi. In ein rundes Becken, von der Weite eines kleinen Teiches, welches den größten Theil des Platzes einnimmt und tiefer als die Straße liegt, ergießen sich aus künstlichen Felsen quellend Bäche Wassers; eine decorative Wand mit Figuren bedeckt die ganze eine Seite eines Palastes; vor ihr in der Mitte steht Neptun von Seepferden gezogen, von Tritonen begleitet, auf einem Wagen. Diese Fontäne macht auf jeden, der sie zum erstenmal sieht, einen überwältigenden Eindruck, der noch durch das Ueberraschende ihres

plötzlichen Erscheinens erhöht wird. Denn nicht wie die meisten Brunnen ist sie von weitem sichtbar; plötzlich steht man, aus einem der Gäßchen kommend, die dort einmünden, vor ihm und sieht die malerisch vertheilten Wassermassen herniederstürzen. Am Abend ist der Rand des Beckens dicht besetzt von Menschen, die sich erkühlen und am geschwätzigen Plätschern ihre stille Freude haben, und nachher, wenn sich das Volk verkrochen, bleibt wohl ein verspäteter Waller noch gerne stehen an der einsamen Stelle und horcht dem Rauschen und schaut den unermüdlichen Quallen zu, welche im Mondlicht glitzern.

Dieses Wasser wird als das beste gepriesen in dem wasserreichen Rom, in welchem nicht nur jedes Haus seinen Ziehbrunnen hat, sondern allenthalben die Röhren aufs ergiebigste fließen. Wie mag das erst vor Alters gewesen sein, wo 14 Wasserleitungen, theils unterirdisch, theils auf Bögen geführt, deren Ruinen noch die Campagna beleben, zum Theil aus weiter Ferne her, in Bäder und Brunnen ihre erquickliche Gabe führten! Von den 14 sind nur noch 3 im Gebrauch, und auch diese versorgen die Stadt mit einer Fülle von Wasser, deren keine zweite sich rühmen kann. Wie oft habe ich in der glühenden Hitze meine Blechtasse aus der Tasche genommen und getrunken nach Herzenslust, dem Genusse des Augenblicks ergeben und unbekümmert, ob mir nachher wieder der Schweiß um so reichlicher von der Stirne triefen würde; am liebsten schlürfte ich aber aus der kühlen Trevi, von welcher man nach alter Sitte auch die Abreisenden trinken läßt, weil — so sagt der Volksglaube — der, welcher daraus getrunken, gewißlich wieder nach Rom zurückkehrt.

Wir fanden bei Dr. Erhardt, an den wir empfohlen waren, einem deutschen Arzt, eine äußerst liebevolle Aufnahme und durch ihn vielfache Förderung; auch seine liebenswürdige Gattin bewies sich nicht minder freundlich und herzlich. Nur die diätetischen Rathschläge des Herrn Doctors wollten mir gar nicht zu Kopfe. Sie sind, sprach er, kaum daß ich bei ihm eingetreten, zur ungünstigsten Zeit nach Rom gekommen: bei dieser Hitze ist der Aufenthalt in unserer

Stadt höchst ungesund; Sie müssen von 9 bis 5 Uhr zu Hause bleiben oder wenigstens überallhin zu den Sammlungen fahren, auch nach Sonnenuntergang das Sitzen im Freien meiden; sonst bekommen sie leicht das Fieber. So gut ich auch schon aus meinem Horaz den August als das Erntemonat der Todesgöttin kannte, so widersetzte ich mich doch hartnäckig allen ärztlichen Verordnungen. Herr Doctor, sprach ich, ich werde gar nichts von Ihren Weisungen befolgen; da wollte ich doch lieber gleich wieder zum Thore hinaus als mich ums Fieber bekümmern. Sie sind gegenwärtig schon echauffirt, fuhr er fort; auf Ihrer Stirn steht der Schweiß, und das sollte nicht sein. Du lieber Himmel! dieser Zustand ist bei mir permanent gewesen bis Mitte September, und ich bin doch frisch und gesund geblieben.

Aber mit meiner Frau bekam ich von nun an meine liebe Noth; wo einer der 1100 Fiaker leer auf uns zukam, wollte sie fahren, nicht aus besonderer Freude an dem kostspieligen Luxus, sondern weil ihre Furcht uns fortwährend im Fieber sah. Zum Glück war mir aber ein praktischer Gedanke gekommen. So oft der Fiakeranfall heftiger zu werden drohte, bog ich mit ihr in ein Kaffeehaus ein und belehrte sie, während wir das köstliche braune Naß hinuntersogen, wie wir für den Preis einer einzigen Fahrt 7½ solcher Tassen bekämen, und wie es doch genußreicher sei, sein Geld auf Caffee zu verwenden. So haben wir in der That meist 4mal des Tages Caffee getrunken, was für uns beide erst einen Aufwand von 24 kr. machte. Es gibt nach meiner Erfahrung kein besseres Mittel gegen die Hitze als schwarzen Caffee, und den bekommt man in Rom mit oder ohne Milch die Tasse zu 3 kr., auch so viel Zucker dazu, daß ich mir gewöhnlich noch ein Zuckerwasser davon machte. Chocolade mit Milch, aura genannt, ist um 4½ kr., Eis um 6 kr. zu haben, mit einem Worte die Fabricate der Caffeehäuser sind äußerst wohlfeil. In den zwei Localen, die wir am meisten mit unserer Gegenwart beehrten, fanden wir auch die allgemeine Zeitung und Ansprache von Deutschen, sogar ehemaligen Nürnbergern. Da war Herr Rothbart, Herr Benz, der stattliche Mann mit dem langen Barte, der

vor zwei Jahren noch hier Professor an der Kunstschule gewesen, Herr Wüger, ein gemüthlicher Schweizer, der gleichfalls längere Zeit hier seine Wohnstatt hatte, und durch diese wurden wir wieder mit andern deutschen Künstlern bekannt, so daß wir uns in Rom bald wie zu Hause fühlten. Ohnehin ist von einer Abneigung der heimischen Bevölkerung gegen unsere Nationalität in der Weltstadt keine Spur. Die Römer, von jeher gewohnt alles Volk zu beherbergen, achten den Fremden, weß Landes er sei; sie sind die eigentlichen Kosmopoliten, die nur seit lange nicht mehr in die Weite ziehen, dort Geld zu holen, sondern warten, daß das Ausland ihnen Goldstücke hereinträgt. Wir tafelten Mittags meist in einem Speisehaus „zu den vier Nationen“, in dessen halbdunklem weitem Parterreraume, der nach Landessitte zugleich Küche und Salon ist, sich in der That täglich Deutsche, Franzosen und Spanier mit Italienern zusammenfanden. Da aßen zwischen 11 und 4 Uhr Hunderte von Menschen, jeder, was ihm beliebte, nicht nach der Karte, sondern Alessio, das Factotum der Wirthschaft, sagte mit der Behendigkeit einer Münchner Kellnerin jedem Gaste den Speisezettel des Tages vor, so daß der Neuling, wenn er die Rede angehört, geradezu nicht wußte, was er verlangen sollte. Neben ihm fungirte nur noch ein einziges Individuum, welches Brot und Wein brachte; aber Alessio bestellte und servirte alle Speisen und machte jede einzelne Rechnung. Es herrscht durch ganz Italien in Schenklokalitäten ein feinerer Ton als in Nürnberg, wo der Kellner dem Gaste nach Ablieferung seiner Tasse Kaffee oder seines Glases Bier entweder geradezu die Bezahlung abfordert, oder doch so lange hinter dessen Rücken zu stehen pflegt, bis er sein Geld hat; dort bezahlt man erst beim Fortgehen, und der Wirth setzt in den Gast das Vertrauen, daß er seine Zehrung auch richtig angibt. Nun kommt es wohl vor, daß die Kellner beim Kopfrechnen sich verzählen; aber nimmer das beim ehrlichen Alessio; der schnurrt Zahlen her wie Speisen, und immer muß es stimmen; während er dabei schon mit halbem Ohr auf den Ruf eines zweiten Gastes in der Ferne merkt und mitten ins Zählen hinein mit einem subito antwortet, als: venti quattro subito,

So rief er auch gewöhnlich, wenn er dem einen seine Schüssel mit Suppe brachte: Eccolo subito, als wäre das subito an den Empfänger gerichtet. Kurz Alessio war bald hier, bald da, und überall wie der berühmte Figaro.

Ich hatte am Morgen — es war ja Sonntag — an einen hier heimischen Deutschen die Frage gestellt, wo wohl Nachmittags, wie wir zu sagen pflegen, was los wäre, und die Antwort erhalten: gar nirgends. Der Deutsche entwöhnt sich am schwersten von seinen Caffeegärten. Es genügt ihm nicht, die Natur zu genießen mit leerem trockenem Mund, wie dem Franzosen und Italiener. Eine Fülle von Menschen, die sich in ihrer Weise vergnügten, sahen wir in der Villa Borghese und auf dem Monte Pincio. Viele römische Große haben ihre Besitzthümer dem Publikum geöffnet, keine Familie aber mit größerer Liberalität als die Borghese. Die große und werthvolle Gemäldesammlung des Palastes in der Stadt ist jeden Tag von 9 bis 3 Uhr für jedermann geöffnet, und eine Menge Staffeleien stehen in 12 Sälen herum; der Garten der Villa aber wird vom Volk als sein Eigenthum benützt; an Sonn- und Feiertagen fahren Hunderte von Equipagen in seinen schattigen Alleen und Tausende von Fußgängern wandeln durch die Seitengänge oder tummeln sich und lagern auf den Rasenplätzen. Im Jahre 1848 verwüstete die Revolution einen großen Theil der herrlichen Anlage; man fällte Bäume, riß das Gartenhaus Rafaels ein; der Fürst machte neue Pflanzungen und überließ den Park, nachdem sie etwas herangewachsen waren, abermals dem Volke. Das Lustschloß im Park oder, wie der Italiener sagt, das Casino enthielt eine berühmte Sammlung antiker Statuen; Napoleon I. kaufte sie und stellte sie im Louvre auf, obgleich er nur einen Theil der Kaufsumme gezahlt hatte: der jetzige Fürst schmückte aufs neue die prächtigen Räume mit schönen alten Bildsäulen, die jeden Sonnabend dem ganzen Publikum zum Genusse stehen. Der weitläufige Garten vereinigt alles, was einem solchen Aufenthalt Reiz verleiht, Höhen und Tiefen, plätschernde Brunnen und Denkmäler, riesige Bäume und Wiesen, die nur leider in dieser trocknen Jahreszeit völlig verbrannt

waren, dazu einen Circus, wo man im Frühling und Herbst allerlei volksthümliche Spiele veranstaltet. Das alles hat einen so großen Zuschnitt, daß man in einer königlichen Besitzung, nicht in der eines Privatmannes zu weilen glaubt. So hatten wir denn auch an jenem Sonntag Gelegenheit genug, Nachmittags alle Klassen der Bevölkerung zu beobachten, Reiche in ihren Carossen und Arme, die ihre Kinder trugen, französische Soldaten, Geistliche und Mönche, Zöglinge der Klöster und anderer Schulen, deren Costüme zum Theil wunderlich aussahen, indem z. B. eine ganze Schule in Frack und Cylinder, andere in rothen Talaren wandelten. Ein lächerlicher Widerspruch war dann zwischen Tracht und Benehmen, wenn Knaben im schwarzen Priesterornate und Dreispitz Haschens spielten. Eigenthümliche Volkstrachten sind übrigens nur noch zum Theil auf dem Lande bemerkbar: die Krinoline übt in Rom wie in Paris ihre despotische Herrschaft, außer etwa beim Gesindel, dem ein einziger, baumwollener Fetzen hernieder die schlanken Hüften hängt.

Villa Borghese liegt unmittelbar an der Porta del popolo; hart daran stößt innerhalb der wohlangelegte, mit Statuen, Reliefs, südlichem Pflanzenwerk und Bäumen geschmückte Aufgang zum Monte Pincio. Dort oben spielte eine Militärmusik und eine zahlreiche Zuhörerschaft lustwandelte, saß umher und lehnte an der steinernen Brüstung, der scheidenden Sonne den Abschiedsgruß zu sagen. Weit schweift der Blick von der anmuthigen Höhe über die Stadt und deren hügelige Umfassung, Monte Mario und Gianicolo; S. Peter und andere Kuppeln streben aus dem dichten Häuserknäuel empor, der durch seine Massenhaftigkeit eine sehr ernste Wirkung hervorbringt. Auch die schönsten Kuppeln ersetzen die luftigen Thürme nicht; Rom hat nicht einen einzigen spitzzulaufenden Thurm, und so fehlt ihm die freundliche Perspektive.

Doch es ist Zeit, daß ich mich der Abwechslung wegen von der modernen Stadt zur antiken wende, die mir wirklich zwei Tage verborgen geblieben war. Auf dem Pincio sahen wir am zweiten Abende zum erstenmal aus der Ferne den viereckigen Thurm des Capitoliums. Es wäre unverzeihlich für einen Menschen, der

Jahr aus Jahr ein das Alterthum im Munde führt, wenn er nicht endlich am dritten Morgen diesen merkwürdigsten Fleck der Erde besuchen wollte. Wir durchschreiten den langen Corso und fragen uns durch Gäßchen hindurch, bis wir endlich an der prächtigen bequemen Treppe stehen, bei deren Ersteigung man nicht begreifen kann, wie selbst die wachsamsten Gänse im Stande waren, die Einnahme der Burg zu verhindern. Da geht es ja so mühelos hinauf: ein Podagrist bei seinem ersten Ausgang kann den Hügel ersteigen. Auch oben sieht es gar neu und geleckt aus: ein viereckiger Platz, regelmäßig umgrenzt von drei Palästen im italienischen Geschmack, dem Senatorenpalast im Fond, dem Conservatoren- und dem Palast des Museums zu beiden Seiten, so gar nichts von Tarquinius Superbus und den Zeiten der Triumphatoren, welche über die heilige Straße hier herauf zogen, um dem Schutzgott der Stadt ihr Dankgebet zu bringen. Allerdings lenken auch hier einzelne Denkmäler das Augenmerk auf sich, besonders die eherne Reiterstatue des Marc. Aurel in der Mitte; aber im Ganzen fühlt sich der Besucher beim erstmaligen Anblick ungemein ernüchtert; denn die Baulichkeiten stammen erst aus dem sechzehnten Jahrhundert. Ueber die Höhe der Burg und Größe des Hügels berichtigen sich erst nach und nach die Begriffe, wenn man links hinan noch weitere 124 Treppen zur Kirche Maria in Ara Celi steigt, die vermuthlich an der Stelle des Jupitertempels steht, oder rechts hinauf an verschiedenen Gebäuden vorüber bis hinter zum Tarpejischen Felsen. Von der Plattform eines dieser Häuser gewinnt man nun allerdings einen schwindligen Niederblick in die jähe Tiefe. Man kann das alte Rom im neuen vielfach nur mehr errathen als erkennen. Da wo die neue Treppe heraufführt, hat sich gewiß der Boden im Laufe der Zeit noch mehr gehoben als anderswo, und doch liegt auch auf der andern Seite das Pflaster des alten Forums etwa 30 Fuß unter dem Niveau des heutigen Bodens. Vom Capitol führt ein ziemlich steiler Stufengang hinunter, wo der berühmteste Marktplatz der Erde, zum Theil ausgegraben und umfriedet, wie ein verlassener Steinbruch aus der Tiefe heraufschaut.

Ein unbeschreibliches Gefühl gemischt aus Bewunderung und Wehmuth bemächtigte sich meiner beim ersten Anschauen dieser erhabenen Trümmer, welche von dem tiefgelegenen soliden aus großen Platten bestehenden alten Pflaster emporstarrten, Säulenstumpfe und ganze Säulen, Unterbauten von Tempeln und andern Gebäuden, daneben der wohlerhaltene Triumphbogen des Septimius Severus, die Phocassäule und im weitern Fortgang zur Linken nichts als Kirchen, auf den Fundamenten alter Tempel und mit Mauerstücken von diesen aufgebaut, dazwischen Ruinen anderer Tempel von bedeutendem Umfang, rechts der Anfang der alten Stadt, der palatinische Hügel, von dessen Höhe abermals nur altes Gemäuer niederblickt, dann der zierliche Triumphbogen des Titus, weiterhin der des Constantinus und am Schlusse dieser ehrwürdigen Zeugen grauer Jahrhunderte der ungeheure Bau des Colosseums. Wir hatten die nähere Besichtigung dieser verschollenen Herrlichkeiten bis auf den Abend verspart; denn in den drei Mittagsstunden des Tages war eine der größten Merkwürdigkeiten, das vaticanische Museum, dem Publikum gratis geöffnet.

Die Besitznahme Roms durch die Piemontesen, auf welche ich mit den italienischen Patrioten jetzt mehr als je speculire, würde den Fremden sicherlich eine schöne Errungenschaft bringen, nemlich eine liberaler gebotene Gelegenheit zu den Schätzen des Vatican. Gegenwärtig sind die vaticanischen Sammlungen und interessanten Zimmer während der Sommermonate wöchentlich nur einmal, im Winter zweimal, und das nur drei Stunden lang unentgeltlich geöffnet, an andern Tagen muß man ein Trinkgeld geben, wie in den Privatgallerien; in der auserlesenen Gemäldesammlung und in der sixtinischen Kapelle hält der Custode jederzeit die Hand auf. Wir schlugen uns, nachdem wir das Forum auf einer Brücke überschritten hatten, an dem Bogen des Janus quadrifrons und den kleinen Tempeln der Fortuna virilis und Vesta vorüber, dann über die bekannte Tiberinsel und durch ein armseliges Stadtviertel kleiner Leute durch die lange Straße in Trastevere, die geradezu nach dem Vatican führt.

Dieser Bau oder eigentlich Complex von Bauten, welcher 20 Höfe und 11,000 Zimmer, Säle und Kapellen enthält, ist bekanntlich die Wohnung der Päpste und der Sitz ihrer Regierung, also gewissermaßen der sichtbare Mittelpunkt des Christenthums. Die herrlichen Schätze der Kunst, die er in seinen prachtvollen und mannigfaltigen Räumen birgt, entziehen sich natürlich jeder Beschreibung. Das alles ist zu massenhaft und großartig und bedarf so sehr der Anschauung, um genossen zu werden, daß ich kein Mittel wüßte, es geistig nahe zu bringen. Die Fülle von Statuen überwältigt den Beschauer und macht ihm, so vortheilhaft sie aufgestellt sind, unmöglich, sich dieselben nachher zu vergegenwärtigen. Außer den paar Formen, die ich von früher her aus Abbildungen kannte, wie Apollo von Belvedere und Laocoon, ist der gesammte Inhalt des Museums wieder aus meinem Gedächtniß geflogen und nur das Bewußtsein geblieben von einem unermeßlichen Reichthum des Schönsten, was in der bildenden Kunst die Welt bieten kann, in Räume versetzt von einem Glanz und Geschmack, welche wieder umsonst ihres Gleichen suchen. Wenn wir zuweilen vom Anschauen ermüdet waren, stärkten wir uns durch einen Blick ins Freie, herniederschauend auf den päpstlichen Garten oder hinaus auf die Stadt und die Höhen; denn der Vatican liegt ja wie S. Peter auf einem kleinen Hügel, und die Höhe des Gebäudes begünstigt noch die schöne Rundsicht.

Aber mehr fast als der unsterbliche Apollo und alle Musen des Museums interessirte uns des Vaticanes sterblicher Herr. Wir hätten uns schämen müssen, wenn es nach unserer Rückkunft von uns geheißen hätte: „Sind in Rom gewesen, haben den Papst nicht gesehen!“ Von den Schweizergarden am Thor erkundeten wir die Stunde seines Ausfahrens und setzten uns dann auf einen Stein an einer Thüre des Palastes, durch die er heraus mußte. Wir warteten länger als eine Stunde. Endlich fuhren im Geleite von behelmten Nobelgarden zwei geschlossene Wagen mit vier Rappen bespannt den Hof herein, und hart an uns vorüber schritt alsbald in weißem Gewande der bleiche freundliche Greis mit geistreich

glänzenden Augen und der Miene und Handbewegung eines Segnenden. Das ist also dieser Pio-nono, erst der Abgott, dann der Verworfene der schwankenden Volksgunst, das der erste liberale Papst, auf den man einst Hymnen sang, und dem man nachher sein Land stahl. Unwillkührlich befiel uns, als wir dem edlen Greis ins Angesicht sahen, ein Gefühl tiefer Ehrfurcht, das an Schwärmerei grenzte, ganz anders als vor Kaiser und König; denn aus diesen Zügen leuchtete das milde Feuer der Gottergebenheit eines großen sein Schicksal mit heiliger Fassung tragenden Dulders zugleich mit der Klarheit eines welterfahrenen Geistes. Sollte es wirklich der Nimbus sein, der eine so hochgestellte Person umgibt, was mich zu der Einbildung verleitete, ich hätte nicht leicht ein gleich bedeutendes Gesicht erblickt? Ganz glücklich, daß uns der Zufall so günstig gewesen, den Papst uns Aug in Auge zu zeigen, schritten wir zurück über die Engelsbrücke und durch die verwickelten Gassen, bis wir wieder am Forum standen, und vollendeten mit Muße die vorige Wanderung zwischen den Ruinen, die bald geschützt und gestützt, bald muthwilliger Zertrümmerung überliefert und verbraucht von den Päpsten nun zusehen, wie die bröckelnde Zeit das Papstthum selbst allmählich zur Ruine macht. Schon traten die Sterne hervor am abendlich dunkelnden Himmel, und noch immer saßen wir auf einem Stein gegenüber dem Colosseum, träumend von der alten und neuen Welt und von der Vergänglichkeit beider.

Das Christenthum nahm in Rom manche alte Denkmäler unter seinen Schutz und rettete sie vor der Zerstörung, so namentlich das Pantheon, welches schon zu Anfang des 7. Jahrhunderts der Maria und allen Märtyrern geweiht ward. Schwerlich gibt es irgendwo eine schönere Rotunde; das Licht fällt von oben herein und verbreitet durch den herrlichen Raum einen gleichmäßig milden Schein, welcher dem edlen Bau etwas Feierliches gibt. Wohl hat die Zeit ihm mancherlei Schmuck geraubt, aber einen Schatz hat sie ihm dafür auch gegeben, ich meine nicht die 28 Wagen voll Reliquien unter dem Hauptaltar, sondern die Gebeine Rafaels. Auch die Zerstörung des Colosseums hätte gewiß noch weitere

Fortschritte gemacht, hätte nicht Papst Benedict XIV. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihr dadurch Einhalt gethan, daß er es der Passion Christi weihte und 14 Altäre sammt einem Kreuz und einer Kanzel auf der Arena errichtete, wo sich sonst Fechter und wilde Thiere zerfleischten. Man denke sich den Kontrast zwischen der alten und neuen Bestimmung. Es war an einem Freitag Nachmittag, als wir den pittoresken Bau zum drittenmal außen und innen umschritten hatten; ich hatte mich nach langem Umherirren auf seinen obern Stockwerken endlich noch glücklich auf einer falschen Treppe heruntergefunden und dem Custoden durch lautes Schreien meine Gegenwart bemerklich gemacht, daß er von der entgegengesetzten Seite herüberkam, mir die Thüre zu öffnen; da trat durchs Thor ein Zug singender alter Männer und Weiber herein, eine verlarvte Brüderschaft von Franziskanern an der Spitze. Sie folgten ihrem Kreuze von einem Altar zum andern, und nachdem sie überall niedergekniet, bestieg einer die Kanzel und hielt vor seiner kleinen Zuhörerschaft eine feurige Predigt, nach deren Beschluß die ganze Procession mit ihrer Leiermelodie wieder hinausschlich. Ohne ein Freund der grausamen Gladiatoren- und Thierkämpfe zu sein, kam mir doch unwillkührlich der Gedanke: Wenn nun plötzlich ein Löwe der frommen Bande brüllend entgegenschritte, wie würde sie nach allen vier Winden auseinander stieben! Ich konnte mir einmal nicht helfen: dieser kleinliche Firlefanz in dem Riesenbau kam mir vor wie eine Entweihung. Man rühmt besonders auch das malerische Grün, welches üppig aus den Ritzen des Gemäuers hervorschieße, man spricht von den Singvögeln, die darin ihre Lieder erschallen lassen: ich habe nur den Vollmond als Genossen und Decorateur gehabt; das Grün hing als Heu herum, und die Kehlen der fleißigen Vögelein schwiegen im letzten Drittel des Augustmonats.

Mehr freilich, als es zu ihrer Erhaltung beitrug, zerstörte das Christenthum von den alten Bauwerken und verschleppte die schönen Marmorsäulen in die Kirchen. Ein wahres Glück, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von neuem ein Kunstverständniß erwachte, welches die letzten Reste antiker Kunst zu schützen befahl.

Wer gedenkt hier nicht der Verdienste des unvergeßlichen Winkelmann? Draußen im Eichenhain der Villa Albani steht seine Kolossalbüste von König Ludwig gesetzt. Es bedürfte deren gar nicht; denn die Anlage und Einrichtung der Villa selbst, welche sein Freund, der Cardinal Albani, nach Winckelmanns Andeutungen herstellte, sind ihm ein schöneres Denkmal. Wie wohnlich und wie elegant sind diese Räume! Ich wandelte zwischen den eingelassenen Wandreliefs der Zimmer als zwischen Bekannten aus Winckelmanns Abbildungen. Von den Statuen nahm Napoleon 294 nach Paris mit, und als sie an den rechtmäßigen Besitzer zurückwandern sollten, verkaufte sie dieser, und so kamen sie als Hauptinhalt der Glyptothek nach München. Indeß ist der Villa immer noch ein ansehnlicher Reichthum geblieben, und wer den Verlust nicht kennt, dem kommt es nicht in den Sinn, als sei hier etwas zu vermissen.

Bei jenem Besuche der Villa Albani, an den ich mit dem allergrößten Vergnügen zurückdenke, umschritten wir zum erstenmal ein Stückchen der Stadt von einem Thore zum andern, um ein wenig die Mauer zu besichtigen. Sie wurde unter Kaiser Aurelian gebaut von 271—76 und ist über 50 Fuß hoch, hat aber keinen Graben. Ihr Umfang beträgt 16 Miglien, also gegen 6 Stunden; aber nichts könnte unheimlicher sein als etwa einen Spaziergang um die Mauer, eine kleine Tagpartie, zu unternehmen. Der Zwischenraum zwischen den Thoren ist in den meisten Fällen sehr groß; denn nur 12 sind dem Verkehr geöffnet, und mit Ausnahme von Porta del popolo, das unmittelbar in den bewohnten Theil der Stadt führt, und den zwei Thoren am Vatican, wo indeß wenig Leben ist, trennen noch weite Felder und Gärten Mauer und Thore von den Wohnungen der Menschen. So würde der, welcher Rom umkreisen wollte, nur selten einem Sterblichen begegnen; auch hätte er im Hochsommer nichts zur Seite als eine versengte Wüste, die Campagna. Der Gedanke an das, was Rom einst gewesen, tritt einem mit erschreckender Gewalt nahe, wenn man etwa auf eine Viertel-, ja mitunter auf eine halbe Stunde sich von innen seinen

Thoren stehen. Man kann sich hier auf Seitenwegen zwischen den Steineinfriedungen der Gärten verlaufen und umherirren, ohne auf einen Menschen zu stoßen, und befindet sich doch innerhalb der Stadt. Es ist z. B. vom Capitolium an bis zur Porta Sebastiana, auf einem Wege, der länger ist als die bewohnte Stadt, fast gar nichts als Gärten und Ruinen, und so überall abseits der Tiber den Thoren zu. Die bewohnte Stadt nimmt heute kaum einen größern Flächenraum ein als zur Zeit des Servius Tullius; aber die alten weit entfernten Mauern werden sorgfältig erhalten und die Thore von Soldaten bewacht. Eben jene unbewohnten Räume aber sind an Ruinen am reichsten. So liegen nach dem Sebastianischen Thore hin die Bäder des Caracalla, die an Pracht und Größe alle ähnlichen Anstalten übertroffen haben müssen. Wir ließen uns herumführen in der weitläufigen Trümmermasse, deren ragendes Gemäuer und Vertiefungen allerdings ihre einstige Bestimmung noch errathen lassen. Auf Anlegung öffentlicher Bäder, deren es in Rom 11 gab, verwandten die Kaiser ungeheure Summen, und der Nachfolger suchte seinen Vorgänger immer durch die Größe und Pracht seines Werkes zu überbieten. Die Bäder des Caracalla waren viel umfangreicher als die des Titus und standen doch wieder hinter denen des Diocletian zurück. Diese Anstalten, welche doch auch dem gewöhnlichen Bürger Gelegenheit boten Theil zu nehmen an dem eleganten Leben der Großen, waren mit einem Luxus erbaut und ausgestattet, von dem wir uns gar keinen Begriff machen können. Zeugen dessen sind die kostbaren Statuen und Mosaiken, die man gerade in Bädern gefunden. Und nicht allein für das Bedürfniß war gesorgt, indem kalte, laue, heiße und Schwitzbäder in denselben Räumen vereinigt waren, auch große Bassins zum Schwimmen, wie man all das noch heute erkennen kann; auch Bibliotheken hatte man angelegt; wer gerade keine angenehme Unterhaltung fand, konnte in müssiger Stunde studiren.

Ein Hauptreiz der ewigen Stadt ist der Wechsel, den sie bietet zwischen Alterthümlichem und Modernem; so viel es Ruinen und alte Denkmäler gibt, so viel Gallerien, Kirchen, Paläste und

Villen vom höchsten Interesse. Hat ja doch die neue Kunst eben hier ihre besten Meister gehabt, und das Trefflichste, was nicht hier geschaffen worden, wurde doch hieher geliefert. Welche Werke der beiden größten Künstler Rafael und Michel Angelo! Mehr und größere als alle andern Städte zusammengenommen bewahren. Ich will gar nichts erwähnen von Rafaels großen Oelbildern in der auserlesenen Gemäldesammlung des Vatican und von seinen berühmten Tapeten; aber wer seine lieblichen Deckenbilderchen, den sogenannten Katechismus, in einem Gange, wer seine großen Fresken in den berühmten vier Zimmern desselben Palastes, wer seine Geschichte der Psyche in der Farnesina nicht gesehen hat, der hat noch keinen Begriff von der Kunst des unsterblichen Urbiners. Aehnlich verhält es sich mit Michel Angelo: man muß die Peterskuppel betrachten, um den Baumeister, und das Deckengemälde sammt dem Weltgericht in der sixtinischen Kapelle, um den Maler in seiner vollen Größe bewundern zu können; vom Bildhauer sind ebenfalls ruhmwürdige Schöpfungen da und dort zerstreut, wie die Pieta in der Peterskirche, Christus mit dem Kreuz in Maria sopra Minerva, der sitzende Moses in Pietro in Vincoli. Neben solchen weltbekannten Kunstwerken enthalten aber noch einzelne Privatpaläste eine ganze Fülle des Herrlichen. Wir waren gerade zu einer ungünstigen Zeit in Rom; viele Gallerien sind während der Sommermonate geschlossen, und ich erinnere mich, wie wir eines Tages voll Kunstverlangen von einem Palaste zum andern umsonst liefen; doch haben wir auch unter diesen unangenehmen Verhältnissen des Schönen und allzuviel gesehen, weit, weit mehr, als wir vertragen konnten. Besser als die Eindrücke von Gemälden, die vergänglichsten von allen Eindrücken, haften die von Oertlichkeiten. Einer der interessantesten Besuche, die man machen kann, damit ich mich vom Modernen wieder zum Antiken wende, ist der Besuch der farnesischen Gärten auf dem Palatin, welche gegenwärtig Eigenthum des Kaisers Napoleon sind, der dort umfängliche Nachgrabungen machen läßt. Der palatinische Hügel, die eigentliche Wiege der Weltstadt, ist jetzt unbewohnt mit Ausnahme eines Klosters und einer Villa. Garten-

anlagen bedecken seinen Rücken, und die Nachforschungen in den weiten Räumen, welche die Kaiserpaläste einnahmen, haben schon bedeutende Ergebnisse zu Tage gefördert.

Augustus, Tiberius, Caligula, Nero, Domitian, Septimius Severus, Heliogabal und Alexander Severus errichteten hier ihre mächtigen Bauten. Das sogenannte goldene Haus des Nero, das sich vom Palatin über das Thal weg bis zum Esquilin zog und 3000 Säulen hatte, ist noch heute bekannt. Die Franzosen haben einzelne Oertlichkeiten je nach ihren Muthmaßungen mit Tafeln bezeichnet, sind aber nach ihrer leichtgläubigen Art zu weit gegangen; denn man sieht sogar den Platz, wo die Hütte des Faustulus stand. Die Aussicht vom Palatin über Stadt und Umgegend erhöhte für uns noch der ersehnte Anzug eines Gewitters. Alles lechzte seit Monaten nach Regen; aber der eherne Himmel wollte seine Schleusen nicht öffnen, und die Menschen verschmachteten schier vor Hitze. Damals nun hatte die Sonne endlich einen schwarzen Schleier vorgenommen, und das Gewölke zog näher und näher. Wir eilten aus dem Garten, um noch irgendwo unter Dach zu kommen. Ein wolkenbruchartiger Regen stürzte nieder, zehn Minuten lang; dann vertheilte sich's wieder, und der blaue Himmel strahlte wie vorher in ungetrübter Reinheit.

Die Nachmittagsstunden jenes Tages waren den Sammlungen des Capitols gewidmet; auch hier wieder eine reiche Menge schöner Bildsäulen, Büsten, Reliefs und Sarkophage. Von minderem Belang ist die Gemäldesammlung, wogegen uns die Büsten berühmter Italiener im Erdgeschosse des Conservatorenpalastes, eine Art Walhalla, schon um deswillen anzogen, weil gleich im ersten Zimmer Raphael Mengs, Angelica Kaufmann und Winkelmann, unsere Landsleute, unter dieselben aufgenommen sind. Schon begann es zu dunkeln, als wir der Maria in Ara celi auf der Höhe des Capitols noch einen flüchtigen Besuch schenkten, einer sehr alten Kirche mit verschiedenen Merkwürdigkeiten. Hier befindet sich das heilige Christuskindlein, das man in einer besondern Kutsche zu schwer Erkrankten zu fahren pflegt, daß es ihnen Genesung bringe; hier

predigen auch Kinder von 5—10 Jahren in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr täglich von 3—4 Uhr unter großem Zulaufe. Rom ist so reich an besondern mitunter sonderbaren Kirchenfeierlichkeiten; man hat einen eigenen Kalender darüber.

Weil wir gar nie fuhren, prägte sich uns von der Stadt ein ziemlich deutliches Bild ein; am häufigsten durchwanderten wir allerdings nächst dem Corso die Straßen, die nach dem Vatican führen. Man kann die Sehenswürdigkeiten des Vatican unmöglich an einem Tag, auch nicht an mehrern absolviren; man muß immer wieder von neuem hingehen. Dort sahen wir u. a. auch die päpstliche Fabrik der Mosaikarbeiten. Gegenwärtig sind noch alle Arbeiter mit der Fertigung der Brustbilder sämmtlicher Päpste für die Kirche S. Paolo außer den Mauern beschäftigt. Im Jahre 1823 wurde die alte Kirche, die über den Gebeinen des h. Paulus erbaut war, in Asche gelegt; man sammelte durch die ganze Christenheit, einen Neubau von derselben Pracht und Schönheit herzustellen. Kenner der Baukunst haben an diesem viel auszusetzen und ziehen die alte Apsis hinter dem Hochaltar aller neuen Arbeit vor. Die Kirche, behaupten sie, mache den Eindruck eines Ballsals. So meine künstlerischen Freunde, in deren Gesellschaft wir eines Abends den weiten Weg hinaus unternahmen. Mich haben die großen Verhältnisse und der blanke neue Glanz von Säulen und Fußboden dennoch mächtig bewegt. Die Kirche hat im Innern eine Länge von 192 Schritten und fünf Schiffe, gleicht übrigens ganz der Basilika in München, nur daß alles viel größer und prächtiger ist. Wie man doch einen so großen kostbaren Tempel wieder in diese weite Entfernung von der Stadt bauen mochte! Aber freilich die alte Gewohnheit und der Glaube an die alten Reliquien des großen Apostels ließen ein solches Bedenken gar nicht entstehen. Auch andere wichtige Kirchen stehen außerhalb der Mauern, wie die große alte Kirche S. Lorenzo und die zierliche, sehr interessante der heiligen Agnese.

Eine Sammlung des Vaticans will ich bei dieser Gelegenheit zu erwähnen nicht vergessen, die Bibliothek. Der Fremde bekommt

davon freilich nur das Alleräußerlichste zu sehen, nemlich die schönen Säle und Corridore mit den prachtvollen Geschenken von Vasen u. s. w., die der Papst von auswärtigen Fürsten erhalten und in die Bibliothek gestiftet hat; die 23,580 Handschriften stehen wohlverschlossen in ihren Kästen, und nicht einmal seltene Drucke oder Autographen, welche hier im Uebermaße vorhanden sein müssen, hat man sich die Mühe gegeben auszustellen. Die mit Argusaugen bewachten vielfach noch ungekannten Schätze harren auf die Abschüttlung des geistlichen Joches so gut als die Menschen.

Doch wir wollen zur Abwechslung wieder ein wenig ins Freie gehen. Steigen wir einmal jenseits der Tiber, nachdem wir in das Häuschen der Fornarina und in manche Gäßchen kleiner Leute einen Blick geworfen, auf die Höhe des Janiculus, um von dem Platze an der rauschenden Paulinerfontaine die Stadt und die Campagna nebst den Sabiner- und Albanerbergen in einem Gesammtüberblick zu betrachten. Jene Acqua Paolo erreicht wohl an Wassermenge die von Trevi, aber die Art, wie man das Wasser zu Tage fördert, ist minder malerisch. In drei Bächen stürzt es aus drei Nischen eines triumphbogenartigen Baues. Was der Quelle an Poesie abgeht, ersetzt die reizende Aussicht. Rom hat viele Punkte näher und weiter, von denen man gern auf die Stadt herniederschaut; vielbesucht ist Monte Mario, doch etwas zu weit entfernt; Rom sieht von dort herab zu klein aus. Am liebsten war mir immer irgend ein hervorspringender Punkt auf der Höhe des Gianicolo.

Gleich am Thore hinter Acqua Paolo ist der Eingang in die Villa Doria Pamfili, eine große Gartenanlage mit Bildwerken, Brunnen, Schwanenteich, schattigen Laubgängen, Wiesen, Höhen und Tiefen. Ziemlich weit vom Eingang stand ein Thor offen nach einem kleinen Pinienhain. Obwohl es schon dämmerte, glaubte ich dennoch, man könne von hier einen Umgang um die Mauer bis zum nächsten Thore finden. Allein der breite Fahrweg schrumpfte bald in einen Fußsteig zusammen, und dieser verästete und verlor sich in der vollkommenen Oede. Meine Frau ging nur mit klopfendem Herzen weiter und bestimmte mich endlich zur Umkehr.

Aber nun kam das Fürchten an mich. Es war völlige Nacht geworden. Der Portier hatte beim Eintritt in den Garten einen großen Hund zu seinen Füßen gehabt; wie wird's nun gehen, dachte ich, wenn etwa losgelassene Hunde uns packen? Zaghaften Schrittes und doch schnell, als verfolgte uns ein Gespenst, durchschreiten wir die völlig finstere Allee immergrüner Eichen und gehen so weiter; dort am Ausgang schweift wirklich ein Hund umher; doch glücklicherweise kein großer. Er umkreist uns und läuft dem Hause des Pförtners zu, als wollte er sagen: Macht doch den armen Leuten die Thür auf! Denn richtig war der Ausgang bereits verschlossen. Auf unser Klingeln kommt eine Frau mit dem Schlüssel und hält uns eine gesundheitspolizeiliche Strafpredigt: ob wir denn nicht wüßten, daß es äußerst schädlich sei, sich so lange in den Garten zu setzen? wir sollten nur die Aerzte fragen; die würden uns sagen, daß man die Malaria bekomme, und so ging es weiter, bis ich ihr zur Ueberraschung einen Paolo in die Hand drückte, worauf sie sich höflich bedankte und verstummte.

Bevor wir morgens unser Logis verließen, hatte ich mir immer einen Plan für den Tag entworfen, der aber leider durch die Ungunst der Verhältnisse manchmal gestört wurde; doch auch an solchen Unglückstagen, wo wir die Sammlungen geschlossen fanden, fiel uns immer des Interessanten noch genug in den Schoß. Man braucht in Rom nur die Augen aufzuschlagen, und man gewahrt eine Merkwürdigkeit: da schauen aus dem Hof eines schönen Palastes antike Figuren, dort erhebt sich auf einem großen Platz eine Triumphsäule, da stehen zierliche oder grandiose Brunnen, dort bezeugt eine Menge Säulenstumpfe ein ehemaliges Forum, und sollte es gerade an antiken Erinnerungen fehlen, eine Kirche ist jedenfalls in der Nähe, die einen kurzen Besuch verdient. Bei solch einer planlosen Streiferei geriethen wir einmal in das Mausoleum des Augustus. Auf einer großen runden Marmorsubstruction erhob sich ehedem ein riesiger Erdhügel, pyramidalisch zugespitzt, mit Cypressen bepflanzt und gekrönt mit dem Bildniß des Kaisers; Springbrunnen, Statuen, Spazierwege umgaben heiter die Ruhestätte der Cäsaren.

Heutzutag ist auf dem Unterbau ein Volkstheater, in welchem bei Tag gespielt wird, eine wahre Ironie des Schicksals auf den klugen Fürsten, der noch auf dem Todtenbette sich als guten Schauspieler mit innerer Genugthuung bekannte; die Grabkammern sind jetzt wenigstens keine Ställe mehr wie noch vor kurzem; wir überzeugten uns mit eigenen Augen davon, daß sie leer waren. Aber immer muß ich wieder darauf zurückkommen das melancholische Gefühl anzudeuten, das einen bei solchem Anblick überkommt; hier lag die große Kaiserfamilie der Julier; wo ist jetzt ihre Asche?

Auch die Abwechslung zwischen bewegtem Leben und ländlicher Stille innerhalb der Mauern, welche dennoch die Phantasie mehr beschäftigt als das Leben selbst, findet man in dem Maße wohl an keinem zweiten Platze der Erde. Hier ist z. B. der Bahnhof für Neapel, und gleich dabei ein weiter öder Raum mit einzelnen Gebäuden und großen Ruinen antiker Wände, den Ueberresten der Bäder Diocletians, der ausgedehntesten von allen. Den Hauptsal hat Michel Angelo zum Querschiff einer Kirche umgeschaffen, und noch stehen acht Granitsäulen darin an ihrem ursprünglichen Platze; es ist die Klosterkirche von Karthäusern, deren einen Kreuzgang zu beschauen ich eben noch zeitig durchs Thürchen schlüpfte, ehe der Pater versperrte. Er schließe gern zu, sagte er mir in gebrochenem Deutsch, weil immer die Weibsbilder von der Kirche hereinlaufen wollten. Der Ausdruck lautete sehr drollig im Mund eines Italieners. In der Mitte des Hofes stehen drei hohe Cypressen, welche Michel Angelo selbst gepflanzt haben soll.

Unfern diesen weitläufigen Bauten springt die Stadtmauer in der Form von drei Seiten eines Quadrats nach außen und bildet so die Umfassung des alten Prätorianerlagers. Es ergriff mich ganz wunderbar, als ich diese weite Ebene durchschritt, in welcher die hochfahrenden Prätorianer, die Janitscharen des römischen Reichs, 300 Jahre lang kampirt haben. Da marschiren sie heraus, dachte ich mir, mit wildem Trotze den rückständigen Sold oder das herkömmliche Geschenk zu fordern oder die Bestätigung eines neuen Kaisers vom Senate begehrend, den sie aus ihrer Mitte gewählt;

haben; hört ihr, wie der frechste unter ihnen vom Walle herab das Reich an den Meistbietenden versteigert? Didius Julianus wird Imperator, weil er jedem Gardisten 1500 Thlr. versprochen hat. Ueber die Mauer schauten blau die Sabinerberge herein, und das Gold der scheidenden Sonne lag ruhig auf dem Plane.

Den nächsten Morgen — es war Sonntag und keine der städtischen Sammlungen offen, im übrigen bemerkt man zwischen Sonn- und Werktag keinen sonderlichen Unterschied; ein Geschrei mit Kaufen und Verkaufen noch ärger als an gewöhnlichen Tagen, weil mehr Landleute in die Stadt kommen — an diesem schönen, heißen Sonntagsmorgen also gingen wir an den Caracallabädern, an den Gräbern der Scipionen, um deren Beschauung wir vergeblich an dem Weinbergthüre klingelten, vorüber durchs Thor des h. Sebastian hinaus auf die a p p i s c h e  S t r a ß e. Man kann sich nichts Poetischeres und zugleich Ernsteres denken als solch einen Spaziergang. Großentheils auf dem alten Pflaster bequem hinschreitend — der jetzige Papst ließ ja alles ausgraben — gingen wir, nachdem die wenigen Häuser und Kirchen hinter uns waren, zwischen Resten von Grabsteinen und größern Monumenten in vollkommener Einsamkeit. Zu beiden Seiten dehnt sich die verbrannte braungelbe Campagna aus, in welche die langen Bögen einer Wasserleitung und das prächtige Gemäuer vom Lager des Maxentius einige Abwechslung bringen, vor uns lag immer näher und näher tretend das reizende Albanergebirg, und das weiße Frascati schimmerte aus halber Höhe ganz deutlich herüber. Doch hatte dieser Gang bei klarster Beleuchtung eines völlig wolkenlosen Sommermorgens wiederum etwas Unheimliches, leises Grauen Erregendes: hüben und drüben Leichensteine, auch diese vielfach zerbröckelt und zerschlagen; auf dem ganzen Feld umher vollkommener Tod, nur daß die der Sonnenglut widerstehende Menthe duftet und da und dort ein Eidechschen scheu den altersbraunen Stein hinanläuft; alles so feierlich, so groß, und dazwischen schauen die Jahrtausende aus den alten Gesichtern, die als Reliefs von den Grabsteinen sich abheben, in unsere Gegenwart herein. Kein Mensch begegnete uns, die 12 Miglien, die wir hin

und zurück auf diesem Wege durchmaßen; sogar in Casale Rotondo, wo ein ganzes ländliches Anwesen mit Haus und Hof und Oelbäumen auf einem Grabmale steht, pochte ich vergebens am Thor in der Hoffnung dort einige Erfrischung zu finden. Zurückgekommen gingen wir, nach kurzer Rast in einer elenden Osteria, um die Stadt nach der Pyramide des Cestius; was kann man auch an einem Sonntag Interessanteres besuchen als Gräber? Es war ein ziemlich weiter Weg — und die Glühhitze des Tages in völlig schattenloser Umgebung trug wahrlich nichts bei, ihn zu verkürzen. Dies Grabmonument in Form einer Pyramide, 115′ hoch aufsteigend, hat allein den Namen des Todten gerettet, der sich im Leben so wenig berühmt machte als jene Cäcilia Metella oder der Bäcker Eurysaces. So bewährt sich hier recht augenscheinlich, wie der Nachruhm wuchert nach purer Laune des Zufalls. Bekanntlich befindet sich neben jener Pyramide der protestantische Gottesacker, weshalb sie so häufig im Munde der Deutschen ist. Ein Wäldchen von Cypressen, welche die Gräber hügelan reichlich beschatten, erhebt sich zwischen blühenden Rosenstöcken. Hier duftet's so kühl, hier athmet's so frisch, ein liebes, heiliges Plätzchen. Monument an Monument, darunter zwei von weitestem Interesse, der Dichter Shelley ganz oben in der Mitte und etwas weiter unten rechts Göthe, der Sohn, der dem Vater zuvorkam, wie die in ihrer Einfachheit klassische Grabschrift besagt.

Dem wohlhingebrachten Tage sollte noch ein köstlicher Abend folgen. Während ich den Scherbenberg zu besteigen beabsichtige, um von da noch schnell die ehrwürdige Stadt in der lyrischen Beleuchtung der letzten Sonnenstrahlen zu schauen, erblickt meine Frau in einiger Entfernung Leute an Tischen unter Bäumen; das ist nun sicherlich ein Ort, wie wir schon lange einen gewünscht haben, eine Wirthschaft im Freien. Richtig! Eine ganze Reihe von Weinkellern in den Berg hinein gebaut, der entstanden ist aus dem Schutte des Alterthums, der belebende Trank frisch gehalten im Hügel des Todes! Hier sitzen Soldaten bei der Flasche, dort steht ein Bauernkarren, und Männer und Weiber thun sich vorher noch

gütlich mit einem tapfern Zuge, ehe sie ihn besteigen, da stehen auf dem Rasen gedeckte Tische, an denen solide Bürgersleute zum Weine den selbst mitgebrachten Schinken verzehren. Hier ist gut sein, noch ein wenig besser als neben der Pyramide des Cestius; hier lasset uns Hütten bauen! Wiewohl der Hütten bedarf es nicht; der reine blaue Abendhimmel ist uns eine schimmernde Zeltdecke; ein kaltes Huhn mit grünem Salat und köstlicher Wein erquickt von den Mühen des Tages; ein wahres Göttermahl im tiefsten Frieden. Nun hatten wir wohl noch am Aventin und Palatin vorbeizupassiren und Staub genug zu schlucken von heimkehrenden Spazirgängern und Karossen; dafür sahen wir aber auch das Forum im Mondschein und tranken Chocolade im großen Cafe nuovo am Corso und erzählten den Freunden im Cafe felice beim Eis unsere heutigen Fahrten und sandten aus der Ferne dem Vaterland ein Gut Heil! zu, als wir in der „Allgemeinen" die erste Nachricht lasen von der elenden Komödie des Fürstencongresses, die wir damals mit Millionen getäuscht für ein würdiges Drama hielten.

Die Tage brachten wir gewöhnlich selbander zu; denn unsere künstlerischen Freunde mußten natürlich an die Arbeit. Aber Abends waren wir immer in Gesellschaft und hatten noch dazu die Auswahl zwischen den Alten und den Jungen. Es ist am Eingang des Platzes Colonna in einem Gäßchen eine Kneipe „Caccia bove", die fast ausschließlich von Deutschen besucht wird. Dort nahmen sich besonders zwei Herren unser aufs freundlichste an: Professor Riedel, der berühmte Maler so vieler sonnenbeleuchteter Frauengestalten, und Bildhauer Lotsch aus Karlsruhe, beides höchst gemüthliche anspruchlose Männer, welche die ganze Einfachheit und Treuherzigkeit des deutschen Wesens bewahrt haben, obschon sie über ein Menschenalter in Welschland sind. Riedel ist eine in Rom hochgeachtete Persönlichkeit, eine eigentliche Notabilität; sonst hätte man ihn, den Fremden und Protestanten, nicht zum Professor an der Academie ernannt. Er steht noch vollkommen auf der Höhe seines schöpferischen Talentes; wir sahen in seinem Atelier eine Herodias, die eben fertig geworden war, eine Rebecca, eine Faunin und eine

Sylphide, an denen er abwechselnd arbeitete. Die meisten seiner Bilder kommen nach Rußland und England. Recht lustig war die Art, wie wir mit ihm bekannt wurden. Ich hatte von einer Freundin, deren verstorbener Bräutigam sein Bekannter gewesen, an ihn eine Visitenkarte mit. Da ich die Art des Mannes nicht kannte, so scheute ich mich auf so wohlfeilem Wege mich bei ihm einzuführen. Wir gingen also in jene Kneipe, wo wir ihn als täglichen Stammgast wußten. Die Tische füllten sich mit deutschen Herren, die uns ein wenig scheel ansahen, vermuthlich weil wir uns in ihr Heiligthum eingedrängt hatten. Doch der mir gegenübersaß, fragte mich zuletzt, als ich mich bescheiden in ihr Gespräch mischte, nach meiner Vaterstadt; wir müßten ja fast Landsleute sein; das gewahre er an der Mundart, und als ich ihm gleich meinen Namen dazu gab, sagte er, er heiße Riedel. Maler Riedel? Ja wohl. Nun ging die Freude an, daß wir so mühelos zu dem Glück seiner Bekanntschaft gekommen, und meine Frau öffnete die Schleusen ihrer Beredsamkeit und lobte alle Bilder, die sie von ihm gesehen, und schilderte unser Verlangen ihn kennen zu lernen mit den lebhaftesten Farben, so daß er uns bald recht gut wurde und uns wie alte Freunde behandelte.

Eine Anzahl zusammengehöriger merkwürdiger Bauten habe ich bisher ganz unerwähnt gelassen, den Lateran. Kirche und Palast bilden den geraden Gegensatz zu St. Peter und Vatican, und so konnten gar wohl Gegenpäpste, wie im Mittelalter zuweilen geschah, sich in die beiden Besitzungen theilen. Die Johanniskirche des Lateran, ursprünglich die Hauptkirche Roms, ist allmählich von der Peterskirche aus ihrer Achtung verdrängt worden. Zwischen dem Lateran und der bewohnten Stadt liegt eine gute Viertelstunde weit Garten- und Ackerland, unmittelbar daneben steht Thor und Mauer. Von gottesdienstlichen Gebäuden daselbst will ich außer der Hauptkirche und der Taufkapelle, in welcher Konstantin der Große getauft worden sein soll, hauptsächlich der „heiligen Stiege" gedenken, einer mit Holz überzogenen Marmortreppe aus dem Palaste des Pontius Pilatus zu Jerusalem, die man nur knieend erklimmen darf; der

Holzbeleg soll verhindern, daß die Stufen durch die Kniee der Gläubigen nicht abgenützt werden. Oben ist eine kleine Kapelle mit einem Bilde Christi, welches der heilige Lucas gemalt hat. Zu beiden Seiten der heiligen Treppe führen zwei profane Stiegen nach oben, auf denen man, aber natürlich ohne Sündenvergebung, auf- und absteigen darf. Wir sahen eine Zeit lang zu, wie sich ein paar fein gekleidete Leute, ein Herr und eine Dame, plagten das Experiment des Hinaufrutschens zu Stande zu bringen. Wenn die Ueberwindung einer Stufe ihnen gelungen war, bückten sie sich nieder, die nächst höhere zu küssen. Die widerspenstige Crinoline legte dabei der Dame noch schwerere Pönitenzen auf. Es war ein drolliger Anblick, hätte mich nur nicht dazwischen ein heiliger Zorn überkommen über solche elende Erniedrigung der Menschheit. Im Palaste des Lateran besahen wir zwei wichtige Sammlungen, die eine von heidnischen, die andere von christlichen Sculpturen; letztere enthält viele steinerne Särge und Kopien wichtiger Wandmalereien aus Katakomben, auch eine Gemäldesammlung mit manchen bedeutenden Stücken u. s. w.; was nützte es, wollte ich die Sehenswürdigkeiten alle aufzählen? — Auch die Zimmer des Quirinals will ich übergehen, in deren weiten Räumen ich den Gedanken nicht los werden konnte, wie es doch traurig sei, daß sie als jeweiligen Bewohner einen Hagestolz und alten Mann beherbergen, welcher eben hier vom alten Junggesellen dazu auserkoren worden die alberne Rolle eines Heiligen zu spielen. An den weitläufigen Palast mitten in der Stadt schließt sich ein köstlicher Garten mit Springbrunnen, Beriewassern und einer Wasserorgel, von dessen Terrasse sich eine weite Aussicht über die Stadt eröffnet.

Eine der Glanzpartien unseres Aufenthaltes war der Besuch des Klosters Onofrio, wo der unglückliche Tasso die letzten Monate seines Lebens hinbrachte und in eben den Tagen, welche für seine Krönung auf dem Kapitol bestimmt waren (1595), an einem hitzigen Fieber verschied. An einem wunderschönen Abend stiegen wir, eingeladen von Dr. Erhardt und seiner Gattin, die Höhe hinan, auf welcher das Kloster liegt, und besahen die Kirche und das elend

manierirte Denkmal des Dichters. Während die Frauen, denen der Zutritt in das Kloster nicht verstattet ist, einstweilen zur Tassoeiche hinaufgingen, besahen wir Männer das Wohn- und Sterbezimmer und betrachteten die Todtenmaske und sonstigen Reliquien Tassos. Dann schritten auch wir hinan zwischen den Weinranken zur Höhe, die ehedem von Tassos Eiche gekrönt war. Der alte Baum ist vom Blitz zerschmettert, aber aus dem geborstenen Stamm sprießt junges Grün hervor — ein treues Symbol von dem Lose des unsterblichen Sängers und seiner Dichtung. Die reizende Aussicht auf Stadt und Landschaft erhöhte sich für mich diesmal zufällig durch einen lieblichen Vordergrund. Eine ganze Mädchenschule aus den verschiedensten Lebensaltern, geführt von einer selbst noch jugendlichen Klosterfrau, deren frisches Gesichtchen aus dem weißen Tuche gar freundlich sich abhob, hatte vor uns hier Platz genommen, den Abend zu genießen. Ob sie zufällig mit dem spanischen Priester zusammengetroffen, dessen Lustigkeit wenig mit seiner geistlichen Tracht harmonirte, wage ich nicht zu entscheiden. Er machte allen erwachsenen Mädchen den Hof, am meisten der Oberin, mit der er ziemlich vertraut scherzte, und spielte den Hahn im Korbe. Da unser Doktor mit ihnen ein Gespräch anknüpfte, umstand uns bald der ganze Chorus; zwei der Mädchen, bildschöne Kinder, hatten jüngst Profeß gethan, die armen Dinger, aus deren Augen noch so viel weltliche Heiterkeit strahlte. Das Klosterleben trat in dieser Gestalt zum erstenmal freundlich an mich heran; der Spanier hatte die Lebensgeister sämmtlicher Nönnlein aufgeweckt. O, dachte ich, wenn doch jede ihren Spanier hätte!

Nun führte uns Herr Dr. Erhardt in eine Wirthschaft, ein unscheinbares Häuschen in einem unscheinbaren Gäßchen von Trastevere, wo er vorher ein Abendessen bestellt hatte. Wir aßen seltene Fische und tranken trefflichen Wein, der uns, obschon wir nur zu vier waren, heiterer stimmte, als wären wir in großer Gesellschaft, in elegantem Sale, beim Schmause gesessen. Und warf die dreiarmige Messinglampe auf uns nur ein dämmeriges Licht, so machte

gerade diese trübe Beleuchtung im hohen altväterlichen Zimmer das Beisammensein nur um so traulicher.

Die öffentlichen Locale Roms haben sich von modernem Glanze meist noch ferngehalten; ihre Einfachheit gibt ihnen in unsern Augen eine eigenthümliche Romantik. Einen Sonntagabend brachten wir vor der Stadt in einem mehr als halbdunklen Raum zwischen Fässern zu, und um uns sang eine lustige Gesellschaft ihre Lieder. Das war übrigens eine ziemlich lächerliche Vergnügungspartie, die uns den Aufenthalt in der ewigen Stadt einmal von seiner Schattenseite zeigte. Aus ziemlich weiter Ferne vom Platze Navona her schleppten uns zwei Künstler durch Porta Pia nach der Kirche S. Agnese und von da in besagte Wirthschaft. Sie wollten uns einen Genuß bereiten mit dem Anblick der Campagna. Nun gingen wir aber die meiste Zeit zwischen zwei Mauern, während auf der Landstraße die Equipagen einen Staub aufjagten, von welchem man selbst in Nürnberg keinen Begriff hat; der Himmel war trüb, die Berge vom Nebel unsern Augen völlig entzogen; man sah buchstäblich gar nichts als den dicken Staub, den man zugleich massenweise einschluckte. Auch das ist zu Zeiten italienische Landschaft. Als es gedunkelt hatte, fielen ein paar Tropfen; am andern Morgen aber war es heiter und wolkenlos wie vorher und die Glut der Sonne brannte am 31. August noch so heftig wie am 15.

Wir benützten die Frühstunden dieses Montags zum Besuch der Katakombe des h. Calixtus, die eine Miglie vor dem Sebastiansthore an der appischen Straße liegt. Dieses erst unter dem jetzigen Papst durch Rossi, den Hauptkenner der christlichen Alterthümer, entdeckte Grabgewölbe alter Christen ist das wichtigste und interessanteste von allen jenen Labyrinthen, die zum Zweck der Beerdigung von Juden und Christen ausgehöhlt wurden. Rom besaß deren ehedem 40, von welchen etliche 20 bekannt sind. Man ermöglicht den Besuch der calixtinischen Katakombe mit einigen Umständlichkeiten. Nachdem man sich zuvor einen Erlaubnißschein in der Kanzlei des Generalvicars geholt, muß man den Custoden

aufsuchen, der an einem ganz andern Ende der Stadt und etwa 1½ Stunden Weges von der Katakombe wohnt. Dieser Mann wollte anfangs gefahren sein und entschloß sich erst nach langem Hin- und Herreden uns Morgens früh 6 Uhr zu Fuße zu begleiten. Zwei Künstler schlossen sich uns an.

Als wir nun Morgens uns an seinem Hause trafen, erklärte er, er würde um 8 Uhr mit andern Herren hinausfahren, und wir sollten ihn nur dort erwarten. Lange harrten wir seiner vor der Weinbergthüre, im schmalen Schatten gelagert, den die gegenüberstehende Mauer machte; denn die Hitze war schon heftig. Endlich rasselte der Wagen heran mit dem Custoden auf dem Bocke. Innen saßen zwei Engländer mit einem Führer, der ihnen das Italienische des Custoden in sehr schlechtes Französisch übersetzte, und einem Mann aus Chili, der neben seiner spanischen Muttersprache das Italienische und dazu das Deutsche radebrechte. Jeder Besucher der Katakombe trug ein langes Wachslicht. So stiegen wir eines hinter dem andern hinab in die düstern schmalen Gänge, die sich nur hin und wieder zu kleinen Grabkapellen erweitern. Wenn nicht die Zusammensetzung unserer aus so heterogenen Elementen gebildeten Gesellschaft einige Heiterkeit in diese Schauer des Todes hineingetragen hätte, man hätte sich in den endlosen Irrgängen wirklich fürchten können. Aber so war es drollig zu bemerken, wie die Engländer weder den Cicerone noch dessen kläglichen Interpreten verstanden, der obendrein noch falsch erklärte, weil ihm die nöthige Einsicht abging, und wie sie doch alles betasteten und beschnüffelten und sich recht genau zu informiren vergebens beflissen waren. Da ich gelegentlich ein paar englische Worte fallen ließ, so hefteten sie sich an mich, dem es nun wieder in der Hast und getheilten Aufmerksamkeit am nöthigen Wortvorrath mangelte, um die kaum begriffene Erklärung des Custoden im kürzesten Auszug englisch wiederzugeben. Es war eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung. So liefen wir mindestens eine Stunde durch die schwarzen von unsern armseligen Lichtern nur aufs spärlichste erleuchteten engen Gänge, sahen in den Nischen der Mauern hin und wieder noch Knochen

von verwesten Leibern, die ehedem wie Brote in einem Backofen hier neben einander lagen, betrachteten die kunstlosen, nun mindestens schon 1400 Jahre alten symbolischen Malereien und Inschriften und trugen kein Verlangen in das zweite und dritte Stockwerk hinabzusteigen, die uns doch nur Wiederholungen des ersten geboten hätten. Wer ein Bergwerk gesehen hat, kann sich einen annähernden Begriff von den Katakomben machen; nur sind die Wege um vieles schmaler und labyrinthischer. Ich könnte mir keinen schrecklichern Zustand denken, als hier verirrt und einsam etwa warten zu müssen, bis der Zufall den Custoden mit einer neuen Gesellschaft herunterführte. Die Situation müßte zum Wahnsinn treiben. Die andern möchten dasselbe denken; so hielten wir uns eng zusammen. Mann hinter Mann der alten Christen schauerliche Grabesgänge durchschreitend, die in den Tagen der Verfolgung oftmals der Gemeinde Zuflucht und Rettung, hin- und wieder auch ihre gräßliche Opferstätte geworden sind. Wenn droben die feindlichen Kaiser wütheten, verbarg sich die widerspenstige Christenschar in diese schwerauffindbaren Verstecke, wo ihre Väter ruhten; aber manchmal wurden sie entdeckt und das Morden hier unten tobte gräßlicher, weil kein Entrinnen war. Diese bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts fortdauernde Sitte die Leichnamte in Felsengräber unter der Erde zu schieben, stammte von den Juden, wie aus zahlreichen Begräbnißstätten dieser Art in Syrien und Palästina ersichtlich ist.

Recht froh dem Aufenthalte des Schauers entronnen zu sein, begrüßten wir die Sonne wieder, als sie gerade am heißesten brannte, und der Contrast zwischen der Kühle unter der Erde und dem schattenlosen Brande hier oben war ungeheuer. Mühsam schleppten wir uns den weiten Weg, bis uns wenigstens Gelegenheit wurde den Gaumen mit saurem Wein zu erfrischen. So hatten wir die Besichtigung der Hauptmerkwürdigkeiten Roms mit dem beendigt, was vor allen andern nicht bloß ernst, sondern wahrhaft melancholisch macht. Die beschränkte Zeit und die Besorgniß, es möchte der nur allzugnädige Himmel sich nächstens einmal in sein Gegentheil

verkehren, veranlaßte mich von der Stadt zu scheiden, so sehr ihr Reiz mit jedem Tage für uns zunahm, um der nicht minder interessanten Landschaft wenigstens flüchtige Grüße zu sagen. Wir beabsichtigten durch das Sabinergebirg zu streifen und von einem seiner Endpunkte uns auf die Eisenbahn nach Neapel zu begeben und dann durch das Albanergebirg nach Rom zurückzukehren.

Um es uns also möglichst leicht zu machen, ließen wir unser ganzes Gepäck, d. h. den Reisesack mit unsern bessern Kleidern, bei der guten Hausfrau und gingen, nur mit einer kleinen Ledertasche versehen, in nicht eben festlichem Gewand in die Fremde. Unsere Freunde in Rom hatten uns gesagt, in Neapel laufe alles schmutzig herum; wozu sollten wir uns putzen und das Auge des ersten besten Strauchdiebes auf uns lenken? Trotz unsern Werktagskleidern waren wir in Neapel doch noch immer Exzellenzen.

Schläfrig fuhren wir dahin, die verbrannte Campagna durchschneidend auf staubiger Landstraße, aus deren braungelber Grasfläche nur hin und wieder ein graues Rind seinen prächtigen langgehörnten Kopf uns neugierig entgegenstreckte oder ein Ochsenhirte hoch zu Roß mit seinem langen Stachelstecken herangeritten kam. Es war so feierlich in der weiten bergumkränzten Einöde, als über ihr die Morgenröthe ihre lichten Finger ausstreckte und allmählich die Glanzkugel der Sonne sich erhob; denn die Campagna macht einen ernsten würdigen Eindruck wie etwa das Meer. Nun kam der wasserreiche Anio gezogen und der Omnibus rollte über Ponte Lucano, die alte Brücke, neben der das Grabmal der Plautier, ähnlich einem unserer runden Thürme, steht. Näher traten die sanftgeschweiften Höhen von Tivoli.

Wir stiegen aus, wo sich die Straße theilt, die Villa Hadrians zu besuchen, die an den vordersten Hügeln rechts eine Stunde vor dem Städtchen lag und im Umfang zwei deutsche Meilen hatte. Die weitläufige Anlage gehört jetzt der Familie Braschi, ein ziemlich wüstes, wenig gepflegtes Durcheinander von Ruinen und angebautem Lande. Wir wissen aus den Beschreibungen der Alten, daß hier der kunstliebende Kaiser allerlei Gegenden und

Oertlichkeiten nachgebildet hatte, wie sie anderswo die Natur hat und die Phantasie ausdachte, ein Thal Tempe und einen Tartarus, ein Nymphäum im Stil Aegyptens unter dem Namen der Stadt Kanopus, dazu außer dem Palast eine Akademie und ein Lyceum, einen Hippodrom und ein Stadium, Thermen und Theater, eine Gedankenverirrung, die sich in den Gartenanlagen des vorigen Jahrhunderts im Kleinen wiederholt hat. Säulen, Statuen, Mosaikböden werthvollster Art wurden hier schon ausgegraben und wanderten in alle Länder Europas. Aber die alte Predigt von der Eitelkeit der Welt wiederholten uns aus allen Ecken die alten Gemäuer, während wir dem langen Custoden nachkeuchten, der hastigen Schrittes von einem Punkt zum andern lief und mit geläufiger Zunge die ehemalige Bestimmung jedes Baues uns vordocirte, so sicher in seinen Betrachtungen, als wäre er Kaiser Hadrians Hofbaumeister gewesen.

Da wir statt der bequemen Landstraße nach Tivoli den kürzern Fußweg gewählt hatten, so litten wir nicht weniger beim mühsamen Aufsteigen von der quälenden Sonne. Denn der Oelbaum gibt unter allen Bäumen den wenigsten Schatten. Da waren wir also im alterthümlichen Städtchen, das so lebhaft an das Mittelalter zugleich und an die klassische Zeit erinnert, im argivischen auf den Bergrücken hingelagerten Tibur, welches sich Horaz zum Wohnsitz für seine alten Tage wünscht. Wir fanden ein billiges, echtrömisches Gasthaus, wo man Speise und Trank und das Zimmer separat zahlte und in keiner Weise genirt war.

Die Gassen des Städtchens stunden immer voll Menschen; denn alles, was nichts zu thun hat, drängt sich auf die Straße, und auch der arbeitende Theil, so weit es möglich, verrichtet außen sein Tagewerk, vom Schuster an bis zum spinnenden Mütterlein, welches für sein Rad keinen ebenen Boden braucht, weil Spinnräder in Italien noch unbekannte Maschinen sind. Tivoli hat, wie die meisten römischen Städtchen, ein angerauchtes finsteres Ansehen. Dies rührt vom Baumaterial her, dem Tuffstein, der an der Luft stark dunkelt. Da die wenigsten Hausbesitzer die Kosten eines

Anstrichs aufwenden, so erhalten die Häuser nach und nach die Farbe von Schmieden. Auch mit Repariren schadhafter Mauern läßt man sich nicht eben tief ein: was stürzen will, mag stürzen, und die Ruine ist da, die oft noch lange bewohnt wird. Mit diesem schwarzen verfallenen Aussehen der Ortschaften steht nun die lichte Landschaft in schärfstem Contraste. Um Tivoli insbesondere ist alles heiter und herrlich; das macht das viele Wasser, welches da und dort als Strom brausend oder als Bächlein stäubend in die Tiefe stürzt. Die Wasserfälle von Tivoli mögen ihres Gleichen suchen; aus dem Hochthale zieht der grüne Anio den schäumenden Schluchten entgegen, die unmittelbar an der Stadt in jähe Tiefe fallen; seit einem Menschenalter muß er sich theilen; nachdem er eine Kirche mit 26 Häusern hinabgerissen, hat man dem Hauptstrom ein Bett durch den Berg gegraben, von wo er dann wie von einem großen Wöhrd mit gewaltigem Rauschen 300' tief ins Thal fällt; ein anderer Theil sucht sich noch selbst zwischen dem Gestein die alten Bahnen; und es ist unbeschreiblich reizend ihn auf künstlich zum Theil durch den Felsen gehauenen Pfaden bis hernieder zu begleiten. Denn die Wasserdünste fördern den Pflanzenwuchs und das Gesträuch gedeiht da zu selten gesehener Ueppigkeit. Dazu öffnet sich bald, bald schließt oder verschiebt sich die Aussicht auf den einen oder andern der Wasserfälle, und die malerisch abstürzenden Felsen umher erhöhen den poetischen Eindruck. Man kann 2—3 Stunden in dieser Schlucht zubringen, ohne des Anblicks satt zu werden. Einen andern wahrhaft prächtigen Spaziergang bietet die Landstraße, welche in weitem Halbkreis auf der Höhe hin das Thal umzieht. Man hat hier Tivoli mit seinem antiken Rundtempelchen, dem sogenannten Tempel der Sibylla, der hart am Rande neben dem alten Wasserfall steht, gegenüber, dann öffnet sich die Aussicht auf die Hauptströmung, und wenn man noch ein Viertelstündchen weiter geht, so sieht man drüben, eine entzückende Erscheinung, die sogenannten Cascadellen auf der entgegengesetzten Seite des Thals in die Tiefe gleiten. Wie Silberbänder lagen die Wasserstreifen vom Schimmer der Abendsonne in ihrem Glanz erhöht über das lichte Grün

schreiten vom Hügel ins Thal hinab; eine Ueberraschung, bei der ich laut aufjauchzte, so ganz verschieden von allem, was man sonst als Wasserfall zu sehen gewohnt ist. Wir gingen dann noch ein wenig durchs Städtchen mit Freund Wäger, der uns an eine Mauerbrüstung führte, als der glühende Sonnenball hinter der tiefen Campagna untertauchte. Wie schön, wie erhaben! Man fühlt sich ein anderer Mensch in solchen Landschaften. Drüben leuchtete die Spitze des Soracte im matten Abendgold, dann zog sich bläulicher Nebel über die Niederung her, indeß die Himmelslämplein sich entzündeten. Als wir heimgingen, sangen aus vergittertem Fenster Gefangene und streckten uns bettelnd ihre Hände entgegen.

Auch der Villa d'Este mit ihrer wunderschönen Lage am Felsen, mit ihren Wasserkünsten, mit ihren prächtigen Gängen und Bäumen sei in einigen Worten gedacht. Der ganze Abhang nach der Campagna ist zur Gartenanlage benützt, und die Majestät des Gartens wetteifert mit der der Aussicht. Unten steht eine Gruppe riesiger Cypressen, der größten, wie man sagt, die Italien aufzuweisen hat.

Wir verließen das liebliche Tivoli am nächsten Mittag und fuhren mit der Landkutsche das Aniothal weiter hinauf bis Subiaco. In ganz Italien, besonders aber im Römischen, horsten die Menschen gern wie Adler auf Kuppen, und es gewährt einen hohen Reiz, allenthalben diese kahlen schroff aufragenden Spitzen mit Dörfern und Städtchen bedeckt zu sehen. Ich meinerseits überließ mich während der Fahrt auch meinen Träumen von der alten Zeit. Besonders stand mir Horaz, dessen Landgut in unmittelbarer Nähe gelegen haben muß, auf's lebhafteste vor den Augen. Dort aus dem Thale zur Linken kommt ja der Bach Digentia oder Licenza heraus, um in den Anio zu münden; er war fast ganz vertrocknet, als wir darüber fuhren; denn die lang andauernde Dürre hatte auch diese Gebirgsgegenden theilweise ziemlich entwässert. Es dämmerte schon, als wir Subiaco erreichten, das uralte Städtchen Sublaqueum, welches steil den Berg hinangebaut ist, dessen Gipfel eine mittelalterliche Burg krönt. Die Lage der Gegend, beträchtlich höher als

die von Tibur; hat die Triften und Bäume grün und frisch erhalten. Aber wiederum weit höher als das Städtchen liegen die Klöster, von welchen der Benedictinerorden seinen Ursprung nahm. Wir wanderten am Morgen in Gesellschaft eines deutschen Malers durch das romantische Thal und dann links den steilen Weg hinan auf nach dem Kloster Scholastica, dem eigentlichen Mutterhause, das der Schwester des Benedictus geweiht ist, und dann noch eine halbe Stunde weiter hinauf, zuletzt durch eine schattige Allee von immergrünen Eichen, nach der sogenannten heiligen Grotte, dem obern kleinern Kloster, dessen Hauptgebäude am Rande des schroffen Felsen steht. In einer der Grotten da oben lebte von seinem 14. Jahre als Einsiedler der h. Benedictus und wälzte sich auf den Dornen, welche späterhin der h. Franciscus in Rosenstöcke verwandelte, die noch heute im Gärtchen vor dem Kloster blühen. Die Höhlen sind zu Kapellen ausgebaut, eine über die andere; man steigt von der kleinen Kirche aus auf Stufen hinab; der ganze seltsame Bau macht durch das spärliche und wohlvertheilte Licht so wie durch die alten Wandmalereien und die ganze fremdartige Anordnung des Raumes einen tiefen, religiösen Eindruck. Und wenn man nun wieder heraustritt ins Freie und blickt umher über die braunen, kahlen und über die dunklen grünenden Berge und hinter ins Hochthal und sieht nirgends weiter eine menschliche Wohnung — denn auch das Städtchen hat sich den Blicken entzogen — da findet man es wohl passend, daß der Heilige gerade diesen Ort zu seinen Meditationen gewählt hat. Benedictus und Nero — welche Kontraste! Auch Nero hatte sich einst hier eine Villa erbaut, welcher möglicherweise noch die Mauertrümmer an der gegenüberliegenden Höhe angehören.

Doch wir mußten weiter, da wir uns für heute noch eine ziemliche Fußpartie vorgenommen. Also hinab ins Städtchen, ein Frühstück eingenommen, und nun zwischen Weingärten dahin einen lieblichen Fußpfad. Der Weg hob und senkte sich abwechselnd; im Schweiß des Angesichts erstiegen wir die Felsen, die gut angebauten Thäler machten einen schroffen Gegensatz zu dem wüsten Gestein, das die schwarzen Dörfer und Städtchen trug. Wir waren auch

keine Stunde Weges gegangen, so kam uns ein Mann mit zwei Eseln nach; auf dem einen ritt er selbst, den andern sollte zur Heimreise sein Sohn besteigen, den er in einem Kloster abzuholen auf dem Wege war. Dieser Mann gab sich alle Mühe meine Frau zum Aufsitzen zu veranlassen, und als sie sich weigerte — denn es war ihr so unheimlich; das war ja sicherlich ein verkappter Räuber! — so ließ er sich's nicht nehmen unsere kleinen Habseligkeiten zu tragen. Nun aber während wir mühsam in der Mittagshitze den Berg von S. Stephano emporsteigen, zieht er ein großes Schnappmesser aus der Tasche — siehe da, der Mordplan ist nah der Ausführung; doch nein, unser Geleitsmann schält nur eine Pfirsich und reicht sie meiner Frau dar. Als er von uns schied, weigerte er sich die Kleinigkeit für das Tragen unserer Bündel anzunehmen. In solchen Gegenden Italiens, die außer dem Bereiche der Fremden sind, erweisen sich die Bewohner als gutmüthig und dienstwillig; auch in Subiaco war uns kein Bettler aufgestoßen, so wenig die spärliche und [illegible] Bekleidung der Einwohner auf Wohlhabenheit schließen ließ.

Wir lechzten vor Durst in der Sonnengluth; da kein Wirthshaus im Dorfe war, so veranlaßte unser Geführte die Insassen eines kleinen Ladens uns irgendwo bei einem Bauern Wein holen zu lassen. Das Mädchen brachte eine große Maß, und nun mußte alles mittrinken, was in der Stube und auf der Treppe stand; wir fingen bereits an Gegenstand der Bewunderung für das Dörfchen zu sein.

Wir stiegen höher und höher und kamen durch einen herrlichen Laubwald, dann am Kloster S. Francesco vorüber, wo gerade ein Kirchenfest war, und endlich noch viele Treppen höher hinauf nach dem [illegible] Civitella, einem winzigen alten Römerstädtchen, so schwarz wie ein Schornstein, auf dem anscheinend höchsten Punkte der Gegend erbaut, von wo man eine unendlich großartige Aussicht über die Gebirgsreihen weit umher und hinüber nach der Campagna genießt. Jeder Versuch solche Naturscenen zu beschreiben würde weit hinter der Wirklichkeit bleiben; eine Berggegend im Süden

sieht eben ganz anders aus als bei uns; es ist vor allem die Färbung und die lichte Klarheit der entferntesten Gegenstände; dann aber auch die kühne und mannigfaltige Form der Gebirgsmassen; die schroffe Abwechslung von üppigem Grün und kahlem Gestein; ferner die menschlichen Ansiedlungen auf den Bergkuppen, was auf den Fremden so überraschend wirkt. Endlich möchte ich dazu noch die schöne Gestalt und den geistigen Ausdruck der Bewohner fügen, die dem Wanderer begegnen. Es sitzen auf diesen schlanken und vollen Frauenfiguren keine Köpfe mit Stumpfnasen und breitgedrückten vergarbten Gesichtern, und aus den funkelnden Augen der schwarzbärtigen Männer spricht Leben und Kraft, nicht wie aus unsern Bauernphysiognomien stumpfsinniges Phlegma. Nun sagt man wohl bei uns, die Italiener seien habgierig und unredlich, falsch und verschlagen, voll Leidenschaft und Mordlust. Ich habe die Landbewohner nur wacker und brav und gegen die Fremden zuthulich gefunden, zumal wo sie durch deren Andrang noch nicht verwöhnt und verdorben worden sind. Dazu besitzen sie insgesammt natürliche Feinheit der Manieren und leichte Fassungsgabe, sind also umgänglich auch für den, der ihrer Sprache minder mächtig ist. Italienische Landleute geben weit bessere Auskunft als die unsrigen, und auch der stotternde Ausländer pflegt mit ihnen bequemere Unterhaltung. In Civitella fragte ich auf der Straße einen Trupp Mädchen: Wer mag uns Caffee machen? Und sogleich erbot sich ein schönes Kind zu dieser Dienstleistung. Der Kaffee war delikat; und als wir fortgingen, wollte die Großmutter keine Forderung stellen, weil sie ja keine Wirthschaft treibe.

Wir trennten uns so ungern von dem wunderlichen Städtchen auf steiler Höhe, dem frische Luft und weite Aussicht für viele Unbequemlichkeiten Ersatz bieten müssen. Denn nun ging's ja leider abwärts und abwärts bis Olevano, das immerhin selbst noch hoch über der Campagna auf einem Felsen liegt. Ueber dem Städtchen steht auf einem kleinen Bergrücken Casa Baldi, die Malerherberge, deren Magnet nächst der schönen Rundschau die junge Wirthin ist. Diesmal waren wir zufällig die einzigen Gäste; und

die Zeichnungen und Gemälde an den Wänden und das reichausgestattete Fremdenbuch verriethen den Lieblingsaufenthalt der Künstler, deren Mehrzahl, wie wir aus dem Namensverzeichniß wahrnahmen, Deutsche sind. Wir genossen den Abend und Morgen auf der Terrasse und in den Nischen der Hausthür sitzend, schauten zurück nach Civitella und ringsherum nach den Bergketten und Städtchen in der Tiefe und Höhe und hätten den Vollgenuß des Glückes empfunden, wäre nur das Hühnchen, welches uns die schöne Wirthin als Nachtmahl auftischte, um ein klein wenig größer gewesen. Die Italiener sind gar so mäßig; wie mag da ein Deutscher auskommen?

Der andere Tag sollte uns nach der Eisenbahn bringen. Von Olevano führt eine gute bequeme Straße nach Genazano; wir aber zogen den beschwerlichen und romantischen Fußweg vor. Durch das enggebaute wie ein Schwalbennest an den Berg hingeklebte Olevano kommt man fast mit Lebensgefahr; so schlecht ist das Pflaster und so ausgetreten sind die Stufen, die man hinabsteigt; nun ging's weiter einen höchst miserabeln Steinweg immer tiefer, dann quer über ein Thal und zwischen Weinbergen wieder einen steilen engen Pfad in die Höhe, der sich vielfach verästelte und über die Richtung in Zweifel ließ. Endlich gelang es, nach Genazano uns durchzufragen, einem hübschen alten Städtchen von größerem Zuschnitt, dem man es wohl ansieht, daß Tausende von Wallern ihm Wohlstand verleihen. Hat es doch an seiner „Madonna vom guten Rath“ eine mächtige Patronin, zu der sie von weit und breit herbeiströmen.

Wir genossen Eier, Wein und Kaffee und machten uns auf den Weg nach Valmontone, das nicht eben leicht zu finden war. Anfangs zwar ging's ganz glücklich, so sehr die Pfade durcheinander liefen. Ein verständiger Mann hatte sein Bündel Holz vom Rücken genommen und auf den Boden gelegt, um mir die genaue Richtung der verschlungenen Steige im voraus begreiflich zu machen, und ich folgte seiner Weisung, die so klar war, als hätte ich alles vorgezeichnet auf einer Specialkarte; erst durch ein Wäldchen, dann über

Feld zwischen prachtvollen Kastanien hin. Wir lagerten uns unter einem dieser Riesenbäume und sahen den fächelnden Weinranken zu, die an die Ulmen geklammert von einem schwachen Luftzuge hin und herschwankten. Es war so traulich, so wohlig, so gar sommerlich in dieser Einsamkeit; bunte Schmetterlinge flatterten umher, Käfer summten, Eidechschen schlüpften durchs Gemäuer, auch ein paar Eselreiter trabten bedächtig vorüber und sagten uns, was wir schon wußten, daß es warm sei. Wäre ich nur nicht zu sicher in meiner Ansicht vom richtigen Weg gewesen; denn gerade der, den ich für den zweifellos richtigen hielt, erwies sich als der falsche. Nun stiegen wir endlich wieder zurechtgewiesen hinab in die Ebene, wo friedlich eine Herde Rinder graste. An diesen gewaltigen Thieren vorbeizugehen kostete meiner Frau einen wahren Seelenkampf, und in der That werden die Ochsen der Campagna als ziemlich wild geschildert. Bei dieser ihrer Herzensangst verlor auch ich meine Bedachtsamkeit und hielt es für ausgemacht, der Thurm in der Ferne zur Linken müsse der Kirchthurm von Valmontone sein. Tapfer schritten wir darauf los, obschon wir keine Häuser sahen. Endlich kommen uns einige Landleute entgegen, von denen wir in Erfahrung bringen, daß wir uns in einer ganz verkehrten Richtung befinden. Jener weitgesehene Thurm war ein mittelalterlicher Wartthurm, wie sich deren um Rom noch viele finden. Wir legten uns eine Zeit lang auf einen Haufen Schilf, das die Hirten zusammenlesen, um es Nachts zu verbrennen; dann mußten wir noch lange auf- und abmarschiren über Höhen und Tiefen, immer ungewiß über die Lage unseres Zieles, bis wir es endlich dennoch erreichten.

Die Eisenbahn bis Neapel führt in lauter anmuthiger und zugleich großartiger Landschaft zwischen Bergen durch weite fruchtbare Thäler hin, auch an Städten vorbei, die ohne Zweifel viel Interessantes haben, wie Segni, Anagni, Ferentino, Frosinone; in Ceprano, der Grenze des päpstlichen Gebietes, war große Visitation und Paßschreiberei, auch Speisen und Getränke im Bahnhof so theuer als möglich, der Teller Suppe zu 15 kr. Bei S. Germano im

Neapolitanischen war großes Leben; zur dämmernden Abendzeit kamen wir in Capua an, wo ich übernachtete, weil ich nicht gern in später Nacht nach Neapel wollte.

Capua, dachte ich, müssen wir was zu lösen geben, weil es meine Landsmännin, die edle Königin, zur Heldin gemacht hat; auch findet man hier ohne Zweifel gut zu essen; denn nicht umsonst erzählen die Alten, daß diese Stadt Hannibals Heer verweichlicht habe. Wir aßen wie die Drescher und zahlten wie die Fürsten; es kam mir nun auch nicht darauf an, einmal ein wenig gepreßt zu werden; in Neapel wollte ich schon wieder sparen. Morgens 4½ Uhr fuhren wir ab; es war Sonntag und alles schön geputzt, wir zwei die einzigen Schmutzkäfer; die Luft wehte uns gar lieblich lau und feucht entgegen; man fühlte die Nähe des Meeres.

In Caserta, dem großen königlichen nun auch verödeten Lustschloß, stiegen ein paar hübsche Damen ein, von denen ich mir das jetzt durch Einführung der Franken doppelt verworrene neapolitanische Münzwesen erklären ließ; das kostet, wie ich bereits in Capua bemerkte, ein tüchtiges Studium. Bald hinter Capua wird die ganze Vegetation umher bedeutender, die Reben größer, die Bäume, ihre Stützen, schlanker; bald blickt auch zur Linken der duftig graue Vesuv herüber, und dann schaut zur Rechten von der Höhe der neue Kirchhof hernieder und die vielgerühmte Stadt ist da, die Königin des Mittelmeers.

Wir gingen vor allem darauf aus eine Wohnung zu finden; da es aber noch früh am Tage war und wir gar kein Gepäck hatten, konnten wir bedächtig uns Zeit nehmen. Auf gut Glück drangen wir ins volle Leben ein, welches um uns her so mächtig pulsirte, wie nur irgend in den belebtesten Straßen Londons. Der Bahnhof ist gleich in der Nähe des Marktes, und auf diesem Obst, Gemüse und Fleisch die Fülle und ein Gedränge schmutziger feilschender Menschen, wie ich an einem Sonntage noch nirgend beisammen sah. Die Feigen in Körben pyramidalisch aufgeschichtet und mit Blumen besteckt, das Fleisch mit grünen Zweigen behangen; sonst gewahrte ich keineswegs jenen Hang zum Bunten, den frühere

Reisende an den Neapolitanern hervorheben. Die Mode hat auch hier was sie konnte in ihre unentschiedenen Schmutzfarben getaucht. Der Hoffnung getrösteten wir uns bald: in Neapel, wo Trauben stehen so schwer wie in Kanaan und große Küchen mit den verschiedensten Speisen auf der Straße aufgeschlagen sind, werden wir nicht verhungern.

Wir schlenderten weiter durch endlose vielverschlungene Gäßchen, deren hohe Häuser am hellen Tag ein dämmerndes Halbdunkel unterhalten, bis wir in die schöne Toledostraße kamen. Auch hier ein Wogen und Tosen, als wäre die Stadt auf der Wanderung, Kutschen die Menge und alle Läden geöffnet, wie an einem gewöhnlichen Wochentage. Aber ein Logis hatte sich uns noch durch keinen Anschlagzettel angemeldet. Nun hatten wir einen Empfehlungsbrief an einen deutschen Zahnarzt, der unfern Toledo in der Straße von Chiaja wohnte. Diesen beschlossen wir aufzusuchen; er werde ja vielleicht bei Bekannten ein Plätzchen für uns zu finden wissen. Aber ich, meint meine Frau, will lieber im Konditorladen gegenüber warten; der hat eine deutsche Firma; es könnte am Ende des Zahnarztes Frau eine Staatsdame sein und mich in meinem schlechten Putz über die Achsel ansehen. Das scheint mir auch wirklich ein großer Herr, der Zahnarzt, dachte ich; er wohnt im ersten Stock eines Palastes, und über der Thüre steht auf einer großen ovalen Tafel, daß er Zahnarzt der königlichen Familie sei. Nun, wie dem auch sein mag, ich gehe hinauf; er war ja ehedem mein Schulkamerade. Auf dem weiten Vorplatze saß ein Arbeiter, der Goldschräubchen an die Zähne machte. Ist der Herr zu Hause? frage ich unbefangen. Ohne Antwort zu geben, entfernt sich der Mann, nachdem er mir einen Stuhl hingestellt. Ziemlich lange nachher erscheint ein stattlicher Herr und fragt nach meinem Begehren. Daß dieser Herr der rechte nicht sein könne, stand mir aus der Erinnerung fest. Nun ich wünsche zu Herrn S., erwiederte ich, halb ärgerlich, daß man mich nicht wenigstens zu dessen Frau gebracht, und wenn er etwa nicht zu Haus ist, ich habe weiter nichts als diesen Brief an ihn abzugeben. Questo e morto, antwortete

kaltblütig der Herr, vermuthlich ein Geschäftsführer, welcher gehofft hatte, er dürfe mir einen Zahn ausziehen; ich aber schauderte bei der plötzlich überraschenden Nachricht und schämte mich meiner Empfindlichkeit. Der schweizerische Conditor gab mir zu dieser Geschichte die Ergänzung: vor 14 Tagen war der allgemein geachtete Mann an einem Nervenfieber gestorben, an welchem seine Gattin noch immer gefährlich darniederlag. Um so dienstfertiger bewies sich unser neugewonnener Bekannter. Er rief seinem Geschäftsgenossen und bat ihn, uns zum Carlo zu begleiten, der ein Logis bereit haben werde. Es seien ganz solide Leute aus seiner Bekanntschaft. Binnen einer Viertelstunde waren wir um 3 Fr. den Tag auch richtig einquartirt und konnten unsere Wanderungen durch die Stadt sorglos weitermachen. Nachdem wir den schönen Schloßplatz betrachtet, über den sonst des Bayernherzogs Tochter ihre Blicke warf, und die Kirche gegenüber besucht, welche die Neuzeit nach dem Muster des Pantheon baute, gingen wir zuerst nach einem Speisehaus. Wollen Sie wohlfeil essen oder theuer? fragte ein dicker Spezereihändler, den wir um Auskunft baten. Natürlich wohlfeil. So gehen Sie in den Keller gegenüber. Da saßen in Hemdärmeln — nicht eben englische Lords, und aßen Maccaroni. Der Wein, der vor uns in Fässern stand, war delicat, die einfache Lieblingsspeise Italiens schmackhaft, und in solcher Fülle in unsern Tellern aufgehäuft, daß meine Frau nur den vierten Theil bewältigte; der Bettler aber, dem sie den Rest gab, verschlang diesen in einer kleinen Minute.

Nun stiegen wir in der Mittagshitze den hohen Berg meist auf breiten Stufen hinan nach S. Elmo. Manche Reiter galoppirten auf schreienden Eseln, an deren Schwänze die Buben, deren Treiber, sich hingen, an uns vorüber; denn nach den obersten Höhen der Stadt dringt man häufig auf Eseln empor; die Leute sind hier gar zu bequem zum Gehen, wohl auch erschlafft vom Klima. Endlich erreichten wir die Höhe und befanden uns gegenüber der Festung.

Das Verbot, dieselbe ohne Erlaubnißschein zu besuchen, war leicht umgangen; ein Soldat von der piemontesischen Besatzung erhielt

auf mein Bitten von seinem Unteroffizier die Weisung uns auf den Wällen und Thürmen herumzuführen, und so standen wir zum erstenmal einer Landschaft gegenüber, die bekanntlich in Europa ihres Gleichen sucht. Zu den Füßen die Stadt theils an den Felsen hinangeschmiegt, theils im Halbzirkel die herrliche Bucht umschlingend, zur Linken, so weit das Auge reicht, Häuser an Häuser von den benachbarten Städten Portici, Torre del Greco, Torre del Annunziata, Castellamare, hinter denen majestätisch und in anmuthig geschwungener Wellenlinie der graue Vesuv sich hinter einem frischen grünenden Thal erhebt. Im Hintergrund gegenüber Berge, deren Färbung sich wenig von der des Himmels und des Meeres unterscheidet, und im Dufte die hochragenden Inseln Procida, Ischia und Capri, über das ganze Landschaftsbild ein unendlich heiterer Himmel gebreitet; man kann sich kaum trennen.

Wir hatten es mit unserer Ankunft in Neapel gut getroffen; denn am nächsten Tage, Montag den 7., war das Fest für Garibaldi, der Jahrestag seines Einzugs in die Hauptstadt. Diese öffentliche Feier ermöglichte einigermaßen einen Einblick in die politische Stimmung der Bevölkerung. Der Fremde, der ein Land nur durchstreift, ist dem Zufall Preis gegeben, der ihn mit Leuten bald von dieser bald von jener Parteifärbung zusammenführt; aber solch eine allgemeine Kundgebung kann ihm als ziemlich genaues politisches Wetterglas dienen. Unser einziger deutscher Bekannter, der Konditor, ein etwas ängstlicher Mann, sprach zum voraus mit heimlicher Furcht von einer Demonstration der Bourbonisten, doch ließ sich am Festtage nichts davon verspüren. Aber auch die Begeisterung für die heutigen Zustände kam mir ziemlich lau vor. Das Volk verhielt sich rein als zuschauende Masse, höchstens daß es sich zu den Lokalen drängte, in welchen für die Armen 12,000 Brodlaibe ausgetheilt wurden. Im übrigen standen die Leute horchend und gaffend herum; denn am Tage spielten an öffentlichen Plätzen Militärmusiken, Nachts aber wurde die Stadt illuminirt und drei Feuerwerke abgebrannt. Wir sahen das auf dem Platze S. Spirito; Kopf stand an Kopf, harrend des prächtigen Anblicks, und als man

mit dem Beginn etwas stimmte, stimmte die Menge eine kleine Katzenmusik an, aber bloß zum Spaß, um sich selbst zu unterhalten. Denn bei der ersten Rakete war alles wieder ruhig und bewunderte mit ausgelassener Heiterkeit; die einen riefen a, die andern b, und dann allgemeines lautes Gelächter. Nachmittags wird mit Musik und Fahnen und einer Büste Garibaldis ein Zug durch die Stadt gegangen; aber von fast lächerlich geringer Betheiligung, und in das Vivat der Vorschreier hatten nur wenige eingestimmt. Indeß Garibaldi ist noch immer beliebt in Neapel; aber wahrhaft gehaßt schienen mir die Piemontesen mit ihrem Victor Emanuel. Diesem letztern erscholl kein einziges Evviva! und nur an einem Hause gewahrte ich sein Bildniß. Der ernste, etwas plumpe Piemontese paßt nicht zum lebhaften und leichtfertigen Neapolitaner, und die stolze Weltstadt schämte sich, das verhältnißmäßig kleine Turin nun über sich als Kapitale anzuerkennen; auch Florenz wird nicht genügen, und die Ansicht derer ist wohlbegründet, welche die Beruhigung Italiens von der Besitznahme Roms abhängig machen. Zwar überragt Neapel die sonstige Welthauptstadt an Einwohnerzahl um mehr als das Doppelte; aber das alte Ansehen würde letzterer doch unbestritten den Vorrang geben.

Da wir an diesem Feiertage nicht Lust hatten die Stadt zu verlassen, das Museum aber geschlossen war, so beschauten wir Kirchen und Plätze und durchstreiften die Gäßchen. Auf dem grünen Markte, wo König Conradins Haupt fiel, steht die Kirche Maria del Carmine, in welcher der letzte Hohenstaufe mit seinem Freunde Friedrich von Oestreich begraben liegt. Unser seliger König Max II. stellte daselbst eine schöne Marmorstatue des erstern auf mit folgender einfacher Inschrift: „Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtet dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem König Conradin, dem letzten der Hohenstaufen, im Jahr 1847.“

Während wir eine Kirche aufsuchend durch eines der hundert engen Gäßchen, fast geschoben von der nachrückenden Menge, uns drängten, stießen uns zwei kleine Abenteuer auf. Meine Frau trug ihren hellgrauen vom bisherigen Feldzug schon etwas mitgenommenen

Sommermantel der Hitze wegen über dem Arm. Nun war in diesem Gäßchen, wie man an der Menge aufgehangener Kleidungsstücke wahrnahm, offenbar ein Trödelmarkt. Und alsbald kam ein Weib auf uns zu, packte den Mantel und wollte ihn kaufen, und nach ihr ein zweites mit der Frage, wo wir ihn gekauft hätten. Mit Genugthuung bemerkten wir, wie auch unsere Kleidung noch immer ihre Liebhaber finde. Ein andermal aber, als ich allein in die nächste Straße eingebogen war, nach dem Wege mich umzuschauen, warfen Mädchen nach meiner guten Frau mit Steinen; ich nannte diesen Moment immer: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. Gleiche Unbill fügte ihr am folgenden Tage ein Knabe zu, den sie mit aufgehobenem Finger gewarnt hatte, ein Mädchen zu schlagen. Man sieht, die neapolitanische Jugend lebt frei genug, wie denn ganz Italien wenig weiß von Straßenpolizei und die stattlichen dunkelblauen, mit weißen Fangschnüren geschmückten, mit hohen Dreimastern bedeckten Gensdarmen es weit unter ihrer Würde hielten auf Buben Jagd zu machen.

An das Garibaldifest reihte sich Mariä Geburt, der 8. Sept. Hätte ich da meinen Förster ordentlich studirt gehabt, so würde er mich belehrt haben, daß auf diesen Tag das Fest Piedigrotta fällt, zu welchem die Landleute „in allem Glanze ihrer eigenthümlichen Trachten“ erscheinen sollen. So fuhren wir gerade an diesem Tage mit der Eisenbahn hinaus in die Umgegend. Indeß viel würden wir zu Hause doch nicht gesehen haben; denn die Nationaltrachten sind in ganz Italien bis auf schwache Ueberreste verschwunden; die französische Mode ist beim Landvolk eingerissen und baumwollene Fetzen haben die oft kostspielige frühere Kleidung verdrängt. Auch am nächsten Sonntag waren wir auf dem Lande, konnten aber von einer eigenthümlichen Tracht nirgends etwas gewahr werden.

Wir hatten vom Haus einen weiten Weg zur Eisenbahn, und da wir uns nicht sehr beeilten, sondern mit Kaufen und Essen köstlicher Trauben, mit Kaffeetrinken und Beschauen von hundert Winkeln viel Zeit hinbrachten, war der Zug schon weg, der in Pompei hält. Daher fuhren wir weiter nach Castellamare, um Mittags

von dort nach der Gräberstadt den Rückweg zu nehmen. Eine reizendere Fahrt als diese läßt sich nicht denken. Die Bahn zieht sich hart am Meerbusen hin, und zur Linken reihen sich Häuser an Häuser oder wechseln mit den üppigsten Fluren.

Man steht am Quai von Castellamare der prächtigen Metropole gegenüber, die duftig und lieblich ihrem Hügel angeschmiegt aus der Ferne herüber lacht. Ein schmutziges Volk gleich den Bewohnern von Neapel trieb sich auch hier in den Straßen umher. Da kam mir der Gedanke, der Einladung einer Aufschrift folgend, mich in der See zu baden. Ich mußte mit einem Burschen, der sich als Besitzer der verfallenen Anstalt präsentirte, erst um den Preis handeln, und als ich ihn bezahlt hatte, kam ein Mädchen scheltend auf ihn los, und als er ihr einen kleinen Theil von dem erhaltenen Geld in die Hände gab, warf sie ihm diesen schließlich vor die Füße. Der Mensch hatte offenbar gar kein Recht auf das Bad, sondern benutzte blos die Abwesenheit der Eigenthümerin, um sie und mich zu prellen. Solche Züge kann man in kurzer Zeit aus Erfahrung um Neapel in Menge zusammentragen.

Nun fuhren wir nach Pompei, wohin eine besondere Zweigbahn geht. Die gegenwärtige Regierung hat den Besuch der Todtenstadt bedeutend erleichtert. Man geht vom Bahnhof einen sehr kurzen Weg, den uns singende und orgelnde Bettler etwas unangenehm machten, bis ans Thor, das von Militär besetzt ist, und erhält gegen Erlegung von 2 Fr. à Person einen in der Erklärung der Bauten eingeschulten Soldaten mit. Wir stiegen vom Wachthaus eine Reihe von Treppen hernieder und standen sofort in einer der alten Straßen. Das schwermüthige Gefühl, das sich meiner bemächtigte, wurde nur zu bald verscheucht durch die geschäftsmäßige Erklärungsart unsers Begleiters, der von Straße zu Straße eilte und im Auslegen seine trivialen Witze machte. Er hatte von seiner Führerschaft einzelne deutsche Brocken aufgelesen, die er nun an uns unter vielem Lachen über den närrischen Klang unserer Sprache verwerthete. So wurde unsere Seele beim Gang durch die einzige Stadt ernüchtert, beinahe als wären wir in einem Museum. Ein

zweiter Uebelstand ist der, daß die vorige Regierung die Statuen und Gemälde und die Werkzeuge für Küche und Hantirung aus wohlbegründeter Furcht, sie möchten hier an Ort und Stelle nicht sicher genug sein, in das Museum nach Neapel schaffte. Jetzt, bei militärischer Aufsicht, kann man größeres Vertrauen haben, daß nichts beschädigt oder entwendet wird.

Pompeji wurde bekanntlich im Jahre 79 beim ersten Ausbruch des Vesuv nebst Stabiä, d. i. Castellamare, und einigen andern Orten von einem Aschen- und Steinregen begraben, Herculaneum dagegen, auf welchem Resina und Portici erbaut ist, von Lava bedeckt. Daher ist das Ausgraben von Pompeji nicht schwierig, weil die darüber gebreitete Decke von etwa 15 Fuß nur locker ist und moderne Bauten dem Unternehmen nirgends im Wege sind. Bei alledem ist erst ⅓ der Stadt dem Himmelslichte zurückgegeben. Man wandelt auf dem alten Pflaster und Trottoire durch die langen schnurgeraden Straßen hin, deren niedrige ungedeckte Häuser, deren Tempel, Theater, Basiliken und sonstige öffentlichen Gebäude frei und offen für den Beschauer dastehen. Wenige Bauten tragen moderne Nothdächer, aber den andern schadet die Witterung in dem trocknen Klima gewiß nur wenig. Wir schritten auf und ab die ziemlich engen Gassen, die verödeten und doch auch nicht unheimlichen; denn noch schimmern die Wände vielfach in bunten Farben und unnachahmlich zierlicher Malerei, und das musivische Estrich glänzt von bunten Steinchen. Die Gemächer, deren Bestimmung der Kundige längst aus Beschreibungen kennt, laden heiter den Vorübergehenden zum Besuch ein, die schlanken Säulen des Hofes ragen frei in die Luft empor, da und dort eine einsame Statue, ein Altar, ein Ziehbrunnen, ein steinerner Ladentisch, ein paar große thönerne Weinkrüge, in Glaskästen eingeschlossen die jüngst aufgefundenen abgegossenen Leichname, ein trauriger Anblick. Die Häuser sind sich ziemlich ähnlich in Bauart und innerer Vertheilung der Räumlichkeit; ich möchte sie in dieser Hinsicht mit den englischen vergleichen. Auch darin kommen sie den letztern nahe, daß jede Familie ein Haus bewohnte; uns erscheinen die Piecen knapp genug

auch für eine Familie. Als wir durch das große dreiflüglige Haus des Arrius Diomedes auf der Gräberstraße, an welchem sich auch ein Garten befindet, entlassen wurden, kredenzte uns um theures Geld ein Mann — wäre es wenigstens ein hübsches Mädchen gewesen! — pompejanischen Wein von nicht besonderer Qualität; einem zweiten, der uns Obst entgegenbrachte, entrannen wir glücklich, und gingen durch die beispiellos staubige Landstraße — gleich wollte sich ein dritter an unsere Fersen heften, uns den Weg zu zeigen — zurück nach dem Bahnhof. Wir waren ganz aufgelöst von der Anstrengung des Schauens bei der unsäglichen Hitze. Nun fuhren wir zurück bis Portici, und schon stand abermals ein Signore bereit, uns nach Ercolano zu bringen; doch mit aufgebotener Grobheit gelang es mir diesen noch abzuschütteln.

Man leidet um Neapel unbeschreiblich von der Zudringlichkeit des Straßenvolkes, welches Tritt und Schritt des Fremden belauert. Ich rede hier nicht von den Bettlern, der gemeinsamen Landplage Italiens, nicht von den Schuhputzern, welche selbst die blanken Stiefeln nochmals zu reinigen sich anbieten; sondern namentlich von den Führern. Sobald man sich an einem merkwürdigen Orte blicken läßt, stürmt die Rotte heran, die einem wieder nichts zeigen kann, als den Ort, wo der eigentliche Führer wohnt; wenn man abgeht, ist aber auch gleich ein Kutscher bei der Hand, der den Weg mit seinem Wagen versperrt und im Weigerungsfalle sogar Roß und Wagen im Stiche läßt, um den Fremden zu verfolgen.

Portici und Resina sind e i n e Stadt, deren zwei Hälften gesonderte Namen führen. Hohe Häuser mit freundlichem Anstrich und platten Dächern wie in Neapel stehen zu beiden Seiten der breiten Straße, welche als Corso dient. Man könnte fast sagen, es sei das alles Vorstadt von Neapel; wenigstens ist die Straße gepflastert bis in die Hauptstadt hinein, und ungeachtet der Eisenbahn fährt eine Masse Fuhrwerk hin und wieder; es ist wie zwischen Nürnberg und Fürth an den Kirchweihtagen.

In den nächsten Tagen nahm die Besichtigung des Nationalmuseums viele Stunden in Anspruch; es ist an Alterthümern

jeder Art die reichste Sammlung auf Erden, und die Fülle des Beschauenswerthen unterdrückt geradezu das Gedächtniß. Die Ausgrabungen in griechischen Städten und ehemaligen Landhäusern der römischen Großen haben an Bildsäulen, Wandmalereien, Mosaiken, Vasen, Inschriften, Geräthschaften eine solche Menge in einem Hause zusammengehäuft, daß von einem genauen Betrachten des Einzelnen für einen Touristen gar nicht mehr die Rede sein kann. Dazu kommt dann noch die Gemäldegallerie und die Bibliothek. Mit besonderer Vorliebe weilten wir in den Sälen der Wandgemälde und Mosaikbilder aus Pompeji, welche meist die lieblichsten und graziösesten Figuren und Szenen aus der Mythologie und dem Menschenleben, auch Thiere, Landschaften, Früchte, Arabesken u. s. w. darstellen. In einem der Zimmer, welches kunstreiche Geräthschaften aus Pompeji aufbewahrt, kamen wir zu einer eigenthümlichen Scene: zwei junge Aufseher beschäftigten sich eben mit deutscher Formenlehre, und ich war Ohrenzeuge, wie der eine dem andern den bestimmten Artikel durch die verschiedenen Casus laut vordeclinirte. Da ich beim Hereintreten dem Aufsagenden gleich zu Hilfe kam und pathetisch rief: dem, der, dem, den, die, das, so lachten beide laut auf und schlossen sich aufs freundlichste an unsere Personen an. Eine der ersten und angelegentlichsten Fragen, die an uns gestellt wurden, war wieder die so oft wiederholte über das Befinden der Königin, deren Munterkeit und Heldenmuth nun einmal das neapolitanische Volk bezaubert hat.

Ich hatte schon öfter gelesen, man solle die *Grotte des Posilippo*, die als eine besondere Merkwürdigkeit Neapels gerühmt wurde, gegen Abend besuchen, weil da die Sonne hineinscheine. Ohngefähr wußten wir die Richtung, aber wir konnten weder die Entfernung noch die Lage bestimmter, und da wir sie auf dem Förster'schen Stadtplan nicht verzeichnet fanden, so glaubten wir sie jedenfalls außerhalb der Stadt. Nun befand ich mich aber in einem zweiten Irrthum, als hieße die Grotte selbst Posilippo, während mit diesem Namen die Höhe bezeichnet wird, die sich von der Stadt dem Meer entlang hinzieht, und auf der wir bereits lustig die Land-

straße fortschritten. Es ist ein reizender Weg mit wundervoller Aussicht auf die Bai und ihre Inseln, mit Gärten, Villen und alten Bauten unmittelbar am Ufer. Die Sonne sank immer tiefer, und wahrhaft zauberische Farben an Himmel, Meer und Landschaft begannen ihr wechselvolles Spiel, das täglich wiederkehrt und täglich neu entzückt. Aber recht lächerlich und halbverrückt muß ich den Leuten erschienen sein, wenn ich auf dem Posilippo tapfer fortwandernd immer wieder nach dem Posilippo fragte. Sie sahen uns mit großen Augen an und ließen uns weiter gehen, oder erklärten nicht zu wissen, was wir wollten. Endlich sagte mir ein entgegenkommender Wanderer, dem ich aufs bestimmteste angab, daß wir nach einer Grotte wollten, dieselbe sei noch eine Miglie weiter. Wirklich fanden wir uns zuletzt der kleinen Insel Nerita gegenüber am Eingang eines finstern hochgewölbten Ganges, der seitwärts in den Felsen führte. Ein Wächter trat an uns heran mit der Frage, ob er uns mit einer Fackel hineinführen solle. Ich hatte zwölf Kreuzer kleines Geld bei mir, und sonst nichts als Zwanzigfrankenstücke. Der Mann aber wollte das Doppelte haben. So gingen wir allein im Finstern in die Grotte, wobei meine Frau, als es immer dunkler wurde, zitterte und bebte und mich durch ihre Furcht endlich zur Umkehr bestimmte. Tags darauf erfuhr ich, daß das nicht einmal die Grotte des Posilippo gewesen war. Man benennt mit diesem Namen vielmehr einen durch den genannten Fels gehauenen Durchgang am Ende der Stadt selbst, eine Art riesigen Stadtthores, 1000 Schritte lang, 20′ breit und 50′ hoch, welches die außerhalb liegende Vorstadt mit jener verbindet und Tag und Nacht mit vielen Gaslaternen beleuchtet ist. Bei dem großen Verkehr von Menschen und Thieren hat dieser Weg, obschon zwei Wägen bequem ausweichen können und neben noch Platz genug für die Fußgänger bleibt, doch etwas Schauerliches; man denkt immer an das Unglück, welches entstehen könnte, wenn einige durchpassirende Thiere scheu würden.

Da meine Frau sich von der gestrigen großen Anstrengung etwas unwohl fühlte, so stieg ich am andern Morgen allein hinauf

nach dem berühmten Carthäuserkloster Camaldoli. Die Stadt zog sich weit den Berg hinan, wohl die Hälfte des ganzen Weges; dann führt ein Hohlweg durch überhängendes Gebüsch und nachher ein Pfad durch Weingärten und Waldung. Eine etwas unheimliche Passage, wenn man sich mit dem Gedanken an Spitzbuben trägt. Ich indeß hatte gar keine Anfechtung, und die mancherlei Personen, denen ich einen guten Morgen bot, waren harmlose Leute gleich mir. Da lief ein Bauernbursch, einen hochgethürmten Korb mit Feigen auf dem Kopfe, den Berg herab, dort ritt auf einem Esel sitzend eine Dirne an mir vorbei die Höhe hinan, nun kam ein Kapuziner geschlichen oder ein paar schwarze Weltgeistliche — kurz der Pfad war belebt bis zum Dorf und weiter hinauf zum Kloster. Ein weißgekleideter Bruder führte mich durch den Garten und zeigte mir die Welt und ihre Herrlichkeit. Tief unter uns lag S. Elmo, Capo-di Monte und die andern schönen Villen, die heut zu Tage wegen der Unsicherheit zum Theil verödet sind, tiefer und halb versteckt die weitgedehnte Stadt, die mit ihren Armen das Meer umschließt; auf dieses selbst ein freier offener Blick zur Rechten bis hinaus über Gaeta. Man steht ja weit über allen nähern Höhen, nur vom königlichen Vesuv überragt. Es ist unmöglich solche Aussichten zu beschreiben, für welche der verbrauchte Ausdruck feenhaft noch am bezeichnendsten ist. Wenn man sie nachher in der Erinnerung sich wieder vorführt, so glaubt man in einer ganz fremden Welt, so etwa auf den Inseln der Seligen, geweilt zu haben.

Und dennoch wirken diese lieblichen Gestade so wenig auf die Besserung ihrer Bewohner. Wie roh ist ihre Sinnesart! wie wenig Mitleid haben sie mit den gequälten Thieren, wie überfüllen sie Karren und Wagen und schlagen grausam auf Esel und Pferde, die magern wunden Klepper, denen die Haut an den Knochen hängt! Die Natur vermag gar nichts gegen die Verwilderung der Menschen, Unterricht und Bildung allein ist es, was dem bessern Theil seines Wesens Gedeihen gibt.

Am andern Morgen gingen wir nach einem Bureau, Billets für das Dampfschiff nach Capri zu nehmen. Aber siehe da, an

diesem Tage ging keines, und der Mann, der mir das Büreau Abends vorher gezeigt, hatte mich, um einige Gran zu erhalten, nur angelogen. Also frischweg resolvirt: ich besteige heute den Vesuv. Wir wandern am Hafen hin, zwanzigmal gefragt von Kutschern, ob wir nicht fahren wollten; aber Erscheinung drängt sich in dieser bewegten Welt an Erscheinung; ein vernünftiger Reisender mag nicht vorüberhuschen, und wenn wir uns nur zu den ungewohnten Eßwaaren stellten, von den Cactusfrüchten, die in lieblicher Schattirung ausgebreitet lagen, bis zu den seltenen Meerfischen, die gewogen und versteigert wurden, immer gab es ja etwas Neues anzugaffen. Freilich war nun der Bahnzug nach Portici weg, und wir mußten einen Fiaker nehmen.

Auf den Vesuv wäre ich am liebsten allein gegangen; weil aber meine Frau diesmal alles Ernstes sich dem widersetzte, so entschloß ich mich einen Führer mitzunehmen, der mir die Partie vertheuerte, aber doch nützlich war. Es besteht in Resina ein Büreau für Führer etwa wie bei uns für Dienstmänner. Man bezahlt einen Piaster, wenn man wieder an Ort und Stelle ist, so daß man gegen Unbill von Seiten des Führers an der Anstalt selbst eine Gewähr hat.

Man macht sich gewöhnlich von den Schwierigkeiten einer Besteigung des Vesuv übertriebene Vorstellungen, und selbst die neueste Ausgabe von Försters Reisebuch schärft den Satz, daß man gutes Schuhwerk haben müsse, noch dadurch ein, daß sie diese Worte mit gesperrter Schrift druckt. Wirklich stand beim Ausgang aus Resina in einem Gäßchen ein Mann, der mir starkgenagelte Bauernschuhe zum Kauf anbot und hellauflachte, daß ich mit meinen zierlichen Stiefelchen hinauf wolle. Ich habe indeß weder diese noch mich selbst beschädigt. Wir stiegen sanft und sehr allmählich aufwärts die alte Straße zwischen Weinbergen und von da an, wo sie durch den letzten Ausbruch verschüttet wurde, auf einem neu gebahnten Pfad meist über Lava, fest, wie Asphaltpflaster. Der Führer, ein wohlunterrichteter Mensch, machte mich immer auf die verschiedenen Lavaströme aufmerksam und gab mir an, aus welchen Jahren sie

strömten. Mitunter hat die Lava die Gestalt, als wäre ein wogender Gießbach plötzlich starr geworden; häufig aber ist sie ziemlich plan und eben. Die Farbe der Oberfläche wandelt sich vom Schwarzen mehr ins Graue mit den Jahren. Das Werk elementarer Zerstörung dicht neben dem lustigen Grün, vor welchem sie stockte, macht auf den Beschauer einen recht düstern, unheimlichen Eindruck. Auf einem grünen Vorsprung wie auf einer Insel steht das Observatorium. Nahe dabei ein kleines Bauernhaus, wo wir einkehrten, um für 24 kr. eine gute Flasche Wein zu trinken und ein Stück Salami zu essen; denn der Eremit, sagte mein Führer und deutet auch Förster an, sei ein Betrüger, der schlechten Wein als Lacrimä Christi um einen Piaster verkaufe. Eine zweite Flasche wurde mit auf die Höhe genommen. Unfern der Sternwarte erhebt sich der eigentliche Kegel, der eine Stunde mühevolles Emporklimmen über loses ausgeworfenes Gestein in Anspruch nimmt. Von hier aus pflegen sich die Fremden durch die Führer an Riemen emporziehen zu lassen; ich verschmähte die unwürdige Beihilfe und kam als tapferer Steiger auch ohne sie, wenn gleich unter vielem Herzklopfen, an den Krater. Ohne Frage ist es ein schauerlich erhabener Moment, wenn man zum erstenmal in die schwarze unbekannte Tiefe herunterstarrt, deren Rand ziemlich weit hinab mit allen Schattirungen des Schwefels bemalt ist. Trichterförmig senkt sich's nieder und von unten gähnte mir farblose Nacht entgegen. Der Führer wälzte Steine hinab, und lange wartete man auf ihren dumpfen Widerhall. Einige Schritte vom Krater nahm ich Platz am Boden, Trauben und Salami zu essen und meine Flasche auszustechen. Der Führer, ein bescheidener Mann, half mir auf mein Andringen nur wenig, und wenn ich, um ihn zum Trinken zu ermuntern, mit lauter Stimme Garibaldi und das freie Italien leben ließ, so kann ich mich bei denen, die mir etwa aus dieser Thatsache ein Verbrechen machen, damit entschuldigen, daß ich solchen Kunstgriff anwenden mußte, um mich nicht zu betrinken. Aber nein, dieses in die weite Welt hinausgeschrieene Vivat ging mir wahrlich vom Herzen. Wenn ich so um mich blickte und jenseits der Ausbrüche einer finstern Gewalt;

die mich umgab, das blaue lachende Meer mit seinen Städten am Rande und seinen schönen duftigen Inseln und Vorgebirgen erblickte und rückwärts in der Ferne die stolzen Ketten ragender Gebirge, und wenn ich bei dem wunderbaren Panorama in ein Träumen versank, da wiegte ich mich in schönen Hoffnungen für Italiens Zukunft, daß die neue bessere Staatsordnung wohl auch nach und nach eine Verbesserung der Menschen herbeiführen müsse, daß sie die Schlechten und Rohen zur Gesittung rufen, daß da, wo jetzt Raubgesindel haust, Glück und Friede einkehren, und wo die Armuth auf den Straßen lungert, Gewerb und Kunstfleiß sich heben werden; und unter solchen Träumen rang sich das Lebehoch auf den Mann von selbst hervor, der Italiens Abgott ist. Garibard, meinte der Führer, der wenn König wäre! der meint es gut mit den Menschen.

Wir gingen abwärts einen andern Weg als hinauf, oder vielmehr wir rutschten beinahe, wie man über abschüssige Schneefelder herabzurutschen pflegt, durch die Asche fast bis ans Knie eingesunken, und kamen in acht Minuten am Fuße des Kegels an.

In Resina wartete meine Frau mit wahrer Herzensangst; sie glaubte ihren Groschen und ihren Hammel schon verloren, der ihr nun glücklicher Weise wieder zu Handen kam. An Ercolano, das wir diesen Nachmittag noch besuchten, ist nicht viel zu sehen: man steigt hinab, wie in einen Keller und wandelt durch verschiedene Gänge eines alten Theaters, welches theilweise sichtbar ist. Man kann diese Stadt nicht bloßlegen, weil, wie schon gesagt, die moderne Welt sich oben über ihr angesiedelt hat. Für die Sorge und Langweile, in die ich meine Frau durch meine einsame Partie versetzt hatte, wollte ich sie nun am nächsten Tage dadurch entschädigen, daß wir eine Art Herrschaften machten durch eine Spazirfahrt nach Baja, die wir stolz in einem Einspänner unternahmen, wobei wir unterwegs, so oft sich Anlaß bot, abstiegen, die Merkwürdigkeiten in dieser äußerst interessanten und an Erinnerungen überreichen Gegend zu sehen. An diesem Sonntage nun enthüllte sich uns das Gesindel Neapels in seiner ganzen Niederträchtigkeit. Vernimm, o Leser, unsere Leidensgeschichte! Wir hatten im Laden des

Zuckerbäckers um 2 Piaster den Einspänner unter der Bedingung für den Tag gemiethet, daß er uns an alle anziehenden Punkte hinfahren solle. Aber nachdem wir durch die Grotte des Posilippo gekommen waren, erwies sich unser Renner als ein armer Lazarus, dem es fast unmöglich war anders als im Schritte zu gehen; der Kutscher riß am Leitseil und prügelte auf ihn los mit dem Peitschenstiel; doch der wundenreiche Lazarus keuchte mühsam dahin auf dem ebenen staubigen Weg, als zöge er eine Fuhr Steine, blieb auch manchmal ganz stehen. Nun bogen wir rechts in einen Wald und kamen an den See von Agnano. Es ist ein Weiher wie der Dutzendteich, doch von etwa doppelter Größe, an welchem weiter nichts zu sehen wäre, befänden sich nicht an seinem Saum einige Grotten, die man herkömmlicher Weise besucht. Ein Mann, der sich uns aufdrängte, führte uns in das Schwefelbad, worüber jedoch nicht ihm die Aufsicht gebühre, sondern der Frau, die sich alsbald sehen ließ. Es waren mehrere Kammern ineinander, von schwefelig riechender heißer Luft erfüllt, so daß man froh war, wieder herauszukommen. Der Frau mußten wir 24 kr. bezahlen; nun kam die Hundsgrotte, ein elendes kleines mit einer Thür versperrtes Loch, auf dessen Boden schwere Stickluft lagert, so daß natürlich ein Hund oder jedes athmende Wesen, das man in die besonders zu diesem Zweck ausgehauene Vertiefung bringt, in wenigen Sekunden sterben muß. Die Leute halten einen Köter dazu, ihn die halbe Todesqual erdulden zu lassen und ihn dann wieder heraus zu nehmen, um dasselbe Experiment für einen zweiten Fremden zu wiederholen. Wir verbaten uns den Hund und ließen nur eine Fackel anzünden, die augenblicklich verlosch, als sie in diese Luft gebracht wurde. Dafür verlangte das Mädchen 48 kr., begnügte sich aber dann mit 24. Nun kam wieder ein anderer; der hatte eine Ammoniakgrotte zu zeigen, ein anspruchloserer Mann, der mit 18 kr. zufrieden war. Unser Führer aber, der uns selbst nichts gezeigt hatte als eine Unzahl Frösche, die bei unserem Erscheinen in den See hüpften, begnügte sich keineswegs mit einem halben Franken, den ich ihm bot, obschon die Gegenstände keine hundert Schritte auseinander

lagen, sondern lärmte so lange, bis auch er seine 24 kr. hatte. Nun ging die Fahrt weiter nach Puzzuoli. Kaum gewahrte ein Trupp Eingeborener unsere Equipage aus der Ferne, so eilten alle im Wettlauf uns entgegen, und jeder wollte unser Führer nach Baja und in dessen Umgebung sein. Mein Kutscher war sichtlich auf ihrer Seite; bei gutem Willen hätte er uns wohl allein dahin bringen können, wohin wir begehrten. So wurde ich ihrer nicht los, bis ich einen annahm; der Mensch sollte 4 fl. 48 kr. bekommen unter der Bedingung, daß er die Trinkgelder mit bezahle. So glaubte ich wenigstens gegen die schamlosen Forderungen der sogenannten Custoden mich sicher gestellt zu haben. Der neue Führer setzte sich neben den Kutscher auf den Bock, und da er ein großer breitschulteriger Mann war, so erschöpfte er nur noch mehr die Kräfte unseres todmüden Kleppers.

Die Kalesche hielt am Avernersee, von wo sich ein Seitenpfad durch schönes Gebüsch nach der Grotte der cumäischen Sibylla zieht. Wir befanden uns hier an einem wahrhaft klassischen Punkte der Geschichte und Sage. Neben dem Meer ist der Lucrinersee, mit jenem und mit dem Avernus von Agrippa durch einen Canal verbunden, damit der letztere eine Station für Kriegsschiffe würde. Canal und Lucrinus hat eine Erdrevolution, die hier einen neuen Berg emportrieb, zum Theil verschüttet; aber hinten der düstere runde Avernus, offenbar ein alter Krater, wie manche andere italienische Seen, liegt noch in bleierner Ruhe wie in Virgils Tagen. Da er rings von einem hohen steilen Rand umsäumt ist, so setzt sich sein Wasser in diesem ohnehin windstillen Winkel nur schwer in Bewegung; die ganze abgeschiedene Landschaft übt gegenüber dem lustigen Meeresgestade eine melancholische Wirkung. Hier also, fabelten die Alten, sei der Eingang in die Unterwelt, und der See selbst ein Abfluß des Acheron. An seinem Ufer hauste in einer Höhle die orakelspendende cumäische Sibylle; ihrer Grotte gegenüber ragen noch die Reste eines Apollotempels empor. Diese Grotte zu besichtigen war also unsere nächste Aufgabe. Der Führer hatte in Puzzuoli Fackeln mitgenommen, die wir um besondere

48 kr. zahlen mußten, und so schritten wir denn geleitet von zwei andern stämmigen Männern auf sanftgesenktem Weg ins Innere des finstern Loches. Auf einmal kam etwas Wasser; die Männer nöthigten uns, ihren Hals zu umklammern und trugen uns Huckepack hindurch zum Bad und Bett der Sibylla. Meine Frau, die sich vor ihnen und vor der ganzen schauerlichen Umgebung fürchtete, wollte wieder umkehren; aber da half kein Sträuben; sie mußte sich einem anhängen und hinüberschleppen lassen. Eigentlich war auch da nicht viel zu sehen: eine Vertiefung wie ein Bad, eine platt gehauene Erhöhung wie ein Tisch, auf die sich die Sibylla meinetwegen auch legen konnte, um zu schlafen; wir waren nur froh, wieder ans Tageslicht zu kommen; beim Rückweg durch das Wasser verstand ich mich schon besser auf die Reiterei; aber das erstemal habe ich mir mein Brustbein fast eingedrückt, und nun spürte ich den Schmerz davon volle 14 Tage. Die Hauptsache war, daß wir wiederum 48 kr. zahlen mußten; denn die Custoden zwar, belehrte mich der Führer, müsse er unserem Vertrage nach zahlen; aber diese beiden seien Caballi.

Wir fuhren ein Stückchen weiter und stiegen den Hügel hinan, die sogenannten Bäder des Nero zu besuchen, natürliche Dampfbäder, voll abscheulicher Hitze, die wir gern wieder verließen, ohne uns viel umzusehen. Ganz in der Nähe ist Baja, der ehedem üppigste Badeort der Welt, heutzutag ein paar elende Hütten neben den Ruinen sogenannter Tempel, wie der Venus, des Mercur, der Diana, was inzwischen alles nur Ueberreste von Bädern sein sollen. Den Venustempel betrat eine Alte mit einem Tamburin, in der Absicht uns die Tarantella vorzutanzen; ich lief, was ich konnte, hinaus, als hätte mich selbst eine Tarantel gestochen. Aber nun wollte unser edles Roß durchaus nicht mehr weiter; wir gönnten ihm seine Ruhe im klassischen Bajä und machten den weitern Weg zu Fuße, wenn uns gleich der Führer veranlassen wollte eine Barke zu nehmen, und der Schiffmann uns nachrief, wir würden sterben vor Hitze. So kamen wir nach Bauli, sahen das Gefängniß des Nero und die berühmte Piscina mirabilis, ein antikes Wasserbehältniß

in der Tiefe, von 216′ Länge, mit vier Reihen hoher Kreuzgewölbe, von 48 Pfeilern getragen, alles in vollkommen gutem Zustande, blickten von oben über das mare morto, den alten römischen Kriegshafen, nach Cap Miseno, und kehrten wieder nach Baja um, ein einfaches Mittagsmahl zu halten. Der Wirth, ein Mensch von verkommenem und verschmitztem Angesicht, schwatzte uns vor von Königen und Fürsten, die schon bei ihm eingekehrt, und von der großen Noth, welche die Piemontesen ins Land gebracht, und wie die armen Leute jetzt vor Hunger sterben müßten, wobei er sich auf die Backen klopfte, um uns zu zeigen, wie dünn sie seien. Wenn du kein Halunke bist, dachte ich mir, so gibt es keinen mehr, und meine Vermuthung war richtig. Für ein bischen Omlette und Käse nebst einer Flasche Wein nahm er mir 2 fl. ab, und betrog mich, wie ich nachher sah, beim Herausgeben noch um 12 kr. Wir ließen einspannen; da hatte der Gaul seinen Kopf aufgesetzt und wollte nicht mehr weiter. Was brauche ich nach Neapel zu gehen? mochte er denken; hier hab' ich's besser. Nachdem er eine Strecke weit sich hatte treiben lassen, kehrte er von freien Stücken um und machte Miene uns nach Baja zurückzufahren. Wir stiegen aus, damit er uns nicht etwa noch ins Meer würfe, und wateten mindestens eine halbe Stunde im Sande zu Fuß Puzzuoli zu, während der Führer uns bereden wollte, von diesem Fuhrwerke gar keinen weitern Gebrauch zu machen und dem Kutscher auch nichts zu bezahlen, in Puzzuoli aber ein neues Gefährte zu nehmen. Vermuthlich hatte er da irgend einen Freund oder Verwandten, den er uns aufbinden wollte. Der Kutscher aber, der so etwas befürchten mochte, kam uns mit seiner edlen Rosinande nach, bevor wir den Ort erreichten. Hier brachte uns der Führer nach dem Amphitheater und von da weiter hinauf zum Krater des halbausgebrannten Solfatara, ohne uns auf die weitern Merkwürdigkeiten seiner Vaterstadt aufmerksam zu machen, die er offenbar kennen mußte, wiewohl ich selbst ruinensatt sie zu sehen kein Verlangen trug. Statt die neue Straße über den Posilipp einzuschlagen, schaffte uns der Kutscher zurück auf der alten durch die Grotte nach Neapel, und ich ließ ihn seinem Pferde

zu Liebe gewähren, weil wir ja über die neue bereits die abendliche Wanderung gemacht hatten. Da wogte und rasselte es wieder von Fuhrwerken durch die Chiaja, und auch wir gaben uns mit unserer Mähre das Ansehen, als führen wir Corso; mitten unter den Equipagen kam uns eine prächtige Prozession entgegen mit Lichtern und Brüderschaften und weißgekleideten, bekränzten Mädchen und Jungfrauen, die ich weiß nicht nach welcher Kirche zogen, ein reizender malerischer Anblick. Als wir beim Zuckerbäcker ausstiegen, beanspruchte der Kutscher noch ein Trinkgeld, worauf ich ihm eine tüchtige Strafpredigt über sein schlechtes Fuhrwerk hielt, und der Konditor unser Recht geltend machte, dasselbe, wenn wir wollten, den ganzen Abend weiter zu benützen. Ja wohl, entgegnete der Schelm jetzt ganz freundlich, wenn es den Herrschaften gefällig ist einzusteigen. Wir aber waren froh der Jammerfahrt entronnen zu sein, die 14 fl. 42 kr. gekostet und den ganzen Tag in der wundervollsten Gegend uns nichts bereitet hatte als Zorn und Aerger.

Diese schändliche Art die Fremden nur auszusaugen und zu übervortheilen, die ich eben zur Genüge erfahren, änderte auch meinen Entschluß am andern Morgen mit dem Dampfschiff nach Capri zu fahren. Schon schwebte mir im Geiste das Lumpengesindel vor, das uns wieder belauern und von einem Punkte zum andern zerren würde. Gott befohlen schöne Insel des Tiberius, dachte ich, aber nicht für immer! Ein andermal, wo wir mehr Zeit haben, schauen wir dich noch gründlich, und Ischia dazu und Procida, Sorrento, Amalfi, Salerno und Pesto. So gingen wir am letzten Tag, den wir Neapel widmen konnten, nochmals auf die Höhe und wandelten dem Vomero entlang, einem Weg, auf welchem sich Landhaus an Landhaus, Garten an Garten reiht, und von da zuletzt herab über den Posilipp, wo wir endlich so glücklich waren, Virgils in einem Garten verstecktes Grab, das wir so oftmals vergebens gesucht, aufzufinden.

Es war ein Spazirgang der reizendsten Art, voll wunderbar schöner Aussichten, hinüber nach den Gegenden unserer gestrigen Leiden, und nach der Landschaft am Vesuv wie herab auf die Stadt,

die sich hinter dem Grün des Vordergrundes in ihren mancherlei Abstufungen phantastisch präsentirte. Ob Virgils Grab das echte sei, wird bestritten; daß er bei Neapel bestattet ist, leidet keinen Zweifel, und so ließ ich mir eben gutwillig gefallen, was die Ueberlieferung bot. Man steigt auf Stufen in eine Gruft hinab, die aussieht wie eine Kapelle; an der Wand daneben sind zwei Distichen eingehauen, modernsten Ursprungs.

Die Scheidestunde aus dem Phäakenlande hatte geschlagen; es war der 15. September, wir mußten auf die Heimfahrt denken. Mit Wurst, Brot und Trauben reichlich versehen begannen wir auf derselben Eisenbahn, die uns nach Neapel gebracht hatte, die Rückkehr. Es war noch immer so heiß vom frühen Morgen an und wir beide so schläfrig, daß die ganze Liebenswürdigkeit eines alten Berliner Junggesellen dazu gehörte, uns das volle Bewußtsein zurückzugeben. Unser Gesellschafter war ein wunderlicher Herr, etwas abgerissen und fadenscheinig wie wir selbst und dabei voll verbindlichen Wesens. Er verstand kein Wort italienisch und war doch ganz allein nach Neapel gegangen; an unserer einfachen Mittagsmahlzeit betheiligte er sich dankbarst und küßte meiner Frau wirklich beim Abschied die Hand; gut, daß wir uns trennten, sonst hätte noch eine Liebschaft begonnen. Wir stiegen in Velletri aus, als schon die Sterne am Himmel standen, der römischen Landschaft, die wir bereits als eine Art Heimat betrachteten, zurückgegeben.

Morgens hatten wir Zeit genug zum Ueberblick der ewig großartigen Campagna; denn wir kamen um 2½ Stunden zu früh auf die Eisenbahn. Wir wollten durchs Albanerland zurück, wie wir durchs sabinische ausgezogen waren. Bei Albano ist der Bahnhof eine volle Stunde von der Stadt entfernt; wir mußten erst fragen, nach welcher Himmelsrichtung zu gehen wäre. Die Stadt ist sehr freundlich am Hügel hingebaut und hat etwas modern Wohlhäbiges vom starken Fremdenverkehr, indem sich während der Sommermonate das Städtchen mit römischen Familien füllt. Wir tranken in einer Schenke köstlichen süßen Wein, und als wir Schinken dazu wünschten, fragte uns die Frau erst, für wie viel

Bajocc' sie holen solle. Allenthalben begegnet man im Römischen noch dieser schönen Einfachheit der Sitten.

In Frascati am andern Tag wies man mich in der Osteria, wo wir einkehrten, nach einem benachbarten Laden, daß ich selbst Schinken kaufe. Unsern Albano auf der Höhe ist der in der Geschichte der Belagerung von Veji berühmte Albanersee. Meine Frau, die den Einfluß des Klimas doch bedeutend spürte, fühlte sich zu müd, um hinaufzusteigen und setzte sich auf eine Staffel, meine Rückkunft zu erwarten. Auch dieser See hat sich in einem ausgebrannten Krater gebildet, wie der benachbarte kleinere von Nemi, und es war daher offenbar der Vulcanismus des Landes die Ursache, wenn er zur Zeit des Camillus ohne äußerlich wahrnehmbare Veranlassung gestiegen ist.

Noch heute ist der Canal im Gebrauch, den man damals in jener uralten Zeit, um den Ueberfluß von Wasser abzulassen, gegraben hat. Ich machte durch eine schattige Allee schnell den Lauf hinüber nach Castel Gandolfo, einem kleinen Ort, der nicht einmal ein Wirthshaus hat, aber ein Lieblingsaufenthalt des jetzigen Papstes ist, welcher häufig das stattliche Schloß in den Sommermonaten bewohnt hat.

Eine Wanderung im Albanergebirg hinterläßt den Eindruck, als hätte man einen weiten Spazirgang in einem Parke gemacht; alles ist so schön angebaut, so blühend und baumreich; auch die Wege zum Theil aufs beste unterhalten.

Von Albano nach Ariccia führt ein großartiger Viaduct über das Thal, den erst Pius IX. gebaut hat. Dieses letztere Städtchen war in alten Zeiten die erste Haltstation für Reisende, die von Rom die appische Straße kamen. Wir tranken Kaffee und gingen weiter nach dem freundlichen Genzano, welches gleichfalls am Abhang der Höhe liegt, die den Nemisee einschließt. Wir setzten uns in der Nähe des Schlosses auf den Boden, den entzückenden Anblick des stillen blauen rundlichen Sees zu genießen, der vor uns in ziemlich jäher Tiefe lag. Wie Mücken umschwärmte uns eine Schar von Knaben und Mädchen, und jedes wollte einen

Bajocc' haben. Ich ließ mir ihre Zudringlichkeit gefallen und hatte meinen Scherz mit ihnen. Zuletzt nahm ich einen Bajocc' heraus und erklärte, indem ich ihn in die Höhe hielt, er solle dem gehören, der ihn erhaschen würde. Und alsbald streckte eine Erwachsene, die dabei stand, darnach die Hand aus und raubte ihn der begierigen Jugend. Unsere Freunde in Rom hatten uns angerathen den Weg nach dem gegenüberliegenden Nemi nicht oben, wo eine bequeme Straße mühelos hinüberführt, sondern unten am Ufer des Sees zu machen. Man mußte ziemlich tief hinab und am entgegengesetzten Ende eben so hoch wieder hinaufsteigen; aber der Weg unten ist durch eine wahrhaft wundervolle Vegetation ganz reizend. Natürlich; der See führt den Sträuchern und Bäumen beständig Feuchtigkeit zu, und die hohen Ufer ringsum halten Wind und Wetter ab; es ist eine Luft wie in einem Warmhaus. Aber kaum hatten wir auf dem holprigen Wege die ersten Schritte abwärts gethan, so saß meine gute Frau auch schon mitten in einem Aschenhaufen. Sie hatte sich beim Fallen jämmerlich zerschlagen, also daß sie kaum fähig war weiter zu gehen. Unwillkührlich quollen ihr vor Schmerz die Thränen aus den Augen, und gleichwohl, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, genoß sie mit mir die Naturschönheiten des lauschigen Baum- und Buschwerks, welches überhängend über die sanft plätschernden Fluthen und mit rankenden Zweigen in einander verwachsen durch sein dichtes Laubdach kaum hin und wieder einem verstohlenen Sonnenstrahl Eingang ließ. Doch mühseliger wurde der Zerschlagenen das Aufsteigen; aber dennoch mußte es begonnen werden, nachdem wir uns auf dem Hausstein einer Mühle kurze Rast gegönnt, und von furchtbaren Schmerzen fast aufgelöst erreichte sie mit mir doch endlich gegen Sonnenuntergang das Wirthshaus. Die freundliche Locanda ist frei vor den See hingebaut, so daß kein Hinderniß die Aussicht stört und die altersgrauen Mauern eines Kastells zur Rechten nur noch für einen recht malerischen Vordergrund sorgen. Der Blick von dem offenen Gang des Hauses hinab auf das stille Gewässer und gegenüber auf die nahe und ferne Landschaft läßt sich mit gar keiner andern Aussicht vergleichen,

die ich je im Leben genossen habe. Unmittelbar vor mir sank es trichterförmig hinab zum See; aber die ganze Wand des Trichters war mit den mannigfachsten Schattirungen eines üppigen Grün ausgeschlagen; gegenüber oben am Rande Genzano, dahinter mehr in der Ferne ein Hügel mit einem mittelalterlichen Wartthurm, nun folgte der breite im Halbkreis herumgeschlungene braune Gürtel der Campagna und hinter diesem lichtblau und kaum vom Himmel unterscheidbar das Meer. Im Aether schwebte über dem allen die Mondessichel — es war ein Anblick so originell, so großartig schön, daß man sich kaum trennen konnte. Auch im Innern unseres Gasthauses war gut weilen, und namentlich genossen wir einen ganz vorzüglichen süßen Wein, einen Ausbruch von Nektar, den wir auch schon in Velletri und Albano gekostet hatten. Am Morgen, ehe die Sonne aufging, schwebte ein wahrhaft heiliger göttlicher Schein über dieser wunderbaren Landschaft, und man fand es ganz natürlich, daß der kleine sanftspiegelnde See ehedem der Diana geweiht war. Aber bald kamen die Stunden der Mühe. Während wir den Saumweg nach Pallazzuola eingeschlagen zu haben vermeinen, welcher weiter nach Rocca di Papa führt, kommen wir auf einem der vielfach sich verästenden Pfade herab nach S. Marino zu und finden noch zum guten Glück, ehe Umkehr unmöglich, zwischen hochgewachsenen Cannaäckern ein paar Menschen, welche uns unsern Irrthum, der uns ohnehin schon in die Hand ging, zur Gewißheit machen. Also flugs den Entschluß gefaßt trotz dem Umwege nach Rocca di Papa zu gehen. Wir fragen einen Reiter um Auskunft, und siehe, o Freude! er antwortet in deutscher Sprache und ermuntert mich, wenn ich einmal in Rocca di Papa sei, vollens den Monte Cavo zu besteigen. Gesagt, gethan. Wir wandern auf der trefflichen Landstraße zwischen riesigen Kastanien nach dem Felsenneſt empor, und während dann meine Frau im Wirthshause wartet, mache ich mich eilends auf nach dem Gipfel, zu welchem durch einen lieblichen Hain von jungem Laubholz eine Römerstraße hinaufführt. Stand ja doch dort oben auf der Höhe über Alba longa das alte Bundesheiligthum des lateinischen Stammes, der Jupitertempel, den erst im

Jahre 1783 die bigotte Frevlerhand eines fremden Cardinals niederriß, um an seiner Stelle eine nichtssagende Kirche der Dreieinigkeit zu bauen.

Frascati ist mit seinen zahlreichen prächtigen Villen auf den ersten Vorhügeln des Albanergebirgs aufgebaut und bietet einen weiten Ueberblick über die Campagna. Auf einem Stehwagen dritter Klasse an den Grabmälern und Wasserleitungen der appischen Straße vorüberrollend triumphirten wir in Rom bei Nacht ein, und begrüßten unser altes Logis, unsere alten Kaffee- und Speisehäuser wieder mit einer Freudigkeit, als hätten wir das alles wie lange nicht mehr gesehen.

Ich lief in den letzten Tagen wie ein Unsinniger in der Stadt umher und wollte so recht mit Gewalt nochmals alle vorher empfangenen Eindrücke wieder auffrischen, um ja nichts zu vergessen, und nebenbei noch manches Neue sehen, wie das Grab der Angelica Kaufmann, die uralte Basilica S. Clemente, die Taufkapelle des h. Constantin am Lateran; von da schoß ich noch hinüber nach S. Peter, weil ich mir die Bauart desselben nicht mehr recht genau vorstellen konnte. Aber endlich mußte dennoch geschieden sein. Um 3 Uhr Nachmittags den 19. September fuhren wir mit der Post hinaus durch Porta del Popolo, über Ponte Molle auf der staubigen Landstraße; von Zeit zu Zeit tauchte ein Theil der verschwundenen Stadt wieder vor den Augen auf; im Ganzen war nicht viel zu sehen.

Nachts um 2 Uhr kamen wir nach Viterbo und fanden wirklich schon in dieser frühen Stunde Kaffee bereit; dann ging's uninteressant weiter durch ziemlich öde Gebirgsgegend. Auf einmal lag vor unsern Blicken auf steilem ganz isolirtem Hügel Orvieto. Wären wir gleich ausgestiegen und die alte Straße gerade hinab und auf der andern Seite wieder hinaufgeeilt, so hätten wir ziemlich viel Zeit gewonnen zur Besichtigung des wunderbaren Domes. Denn die neue sinkt und steigt in Windungen einer unendlichen Schneckenlinie. Nun aber mußten wir das herrliche Gebäude mit einer Hast betrachten, die es fast unmöglich machte sich etwas davon

einzuprägen. Wollten wir aber im Städtchen uns länger aufhalten, so wäre es nicht mehr möglich gewesen an diesem Tage noch nach Siena zu kommen. Also schnell wieder weiter, Hügel ab und auf durch eine sehr freundliche Gebirgslandschaft. Die ansehnlichen Höhen schmückte Rebenlaub; der Wein von Orvieto steht in großem Ruf; was half es uns? wir hatten nicht Zeit gehabt welchen zu trinken. Stunden lang blieb uns der Hauptgegenstand unserer Trauer, der herrliche Dom, vor Augen.

Man kommt durch freundliche Gegenden; nur nach Siena hin nimmt die hüglige Landschaft einen eigenthümlich unfruchtbaren Anstrich an, wunderliche Sandhügel thürmen sich auf, spärlich bepflanzt und mehr gelblich braun als grünend. Vielleicht trug auch zu diesem unwirthlichen Aussehen der Umstand das Seinige bei, daß es, wie wir vernahmen, hier zu Lande schon 7 Monate nicht mehr geregnet hatte. Heute zog sich endlich hin und wieder Gewölke zusammen und Tags darauf fielen einige Tropfen.

Mit einem Wolfshunger im Leibe ließen wir es uns doch noch angelegen sein den berühmten Dom wenigstens oberflächlich zu besehen. Es ist ein gothischer Bau von schwarzem und weißem Marmor mit reich verzierter Façade, eines der ehrwürdigsten gothischen Gebäude von Italien. Auch am andern Tag beschäftigte uns seine Besichtigung noch vielfach, besonders auch die höchst merkwürdigen aus schwarzem und weißem Marmor bestehenden Figuren des Fußbodens, die ich mit griechischen Vasenbildern vergleichen möchte. Sie ziehen sich durch die ganze Kirche hin, und über die kostbarsten ist eine Bretterverkleidung gelegt, die nur einmal des Jahres abgenommen wird. Die Darstellungen sind geschichtlich, mythisch und allegorisch. Aber auch sonst bietet dieser Tempel dem Auge gar viel Schönes und Ehrwürdiges. Siena ist eine durch Lage, Bauart und Kunstdenkmäler hervorragende Stadt; sie hat eine Menge gothische Paläste; das Rathhaus auf dem Markt, die Academie und einzelne Kirchen enthalten höchst wichtige Gemälde aus den Zeiten der ältern Malerschulen. Man hat vollauf einen Tag zu thun, um alle die interessanten Dinge nur flüchtig zu besehen. Auch das Haus

der heiligen Catharina von Siena ließen wir uns zeigen, die mit Brigitta im Gefolg einer römischen Gesandtschaft vor Gregor IX. zu Avignon erschien und diesen (1376) dazu vermochte die Provence wieder mit Italien zu vertauschen. Die Zimmer ihres Hauses sind in vier Kapellen verwandelt; die Stelle ist noch sichtbar, wohin sie den Kopf legte, wenn sie auf der Erde schlief.

Wir kamen bei dunkler Nacht nach Florenz, das für uns so viele freundliche Erinnerungen hatte, und da wir in den Straßen ziemlich bewandert waren, so fragten wir uns ohne besondere Mühe zum Papagallo durch. Das war ein ganz anständiges Hotel garni zu wirklich spottbilligen Preisen. Am andern Tage strömte im Ueberfluß, wonach wir uns so lange gesehnt, der in solchen Massen nicht mehr erquickende Regen und streifte der liebgewordenen Stadt ein gutes Theil ihres Zaubers ab. Wir besuchten an diesem Tag trotz allem Regen die meisten wichtigen Kirchen und durchwanderten aufmerksam die weltberühmte Sammlung der Uffizien. Ich wurde zuletzt ganz müd und schläfrig vom Schauen. Gegen Abend brachte uns ein Bahnzug noch hinaus nach Pistoja.

Der Himmel wollte uns recht günstig sein; denn mit der Abreise hörte der Regen auf und mit dem Abendstrahlen wanderten wir ein in die fast moderne freundliche Mittelstadt.

Zwischen hier und Bologna herrschte, obschon die Eisenbahn erst von Vergato an eröffnet war, ein starker Fremdenverkehr. Drei große Postomnibus fuhren nacheinander eine Gesellschaft von mehr als 40 Mann. So eng an einandergeschichtet wir saßen, die Fahrt war reizend; denn sie drehte sich hin und her, auf und ab einen einzigen Gebirgsübergang. Stunden lang lag uns Pistoja bald rechts bald links in der Tiefe, und die malerische Landschaft gewann, je mehr wir uns hoben, an neuen Reizen. Dazwischen sah man auch die ihrer Vollendung nahe Eisenbahn bald auf hohem Damm balanciren bald sich ins Innere des Berges verkriechen und mit uns selbst mühsam emporklimmen. Als wir nach Sonnenuntergang in Vergato des Zuges harrten, fühlten wir zum erstenmale, daß die Temperatur bedeutend gesunken war. In Bologna

fanden wir schlechtes Quartier in einem Albergo della strata ferrata, und da der Bahnzug nach Ferrara schon Morgens um 7 Uhr ging, so wanderten wir aus der finstern Stadt, die wir schon von früher her kannten, ohne sie nochmals angesehen zu haben.

Nach zwei Stunden befanden wir uns in Ferrara. Ich hatte mir, gehoben durch die Erinnerungen an Ariost und Tasso, in meiner Einbildung Feenpaläste aufgebaut und fand in den langen verödeten Gassen bürgerliche Häuser, schmutzig, unabgeputzt und in traurigem Verfall. Selbst am Hause Ariosts würde niemand vermuthen, daß es ehedem einen so hochberühmten Inwohner beherbergte, wenn nicht das lateinische Distichon, das er selbst darauf setzte, einen mehr als gewöhnlichen Herrn verriethe. Auf einer hohen Säule eines freien Platzes steht seine Figur, geschmacklos wie die eines Säulenheiligen. In dem Hospital von S. Anna zur ebenen Erde sahen wir auch die kellerartig gewölbte Zelle, in welcher angeblich Tasso auf Befehl des harten Alphons wie ein Wahnsinniger gehalten wurde. Das Irrenhaus ist unfern der mittelalterlichen Ritterburg in Mitte der Stadt.

Man kommt mit der Eisenbahn bis Lacoscuro, der Grenzstation von wenigen Häusern, wo uns das aufdringliche Wesen der einen und die Gleichgiltigkeit der andern in mancherlei Rathlosigkeit stürzte. Wir verließen den Wagen, ohne zu wissen, was weiter; Kutscher und Barkenführer überfielen uns; wir liefen willenlos den übrigen Reisenden nach, die Bescheid zu wissen schienen, und so kamen wir glücklich in die Pofähre. Das jenseitige Ufer ist östreichisch; da trieb man uns gleich in das Mauthhaus und beschmierte den Reisepaß, und das erstemal stand ich wieder barhaupt und respektvoll vor der hohen Polizei; denn im eigentlichen Italien sind Publikum und Polizei in cordialer Eintracht; sogar in Rom behält man nach Belieben den Hut auf dem Kopf und verhandelt ohne Gruß seine Angelegenheit. In der Zwischenzeit, bis wir unsere Legitimation zurückerhielten, stürmten die Kutscher mit ihren Anerbietungen auf uns ein, und da sie jedenfalls wohlfeiler fuhren als die Post, so hätte ich mich gerne bereit finden lassen, wäre meine Frau,

die noch immer ihre Furcht vor Plünderung und beim Anblick dieser verschmitzten Kutscherphysiognomien in erhöhtem Grade hatte, nicht mit Bitten und Beschwörungen in mich gedrungen, wir sollten Leben und Habe besser in Sicherheit bringen. So nahm ich denn endlich Plätze in einem elenden alten Rumpelkarren, der sich Eilwagen nannte, nachdem ich mich vom Posthalter, einem ehrwürdigen grauen Haupte, beim Geldwechseln um 30 Neukreuzer hatte betrügen lassen.

Wir kamen Nachts 11½ Uhr nach Padua; während wir nach dem Gasthof Aquila suchten, beredete uns der Kellner einer kleinern Wirthschaft Aquiletta, der eben im Begriff war sein Haus zu schließen, bei ihm einzutreten. Wir wohnten gut und billig und fanden reichliche Bewirthung, in Italien für uns fleischessende nordische Barbaren eine Seltenheit, die wir nicht hoch genug anschlagen zu können meinten; denn der gesottene Kapaun, den man uns am andern Mittag zur Nudelsuppe vorsetzte, war ein Unthier an Größe.

Gleich gegenüber war das Cafe Pedrocchi, eines der berühmtesten Kaffeehäuser Italiens, ein prächtiger Bau mit schönen Marmorsäulen, von dem nur zu bedauern, daß er nicht in dem volkreichen Neapel steht. Aber auch sonst ist das uralte Padua eine höchst merkwürdige Stadt, auf deren Besichtigung man recht wohl einen Tag verwenden kann. Vor allem eilten wir natürlich nach der Grabkirche des heil. Antonius, dem wunderlichen siebenkuppeligen Bau, der durch seine Geschmacklosigkeit imponirt und nirgends auf der Welt seines Gleichen hat. Die Kirche enthält viele schöne Kunstwerke in Erz und Marmor, namentlich in den beiden Hauptkapellen wie im Chore. Unter den übrigen Kirchen, die wir sahen, war uns die interessanteste die kleine Kirche Maria dell' Arena, die unbenützt in einem Garten steht. Sie ist ganz ausgemalt mit hochberühmten und guterhaltenen Fresken Giottos. Als wir eben den Garten verlassen hatten, begegnete uns eine kleine Gesellschaft, aus deren Mitte eine gelehrt aussehende englische Dame kurzangebunden mit der deutschen Frage an mich herantrat: Wo ist Giotto? Ich mußte unwill-

fährlich lachen, und die Fragestellerin nicht minder, da sie durch meine Heiterkeit auf das Seltsame ihrer Worte aufmerksam wurde.

Es lag mir sehr am Herzen die Lagunenstadt zum zweiten Male zu besuchen, damit ich meine anderweitig gewonnenen Anschauungen von Städten mit ihr vergleichen und eine richtigere Schätzung gewinnen könnte. Dreizehn Jahre lang hatte ich sie nicht gesehen, und doch offenbar seitdem mit chorographischen Kenntnissen mich bedeutend bereichert. Wir brausten unter Donner und Blitz über die Brücke der Lagunen und landeten mit einem sogenannten Omnibus in der Nähe des Markusplatzes.

Ach ja, dieser Platz, der mich einst so bezauberte, mit seinen gleichförmigen Palästen, seiner fremdartigen Kirche und seinem ragenden Thurme ist doch wunderschön. Aber nun wurde die Frage nach einem passenden Logis immer brennender. Wären wir beide allein gewesen, so hätte uns sicher die bewährte Reiseroutine aus aller Verlegenheit geholfen; aber in Gesellschaft eines Herrn klammerten wir uns an Bädeker an, und dieser trieb uns in die Stadt München, wo es für bescheidne Ansprüche behaglich sei. Ja wohl bescheidne Ansprüche brachten wir mit, und das kleine Mückenhäuschen war uns gemüthlich, bis der Wirth am nächsten Abend eine Rechnung brachte, als hätte er über ein Hotel ersten Ranges zu verfügen. Ich warne hiemit jeden, der nach Venedig kommt, vor der Stadt München. Der Besitzer ist auch nicht etwa ein Bayer, sondern ein Oestreicher und deshalb an das Geldschneiden gewöhnt. Wir durchliefen am nächsten Tage die Stadt nach allen Richtungen und musterten Gassen und Kirchen mit Kennerhochmuth. Ueber die gemachten Beobachtungen nur einige Notizen. Die Stadt zeichnet sich vor vielen südlichen Städten durch Reinlichkeit aus, was allerdings bei der Abwesenheit jeglichen Wagenverkehres minder zu verwundern ist. Die Klagen über die verfallenen Paläste dünkten uns übertrieben. Venedig erscheint nicht ruinöser als andere italienische Städte. Auch die untere Schicht der Bevölkerung mit ihren hängenden Baumwollenfetzen kam uns nicht mehr so zerlumpt vor als früher. Aber immer und immer kam mir aufs neue der Wunsch,

daß diese wunderbare Stadt ihrem eignen Volke möchte zurückgegeben werden, und die dummen Gesichter der plumpen Soldaten aus Böhmen oder irgend einem andern Winkel der östreichischen Monarchie mißfielen mir wie ehedem. Wir besahen und bewunderten die kleine Marcuskirche, verliefen uns in den Gäßchen, warteten in der nüchternen Kirche Maria della Salute den strömenden Regen ab, weilten ziemlich lange bei den schönen Gemälden der Akademie, aßen um ein Spottgeld in einer Osteria zu Mittag, fragten uns nach der monumentenreichen Kirche S. Giovanni e Paolo durch, machten umsonst den Gang nach dem Arsenale, das wir noch nicht gesehen hatten, und gingen über die öde Riva degli Schiavoni, wo wir selbst am Abend eines Feiertags umsonst das Volksleben suchten, wieder in unsere Herberge. Im strömenden Regen kamen wir Nachts um 10 Uhr zurück nach Padua.

Am Morgen waren die Nebel abgezogen, und im heitersten Sonnenschein fuhren wir an den Euganeischen Bergen vorüber den Alpen zu, die gegen Vicenza hin immer näher kamen. Der Vormittag wurde der Besichtigung dieser freundlichen und höchst anmuthig gelegenen Stadt gewidmet. Es ist die Geburtsstadt des Palladio, jenes heitern und genialen Baumeisters, der hier so viele Gebäude aufgeführt hat, das Rathhaus mit seinen luftigen Doppelhallen und eine Menge Paläste, die unserer erfindungsarmen, phantasielosen Zeit zu Mustern dienen könnten, wenn unsere Architekten es nicht vorzögen, ihren eigenen Ungeschmack in Stein zu verewigen. Die Gegend um Vicenza ist ungemein anmuthig, und vom Hügel, der die Kirche Madonna del Monte trägt, genießt man eine köstliche Aussicht über die baumreiche, fruchtbare lombardische Ebene, über die hübsche Stadt und hinter ihr auf das prächtige Hochgebirg. Unter andern Sehenswürdigkeiten Vicenzas ist auch das Teatro Olimpico, ein modernes römisches Theater. Als wir dies längere Zeit umsonst uns aufzusuchen bemühten, fragte ich einen Soldaten auf Italienisch, wo es sich wohl befinde. Si, war die lakonische Antwort. Ei, der ist ein Deutscher, dachte ich, und hat dich nicht verstanden, und wiederhole ihm mein Anliegen in der Muttersprache. „So" entgegnete

der Krieger; nun fiel ich wieder ins Italienische und suchte ihm mein Begehren noch einmal klar zu machen. „Bene“, replicirt der kluge Mann und geht seines Weges weiter. Dieses belehrende Gespräch hat uns sehr viel Spaß gemacht, und wir wiederholten den ganzen Morgen die bedeutungsvollen Worte: Si, so, bene.

Um halb zwölf Uhr fuhren wir weiter Verona zu. Die östreichische Polizei hat hier wenigstens aufgehört dem Fremden das Leben zu verbittern. Noch vor zwei Jahren mußte ich den Paß am Thor abgeben und ein paar Stunden darauf eigenhändig auf dem Paßbureau wieder abholen. Jetzt darf man unbelästigt zum Thor hinein, um zu sehen, daß man sich in einer rechten Soldatenstadt befindet. Meine Frau blieb als Putzmacherin im Bahnhof sitzen und wandelte ihren alten Hut in einen neuen um, indem sie die abgeschossenen ultramarinblau gefärbten Bänder verkehrt aufnähte; denn da wir uns Deutschland näherten, so hielt sie es für nothwendig, sich wieder fein zu machen. Ich selbst benützte die zwei Stunden Zeit von der Ankunft bis zur Abfahrt, um die Stadt zu durchrennen. Gott was ist die Arena ein Puppenhaus im Vergleich mit dem Colosseum!

---

# Gedichte.



## Dem Andenken König Max des Zweiten von Bayern.

Von einem König weiß die Sage
Im fernen Nord aus alter Zeit,
Der alle seines Lebens Tage
Dem Frieden seines Volks geweiht.
Da blutet' heimlich keine Wunde,
Da lauschte nicht Verrath und Mord,
Und Frodi's Friede lebt' im Munde
Der Enkel lang als hehre Kunde
In dankender Erinnrung fort.

Mir ist, als hätt' in diesen Zeiten
Die alte Sage sich erneut.
In Bayerns König, Max dem Zweiten,
Erstand ein Friedenskönig heut.
„Mit meinem Volke will ich Frieden",
So sprach des edlen Herrschers Mund.
Doch allem herrlichen hienieden
Ist kurze Dauer nur beschieden,
Früh sank er in des Grabes Grund.

Ein Volk vor Kriegesnoth zu wahren,
Wenn an den Grenzen droht der Feind —
Nicht ist's die größte der Gefahren,
Wie groß sie auch vor allen scheint.
Den Frieden halten mit den Seinen,
Ein Vater sein im eignen Land,
Mag kleinre Fürstentugend scheinen,
Doch nur die edelsten und reinen
Sie haben solches Loos gekannt.

Denn unsers Lebens höchste Güter,
An diesem Frieden hangen sie,
Den er, des Rechtes treuster Hüter,
Freigebig seinem Volk verlieh.
Im Glauben gleiches Recht für jeden
Erwarb sein königlich Gebot;
Da schwieg unseliges Befehden,
Und frei im Denken, frei im Reden,
Ward frei sein Volk von Zwang und Noth.

Des Friedens Segen zu vermehren
Rief er die Poesie zum Thron,
Und in dem Sonnenschein der hehren
Fand er des Herrschers schönsten Lohn.
Die Wissenschaft zu neuem Leben,
Zu neuen Zielen spornt' er an;
Vergangner Zeiten Schatz zu heben,
Hat er mit offner Hand gegeben,
Wie nur ein König geben kann.

Und trauernd stehn an seinem Grabe
Die Poesie und Wissenschaft,
Und jede klagt: verloren habe
Ich meinen Stab und meine Kraft.
Doch daß nicht, was er schön begonnen,
Sänk' in den Staub vergessen hin,
Wie Schatten in das Nichts zerronnen,
Sorgt' er aus seiner Fülle Bronnen
Mit wahrhaft königlichem Sinn.

Doch stärker hält als sein Vermächtniß
Des Friedens Werk des Sohnes Geist,
Der es dem Vater zum Gedächtniß
Schön zu vollenden uns verheißt.
Des Volkes Trauer sei dem Sohne
Des eignen Glückes Unterpfand;
Ja, Friede zwischen Volk und Krone,
Das höchste Glück des Herrschers, wohne
In Bayerns hochbeglücktem Land!

Karl Bartsch.

## Den Manen König Max II. von Bayern.

Kein Lied vom Schmeichlersinn erfunden
Wird von der Muse Dir geweiht,
Ein Lied, im Herzen tief empfunden,
Ein schmerzlich Lied in schwerer Zeit! —
Die tiefste wohl von allen Wunden
Im heißentbrannten, harten Streit
Hat ja Dein Tod in diesen Tagen
Dem ganzen deutschen Land geschlagen.

Denn ärmer um ein Herz geworden,
Das Deutschlands Jammer wohl verstand
Und nicht mit gleißnerischen Worten
Der Rede falschen Sinn verband,
Fühlt sich der Deutsche aller Orten,
Und zu der Ostsee fernem Strand
Wird uns'rer Glocken Trauerklagen
An der Bedrängten Ohr getragen.

Die lang getäuschten Stammesbrüder,
Der dauernden Erlösung werth —
Kaum zu der theuern Heimath wieder,
Zu Weib und Kind zurückgekehrt,
Im Ohre noch die Jubellieder,
Voll Hoffnung noch auf's deutsche Schwert,
Beseelt vom Wort aus Deinem Munde
Traf jählings sie die herbe Kunde!

Dies Wort, dem eignen Volk verpfändet,
Dies Wort, das Deine Seele schwoll,
Von keinem Drange noch gewendet,
Hast Du's bewahrt im Herzen voll.
Und ist Dein Streben auch geendet —
Was zündend durch die Lande scholl —
Man wird es deuteln nicht und drehen
Dein Wort: für Deutschlands Recht zu stehen!

Bis zu dem letzten Athemzuge
Hast Du mit festem Mannesmuth
Dein Volk bewahrt vor jenem Truge,
Auf dem noch Deutschlands Schicksal ruht.
Das schreibt in ihrem Thatenbuche
Die Weltenrichterin Dir gut;
Ist sonst nur Thaten Ruhm zu zollen,
Der Lorbeer grünt auch Deinem Wollen!

Von Deinem treuen edlen Streben,
Das fest zu dem des Volkes stand,
Wird jedes Herz Dir Zeugniß geben
In Deinem ganzen Bayerland;
Du wolltest ja in Frieden leben
Mit Deinem Volk! Das war ein Band,
Das mehr als alle Huldigungen
Um Fürst und Volk sich fest geschlungen.

Das ist das Erbtheil, das dem Sohne
In heil'ger Stunde Du vermacht;
Es schmückt ihn mehr als seine Krone,
Denn Lieb' ist mehr als Königspracht.
Es bleibe treu dem Bayernthrone
Und stütze ihn mit seiner Macht;
Denn mit dem Wort, das Du gesprochen,
Wird jedes Feindes Drang gebrochen.

Es sei der Grundstein, der den Tempel
Der Völkerwohlfahrt ewig trägt,
Es gebe jeder That den Stempel,
Der unser Herz entgegenschlägt;
Und allen Fürsten ein Exempel,
Daß Liebe stets die Treue hegt
Und schirmt vor jeder Sturmeswolke,
Sei Maxens Lieb zu seinem Volke!

J. Priem.

## Der beste Trunk.

Es saßen einstens froh beisammen
Im alten Schloß Rheingrafenstein
Des Rheingaus edle Herrn und Ritter
Und zechten brav vom besten Wein.
Da trank ein Sponheim und ein Waldeck,
Ein Flörsheim, Stromberg, der von Dhaun,
Von allen nahen Ritterburgen
Konnt' man die Herren hier erschaun.

Es kreisten rasch die alten Humpen
In ihrem frohen Kreis umher,
Und manchem edlen Zechkumpane
Ward dabei Kopf und Zunge schwer.
Da zog den mächt'gen Reiterstiefel
Von seinem Fuß der Graf vom Stein
Und füllte lachend bis zum Rande
Ihn mit dem allerbesten Wein,

Und rief: „Wer mir von euch den Stiefel
Bis auf den letzten Tropfen leert,
Dem sei, ich schwör's bei meinen Ahnen,
Dorf Hüffelsheim zum Lohn bescheert!
Die Ritter hörten's, und verwundert
Sahn sie den mächt'gen Stiefel stehn;
Doch keiner wollt' die Nagelprobe
Bei solchem Riesentrunk bestehn.

Der Burgpfaff selbst, der doch im Leben
So manchen tiefen Zug gethan,
Sah hoffnungslos mit stillem Sehnen
Den wohlgefüllten Stiefel an.
Da trat aus dem verstummten Kreise
Der Ritter Boos von Waldeck vor
Und hob den mächt'gen Reiterstiefel
Mit beiden Händen sacht empor,

Und setzte, zum Erstaunen aller,
Ihn siegbewußt an seinen Mund
Und goß bis auf den letzten Tropfen
Den Wein durch seinen weiten Schlund.
Drauf wischte er den Wein vom Barte
Und sprach: „Herr Graf — dein Hüffelsheim
War wirklich gut; wie wär's nun weiter
Dort unten mit Waldböckelheim?

Denn sieh, in einem einz'gen Stiefel
Geh ich, mein lieber Freund, nicht gern.
Drum will ich für ein zweites Dörfchen
Zum zweitenmal den Stiefel leern.
Der Rheingraf aber rief: „Mit nichten!
Da müßt' ich wohl von Sinnen sein,
Setzt' ich an diese Rittergurgel
Nochmals ein Dorf zum Lohne ein." —

Drauf zechten sie noch lustig weiter
Im alten Schloß Rheingrafenstein,
Bis durch die hohen Bogenfenster
Gestohlen sich der Sonnenschein. —
Seit diesem Trunk auf jenem Schlosse
Lebt in dem Volk der alte Brauch,
Zu sagen einem wackern Zecher:
Du trinkst 'nen guten Stiefel auch.

Hans Barth.

# Gedichte von Felicia Hemans.

Uebersetzt

von Karl Bartsch.

## 1.

## Des Kindes erster Kummer.

Ruf meinen Bruder zurück zu mir,
Nicht spielen kann ich allein;
Der Sommer mit Blumen und Bienen ist hier,
Wo ist mein Brüderlein?

Der Schmetterling erglänzt so licht
Im hellen Sonnenschein;
Ich mag den flüchtigen jagen nicht —
Ruf mir mein Brüderlein!

Die Blumen ranken sich um den Baum,
Die Blumen pflanzten wir;
Der Weinstock trägt die Reben kaum —
Ruf ihn zurück zu mir!

„Nicht hört er deine Stimme, Kind,
Nicht kann er kommen her;
Das Auge, lächelnd, frühlingslind,
Du siehst es nimmermehr.

Nach kurzem Leben, der Rose gleich,
Gieng er zum Schlummer ein;
Geh, spiel' allein, — im Himmelreich
Da ist dein Brüderlein."

Und ließ er Vögel und Blumen zurück,
Und ruf' ich umsonst ihn her,
Zu theilen des langen Sommers Glück?
Und kommt er nimmermehr?

Und an dem Bach, wo's Blumen gibt,
Nie wieder wandern wir?
Ich wollt' ich hätt' ihn mehr geliebt,
Als er noch spielte mit mir!

2.

## Die Schätze der Tiefe.

Was birgst du tief in schatzerfüllter Zelle,
Geheimnißvolles, hohl erbrausend Meer?
Manch bleiche Perl' und Muschel, die die Welle
Verhüllt, ob sie auch leuchten strahlenhehr.
Die Schätze, finstre See, behalte dir,
Nicht sie begehren wir.

Doch hat die Tiefe mehr! Zahllose Güter
Tief drunten leuchten durch die Still' empor;
Bist edler Stein' und feurigen Goldes Hüter,
Die manch gescheitert stolzes Schiff verlor.
Der Erde Raub behalte, wildes Meer,
Nicht dies ist ihr Begehr.

Doch hat die Tiefe mehr! Hoch über Städte
Vergangner Zeiten rollt die Woge hin;
Sand wühlt in den Palästen sich sein Bette,
Seetang umwächst die Jubelhallen drin.
Braus' über sie, o Meer, mit Wogenschwall!
Sie sein geweiht dem Fall.

Noch mehr! mehr haben deiner Wogen Gründe:
An deiner Brust ruhn Herzen treu und brav!
Nicht brausen hören sie die Wellenschlünde,
Nicht bricht der Schlachten Donner ihren Schlaf.
Behalte Gold und Perlen, Stück um Stück!
Die Tapfern gib zurück!

Gib die verlornen Herzen wieder, denen
An Tisch und Heerd man Platz bewahrt so lang,
Die bei dem Feste rief vergeblich Sehnen,
Für die Gebet des Nachts zum Himmel drang.

Behalte Städt' und Thürm' aus Quarz und Stein —
Doch alles ist nicht dein.

Du schlangst des Weibes Lieb' hinab im Hohne,
Des Mannes edel Haupt, umfluthend Meer,
Der Jugend Lorbeerkranz, der Schönheit Krone,
Hör' unsre Stimme: gib die Todten her!
Es heischt von dir die Erd' ihr köstlich Glück:
Die Todten gib zurück!

## 3.

## Seit ich dich zuletzt gesehen.

Seit ich dich zuletzt gesehn,
Schwester, sprich, was ist geschehn?
Leise liegt ein Schattenhauch
Tief in deinem stillen Aug',
Aus der Stimme klingt ein Ton,
Kannte den die Kindheit schon?
Sturm hat dir das Herz getrübt —
Schwester, ja, du hast geliebt!

Farben wechselnd glühen sahn
Deine Wang' in wirrem Wahn;
Wanderst du den Strom hinab,
Das Geleit ein Traum dir gab;
In dem Thal, im stillen Hain
Klang Musik, die nicht mehr dein;
Sprich, warum die Thräne rinnt —
Hast umsonst geliebt, mein Kind!

Sage nicht mir, wie es kam,
Gieß in meine Brust den Gram!
Von verlornem Traum kein Wort,
Nichts von Hoffnung, die verdorrt,
Nicht ein Laut von glühndem Schmerz,
Der noch mehr bewegt dein Herz!
Friede wohnt im Vaterhaus —
Wein' an meiner Brust dich aus!

## Die letzte Scholle.

Hast du dein Alles hingegeben
Und eingesargt dein letztes Glück,
O kehr' ins blüthenreiche Leben
Der Heimath noch einmal zurück!

Denn keiner soll von hinnen gehen,
Und wär's am fernsten Meeresstrand,
Der nicht das Herz in Todeswehen
Zur theuern Heimath noch gewandt:

„Wo ist der Heerd, wo sind die Lieben,
Die zum Altare ihn geweiht,
Wo eine Scholle, mir geblieben
Vom Lande meiner Seligkeit?"

So fragt das Herz, wenn bange Gluten
Das Auge um den Schlaf gebracht,
Wenn alte Wunden wieder bluten
Und wenn der alte Schmerz erwacht;

Wenn von der bunten Welt geschieden
Der Geist die Fesseln abgestreift
Und zu des Dörfchens stillem Frieden
Mit seinem wunden Sehnen schweift.

Von Flur zu Flur auf Frühlingsbahnen
Zum Bächlein, das durchs Thal sich dehnt,
Treibt ihn der Lerche gleich sein Ahnen,
Die nach dem nahen Lenz sich sehnt.

Doch ach! der Frühling liegt begraben,
Es schläft der Wald, es starrt die Flur,
Und von der Heimath süßen Gaben
Entschwunden ist die letzte Spur.

Die Wiege ist zu Staub zerfallen,
Das Mutterherz bedeckt der Stein,
Ein fremd Geschlecht geht in den Hallen
Der frohen Kindheit aus und ein.

Kein Rebgewinde hält umzogen
Die Fenster mehr am Häuschen traut,
Die Schwalbe ist vorbeigeflogen,
Die drüber einst ihr Nest gebaut.

Es sucht kein Storch im weiten Kreise
Am Giebel mehr den luft'gen Bau,
Der Hirt bläst eine fremde Weise,
Ein fremd Geläut folgt ihm zur Au.

Und wo ich hin mein Sehnen schicke,
Spricht ihm ein fremd Begegnen Hohn,
Wohin ich schaue, fremde Blicke,
Wohin ich lausche, fremder Ton.

Doch horch! was schallt herein vom Hage
So schmerzlich traut, so wohl bekannt,
Was wimmert, wie gestorbene Klage
Und klingt, wie Gruß aus jenem Land?

Ein Glöcklein ist's, das die Gedanken
Einschläfert in der Kindheit Traum
Und aus der Straßen engen Schranken
Mich locket zu dem Waldessaum.

Dort, wo die schwarzen Espen ragen,
Wohin ich oft den Schritt gelenkt,
Wo oftmals sich in heißen Tagen
Ihr Schattendach auf mich gesenkt,

Dort steht ein Kirchlein halb verwittert,
Von Moos bedeckt der kleine Thurm
Schwankt bei der Glocke Ton und zittert,
Ein müdes Haupt im Lebenssturm.

Und um die morschen Hallen schmieget
Sich Grab an Grab und Paar an Paar,
Wie um das lecke Schiff sich wieget
Der Meereswogen dunkle Schaar.

So will ich tauchen all mein Sehnen
In dieses Meeres stille Nacht,
Die heiße Stirne will ich lehnen
An dieser Trümmer welke Pracht.

Und schon entsteigt dem dunklen Grunde
Mir eine Perle hell und klar,
Dort schimmert's in der Gräber Runde
So ahnungsvoll, so wunderbar:

Es ist der Stein, es sind die Namen,
Die Weide ist's, die ich dem Schoos
Der Erde gab mit leisem „Amen"
Und heiß mit Thränen einst begoß.

Wie ruht sich's sanft an deinem Stamme,
Wie neigst du segnend dich herab!
Schon wirft des Tages Abschiedsflamme
Den letzten Strahl aufs theure Grab;

Da zieht ein Flüstern, geht ein Klingen
Durchs Grabgefild von Strauch zu Strauch,
Und in die bange Seele dringen
Mir Worte leis wie Geisterhauch:

„Hier ist der Heerd, den deine Lieben
„Zum letzten Altar dir geweiht,
„Die letzte Scholle, dir geblieben
„Vom Lande deiner Seligkeit."

K. Ebersberger.

## Am Fenster.

So kehrest du wieder bei mir ein,
O Dämmerstunde, dein Zauberschein
Umwehet mir Herz und Gedanken:
Hier ruhte des Kindes Engelsbild,
Hier schaute ihr Auge so klar und mild
Durch zitternde Epheuranken.

Sie schaute so ernst, so lange hinauf
Nach des Blitzes zuckendem Schlangenlauf,
Nach der Donnerwolken Getreibe,
Nach der Schwalbe flüchtig streifendem Heer,
Als ob's eine Schaar von Fliegen wär'
An des Himmels Fensterscheibe.

Doch floh das Gewölke und kam die Nacht
Und schauten die Sterne in ihrer Pracht
Herab auf die wandelnde Erde,
Da hieng ihr Auge am Himmelszelt,
Als wär' eine Hirtin sie bestellt,
Zu weiden die goldene Heerde. —

Noch zittern die Ranken am Fenster, ich schau
Die Schwalben ziehen am Himmelsblau
Und höre die Wolken toben
Und grüße der Sterne goldenen Schein —
Maria — Maria! und denke dein
Maria im Himmel droben.

K. Ebersberger.

## Der Feuerwehrmann.

„Was macht dir Feuerwehrmann Pein,
Was starrt herauf zum Fenster
Dein Antliz blaß wie Mondenschein,
Als sähest du Gespenster?"

„„Gespenster nicht, ich fühle Glut,
Ich ahne Brand entstehen,
Zum Herzen drängt das heiße Blut,
Laß mich, zu retten, gehen!""

„O! horch, wie lieb die Nachtigall
Noch schwärmt im Buchenhaine!
Hörst du der nahen Quelle Fall
Auf moosbekränztem Steine?

„„Ich höre nicht der Quelle Fall,
Nicht holder Lieder Schwärmen,
Hör' nicht den Schlag der Nachtigall —
Anschlägt's zum Feuerlärmen.““

„„Wo muß es sein? — eins — zwei — und drei,
Vier — fünf — und sechs — und sieben!
Wo muß es sein? — o laß mich frei,
Getreu die Pflicht zu üben!““

„Du zähltest ja schon über vier,
Da kann es doch nicht brennen
Hier in der Stadt: — so will ich dir
Die kleine Brandstätt nennen:“

„Im Herzen brennt's, dort schlägt's auch an —
Sollst dich nicht länger härmen;
Den Brand ich selber löschen kann,
Nur mach nicht — Feuerlärmen.“ —

K. Ebersberger.

## Das steinerne Bild zu Remding.

### 1.

Zu Remding am Altare
Da steht ein steinern Bild,
Des' Aug einmal im Jahre
Ein Thränenstrom entquillt.

Und Tausend singend wallen
Zum heiligen Kilian;
Hört der die Lieder schallen,
Kommt ihm das Weinen an.

Ich selbst sang mit den Kleinen
Und war gar sehr erbaut;
Denn um mich selber weinen
Hab' ich das Bild geschaut.

Doch als ich groß geworden,
War's mit dem Singen aus;
Der Bruder Blasi dorten
Trieb mir die Andacht aus.

2.

Zu Remding am Altare
Da steht ein steinern Bild,
Des Kopf einmal im Jahre
Mit Wasser wird gefüllt.

Drei Fischlein aus dem Bache
Hält Blasius bereit,
Zu schwimmen in der Lache
Geweihter Dunkelheit.

Es sehnen nach den Tänzen
Im Bach die Fischlein sich
Und schlagen mit den Schwänzen
Die Flut so meisterlich,

Daß aus den Augenritzen
Zum Troste der Gemeind
Die hellen Thränen spritzen
Und Kilianus — weint.

Wenn mir im Kopf die Grillen
Das Auge naß gemacht,
Wie oft hab ich im Stillen
Dein, Kilian, gedacht!

3.

Zu Remding am Altare
Stund einst das steinern Bild,
Und Blasi, wie all Jahre,
Den Kopf mit Fischlein füllt.

Doch diesesmal das Wasser,
Der Fischlein Element,
Die Thränen ach vergaß er,
Von Teufelslust geblendt.

Er saß mit mir im Garten
Beim allerbesten Wein;
Die Gläubigen sie harrten,
Wir schenkten tapfer ein.

Wir zechten und wir sangen,
Die drinnen sangen auch,
Und Weihrauchwolken drangen
Vom Dom durch Busch und Strauch.

Horch! plötzlich hallten Tritte,
Und Pater Quardian
Steht in der Laube Mitte
Und schaut uns zornig an.

Und schreit wie ein Besessner:
„O Blasius, du Wicht,
Du gott- und pflichtvergessner —
Der Kilian weint nicht.“

Da hält mit trunkenen Sinnen
Der Bruder sich am Tisch:
„„Herr Pater! sie sind drinnen,
Es sind halt — faule Fisch'.““

K. Ebersberger.

---

## Der Wellen Schmeichelrede.

Was die Wellen mit dem Schiffe plaudern,
Das am Ufer festgebunden hängt:
Willst du immer zweifeln noch und zaudern,
Da dich lockend unsre Flut umdrängt?

Willst du flüchtig nicht dahingetragen
Irren durch den unbegrenzten Raum —
Einem dunkeln Glücke nachzujagen,
Ach es ist der Sehnsucht liebster Traum.

Gib dich preis dem Schaukelspiel der Wellen
Sink an unsern Busen wohlig hin!
Lasse schmeicheln dir, bis dich zerschellen
Wird die See, die alte Heuchlerin!

Fr. H. Frey.

---

## Abendlied.

Schallendes Hämmern
Tief unten im Thal,
Streitendes Dämmern
Mit sterbendem Strahl.

Nahe wie ferne
Der Glocken Geläut',
Leuchtende Sterne
Am Himmel zerstreut —

Frieden und Schlummer
Ihr kehret nun ein,
Scheuchet den Kummer
Und löset die Pein.

Fr. H. Frey.

# Grönländische Todtenfeier.

Nach dem Monde will ich wandern!
Sterbend sprach es Grönlands Sohn,
Und es trugen ihn die andern
Brüder aus dem Zelt davon.

Tiefe Stille; fernes Bellen
Dringt bisweilen in die Nacht,
Nur der Mond mit seinen hellen
Höfen leuchtet her voll Pracht.

Sanft des Todten Haupt erhellend
Goß er aus den bleichen Glanz,
Und die Brüder ihn umstellend
Huben an Gesang und Tanz.

Als sie glaubten, seine Reise
Könne jetzt vollendet sein,
Fielen ernst des Stammes Greise
Also in die Klage ein:

Nun er ruht im goldnen Zelte,
In der ew'gen Liebe Schooß;
Laßt uns fromm durch Nacht und Kälte
Harren auf das gleiche Loos!

Fr. H. Frey.

---

# Zweifel.

Brach liegt das Feld, der Vogel schweigt,
Der Wald beginnt sich braun zu färben,
Und von der Nächte kühlem Hauch
Ging manch' ein Blümlein schon zu sterben.

Doch siegend über Nebelgrau
Hat sich das Tagsgestirn ergossen,
Und blaue Fernen, nahe Flur,
Sie stehen glänzend, lichtumflossen.

Das ist der Herbst mit seiner Lust,
Der Jäger und der Maler Freude;
Sie ziehen aus in frohem Muth
Und finden jeder reiche Beute.

So packt auch ich mein Malgeräth
An einem schönen Spätjahrmorgen.
Ein schriller Pfiff — fort braust der Zug,
Fort von der Scholle und den Sorgen.

Das Dörfchen war gar bald erreicht
In seinem laubigen Verstecke,
Mit Hütten, traulich, weinumrankt,
Entsprechend meinem Künstlerzwecke.

Durch Meister Kunz, den Kronenwirth,
Hat's bald das ganze Dorf vernommen,
Daß von der Stadt das Wunderthier,
Ein Maler, eben angekommen;

Der schreibe Bäum' und Häuser ab,
Natürlicher wär' nichts zu sehen,
Doch nur recht alte wähl' er aus,
Und ließ' die neuen ungesehen.

Gieng dann die Dorfgaff' ich entlang —
Am Brunnen hier, dort unterm Stalle
Hielt ein die Magd, der Knecht stand still,
Und staunend blickten nach mir alle.

Der Jugend hoffnungsvolle Schaar
Umstand mich bald in weitem Kreise,
Mit seinem Pfeifchen schlich hinzu
Ein Alter sich, bedächtig, leise.

Am kühlen Born ein einsam Haus,
Von Linden überdacht, von alten,
War ich bemüht mit regem Fleiß
In meinem Bilde festzuhalten.

Und wie es Brauch und Ordnung heischt,
Auf bräunlichem Palettengrunde
Zieht sich in mitten Weiß und Schwarz
Die Farbenscala hin, die bunte.

Gebroch'ne Töne, grau und braun,
In mannichfalt'ger Nüançirung,
Wie sie des Malers Auge sieht
Ersteh'n bei hurt'ger Pinselführung.

So bildet sich ganz absichtslos
Ein Zufallswerk auf der Palette,
Indeß des Pinsels Borstenhaupt
Sich tummelt auf dem Farbenbrette.

Zwar einer starken Phantasie
Bedarf hiezu es ohne Zweifel,
Doch steht dieselbe zu Gebot
Mitunter auch manch' dummem Teufel.

Der Alte schaut mir lange zu,
Bedächtig blaue Wölkchen paffend,
Dann hebet er zu reden an,
All seine Kunst zusammenraffend.

Herr Maler, spricht er, was Ihr macht,
Viel schön ist's, daß ich es nur sage;
Doch, wenn Ihr's nicht für ungut nehmt,
Erlaub' ich mir nur eine Frage:

Weßhalb Ihr gleich zwei Bilder malt,
Darob ich gerne Auskunft hätte,
Ein Bild habt Ihr auf Eurem Schooß,
Eins haltet Ihr auf diesem Brette.

Da denk ich nun in meinem Sinn,
Das eine hat nichts zu bedeuten;
So sagt mir gütigst, lieber Herr,
Was ist das rechte von den beiden?

R. Geißler.

## Mein Eden.

Wenn sie mir rauh begegnen,
Wenn kummervoll mein Sinn,
Flieh' ich zum tiefgelegnen
Asyl des Herzens hin.

Im Dunkel des Gemüthes
Steht mir ein stiller Hain;
Da sproßt es, duftet, blüht es
In wunderbarem Schein.

Was Schönes mir verklungen,
Hier klingt es wieder — hier
Blüht von Erinnerungen
Ein Rosengärtlein mir.

Hier fühlt sich sorgenleerer
Mein Geist und weilt entzückt;
Hier such' ich Trost, wenn schwerer
Des Lebens Wucht mich drückt.

Das ist mein Reich — ich will es
Behüten treu und kühn;
O Rosengärtlein, stilles,
Bleib' immer frisch und grün!

Ludw. v. Hörmann.

---

## Trost.

Und ist's auch nur ein Wolkenwitz,
Und drin ein Stück vom Blauen,
Genug für einen Sonnenblitz
In's Thal herab zu schauen;

Ein Flecklein Grün nur hinterm Hag —
Des Lenzes erstes Grüßen, —
Ein Schwalbenschrei, ein Finkenschlag,
Ein Veilchen mir zu Füßen:

Es füllt mit Trost mein krankes Herz,
Mit Hoffnung beſſ'rer Tage,
Daß bald ein Engel niederwärts
Des Friedens Oelzweig trage.

Ludw. v. Hörmann.

## Lebenswechsel.

Und der Windhauch zieht
Und die Wolke flieht,
Und Schneesſchauer weichen;
Schon leuchtet das Blau,
O Herz vertrau',
Vertrau dem himmliſchen Zeichen!

Die Roſe ſenkt,
Von Thau getränkt,
Das holde Blättergetriebe —
Lenzſeligkeit!
Her, öffne dich weit
Dem Strahl der ſchönen Liebe!

Sieh! weit durchs Land
Im Sonnenbrand
Da wogt's in goldnen Streifen;
Halt aus mein Herz,
Blick' himmelwärts!
Auch deine Saaten reifen.

Durch den Rebengang
Zieht Feſtgeſang
Und Ringeltanz der Schnitter;
Die Traube brich!
Still neigt ſie ſich
Ans grüne Fenſtergitter.

Ludw. v. Hörmann.

## Sonnwendnacht.

O wärst du heut bei mir
In dieser schönen Nacht,
Wo durch die Lindenzweige
Funkelt des Mondes Pracht;
Wo das Glühwürmchen ruhig
Schwimmet in lauer Luft,
Von frischgemähter Wiese
Wehet des Heues Duft.

Sieh! alle Blumen stehn
Versenkt in süßen Traum;
Im Rebenlaube drüben
Spürst du das Lüftchen kaum;
Denn Himmel und Erde liegen
Heut liebend am Herzen sich, —
O lägen wir uns in den Armen
So selig, du und ich!

Ludw. v. Hörmann.

---

## Im Hochsommer.

Aufgerissner Wolkenvorhang,
Wie des nahen Sturmes Mahnung,
Drinnen lichte Himmelsbläue,
Ew'gen Friedens süße Ahnung.

Und ich lieg' im tiefen Grase,
Schau hinein in's Endlosblaue,
Ob kein Engel niedersteige,
Labend mich mit Himmelsthaue.

Ludw. v. Hörmann.

---

## Im Herbste.

Im stillen Waldesgrund bin ich gegangen,
Und lenzig war's, wohin das Auge sah,
Die Birken grünten und die Finken sangen,
Es murmelten die Bächlein dort und da.

O Frühling! — Horch da rauscht' es in den Bäumen,
Lautkrächzend schwang ein Rabe sich vom Ast,
Als ärgert' ihn mein stillversunknes Träumen,
Sein Ruf, er klang wie Hohneslachen fast. —

Nun ist es Herbst — die kühlen Winde wehen,
Zur Erde rauscht das welke Birkenblatt;
Das Raben Lied, nun kann ich es verstehen,
Was er im Lenz mir vorgesungen hat.

Ludw. v. Hörmann.

---

## Leben und Sterben.

Schwer hab' ich getragen des Lebens Last
Und selten empfunden den Frieden;
Viel hab' ich geliebt, viel hab' ich gehaßt,
Und bin doch zuletzt als segnender Gast
Versöhnt aus der Herberg geschieden.

Viel hab' ich versucht, viel hab' ich verflucht,
Mein Seelchen dem Teufel verschrieben;
Hinab mich gewagt in die tiefste Schlucht,
Es keimte daraus doch die edelste Frucht, —
Die Schlacken sind liegen geblieben.

So steh' ich nun wieder am alten Platz
Und wart' auf ein seliges Sterben;
Der Teufel verspielte im Sacke die Katz',
Er hatte vergessen den alten Satz:
Das Unkraut kann nicht verderben.

Ludw. v. Hörmann.

---

## Auf der Höhe.

In vollen Zügen athm' ich hier
Die süße Morgenruh'
Und schau' dem Treiben unter mir,
Im Thal, gemüthlich zu.

Von jeder Alltagssorge frei
Und innerlichst beglückt,
Fühl' ich mich, wie durch Zauberei,
Der Wirklichkeit entrückt.

Und doch ist's volle Wirklichkeit,
Was liebend mich umfängt
Und mir auf eine kurze Zeit
Die Alltagsfesseln sprengt.

So sei's — ich halte sie umfaßt
Mit warmem Herzensschlag
Und bleib' des Frohsinns treuer Gast,
Wie's immer kommen mag!

Theodor Klein.

---

## Frühlingsschmerz.

Wenn sonst der Frühling wieder
Gekehrt mit seiner Lust,
Wie regten sich die Lieder
In meiner stummen Brust!

Es war ein selig Kosen
Wie draus in der Natur,
So unter all den Rosen
Auf meines Herzens Flur.

O Zeit der ersten Liebe,
Der Jugend goldne Zeit,
Wie liegst in ferner Trübe,
Du mir so weit, so weit!

Dein Frühling ist vergangen,
Mein Herz, und kehrt nicht mehr,
Trotz all' dem reichen Prangen
In Blüt' und Lied umher.

Theodor Klein.

---

## Pfingstschmerz.

Wollt' einmal entfliehn dem engen
Zimmer, in die grüne Welt —
Sieh' da, Regenschauer hängen
Drohend an dem Himmelszelt!

Und zu der ich eilt' so gerne
Aus dem Werktagsstaube hin,
Ach, der Berge blaue Ferne
Deckt ein Nebelbaldachin!

Lasse Herz die bange Klage,
Daß es also müsse sein:
In den Traum vergangner Tage
Spinne heut dich selig ein!

Theodor Klein.

## Im Sommer des Lebens.

(An einen Dichter).

Rings auf Feld und Wald und Hügel
Ruht ein weites, grünes Meer —
Laß der Phantasie den Zügel,
Daß sie schweife bunt umher;

Daß die Lust in deinem Innern
Juble neuen Liedergruß
Und ein seliges Erinnern
Deiner sich bemeistern muß!

Ferner Tage freudig Hoffen
Gibt sich, altes Herz, dir kund,
Und was dich als Schmerz betroffen,
Schwebt als Lust aus deinem Grund.

All die heitern Jugendlieder,
Einst gesungen frank und frei,
Singt dir leis der Nachhall wieder —
Und du bist beglückt dabei.

Auch das Lieben jener Tage
Mit des ersten Lenzes Glück
Kehrt dir aus dem Land der Sage
In die Wirklichkeit zurück.

Deine Hoffnung zu der Stunde
Wirft den Becher alsobald
In des grünen Meeres Grunde,
Wogend rings auf Feld und Wald.

Theodor Klein.

## Einem Heimgegangenen.

Du schiedest, plötzlich abgerufen —
Ich wußt' es kaum, doch fühlt' ich's tief,
Als dich hinab die dunklen Stufen
Der ernste Todesbote rief.
Nur leise Ahnung konnt' ich haben
Von deinem Gang zum Schattenland,
Ja selbst, wohin sie dich begraben,
Die Stätte blieb mir unbekannt.

Doch in des Herzens inn'rer Klause
Beging ich still dein Trauerfest,
Wo die Erinn'rung ist zu Hause
Und stumm das Aug' mit Thränen näßt.
Dort will ich dein Gedächtniß wahren,
Von Erdenmängeln unbeirrt,
Bis einst auch mir sich offenbaren
Des großen Räthsels Lösung wird.

Theodor Klein.

---

## In dunkler Stunde.

Der Knabe, den uns Gott gegeben,
All unser Hoffen, Trost und Licht,
Der holde Inhalt unserm Leben,
Die Krone treugeübter Pflicht,
Die süße Blüthe uns'rer Liebe,
Das Kleinod unsrer Häuslichkeit —
Da liegt er bleich, das Aug so trübe,
Zu seiner Eltern Herzeleid.

Statt unsrer Küsse mildem Fächeln
Versengt die Wange Fieberglut;
Wer hat verscheucht sein liebes Lächeln,
Wer so empört sein rosig Blut?

Die Aermlein, die uns lind umschlangen,
Umstrickt, die Händchen, starrer Krampf,
Sein kosend Lallen hält gefangen,
Sein banges Herz, so heißer Kampf.

O Gott! Du löse uns're Qualen,
Du rette unser liebes Kind,
Du sende deiner Gnade Strahlen,
Sei väterlich uns jetzt gesinnt!
Du hast den Knaben uns gegeben,
Du kannst auch nehmen uns're Lust,
Doch ach, der Lenz von unserm Leben —
Zu schrecklich wäre der Verlust!

Dein ist er! ein so reiches Leben,
Empfangen aus gewalt'ger Hand,
Laß ihn so rasch nicht von uns gehen,
Eh' er des Lebens Werth empfand,
Eh' er bewußte Tugend übte,
Eh' er dein göttlich Wort erkannt;
Ach, wir erneuern das Gelübde,
Zu wahren treu dein herrlich Pfand.

Zwar magst du Anderes verlangen;
Vielleicht drückt schon den Weihekuß
Auf uns'res Knabens fahle Wangen
Des Schlummers ernster Genius —
Und die so treu, so heiß ihn liebten
Mit klagend thränenheißem Blick,
Sie halten nicht, die Tiefbetrübten,
Den kleinen Engel mehr zurück.

Wir legen ihn in deine Hände,
Was du beschlossen, das ist gut;
Die dunkle Stunde geht zu Ende,
Du sprichst, und ruhig fließt sein Blut,
Du winkst, und seines Lebens Quelle
Strömt neu, dein milder Vaterblick
Gibt ja mit des Gedankens Schnelle
Den lieben Knaben uns zurück.

Fr. Knapp.

## Treugelöbniß.

So soll es sein,
Ich lebe dein,
Dein Stab und deine Stütze,
Daß jederzeit
In Sturm und Streit
Dich meine Treu beschütze.

In Streit und Schmerz
Ein treues Herz —
So sollst du stets mich kennen.
Kein fremdes Glück
Soll mein Geschick
Von deinem Loose trennen.

Gern steig ich an
Auf rauher Bahn,
Weiß ich nur dich in Frieden.
Bei dir allein
Ist Sonnenschein
Und all mein Glück hienieden.

Manch rauhen Tag,
Manch harten Schlag
Erfuhren wir ja beide,
Allein — trotz Dorn
Und Feindes Zorn
Erstarkten wir im Leide.

Das harte Brot
Macht Wangen roth
Und läßt uns nicht verderben;
Die grimme Noth
Verscheucht den Tod
Und macht uns stark im Sterben.

Hermann Lingg.

## Kaiserkrone.

Am Fuß der Eiche glühte
Die Kaiserkrone stolz,
Jedoch so lang sie blühte,
Blieb dürr des Baumes Holz.

Als dann sich überzogen
Die Zweige mit dem Laub,
Lag schon hinabgebogen
Die Krone tief im Staub. —

Ob auch das Reich die Flamme
Der Kaisermacht verlor,
Jetzt erst dringt recht im Stamme,
Im Volk, die Kraft empor.

Hermann Lingg.

---

## Scheidetrost.

Thränen hat sie nicht vergossen,
Als ich in die Weite zog;
Selbst die Lippe blieb verschlossen,
Nur ein schmerzlich Lächeln flog
Ueber ihre sanften Züge;
Zögernd gab sie mir die Hand —
Aber ihre Blicke sprachen:
„Unzerreißlich bleibt das Band!"

Ihrer Augen feuchter Schimmer
Ließ gar deutlich mich verstehn:
„Fahre wohl! und freu' dich immer
Auf ein fröhlich Wiedersehn!
Traue fest auf meine Treue,
Ob du nahe mir, ob fern, —
Ewig, ewig meines Schwures,
Ewig dein gedenk' ich gern."

Und darum ich nimmer klage,
Daß das Schicksal uns getrennt;
Keines bangen Zweifels Frage
Meine stille Liebe kennt;
Weiß ich doch, was ihre Blicke
Mir versprechen, hat Bestand.
Mag daran die ganze Hölle
Zerren, — nie zerreißt das Band.

J. Obrist.

---

## Meine Liebe.

Ich wähnte sie todt und begraben
In meines Herzens Schrein;
Schon begann ich ihr zu meißeln
Des Liedes Leichenstein.

Da kam ins Land gezogen
Der wunderthätige Mai;
Wol schritt er an vielen Häusern,
Doch nicht an meinem vorbei.

Er lud sich selbst zu Gaste,
Ich nahm ihn auf mit Lust;
Zum Willkomm zog er mich lächelnd
An seine blühende Brust.

Da ward mit einem Male
Mein Herz so lenzesfroh,
Anfing es sich auszuweiten,
Eine Rose von Jericho.

Hab' Dank, hab' Dank, o Maie,
Dornröschen hold erwacht.
Ihr Ostern ist angebrochen
Durch deine Zaubermacht.

J. Obrist.

## Mainacht.

Gar lieblich anzuschauen,
Ein bleicher Silberring,
Hoch über mir im Blauen
Des Mondes Sichel hing.

Und unten tief im Thale
Da rauschte der Strom sein Lied,
Und wüste Nebelstreifen
Durchschweiften Schilf und Ried.

Noch da und dort ein Glöcklein
Den Abendsegen sang,
Bis es ganz leise, leise
Im Frühlingswind verklang.

Und Alles hauchte Frieden
Und holdes Maienglück
Und schloß zum Schlummer mälig
Den tagesmüden Blick.

Nur ich allein inmitten
All' dieser Zauberpracht,
Nur ich bin wach geblieben
Und — habe dein gedacht.

J. Obrist.

---

## Je länger, je lieber.

Je länger ich dir ins Aeuglein schau,
Je lieber ich dich gewinne;
's ist ja so tief, so klar und mild
Und strahlet nichts als Minne.

Der Sternlein wandeln viele wohl
Am nächtigen Himmelsbogen
Und jedes erglänzt in eigner Pracht,
Und jeglichem bin ich gewogen.

Der Blümchen duften mancherlei
In den Gärten und auf den Wiesen
Und jedes prangt in andrem Schmuck,
Und manches schon hab' ich gepriesen.

Doch Sterngefunkel und Blüthenreiz
Entzücken mir nicht die Sinne,
Wie deine holdseligen Aeuglein blau,
Du Königin der Minne!

J. Obrist.

---

## Sonnenstrahl.

Im Osten tagt es roth empor
Und siegend durch den Nebelflor
Die Glut der Sonne bricht.
Es grüßt ihr allwillkomm'ner Strahl
Das grüne, sommerfrohe Thal
Mit lebensvollem Licht.

Und grüßet nicht das Thal allein,
Er grüßt auch mir ins Herz hinein
Und macht es voll und weit,
So daß es hoch vor Wonne schwillt
Und neu von neuen Liedern quillt
In Sangesfreudigkeit.

J. Obrist.

# Epigramme und Elegien

von

## Adolf Pichler.

### Auf der Eisenbahn.

Setz dich Muse zu mir! nicht brauchst du die glänzenden Sohlen,
Die sonst eiligen Flugs trugen von Land dich zu Land.
Reist mit der Lokomotiv doch Merkur der Handelnde selber
Und ein freundlich Gespräch würzet der Reisenden Hast.

### Vorbei.

Siehst du die Blümlein hier? — o könnt' ich im Fluge sie pflücken! —
Schäkern das Mädchen dort? — dürft' ich es küssen im Flug! —
Auf dem Gebirg das Schloß — schon ist es im Fluge vorüber! —
Könnt' ich vom stolzen Balkon schau'n das gesegnete Land!
Schattig am Strome die Au! — Ach rasten wir nimmer und nimmer! —
Schwellend den Weinstock dort! — könnt' ich verkosten den Most! —
„Ruhig und muthvoll Freund! wo immer du trittst auf die Erde
Findest du überall Liebe und Haß. Das genügt.“

### Am Zoll.

Horch den gellenden Pfiff! Apollo flieht mit den Musen,
Während das leichte Gepäck mürrisch der Zöllner schon prüft.

### Heilung.

Schmerzte als Kind dich ein Schnitt, so blies auf den Finger die Mutter;
Sag, wie heilt sie dich jetzt, wo dich die Liebe versengt?

### Herakles.

Sollt' ich Liebe verschmähn, mich weihn langweiliger Weisheit,
Statt Poetengesang üben Kathedergezänk?
Hab' ich den Ruhm je begehrt, daß ihr mich zählt zu den Euern? —
Nun so vergönnt mir auch schattige Kühle des Hains,
Wo herschimmert der Schnee von der Alpen gewaltigen Gipfeln
Und Iseras Wein kühlet der eisige Quell.
Schenk o Mädchen mir ein! ich werde dich nimmer verlassen.
Sag, was nähm' ich dafür? — Leer ist der Könige Pracht!
Liebe und Nektar war's, womit ihn die Götter belohnten,
Als von Oeta der Held stieg zu den Höh'n des Olymps. . .

Thaten? .... Ich hab' so manche vollbracht wohl würdig des Lobes:
Tanten wie Cerberus wild trog ich mit heimlicher List,
Löwen bezwang ich nicht, doch Humpen beim goldenen Löwen,
Feindlicher Neider Gezücht traf der stymphalische Pfeil.
Kläffern stopft' ich das Maul, wie jener der Sau des Gebirges,
Stieg zum Himmel er auf, hol' ich vom Joche den Speik.
Wollt ihr Thaten noch mehr? ——— So erlaßt mir den blutigen Lorbeer,
Sei mir der Abschluß dort, wo er begonnen die Bahn!

### Der Wasserfall.

Brausend stürzen die Fluten herab und bringen dir Blumen,
Bist du hoch im Gebirg, schweben sie leise hinauf,
Legen als Schleier sich sanft um sparrige Nadeln der Föhren,
Schimmern als Rosen am Fels, wenn sie der Abend verklärt.

### Auslegung.

Einzigen Laut ruft stets nur wiederholend der Kuckuck,
Doch zwiespältigen Sinn finden die Menschen dabei:
Glu glu! deuten es Trinker und stürzen den mächtigen Humpen;
Du du! liebendes Paar küssend in seliger Lust.

### Vorzeichen.

Links her hat es geblitzt mit drohendem Auge das Mädchen,
Rechts her donnert es laut hoch aus dem schwarzen Gewölk;
Sagt, wie deute ich kundig die widerstrebenden Zeichen:
Acht' ich Eros Gebot? — Hör' ich des Donnerers Ruf?
Jenem zu folgen geziemt! entschuldig' es Herrscher des Himmels,
Da du willig als Stier selbst ihm den Nacken gebeugt!

### Erinnerung.

Einem Becher mit Wein vergleich' ich Genuß der Erinn'rung,
Den mit dunklem Gezweig heiliger Lorbeer bekränzt:
Spiegelt das bittere Blatt zwar auf dem erquickenden Tranke,
Wird doch das lautere Süß nie von demselben getrübt.

### Der Gemsenjäger.

Gemsen erschoß ich mehr als tausend mit sicherem Rohre,
Erntend an felsiger Wand kärglichen Lebenserhalt.
Endlich traf mich das Loos; nicht glitt ich vom wilden Geklippe,
Nicht auf weichlichem Bett fand mich der tödtliche Pfeil.

Uebrig von vielen allein warf eine der Gemsen im Sprung mir
Nieder den Stein aufs Haupt, daß ich zerschmettert entsank.
Alpenrosen, ein Kreuz aus dürftigen Zweigen verbunden,
Wie es dem Armen geziemt, legte aufs Grab mir ein Freund.

### Die Wolken.

Rennt im wüthenden Sturm nur gegen die Zinne des Berges!
Ruhig gießt er als Quell euch in die Thäler herab.

### Das Meer.

Kräuselt der Spiegel des Meeres sich neckisch mit schimmernden Wogen,
Klar doch bleibt es und tief, bleibt doch das ewige Meer.

### Eine Gemme.

Eros und Bacchus, sieh! zerstampfen die schwellenden Trauben,
Und du wunderst dich noch, daß er so feurig der Wein?

### Wahn.

„Hätt' ich erstiegen den Berg, dort könnt ich die Sterne mir holen!"
Steig hinauf, und sie sind fern um den Himmel dir noch.

### Hahn im Korbe.

Sentimentalität für die Weiber, Tendenz für die Männer!
Daß du ein Dichter der Zeit, wahrlich zu wundern ist's nicht.

### Das junge Deutschland.

Dichter möchtet ihr sein und seid doch nur Literaten,
Welche Geflügel und Kraut liefern dem Leipziger Markt.

### Centauren.

Kräftig und schön erschuf die griechische Kunst den Centauren,
Oben ein Mann voll Muth, unten ein flüchtiges Roß.
Ihr auch zeiget vereint mit menschlichem thierisches Wesen,
Leider ist scheußlich der Mensch, leider ist greulich das Thier.

### Gewissenhaft.

„Nicht begehr' ich die Frau des Nächsten." — so redete Ignaz;
Ohne Gewissen entführt er ihm die Tochter darauf.

---

## Patient und Doktor.

Ein großer Melancholikus
Mit hunderttausend Schmerzen
In Kopf und Brust, in Hand und Fuß,
Im Leibe und im Herzen

Quält Frau und Kind und Doktor sehr,
Und selber sich am meisten,
Kein Mensch vermag im Klagen mehr
Als unser Held zu leisten.

Der Doktor hat durchs ganze Jahr
Rezepte zu verschreiben,
Die eingebildete Gefahr
Des Kranken zu vertreiben.

Der braucht nach Vorschrift ganz exakt
Dampf-, Schlamm- und Schwefelbäder
Und Fichtennadeln-, Thranextrakt
Und Flaschen voll von Aether.

Allein, was nützte Alles das?
Es hieß wie in der Bibel:
Sieh, als der Kranke nun genas,
War ärger noch das Uebel!

Und wie es zu geschehen pflegt,
Wenn gar nichts will verfangen,
Daß nur die Schuld der Doktor trägt,
So ist's auch hier gegangen.

Er wurde höflichst abgedankt,
Um anderen Kollegen
Den Fall, woran der Mann erkrankt,
Zur Prüfung vorzulegen.

Doch ach! das war ein schweres Ding,
Es konnte keiner helfen,
Und wie's dem ersten Doktor gieng,
So gieng's nach ihm noch elfen.

Da traf einmal der Patient
Den ersten auf der Straße,
Und sprach: „O machen Sie ein End',
Jetzt ist mir's außerm Spaße!"

„Denn Sie, mein bester Doktor, Sie
Verstehen mich doch besser,
Die andern Aeskulape, die,
Die liefern mich ans Messer."

Der Doktor wär' dem Quäler gern
Entkommen unter Scherzen,
Er wünscht ihn tausend Meilen fern
Mit allen seinen Schmerzen.

Allein der hält ihn fest am Arm
Und hört nicht auf zu flehen:
Ich kranker Mann, daß Gott erbarm,
Muß ja zu Grunde gehen!

Da legt der Doktor sinnend sein
Den Finger an die Nase:
„Herr, Ihre Krankheit tritt nun ein
In eine neue Phase."

„Ich glaube mich zu irren nicht,
Es fehlt in Ihrer Lunge,
Jetzt ist die Sache von Gewicht,
Ei, zeigen Sie die Zunge."

„Und schließen sie die Augen fest
Und bleiben sie hier stehen!
Ich muß, was sich da machen läßt,
Jetzt einmal gründlich sehen."

Gehorsam gleich die Zunge streckt
Der Mann aus seinem Munde,
Bis schallendes Gelächter weckt
Den Armen in der Runde.

Und als er schlägt die Augen auf,
War eine gute Strecke
Der Doktor schon in raschem Lauf
Verschwunden um die Ecke.

J. Priem.

---

## Das Album.

Heut zu Tage sucht ein Jeder,
Der ein kleines Gasthaus hat,
Ein Hotel daraus zu machen,
Sei's auch in der kleinsten Stadt.

Springmatrazen in den Betten,
Meubles von Acajouholz,
Goldne Rahmen um die Spiegel,
Ach, — wie ist der Wirth so stolz!

Ist auch wässerig die Suppe,
Und der Wein von Grüneberg —
Steht doch am Portal in goldner
Schrift: Hotel zum schwarzen Zwerg.

Doch die Gäste, die sonst kamen
In die Kneipe, eng und klein —
Im Hotel, dem goldgeschmückten,
Kehrt von allen keiner ein.

Und so ist's auch mir gegangen,
Wenn ich auch kein Gastwirth bin; —
Sonst auf jedes Blättchen schrieb ich
Ein Gedicht im Fluge hin.

Gieng auch manches Blatt verloren,
Den Verlust ertrug die Welt,
Und mich tröstet's, wenn von denen,
Die mir blieben, eins gefällt.

Aber ach! des Satans Schlingen
Kann kein Sterblicher entgehn,
Und ich dachte, meine Werke
Sollten nicht im Wind verwehn.

Gieng auch flugs in einen Laden,
Kaufte mir ein dickes Buch,
Mit gepreßtem, goldnem Einband,
Mit Velinpapier genug.

O, was dacht' ich da zu schreiben!
Jeglichen Gedankenblitz
Wollt' ich in dem Buch verwahren,
Manch Gedicht und manchen Witz.

Doch das Album ist so prächtig,
Und der Goldschnitt ist so fein —
Aber leer sind alle Blätter:
Denn mir fällt halt nichts mehr ein!

J. Priem.

---

## Die kluge Frau.

Nicht wahr, mein liebes gutes Weib,
Sprach in den Flitterwochen
Emil zu seiner jungen Frau,
Du hältst, was du versprochen?

Willst du in meinem Herzen sein
Die unumschränkte Herrin,
So geh' nicht zu der Räthin Pfau,
Der eitlen Modenärrin.

Du kennst sie nicht, ich aber weiß,
Sie ist nicht reich an Tugend,
Ihr Umgang wär' gefährlich nur
Der Unschuld deiner Jugend.

Sie schwatzt den ganzen lieben Tag
Von nichts als Modesachen,
Und läßt sich alle Monat fast
Zwei neue Kleider machen.

Drum lasse dich, mein liebes Kind,
Nicht von der Frau bethören!
Verderblich wären deinem Ruf
Der Erzkokette Lehren.

Du bist so einfach und so schön,
Weißt nichts von all dem Tande;
Die Räthin Pfau bringt ihren Mann
Am Ende noch in Schande.

Das junge Weibchen lacht und spricht:
Wie sollt' ich dich so kränken?
Ich gehe nicht zur Räthin Pfau,
Wie magst du das nur denken?

Mein lieber Emil sorge nicht,
Und sei deshalb nicht bange!
Was mir die Pfau nur sagen kann,
Das weiß ich selbst schon lange. —

J. Priem.

---

## Mein Heimathland.

Von allen Ländern wunderreich
In Deutschlands vollem Kranze
Ist Thüringen doch keines gleich
In seinem stillen Glanze.
Wer dich, mein Heimathland, geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Dir Rose an der deutschen Brust
Gilt meines Herzens Schlagen,
Du bist und bleibst der Menschen Lust
In jung' und alten Tagen.
Wer dich im Blüthenschmuck geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Auf deinen grünen Matten klingt
Ein ewig Lied der Freude,
Und wem es in die Seele dringt,
Bleibt fern von Gram und Leide.
Wer deine goldnen Au'n geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Dort droben in dem Gipfelhaus,
Vom dichten Wald umsäumet,
Da ruh' ich in den Wolken aus,
Da hab' ich oft geträumet.
Wer deine Berge hat geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

In deiner Gründe Dämmerschein,
Wo Felsentempel stehen,
Bin ich mit meinem Gott allein
Im andachtvollen Wehen.
Wer deine Thäler hat geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Dort ragt aus mondumglänztem Licht
Ein Schloß in Waldesstille,
Leis klingt aus diesem Nachtgedicht
Der Sagen reiche Fülle.
Wer deine Burgen hat geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Hier in der grünen Blätternacht
Weht ahnungssüßes Rauschen,
Die Wolken halten droben Wacht,
Hier möcht' ich ewig lauschen.
Wer deinen grünen Wald geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

O du, mein theures Heimathland,
Du Land der Lust und Lieder,
Du schlingst ums Herz ein Zauberband,
Gibst mir die Jugend wieder.
Wer, Thüringen, dich hat geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Tropus.

---

# Heimkehr.

Er.

Zürne nicht dem Fremdling, Bild der Frauen,
Wenn er, überdrüssig staub'ger Wege
Durch des Sommers schattenlose Auen,
Deine Ruhbank theilt im Baumgehege!
Dieses Dörfchen zwischen Korn und Wiesen
Heckumgürtet brüstet sich so ländlich
Und dies Thal, das sanfte Höhn beschließen,
Macht sich wie aus frühem Traum mir kenntlich.

Sie.

Nahen Erntesegen siehst du prangen:
Duftend reift das Korn auf allen Seiten.
Uns're Felder hab' ich heut durchgangen,
Nächste Woche wollen wir sie schneiden.
Stillzufrieden im versorgten Hause
Wird uns dann der Winter nicht verdrießen,
Und im Kreis der Jahreszeiten fließen
Uns're Tage ohne Sturm noch Pause.

Er.

Aehnlich wollten längstverscholl'ne Pläne
Mir der Zukunft Wolkenbild gestalten.
Ist mir's doch, als sammelten sich jene,
Um sich rings lebendig zu entfalten!
Doch der Gegensatz muß Neugier fesseln, —
Sprich, wie kommt's, daß jenseit deiner Hecken
Unfruchtbaren Zeichens Dorn und Nesseln
Dort des Nachbars Gartenland bedecken?

Sie.

Mit geschloss'nen Fensteraugen trauernd
Siehst du auch das Haus, bemoost die Schwelle.
Längst verließ der Erbe diese Mauern,
Tauscht' die Fremde für der Heimath Zelle.
Goldne Berge fand er, wie ich glaube,
Draußen auf bewegter Bahn indessen;
Seiner Väter Gut, darob vergessen,
Läßt er der Verwilderung zum Raube.

Er.

Ja, die Phantasie verlockt uns gerne,
Daß wir sich'rem Heil den Rücken wenden.
Kenn' ich doch das Feengold der Ferne
Mit der Macht zu täuschen und zu blenden!
Dreifach glücklich, wer in sich'rer Enge
Fest zur Scholle hält, die ihn geboren, —
Hat er doch im wirbelnden Gedränge
Mindestens sich selber nicht verloren!

Sie.

Nein, um solche Weisheit zu erfahren
War's nicht noth in alle Welt zu schweifen.
Lehret Jeden doch die Flucht von Jahren
Den Verlust des Theuersten begreifen!
Auf der Scholle selbst, die du gepriesen,
Lösen sich die allertreusten Bande,
Und das Herz, das sich in Andern kannte,
Trauert einsam, auf sich selbst verwiesen.

Er.

Kennt dein sanfter Mund solch harte Lehre?
Nicht erprobtest du sie, sollt' ich meinen!
Daß dein Haus als Herrin dich verehre
Kündet mir dein würdiges Erscheinen.
Ja noch mehr, es tragen deine Züge
Munt're Kinder, spielend dort im Schatten,
Und verkünden dich mir zur Genüge
Liebes Weib des glücklichsten der Gatten!

### Sie.

Frühes Wittwenleid mußt' ich verschmerzen, —
Doch es lernt das Weib schon jung entsagen,
Hegt die erste Neigung noch im Herzen,
Wenn der Jüngling längst sich ihr entschlagen,
Bis Gehorsam ihr den Kranz entwindet,
Weil der Vater sie dem Mann vermählet,
Den nicht sie, der sie sich nur erwählet,
Und vor wacher Pflicht der Traum verschwindet.

### Er.

Laß mich dir die Reu' des Jünglings künden!
Für die Menschheit trieb's ihn sich zu regen
In die Welt, Gewinn und Ehr' zu finden,
Doch des Zufalls Wind blies oft entgegen.
Weit verirrt vom Ziel, das er erträumte,
Von der Heimath Liebesgrund gerissen,
Wo der Thor sein Theil zu nehmen säumte,
Mahnt zu spät ihn schmerzlich das Gewissen.

### Sie.

Nicht zu spät! Wie sollte der verzagen,
Dem den Rückweg gute Geister schirmen?
Oftmals klärt zu schönen Sommertagen
Sich die Luft nach trüben Wetterstürmen.
Halme trieb die Saat, als du versprochen
Mit dem Frühling mir zurück zu kehren,
Und du hältst dein Wort bei reifen Aehren, —
Wohl verzögert, aber nicht gebrochen.

### Er.

Hell und heiter wird es mir zu Muthe,
Gleich als ob ein Wunder sich vollende.
Ja du bist's, die Liebe, Schöne, Gute,
Und der Fremde Zauber ist zu Ende!
Nur ein Traum sind Jahre, die verrauschten,
Seit ich letzt dich sah an diesem Orte, —
Grün die Stelle, wo wir Schwüre tauschten,
Dornverwachsen dort die Heckenpforte!

Sie.

Und ich wußte, daß mein Herz nicht löge,
Als es gleich den Freund in dir erkannte.
Braune Wang' und Bart, vertiefte Züge
Waren dich zu bergen nicht im Stande.
Hier nun sollst du ruhen nach dem Wandern,
Aus der Fremde kommst du dem Deinen, —
Mag ein kleines Gut dies Herz erscheinen,
Nimmer theilest du es doch mit Andern!

Er.

Und so führen uns beglückte Stunden
Lieb' und Treu' der Jugend frisch entgegen.
Ist uns gleich die Rosenzeit verschwunden,
Sommer bleibt und Herbst mit mildem Segen.
Nachbarskinder erst, nun Ehegatten, —
Du als Mädchen mir, als Weib erkoren,
Sieht den Mann desselben Baumes Schatten
Halten was der Jüngling einst geschworen!

Beide.

Nun das Gold der Liebe sich zum Ringe
Schließet, der uns hoher Pflicht vermählet,
Wohl uns, daß im Labyrinth der Dinge
Wir den sichern Faden nicht verfehlet!
Hand in Hand empfinden wir die Wonne,
Daß sich Eins im Andern so gerettet, —
Auf das Band für Ewigkeit gekettet
Lächle klar im Scheiden noch, o Sonne!

Karl Walpurg.

# Album

des

# Literarischen Vereins

in

# Nürnberg

für

# 1866.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)



Nürnberg.
In Kommission bei Bauer und Raspe.
1866.

Druck von Sieling (Dietz).

Ehe noch der Druck des hier unsern Lesern vorliegenden Jahrgangs des Albums vollendet war, wurde der literarische Verein durch den Tod seines Vorstandes, des Professors J. L. Hoffmann, schwer betroffen, der am 31. August des vorigen Jahres auf einer Ferienreise zu Albacete in Spanien an der Cholera starb, nachdem ihm am 27. desselben Monats seine Gattin Luise im Tod vorausgegangen war. Die lange Ungewißheit über das Schicksal der Dahingeschiedenen, welche Monate andauerte, gab Veranlassung zur vielseitigen Besprechung des traurigen Falles in der gesammten Presse Deutschlands, und selbst über dessen Grenzen hinaus. Wir glauben uns daher der traurigen Pflicht überhoben, hier des Weiteren auf das betrübende Ereigniß einzugehen, welches die allgemeine Theilnahme in so hohem Grade in Anspruch nahm, und beschränken uns darauf den verehrlichen Mitgliedern des Vereins und allen geehrten Lesern des Albums anzuzeigen, daß sämmtliche zur Feier des Gedächtnisses Hoffmanns und seiner Gattin am 5. Januar d. J. gehaltenen Vorträge, sowie die im Nachlasse Hoffmanns vorgefundenen, für den Verein bestimmten Arbeiten, im nächsten Jahrgang des Albums erscheinen werden, da der Druck des dießjährigen bereits zu weit vorgeschritten war, um sie noch in dasselbe aufnehmen zu können.

---

# Inhalts-Verzeichniß.



## Gedichte.

# Die Bildersprache Homers.

Von

J. F. Hoffmann.

## I.

Die Poesie aller Völker kennt und liebt die Bildersprache. Die Wissenschaft hält die Dinge auseinander, um sie in ihrer Eigenthümlichkeit zu begreifen, und meidet das Heranziehen des Fremdartigen, welches die Aufmerksamkeit auf Seitenpfade lenkt; die Dichtkunst aber läßt die Phantasie schweifen, auf und ab zwischen Himmel und Erde, hin und wieder zwischen Belebtem und Todtem, zwischen Mensch, Thier und Pflanze, und innerhalb der menschlichen Sphäre zwischen Altern, Geschlechtern, Zuständen und Beschäftigungen; denn sie will die Sinne und Empfindungen anregen und den Hörer oder Leser in eine Verfassung setzen, daß er sich, seines Daseins froh, spielend im Anschauen der Welt ergeht. Die aus den zwingenden Banden der Noth und Pflicht in lieben Freistunden losgelassene Menschenseele wendet ihre niemals rastende Thätigkeit den Aehnlichkeiten der Dinge zu, zieht den Erscheinungen Kleider an, tändelt mit ihrer Umgebung und führt sich selbst ein Schauspiel voll wechselnder Scenen und Gestalten auf. Darum reden auch Kinder und Naturvölker, deren Phantasie noch nicht vom strengen Denken und von der Mühsal des Lebens unterjocht ist, vorwiegend in Bildern, und an sie schließen sich die Dichter, sei es in göttlicher Kraft eines mächtigen Triebes oder in selbstbewußter Kunst, die sich aus der trockenen Alltäglichkeit eines verständigen Kulturzeitalters emporgearbeitet hat.

Während nun aber alle bildliche Rede in der Vergleichung zweier Dinge ihren Ursprung hat, kommt sie stufenweise in dreifacher Art zur Erscheinung. Erstlich: der Vergleichende stellt die zwei Gegenstände einfach neben einander, läßt jeden in seiner sonstigen Wesenheit unangetastet, und hebt lediglich hervor, daß die in Frage kommende Eigenschaft des einen auch am andern zu finden ist; z. B. Wie der Löwe kühn unter die Herde stürzt, so drang der Held unter das Heer der Feinde — dies nennt man ein Gleichniß. Zweitens: man zieht den Inhalt des Gleichnisses in einen Begriff zusammen und gesellt diesen zum verglichenen Gegenstand als schmückendes Beiwort; z. B. der löwenkühne Held. Drittens endlich: man verwandelt den letztern in den erstern selbst und spricht von dem Helden als von einem Löwen, und so haben wir einen Tropus. Das Gleichniß geht durch das schmückende Beiwort in den Tropus über, der die Bildlichkeit in ihrer Vollendung ist.

Keine der drei Gattungen der Dichtkunst schließt eine dieser Redewendungen ganz aus, doch bevorzugt die Lyrik den Tropus, die epische Poesie das Gleichniß. Denn da es der letztern Aufgabe ist, dem Fluß der Dinge Welle auf Welle nachzugehen und die Ereignisse in ihrem Verlaufe vorzuführen, parteilos und ohne Leidenschaft, so gewinnt der Dichter, wenn er bei wichtigern Begebenheiten verweilt, um dem Leser ihre Größe und Bedeutung nahe zu bringen, bei dem langsamen Gang seiner Schildereien Muße genug, um in aller Behaglichkeit auch das Bild in seinem Entstehen zu zeichnen; ja es kann sogar ein besonderer Schmuck seiner Dichtung werden, wenn er sich mit demselben länger beschäftigt, als unmittelbar von Nöthen ist, wenn er es ausmält und ihm eine Staffage betrachtender Figuren beigibt, wenn er sein menschliches Gefühl, das er sonst zurückdrängen muß, in arabeskenartigen Nebenpartien zeitweise aufathmen läßt. So entstehen als Randverzierungen der Hauptbegebenheit Bildchen an Bildchen, zierlich ausgeführt im Einzelnen, und im Ganzen erstens eine theilweise Erläuterung und zweitens eine reizende Umgebung der Hauptzeichnung.

Man darf nicht gerade die Gleichnisse als nothwendige Stücke der epischen Poesie betrachten; das Nibelungenlied, welches deren äußerst wenige enthält, liefert den Gegenbeweis; doch sind die spärlich angebrachten auch hier von besonderer Wirksamkeit. Jedenfalls aber verräth ihre Fülle und Vielseitigkeit einen Phantasiereichthum des Dichters und seine sichere Herrschaft über den Stoff, von welchem er die Gewißheit hat, daß er ihm nicht aus den Händen entschlüpft, wenn er auf Momente den Blick dahin und dorthin zur Seite wendet.

Der Freund der Dichtkunst wird der Bildersprache eines jeden guten Poeten mit Aufmerksamkeit lauschen, wird sich von einzelnen Vergleichungen besonders angezogen fühlen; aber den bildlichen Ausdruck zum Gegenstand eines Vortrages vor einem Publikum zu machen, das nicht aus Fachleuten besteht, kann ihm nur bei einer Poesie in den Sinn kommen, deren Vorzüge allseitig zu erörtern der Kenner verzweifeln muß. Die homerischen Dichtungen, als der poetische Ausdruck des jugendlichen Naturgeistes der griechischen Nation, stehen so hoch über allem, was Menschenkinder sich jemals erzählt haben, als jenes gottbegnadete Dichtervolk, dem die Schönheit zu feiern als neidenswerther Lebensberuf zugefallen, an ästhetischer Schöpferkraft über den Barbaren der Vor- und Nachwelt. Die Griechen selbst verehrten ihren Homer, d. h. ihre alte epische Volkspoesie, als einen Kanon der Vortrefflichkeit; ihr entnahmen sie ihre Götterideale oder Phantasiebilder höchster Menschlichkeit, ihm die Hauptüberlieferungen ihrer Stammesgeschichte, ihm ihre besten Maximen für Religion, Sittlichkeit und Klugheit, ihm die Vorwürfe ihrer meisten Tragödien; seinen Gesängen liehen sie an ihren heiligsten Festen das Ohr und bildeten es an seinem melodischen Tonfall für den Wohlklang der Sprache. An Homer befriedigte sich die Märchenlust des Kindes und der erste Geschichtstrieb des Knaben zugleich mit dem patriotischen Hochgefühl einem Volk anzugehören, dessen große Ahnväter sich schon auszeichneten mit Zunge und Lanze und in besonderer Obhut mächtiger Götter standen. Man hat nicht selten den Satz ausgesprochen, Homer sei den Griechen

ein Erziehungsbuch gewesen wie uns die Bibel; die Sache ist richtig; doch war der Hellene gegen uns dadurch im Vortheil, daß er aus seinem Dichter eine Urgeschichte lernte, an die er unmittelbar sein eignes Dasein knüpfen und aus der er Beispiele genug entnehmen konnte, welche seinen Begriffen von Männerwerth gemäß waren. Unsere Kinder versetzt man ins ferne Asien und bringt sie in Gesellschaft mit den Stammeshäuptern eines fremden Volkes, die schon ziemlich deutlich den Typus ihrer heutigen Nachkommen an sich tragen, und legt ihnen den unnatürlichen Zwang auf, den Wegen jener alten uns völlig fremden Nomadenhäuptlinge nachzugehen. So lassen sich an Homer eine Menge kulturgeschichtlicher Fragen anknüpfen, welche den vielkantigen Brillanten seiner Poesie in den verschiedensten glühenden Farben zeigen. Und wollte man nun erst von solchem Nebenwerk bis zur Hauptsache vordringen und vergleichen oder selbständig den Grundwerth dieser epischen Poesie untersuchen, da würde die Rede zu keinem Ende kommen.

Auf der andern Seite ist es herzstärkend, von Zeit zu Zeit wieder einen Labetrunk zu thun aus dem ewig klaren und erfrischenden Jugendquell, erfreulicher noch, als wenn man sich zurückträumt in die eigene Jugend; denn die letztern Betrachtungen haben zu viel Elegisches im Gefolge, aus Homer aber weht uns eine Bergluft entgegen, deren Einathmen auch den letzten Rest von Trübsinn verscheucht. Aus diesem doppelten Grunde, weil eine allseitige Betrachtung Homers für die Zwecke unseres Vereins unmöglich und weil doch eine wiederkehrende Erinnerung an ihn für den Geschmack bildend und für das Gefühl wohlthuend ist, will ich mich diesmal auf eine recht besondere Einzeluntersuchung beschränken über die homerische Bildersprache.

Ein Bild ist um so wirksamer, je mehr die Aehnlichkeit mit der Natur in die Augen springt; denn dazu bedient man sich ja des Bildes, um der Phantasie des Hörers nachzuhelfen, daß sie mittels desselben sich den Gegenstand deutlich vergegenwärtigen kann. Treue und Wahrheit ist also das erste Haupterforderniß der Bildersprache. Nun kommt aber in der Darstellung durch das Wort im-

mer nur eine Seite der Dinge zu Tage, und das Bild braucht lediglich der einen, für die es gewählt wird, zu entsprechen. Die Gegenstände können sonst weit auseinander liegen, wenn nur der Vergleichungspunkt richtig ist. Wir Moderne verrathen in der Bildersprache mitunter ein ganz falsches Zartgefühl und sind geneigt die ganzen Dinge zu vermengen; wir meinen den Hochgestellten in seinem Werthe zu beeinträchtigen, wenn wir irgend eine Lebensthätigkeit von ihm mit der ähnlichen eines sonst verachteten Wesens zusammenbringen. Wie würde z. B. ein Offizier aufbrausen und uns augenblicklich mit einem Duell bedrohen, wenn wir von ihm aussagten, diese oder jene seiner Bewegungen in der Schlacht habe der eines Esels geglichen! Was? würde er sagen, der Lumpenpoet macht mich zu einem Esel? Homer kennt noch gar nichts von solch verkehrter Empfindlichkeit. Keinem Naturwesen haftet bei ihm noch ein Makel an, so daß die bloße Berührung mit demselben das andere erniedrigte, und wie der Freie mit dem Knecht und der Mensch mit dem Thier einträchtig verkehrt wie mit Seinesgleichen, so ist ihm der aristokratische Hochmuth völlig fremd, welcher in der Wahl der Bilder eine andere Vorsicht gebietet als die, daß sie im Vergleichungspunkte nicht verfehlt seien. Der Telamonier Aias ist einer seiner Lieblingshelden, an Stärke der erste Mann nach Achilleus, ein rechter Hort und verläßiger Schirmer im Männerkampf, und gleichwol gebraucht Homer von ihm das eben an dieser Stelle sprechende Gleichniß vom Esel. Aias zieht sich vor der Uebermacht zurück, aber nur langsam, und thut auf seinem Rückzug noch vielen Schaden, wie der träge Esel, der an einem Feld hingeht, die Knaben bewältigt; viele Prügel sind an des Esels Rücken abgebrochen worden; er aber geht in die tiefe Saat hinein und weidet sie ab, und schwach ist ihre Gewalt, und mit Mühe treiben sie ihn heraus, nachdem er sich satt gefressen. An einer andern Stelle vergleicht er den Menelaos mit einer Mücke; den braven Helden, der, um den Schimpf seines Ehebettes zu rächen, einen großen Krieg gegen ein mächtiges Reich gewälzt hat, mit dem kleinen Thierlein? ist das nicht ein unpassender Vergleich? spräche ein Neuerer. Aber die

Mücke hat Kühnheit, und wenn man sie auch noch so energisch abwehrt von der Menschenhaut, sie trachtet zu stechen, und Menschenblut ist ihr ein leckeres Mahl. Einen solch kühnen Sinn flößte dem Menelaos damals Athene ein. Ich will ein drittes noch viel auffallenderes Beispiel vorführen: den Vergleich des Odysseus mit einer Blutwurst. Entstellt als Bettler liegt der Herr des Hauses in der Vorhalle auf einer ungegerbten Rindshaut und darüber gedeckten Fellen von Schafen, welche die Freier zu schlachten pflegten, und kann den Schlaf nicht finden. Schäkernd ziehen die Mägde an ihm vorüber nach den Häusern der Unverschämten, um dort ihre gewohnten Liebschaften zu haben. Soll er seiner Aufregung Raum und den heillosen Weibern den Tod geben? Nein, er schilt sein eigenes Herz und gebietet ihm Ruhe; aber er wälzt sich hin und her auf seinem Lager und denkt darüber nach, wie er allein an die vielen Freier Hand anlegen könnte; wie wenn ein Mann bei einem großen brennenden Feuer einen Magen, voll Fett und Blut, hin und her dreht und dabei wünscht, daß er schnell gebraten sein möge, so drehte sich Odysseus dahin und dorthin. Diese Zusammenstellung des Fremdartigsten und zugleich des Hohen mit dem Niedrigen wirkt auf uns burlesk; nicht also auf die naive Hörerschaft des Dichters, dem es lediglich um Naturwahrheit zu thun war. Er wollte die Bewegung des Odysseus anschaulich machen — womit ich indeß keineswegs dieses blutwürstige Gleichniß gebilligt haben will, dessen Vergleichungspunkt zu wenig genau ist, weil die Blutwurst sich nicht selbst herumdreht, wol aber Odysseus. Indeß sind solche ganz extravagante Gleichnisse doch auch bei Homer selten, weil ihn ein gewisses Schicklichkeitsgefühl vor geradezu lächerlichen Zusammenstellungen gewarnt haben mag. Lächerlich aber wirkt die Verbindung dessen, was sich abstößt, des Erhabenen, Edlen, Ehrfurchterweckenden mit dem Gemeinen, eines großen Helden mit einem Nahrungsmittel, einem Gefüllsel für Proletarier; denn daß ein Blutmagen auch bei Homer nicht in größerer Ehre stand, ergibt sich daraus, daß er erstlich nie als Speise der Könige erwähnt und zweitens den zwei Bettlern als Siegespreis im Faustkampf ausgesetzt wird.

Meidet also der Dichter allerdings jenen Kontrast, der zum Lachen reizt, so scheint er dagegen mit Bedacht zuweilen solche Gegensätze gewählt zu haben, welchen, ohne lächerlich zu sein, ganz verschiedene Verhältnisse zu Grunde liegen, und dadurch erzielt er, wie der Maler oft durch künstliche Beleuchtung, einen eigenthümlichen Lichteffekt; er bringt Stimmung in sein Gemälde und verstattet dem Sentimentalen, das der Pförtner am Hauptthore des Epos ausschließt, einen schüchternen Eingang zu einem Hinterthürchen. Dahin gehören z. B. die Erläuterungen des Kriegerischen durch die Beschäftigungen des Friedens. Wenn er den gleichen Kampf des achäischen und trojanischen Heeres, deren keines vom andern zum Weichen gebracht wird, veranschaulicht durch das Wägen der Wolle, welche eine redliche Arbeiterin genau abwägt, um für ihre Kinder einen ärmlichen Verdienst zu haben; oder Hektor, der einen Stein aufhebt und gegen die Thore des Lagers trägt, mit dem Hirten, der ohne Beschwer die Flocke eines Widders trägt; wenn er die Scharen der Troer und Lykier, die nur die Mauer des Lagers trennt, mit zwei Männern vergleicht, welche mit Maßstäben in der Hand auf einem bisher gemeinsamen Stück Land um die Grenze hadern; wenn er uns Schnitter vorführt, die auf dem Feld eines begüterten Mannes von entgegengesetzten Seiten aus Weizen oder Gerste schneiden, und zu Haufen fallen unter ihren Händen die Büschel Getreides, um die Ernte zu veranschaulichen, welche durch die kämpfenden Heere der Tod hält; wenn er das Getöse der Lanzen und Schwerter zusammenbringt mit dem weithin hörbaren Schall eichenfällender Männer im Waldthal; wenn er den Aias, der das Lager vertheidigend von einem Verdecke zum andern springt, mit einem Kunstreiter vergleicht, der vier Pferde zusammennimmt; wenn er die Schnelligkeit des Skamandros, der den Achilleus, vom Flußgott ihm entgegengesandt, übereilt, mit dem Lauf des Grabens versinnlicht, den ein Mann durch Baumpflanzungen und Gärten zieht, — wenn wir diese Beispiele, die ich nicht unnütz vermehren will, so viele ich auch noch zur Hand hätte, auf uns wirken lassen, so machen sie neben der Verdeutlichung, ihrem unmittel-

baren Zweck, auch noch einen verborgenen Reiz auf unser Gemüth, indem sie uns über Kriegsgetümmel und Blutvergießen hinweg auf Augenblicke in die normalen Zustände des Lebens versetzen und mitten in der Wüste grüne Rasenplätzchen zeigen. Der Dichter verräth hiemit das Bedürfniß des eigenen Herzens nach Erholung und Ruhe und gönnt dem Hörer im Sonnenbrand eine kurze Erholung unter einem schattenden Laubdach. Daß die vielen angenehmen Kontraste kriegerischer und friedlicher Verhältnisse kein Zufall, daß sie vielmehr für die angedeutete Nebenwirkung vom Poeten beabsichtigt sind, beweist ihre ziemlich häufige Anwendung und die Vorliebe, mit welcher er die Gleichnisse auszumalen pflegt.

Hiemit verwandt sind manche Umschreibungen zum Zwecke der Zeitbestimmung. Gegen Abend zum Exempel durchbrechen die Danaer durch ihre Tapferkeit die feindlichen Schaaren; er konnte diesen Gedanken ganz einfach ausdrücken; allein er wählte dafür ein still friedliches menschliches Geschäft, welches den Sinn des Lesers für einen Moment gefangen nimmt: als ein eichenfällender Mann, sagt er, sich das Mahl zubereitete im Waldthal, nachdem er seine Arme müde gemacht hatte mit dem Umhauen großer Bäume und die Sehnsucht nach süßer Speise seinen Sinn beschlich. Diese Umschreibung des Wortes Abend thut dem Leser gar wohl, weil sie ihn hinüberträgt aus dem bösen Krieg in stille Einsamkeit, in süße Behaglichkeit; wir sehen den müden Waldarbeiter vor uns und gönnen ihm von Herzen den baldigen Genuß seiner wohlverdienten Abendmahlzeit. Ganz ähnlich steht die Noth der Lage im folgenden Beispiele einem friedlichen Geschäfte gegenüber. Odysseus hängt wie eine Fledermaus am wilden Feigenbaum über der Charybdis, harrend des Augenblicks, in welchem die Brandung die Schiffstrümmer wieder zu Tage bringen würde. Und nun wann wird sein ängstliches Warten belohnt? Zu der Zeit, wo ein Mann vom Markte zum Abendessen aufstand, welcher viele Händel rechtender Jünglinge entscheidet.

An die Forderung der Richtigkeit und Genauigkeit eines Bildes oder Vergleiches, welche verlangt, daß beide zusammengestellte Gegenstände in ihrem Vergleichspunkte sich decken, knüpft

sich die weitere, daß nur solche Bilder gebraucht werden, welche den Hörern verständlich sind. Denn weil ja der nächste Zweck einer Vergleichung die Verdeutlichung ist, so wird durch ein zu weit aus dem Gesichtskreis abliegendes Bild, welches selbst wieder einer Erklärung bedarf, gerade das Gegentheil dessen bewirkt, was man beabsichtigt. Vielfach haben in diesem Punkte manche Neuere gefehlt, die, um ihre Belesenheit zu zeigen oder ihre Darstellung pikanter zu machen, ihre Bilder aus den entlegensten Winkeln herbeiholten und ein Detailwissen beim Leser voraussetzen, wie es niemand aufgespeichert hat. Ich brauche nur an Jean Paul zu erinnern, der alle Wissenschaften durchstöbert hatte und einen gleichen Encyclopädisten an seinem Leser verlangt, der ohne Kommentar nicht verstanden, aber hinwiederum nur von einem gelehrten Polyhistor erläutert werden kann; der geflissentlich darauf auszugehen scheint, das Unbekannte, einem gewöhnlichen Menschenkind Unverständliche zu seinen Bildern als Material zu verwenden. Dieses barocke Treiben hat der Wirkung seiner Schriftstellerei ungemein geschadet, weil die tausend dunklen Anspielungen seiner Popularität im Wege sind. Aber schon einzelne der Alten — ich will nur Lykophron und Persius anführen — haben in ähnlicher Weise durch Dunkelheit gesündigt, zu welcher hauptsächlich das Streben nach Originalität den Anreiz gibt. Bei der unendlichen Fülle dessen, was in einem schreibseligen Zeitalter bereits zu Markte gebracht ist, liegt die Befürchtung nahe, daß die bekannten Bilder verbraucht und wirkungslos sein möchten, und so verfällt man mit der guten Absicht das Triviale zu vermeiden ins Absonderliche. In Homers Tagen konnte noch niemand auf solche Besorgniß kommen; es hätte ja überhaupt niemand geschrieben, höchst wahrscheinlich er selbst nicht; die Poesie des lebendigen Wortes aber, die von Mund zu Munde geht und durch Ueberlieferung sich verbreitet und fortpflanzt, wählt allenthalben das naheliegende Bild, das unmittelbar, weil es geläufig ist, zum Verstand oder zum Herzen spricht. Ich werde später, wenn ich das Gemälde der Erscheinungen entrolle, die sich im Dichterauge spiegeln, Exempel in Menge beibringen;

welche sämmtlich den Vorzug der Faßlichkeit miteinander gemein haben. Das allgemein Zugängliche und darum scheinbar mühelos Erworbene ist meist poetischer als das Seltsame, welches die Arbeit des Nachdenkens zur Schau trägt; zumal im Epos. Der schlichte Erzähler einer reichen gehaltvollen Begebenheit muß so voll sein vom Stoffe, daß die übrige Welt wol als Hintergrund durchschimmert, aber nur in einfachen und natürlichen Erscheinungen, welche dem Gegenstande seines Vortrags entsprechen. Die Begriffe, die sich zum Gleichnisse vermählen, müssen sich ungesucht zusammenfinden; sonst bringt das Bild einen Mißton in die Darstellung. Alles, was den Anschein des Witzigen trägt, ist hier verbotene Waare; denn der Witz lenkt die Aufmerksamkeit von der Sache auf die Person des Erzählers, und stellt diesen kokett in den Vordergrund, als einen Geistreichen, der mit seinem Vergleiche nach Bewunderung hascht. Die Bildersprache des erzählenden Dichters hat sich als bescheidener Schmuck anzufügen und wird am meisten gefallen, je weniger sie nach Beifall hascht. Und gerade in ihrer Einfalt liegt ein Hauptwerth der homerischen Bilder. Die große Natur, die ihn umgibt, das Menschenleben mit dem er verkehrt, die Thier- und Pflanzenwelt, die ihn umspielt, sind ihm gemeinsam mit seinen Hörern; der Stoff zu seinen Vergleichungen ist die wohlbekannte Lebensluft, in welcher wir alle athmen und in welcher besonders seine Stammes- und Zeitgenossen geathmet haben; darum sprachen seine Bilder ihnen so tief zu Herzen, weil sie in ihre Seelen unvermittelt durch Nachdenken oder Gelehrsamkeit drangen.

Es ist eine eitle Furcht eines Schriftstellers, wenn er durch Beschränkung auf das, was jedem zur Hand liegt, zu verarmen wähnt; gerade das Abschweifen auf ferne Gebiete verräth Mangel an feinerer Beobachtungsgabe. Denn allerdings ist der Leser auch Bilderreichthum zu fordern berechtigt, und häufige Wiederholung desselben Gleichnisses schwächt seine Wirkung. Aber wie reich ist die Sinnenwelt, wie unerschöpflich der klare Quell der Erscheinungen, wie mannigfaltig dieselbe Erscheinung für den, der sie genau in all ihren Farben und aus verschiedenen Standpunkten zu be-

trachten versteht! Und so bewundern wir an den Bildern Homers neben ihrer ungeschminkten Natur gerade im höchsten Maß ihre Vielseitigkeit. Wie die Wolken am Himmel jeden Tag und jede Stunde neue Formen und Farben gewinnen, je nachdem sich die Dünste anders verschieben und die Lichtstrahlen anders auffallen, so weiß er auch die häufig wiederkehrenden Vergleichungsgegenstände in immer neue Lage und Beleuchtung zu bringen. Ich wähle, um diese Kunst anschaulich zu machen, einen Lieblingsvergleich, der unter allen am häufigsten vorkommt, nemlich den irgend eines seiner Helden mit einem Löwen. Reißende Thiere rangen in jenen Zeiten noch zahlreicher und kecker als heutzutage um den Besitz und die Beute der Erde. Alle heißen Landstriche waren noch ihre Tummelplätze. Sicherlich streiften auch Löwen in Kleinasien umher, wo wir die erste Wiege dieser Dichtungen suchen, dem Jäger und Hirten häufig genug unwillkommene Gäste, mit denen er um Habe und Leben zu kämpfen hatte. Das kühne, majestätische, gewaltige Thier, das seinen Frieden beunruhigte und dem Herrn des Landes die Macht bestritt, bot sich ungesucht in den verschiedensten Aeußerungen seiner Kraft zum Bild eines muthigen Kriegers. Und so wandelt denn der Löwe in den mannigfaltigsten Lagen vielfach durch diese Dichtungen, zu zahlreichen kleinen Gemälden benützt, aus denen man eine ganze Geschichte seines Räuberlebens zusammenstellen kann. Er kommt ins Lager der schnellen Hirschkuh, packt ihre unmündigen Jungen und bricht ihnen leicht mit seinen starken Zähnen die Knochen zusammen; die Mutter ist ganz nah, aber kann ihnen nicht helfen; denn ein schreckliches Zittern befällt sie; schwitzend jagt sie dahin durchs dichte Gebüsch und Gehölze. — Eine andere Hindin hat ihre frischgeworfenen saugenden Jungen in das Lager eines Löwen schlafen gelegt und durchsucht weidend die Abhänge und grasreichen Waldthäler; da kommt er heim und bringt beiden einen schrecklichen Untergang. — Auf einem Berggipfel trifft er mit einem Eber zusammen; beide wollen aus einer kleinen Quelle trinken, und die stolzen Thiere kämpfen mit einander, bis der Löwe den keuchenden Gegner bezwungen hat. — Rinder weiden im Gehölze; der

Löwe springt auf sie los und bricht einer Kuh oder einem Kalbe den Nacken. — Ein Mann hat mit einem Pfeil einen Hirsch angeschossen; der ist ihm entkommen, so lange das Blut noch warm war und die Kniee sich regten; aber nachdem das Geschoß ihn bezwungen, stehen um das gefallene Thier braune Schakale und zerfleischen es im schattigen Bergwald. Da führt ein Gott einen reißenden Löwen daher; die Schakale fahren auseinander und er verzehrt den Hirschen. — Ein Löwe führt seine Kleinen durch den Wald; Jäger begegnen ihm; er aber trotzt auf seine Kraft und zieht seine Stirnfalten zusammen, daß sie die Augen bedecken. — Einem andern hat der Hirschjäger die Jungen im dichten Walde geraubt; wie der nun zu spät heimkommt, ergrimmt er und durchläuft viele Bergschluchten nach den Spuren des Mannes; und herber Zorn erfaßt ihn. — Hunde und ländliche Männer haben einen Hirsch oder eine wilde Ziege gejagt; der steile Fels und der schattige Wald hat das Thier geschützt, und es war ihnen nicht bestimmt, es zu erreichen; da erscheint über ihrem Geschrei ein bärtiger Löwe, und sogleich verscheucht er sie alle. — Wo er Ziegen oder Schafe ohne Hirten trifft, springt er, Böses sinnend, unter sie hinein. — Aber wenn er lange des Fleisches entbehrt hat, so treibt ihn sein Muth auch nach einem wohlverwahrten Hause zu gehen; denn findet er auch dort Hirten mit Hunden und Spießen; so mag er nicht unversucht vom Gehöfte fliehen, sondern springt unter sie und raubt entweder ein Thier oder fällt selbst von einem Speere getroffen. — Der Löwe der Berge geht im Regen und Winde mit leuchtenden Augen unter Rinder oder Schafe oder Hirsche; ja der Magen zwingt ihn auch nach einem wohlverwahrten Hause zu gehen, um ein Thier zu erbeuten. — Wenn er auf ein gefallenes Thier stößt, freut er sich, und die ländlichen Hirten vermögen den heißhungrigen nicht von seinem Fraße zu treiben. — In der tiefen Nacht jagt er die Kühe mitten durch die Ebene; alle entfliehen ihm; nur einer erscheint das jähe Verderben: er packt sie mit starken Zähnen und bricht ihr das Genick; dann schlingt er ihr Blut und alle ihre Eingeweide hinunter. Nun geht er weiter, an Brust und beiden

Wangen voll Blut, ein furchtbarer Anblick. — Rinder grasen zu Tausenden in der Niederung eines großen Marschlandes; unter ihnen ist ein Hirt, der es noch nicht recht versteht, mit einem Thier um das Leben eines gehörnten Rindes zu kämpfen; während der Hirt immer unter den ersten und letzten weilt, springt der Löwe in ihre Mitte und frißt eine Kuh, und die andern alle erbeben. — Manchmal jagen ihn Hunde und Männer vom Gehöfte mit Lärm und Lanzen; sein starkes Herz erschrickt, und unwillig geht er. — Oft aber gilt es einen längern Kampf: sie wachen die ganze Nacht; lüstern nach Fleisch geht er gerade an; allein er richtet nichts aus; denn zahlreiche Wurfspieße fliegen ihm entgegen von muthigen Armen und brennende Kienfackeln, vor denen er zittert trotz all seiner feiner Begierde; am Morgen erst geht er weg, bekümmerten Herzens. — Zuweilen ist die Furcht auf Seite der Hirten: der Löwe hat ein Stück aus der Heerde geraubt und verzehrt es; Hunde und Hirten lärmen von fern und mögen ihm nicht entgegengehen; denn bleiche Furcht erfaßt sie. — Mitunter nimmt er es, trotzend auf seine Gewalt, mit einer organisirten Rotte auf. In geschlossenen Gliedern stehen ihm die Jäger mit ihren Hunden gegenüber und schießen zahlreiche Lanzen ab; aber sein tapferes Herz zagt nicht und sein trotziger Muth tödtet ihn; oftmals dreht er sich um, in die Reihen der Männer einzubrechen versuchend, und wohin er stürzt, da weichen die Reihen zurück. — Manchmal zieht die ganze Landgemeinde gegen ihn aus, um ihn zu erlegen; erst geht er seines Weges und achtet ihrer nicht; aber wenn einer der tapfern Jünglinge ihn mit dem Speere getroffen hat, öffnet er den Rachen und krümmt sich zum Sprunge; Schaum entsteht um seine Zähne, es stöhnt sein tapferes Herz, mit dem Schweife peitscht er sich die Seiten und Lenden und muntert sich auf zum Kampfe, und mit feurigen Blickes stürzt er gerade aus, ob er einen der Männer tödten werde oder selbst umkommen in der vordersten Schar. — Der angeschossene Löwe ist fürchterlich in seiner Wuth. Der Hirt hat ihn getroffen, als er über die Hofmauer sprang, aber nicht bezwungen, sondern nur gereizt; nun hilft er nicht weiter, sondern

schlüpft in den Stall und flieht aus seiner verlassenen Lage; die Schafe liegen niedergestreckt dicht neben einander; der Löwe aber springt, nachdem er seine Niederlage angerichtet, wieder zum Hofe hinaus. — Zuweilen erscheinen die Löwen auch paarweise. Ihrer zwei haben eine Ziege geraubt und tragen sie durchs dichte Gebüsch, hoch über dem Boden das Thier in ihren Kinnladen haltend. — Diomedes und Odysseus gehen über Blut, Waffen und Leichen durch die schwarze Nacht wie zwei Löwen. — Zwei Löwen sind im dichten Bergwald aufgewachsen; nun verheeren sie, Rinder und fette Schafe raubend, die Gehöfte der Menschen, bis sie selbst von Menschenhand durchs scharfe Erz fallen.

So hat der Dichter den Vergleich zwischen Mensch und Löwe je nach Bedarf aufs mannigfachste gewendet, indem er den Spuren der Natur nachging und den Charakter des Thieres belauschte. Es ist ein kleines Löwenbilderbuch; man könnte die Scenen einzeln malen, so individuell und abwechselnd sind sie gehalten. Dies war aber nur möglich durch treues und eingehendes Beobachten der Erscheinungen, durch liebevolles Eingehen in das Wesen des Thieres, welches er so häufig als Spiegelbild für den Muth und die Kampfart seiner Helden gewählt hat.

An diese Löwengleichnisse aber läßt sich eine weitere für die Auffassung der homerischen Bildersprache wichtige Beobachtung anknüpfen. Jede besondere Wendung muß allerdings einer besonderen Lage des Helden genau entsprechen, damit die zusammenkommenden Situationen einander angemessen seien; aber das Bildchen darf hinwiederum doch eine Selbständigkeit für sich in Anspruch nehmen, braucht sich keineswegs auf den Vergleichungspunkt zu beschränken. Es entwickelt vor unsern Augen sein eigenes Leben und beschäftigt unsere Einbildungskraft als solches durch sein Nebenwerk, durch seine über das Nothwendige wuchernden Ranken, durch seine dem unmittelbaren Zwecke fremde Eigenart. Ein pedantischer Kritiker möchte solche über den Bedarf hinausgewachsene Vergleiche verwerfen oder beschneiden, ein poetisch fühlender wird sie gerade um ihre reiche Vegetation loben, weil sie Seitengedanken erregen und

den geraden Lauf des Flusses durch Hindernisse unterbrochen, wie Inseln, um die er in Arme sich theilend herumströmen muß. Denn die epische Poesie meidet eben den regelrechten Fortgang prosaischer Erzählung und liebt die malerischen Krümmungen nicht allein im Großen, indem sie zahlreiche Episoden einstreut, sondern auch im Kleinen und Einzelnen, indem sie durch mancherlei reizende Hemmungen den Hörer aufhält und mit liebender Röthigung da und dort auf seinem Wege fesselt und zu einem Gedankenspiel ladet. Dazu dienen nun namentlich solche Vergleiche, welche scheinbar nicht in allen Theilen zusammentreffen. Als der Atride Agamemnon die beiden Söhne des Priamos Isos und Antiphos tödtete, konnte ihnen keiner der Troer helfen, sondern sie fürchteten sich selbst vor den Argivern — es wäre genügend gewesen zu sagen wie Hirsche vor dem Löwen. Homer aber individualisirt das Gleichniß, führt uns eine Hirschkuh vor, die ihre Jungen nicht schützen kann, und erregt, ohne es mit Worten zu sagen, die Nebengedanken, daß jene beiden Jünglinge noch schwach und daß sie als des Königs Söhne, wie die Jungen der Hindin von ihrer Mutter, so vom Volke geliebt waren. Die versteckten Nebenbeziehungen, welche der Dichter den Hörer selbst finden läßt, geben dem Gleichnisse seinen eigenthümlichen Reiz, weil dieser geistig mitarbeitet und die Freude des Entdeckers genießt.

Ich bin indeß kein so blinder Bewunderer, um alle Gleichnisse, die über das Ziel schießen, rechtfertigen zu wollen. Wir haben das Bild mit dem getödteten Hirsch, den Schakalen und dem dazu kommenden Löwen gesehen, der die vermeintliche Beute der erstern selbst verzehrt. Dieses gebe ich gern als verfehlt preis. Der Hirsch ist der getroffene Odysseus, die Schakale sind die Troer, der Löwe aber soll Aias sein, der jenen aus dem Getümmel der Feinde rettet. Der Vergleich würde nur dann passen, wenn Aias ein Feind wäre, der sich seinerseits eines Todten bemächtigte und ihm die Rüstung nähme. Dergleichen schiefe Vergleiche finden sich aber unter der großen Menge der richtigen nur äußerst wenige.

Zuweilen gibt der Dichter seinem Gleichniß dadurch einen ganz reizenden Zusatz, daß er dem Bildchen, welches er vorführt,

einen Betrachter als Staffage zugesellt. Die nächtlichen Wachtfeuer der Troer werden verglichen mit den Sternen in einer wolkenlosen Nacht. Wie wenn am Himmel die Sterne um den klaren Mond deutlich sichtbar sind, wenn die Luft windstill ist und alle Gestirne erscheinen, und es freut sich im Herzen der Hirte. So wenig dieser Zusatz zur Sache gehört, so ist doch gerade er von besonderer Schönheit, weil er das Bild belebt, wie wenn ein Maler über eine einsame Landschaft einen Vogel fliegen läßt oder einen Fremdling in den Vordergrund hinsetzt, der auf einem Stein oder auf dem Rasen rastet. Dergleichen unbedeutende Züge müssen ins Auge gefaßt werden, weil sie gar oft den Schlüssel enthalten zu dem Zauber, mit welchem die homerischen Lieder noch heute auf uns Spätlinge wirken. Denken wir uns den froh gestimmten Hirten weg, so würde der Sternenhimmel uns kalt lassen; jenes Menschenkind allein mit seinem Wohlgefallen hebt unser Herz empor. Aber auch der Beisatz der Mondscheinbeleuchtung und Windstille, die offenbar mit auf das Gemüth des Hirten wirken, dient dazu, dem Nachtbildchen Stimmung zu geben. Ohne den Mond würden die Sterne noch heller scheinen, der Wind würde ihren Glanz nicht beeinträchtigen; jedoch die Dunkelheit und die bewegte Luft würde des Hirten Freude verhindern, ja der einsame Mann würde kaum sichtbar sein. So erscheint auch das Geringfügige in diesen Dichtungen wohlgegliedert und harmonisch, wenn der Kunstfreund sie unter das Mikroskop bringt. — Gesellen wir diesem ein zweites verwandtes Bildchen bei. Den beiden Aias folgten die Scharen der Krieger, die ganz schwarz aussahen, weil sie dicht an einander gereiht gingen, und noch schwärzer aus der Ferne, gleich einer Gewitterwolke. Diesem Gedanken gibt der Dichter folgende Fassung: Wie wenn von einer Warte ein Ziegenhirt eine Wolke über das Meer kommen sah durch des Westwinds Wehen, und sie ihm in der Ferne, während sie über das Meer zieht, noch schwärzer erscheint, so schwarz wie Pech; sie führt aber viel Sturm mit sich, und er erschrickt bei dem Anblick und treibt seine Thiere unter die Höhle: so bewegten sich die dichten Scharen der Krieger mit den

Linien. Es ist kein Feind in der Nähe, der sich vor diesen Kriegern fürchten sollte; Agamemnon, an dem sie vorüberziehen, freut sich bei ihrem Anblick; der Hirt mit seiner Herde ist nur ins Bild mit aufgenommen, um den Naturgewalten wie beim vorigen menschliches Verhalten gegenüberzustellen, um Handlung hineinzubringen, um die Macht der Elemente in einem Vernunftwesen zu reflektiren. — Endlich ein drittes, weil ja alle gute Dinge drei sind: Das Tosen der Schlacht gleicht dem der Waldströme, die ihr mächtiges Wasser in einen Thalkessel zusammengießen, und in der Ferne hört in den Bergen der Hirt ihr Rauschen.

Die angeführten drei Gleichnisse haben aber noch eine weitere Eigenschaft mit einander gemein: die verglichenen Gegenstände entsprechen sich auch in der Gattung. Obschon nemlich in dem ersten zunächst nur der Glanz, im zweiten die dunkle Farbe, im dritten der Schall in Betrachtung kommt, so sehen wir doch diese Eigenschaften an Dingen veranschaulicht, welche sich auch sonst ähnlich verhalten. Die leuchtenden Sterne stehen ruhig an ihrem Platze wie die Wachtfeuer, die schwarze Gewitterwolke bewegt sich drohend über das Meer her wie die Kriegerscharen, die Waldströme tosen innerhalb eines bestimmten Terrains wie die Schlacht. Diese Bemerkung läßt sich auf sehr viele Bilder ausdehnen. Wenn die Vergleichungsgegenstände nicht, wie ich oben andeutete, im Kontraste sind, so stehen sie meist im Verhältnisse der Aehnlichkeit und veranlassen den Leser noch anderweitige Vergleichungspunkte zu dem gegebenen hinzuzuthun, erregen also, weil sie ihn produktiv machen, von selbst seinen Beifall.

Eine weitere höchst werthvolle Eigenschaft der homerischen Bilder ist ihre individuelle Natur, ihre scharfe, portraitähnliche Zeichnung. Nur bei kurzen Andeutungen halten sie sich, wie es die Tropen und die schmückenden Beiwörter bedingen, im Allgemeinen; sobald aber eine Ausführung, ein selbständiges Gleichniß gebildet wird, gehen sie den Einzeldingen scharf zu Leibe und entwickeln eine anschauliche Bestimmtheit, mit wenigen Zügen ausgedrückt und für die Phantasie des Lesers gleichwol zwingend, weil es

die Hauptzüge sind. Einige Exempel werden auch hier meine Ansicht am besten erläutern. Er macht den Vergleich: die Steine fielen so zahlreich wie Schneeflocken. Aber er läßt ihn nun nicht in dieser Allgemeinheit, sondern bestimmt Zeit und Ort, wann und wo sie fallen, den Urheber, von dem sie ausgehen, und dessen Beweggrund sie herabzusenden, und führt den Prozeß des Schneiens uns selbst vor Augen, endlich gibt er dem Bild noch auf einer Seite eine Grenze, damit es nicht durch langweiliges Einerlei ermüdet. Wie zahlreiche Schneeflocken fallen an einem winterlichen Tage, wenn sich der waltende Zeus aufgemacht hat, dem Menschen seine Geschosse zu zeigen und zu schneien; er hat die Winde schlafen gelegt und schüttelt nun in einem fort, bis er bedeckt hat der Berge Gipfel und die spitzigen Felsen und die Lotosbewachsenen Ebenen und die fetten Saatfelder der Männer; auch an den Häfen und Gestaden des grauen Meeres ist der Schnee hingegossen; aber die anspielende Welle hält ihn von sich ab; alles andere ist oben eingehüllt, wenn der Schauer des Zeus schwer darauf herabgesunken ist. Was ist nicht alles in dieses kleine Winterstück zusammengefaßt! Der herrschende Gott, der die Menschen seine Macht fühlen läßt, der Gott in der Bewegung, der zuerst die Winde beruhigt und dann die Flocken herniederschüttet, die allmähliche Wandlung der grünen Landschaft mit ihren Bergen und Höhen, grasigen Wiesen und Ackerfeldern in eine beschneite; aber es ist eine Berglandschaft am Meer, und die anschlagende Woge des von dieser trüben Beleuchtung grauen Meeres hemmt den unwillkommenen Gast, daß er nicht alles bedeckt. — Folgendes Bild einer andern Naturscene ist diesem verwandt. Das laute Keuchen der troischen Rosse, die vor dem göttlichen Gespann des Patroklos in Verwirrung fliehen, wird verglichen mit dem Tosen einer Ueberschwemmung. Wie wenn über die ganze Erde schwarzer Sturm gelagert ist an einem Tage des Spätherbstes, wo Zeus die gewaltigste Wassermasse herabgießt, wenn er Männern grollt, die auf dem Markte mit Gewalt die Gesetze verbrechen und unbekümmert um den Zorn der Götter das Recht von sich gestoßen haben; alle ihre Flüsse strömen voll dahin,

und die Waldwasser schneiden viele Hügel ab und fließen sich überstürzend mit lautem Getöse von den Bergen ins Meer, und die Arbeiten der Menschen werden zerstört. — In den Staub sank durch Menelaos der jugendliche Euphorbos; vom Blute trieften seine schönen Haare und seine Flechten, die mit Gold und Silber umschnürt waren. Wie wenn ein Mann ein frisches Oelbäumchen aufzieht an einem einsamen Ort, wo viel Wasser emporquillt, ein schönes, grünendes; mancherlei Lüfte machen es schwank, und es strotzt von weißer Blüthe; da kommt auf einmal ein Sturmwind, reißt es heraus aus seiner Grube und streckt es zur Erde nieder; so war der Sohn des Panthos Euphorbos, dem Menelaos den Tod gab. Es ist also nicht ein Bäumchen überhaupt, sondern ein Oelbäumchen, und zwar ein solches, das an einem Ort eingepflanzt wurde, wo es das beste Gedeihen findet; denn es hat Wasser und Luft; endlich ein eben blüthenreiches Oelbäumchen. — Die Myrmidonen liefen wie fleischfressende Wölfe von unermeßlicher Kraft, die einen geweihtragenden großen Hirschen im Gebirge zerrissen und gefressen haben; nun ist allen die Wange roth von Blut; nun geht der ganze Rudel, daß sie aus der Quelle schwarzes Wasser mit ihren dünnen Zungen von der Oberfläche weg einschlappern, Blut dabei ausspeiend, und ihr Muth ist fest in ihrer Brust, und es strotzt ihnen der Bauch. Wie individuell bestimmt sind auch hier wieder die einzelnen Züge! Der frische Lauf der Myrmidonen, die geschaart um Patroklos und ausgeruht in den Kampf ziehen, wird verglichen mit dem einer Herde Wölfe; aber solch ein Rudel läuft ganz anders, wenn er gesättigt, als wenn er hungrig ist; er hat eben einen großen Hirsch gefressen, nun eilt er wohlgemuth zur Tränke. Schwarzes Wasser aus der Quelle wollen sie saufen, d. h. nicht etwa trübes Wasser, sondern eben einfach Quellwasser, welches vermöge der schattigen Lage der Quelle schwarz erscheint. Und nun reiht sich daran die weitere Ausmalung und Verzierung; wir sehen die Wölfe mit der eigenthümlichen Art, wie das Hundegeschlecht Flüssiges zu sich nimmt, und sehen dabei den Nebenzug, wie ihnen das Blut vom Fraße noch aus dem Maule läuft;

Doch genug der Beispiele, um die Bemerkung zu erläutern, daß Homer seine Vergleiche, sobald er sie ausmalt, auch gleich recht individuell gestaltet. Man kann das erste beste Gleichniß hernehmen, um sich diesen Satz zu veranschaulichen, weil sich diese Thatsache an allen wiederholt findet.

Mit dieser Beobachtung aber steht eine weitere in engem Zusammenhang: das Individuelle erscheint zugleich, dem Wesen der epischen Poesie gemäß, in Bewegung unter der Form der Handlung. So wenig die Eile, so wenig verträgt sich mit der erzählenden Dichtkunst der eigentliche Stillstand, es sei denn, daß die Bedeutsamkeit der nachfolgenden Handlung die ruhige Schilderung eines Zustandes gebietet, auf den sie sich aufträgt, oder der Oertlichkeit, an welcher sie vorgeht. Aber weil denn das Epos ein Conterfei ist von einem Stück Leben, das in ewiger Bewegung ist, so wirkt auch die gleiche Eigenschaft der beigezogenen poetischen Bilder überaus wohlthätig. Wir konnten schon an den bisher angeführten die Eigenthümlichkeit gewahren, daß das Bild selbst eine kleine Handlung ist; es geschieht etwas, nichts bleibt auch nur eine kleine Weile, wie beim Photographiren, in Erstarrung, die kleinen Figuren gehen über die Scene, wie in einer Camera obscura. Es ist ein Vorher und Nachher vor und hinter dem Vergleichungspunkte bemerkbar, mit einem Wort, eine werdende Welt, ein mannigfaches Leben im Kleinen. Ich dürfte mich nur auf die bereits angeführten Vergleiche berufen; weil mir aber daran liegt, gleich möglichst viel von dem materiellen Inhalte derselben mit zu verarbeiten, so will ich auch an einigen Exempeln zeigen, inwiefern man sagen kann, es sei Leben und Bewegung in den homerischen Gleichnissen. Als Demodokos, der Sänger der Phäaken, zur Leier den Untergang Trojas vortrug, quollen Jammerthränen aus den Augen des Odysseus wie aus denen einer Frau, deren Mann in der Schlacht gefallen ist. Dieses Bild wird nun aber folgendermaßen belebt: Wie ein Weib weint, nachdem sie sich zur Erde geworfen, ihren lieben Gatten umschlungen haltend, der für seine Vaterstadt und für sein Volk gefallen ist, der Stadt und seinen Kindern abwehrend

den Tag des Verderbens; sie nun, wenn sie ihn sterben und in Todeszuckungen sieht, schlingt sich um ihn und klagt laut auf; die Feinde indeß stoßen sie von hinten mit Spießen in Schultern und Rücken und führen sie in die Knechtschaft; sie wird Arbeit haben und Jammer, und nun sinken ihr vom kläglichsten Leide die Wangen ein — so vergoß Odysseus Thränen. Siehe da, eine ganze Folgenreihe von Begebenheiten, entwickelt und aneinandergeknüpft zum Zweck eines einzigen Vergleiches: ein Kämpfer für Haus und Vaterland ist gefallen; die schluchzende Wittwe liegt über seinem Leichnam; brutale Gewalt schleppt sie in die Knechtschaft; da härmt sie sich ab zum Jammerbild; eigentlich sollte nur die Herbigkeit der Thränen des Odysseus und dieser Wittwe verglichen werden; aber der Dichter hat uns nebenbei einen ganzen Schicksalsverlauf des armen Weibes geboten. — Aias, der Sohn des Oileus, stand im Kampfe nicht weit entfernt vom Telamonier, sondern wie auf einem Ackerfeld zwei dunkelbraune Ochsen den Pflug einmüthig halten und ziehen, und hinter ihren Hörnern quillt viel Schweiß hervor; nur das wohlgeglättete Joch hält die beiden auseinander, während sie mühsam die Furche hinabgehen, und der Pflug reißt das Grundstück auf. Auch in dieses Gleichniß, welches eigentlich bloß die räumliche Entfernung der zwei Genossen von einander anzugeben bestimmt ist, hat der Dichter Bewegung gebracht; die Rinder bleiben in gleichem Abstand; aber sie arbeiten dabei ihr mühseliges Tagewerk mit gutem Erfolge; wobei der Nebengedanke im Leser auftaucht, daß auch die beiden Helden ihre Furche so wohl hinausackern werden. — Ein anschauliches Bild der Bewegung innerhalb des Vergleichungsgegenstandes wird auch die folgende Darstellung geben. Massenhaf bewegten sich die Reihen der Danaer, wie eine Woge des Meeres am tosenden Strande durch den wehenden Westwind massenhaft sich erhebt. Auf offener See zuerst bildet sie sich, aber dann, wenn sie am Lande sich bricht, brüllt sie laut, und wenn sie oben überhangend an die Klippe trifft, gipfelt sie sich auf und speit Salzschaum von sich. Wir gewahren hier die kurze Lebensgeschichte, so zu sagen, einer großen breit herziehenden Woge, wie sie dem

Beobachter der von einem Wind erregten See, welcher am Lande steht, zu Hunderten nach einander entgegenkommen, nebenbei gesagt, mit unübertrefflicher Naturtreue geschildert. Die lange Woge kommt, schon von weitem sichtbar, mit majestätischer Ruhe daher; der ihr nachziehende Wind hat ihren Kamm vorn übergebogen; nun rauscht sie ans Land unter furchtbarem Brausen; wo sich ihr aber ein Fels auf ihrem Zug entgegengestellt hat, da thürmt sich der Kamm empor und spritzt dann als Gischt auseinander. —

Ich habe bisher nachzuweisen gesucht, daß die Vergleiche Homers treffend, faßlich, mannigfaltig, schmuckreich, individuell, charakteristisch und durch Handlung belebt seien. Was könnte man noch weiter zu ihren Gunsten anführen? Ich denke keinen der wesentlichen Punkte vergessen zu haben. Damit mir aber niemand Parteilichkeit für den vielgepriesenen Dichter vorwerfe, so will ich nun auch einiges wenige zur Sprache bringen, was hie und da seiner Bildersprache minder zur Empfehlung gereicht. Ich sage nur: hie und da; denn zusammengestellt mit dem, was hierin andere gesündigt, sind diese kleinen Fehler beinahe verschwindend. Ich weiß keine einzige Stelle, in welcher ein Vergleich sich mit andern verwirrte, so daß, wie Horaz sagt, das oben wohlgestalte Weib in einen Fisch sich endigt, ein häufiger Fehler mittelmäßiger Schriftsteller, die aus einem Bild in das andere taumeln und keines hinausführen. Vor solchen Versehen bewahrte den Dichter schon die Klarheit seiner innern Welt, die Bestimmtheit seiner Anschauung, die Sicherheit seiner Zeichnung, die immer scharf umrissen dasteht, wie die Grenzen der Dinge in südlichen Landschaften. Aber einige Male tauscht er zu schnell die Gegenstände des Vergleiches und verbraucht zwei Bilder, wo ein einziges genügt hätte. Wie der verderbliche Stern — der Hundsstern — bald ganz hell aus den Wolken hervortritt, bald wieder in die dunkeln Wolken sich versteckt, so erschien Hektor bald unter den ersten bald unter den letzten befehlend; er leuchtete aber ganz von Erz, wie der Blitz des ägishaltenden Zeus. Dieses Letztere wäre besser weggeblieben, weil schon das Leuchten des Hundssterns genügte, den Homer auch

sonst den hellsten der Sterne nennt. — Wie wenn ein Jäger die weißzahnigen Hunde auf einen Eber oder einen Löwen hetzt, so hetzte der Priamide Hektor die muthigen Troer auf die Achäer, — gleich dem männerverderbenden Ares, ein frostiger Zusatz, der die Wirkung des ersten Bildes vernichtet, weil er uns nöthigt, den Hektor uns, nachdem er kaum als Jäger erschienen war, gleich wieder in der Gestalt des Gottes zu denken. Und unmittelbar darauf schreitet er stolz einher unter den ersten und stürzt in die Schlacht wie der Sturmwind, der herabfährt und das veilchenfarbige Meer aufregt. Solche Häufung der Bilder, die indeß äußerst selten ist, zerstört die beabsichtigte Wirkung, indem sie die Phantasie beunruhigt, wie ein Traum, in welchem eine Gestalt die andere jagt.

Der großartigste Irrthum der Art findet sich im zweiten Gesange der Ilias, wo sieben Vergleiche aneinander gereiht sind, die verschiedenen Momente hervorzuheben, die bei dem Heere, welches sich versammelt, in Betrachtung kommen. Erstlich wird der Glanz des Erzes an ihrer Rüstung verglichen mit dem des verheerenden Feuers, welches einen Bergwald verbrennt, und dessen Glanz weithin leuchtet, zweitens der Lärm beim Zusammenkommen mit dem Geräusch, welches Scharen von Vögeln machen, Gänse oder Schwäne oder langhalsige Kraniche, die mit rauschenden Flügeln dahin und dorthin fliegen und sich geräuschvoll niederlassen auf der asischen Wiese am Strome Kaystrios. Nun stehen drittens die Krieger da auf der blumigen Wiese des Skamandros, so zahlreich, wie Blätter und Blüthen im Frühling. Dicht sind sie viertens bei einander wie die Völker der Mücken in einer Schäferei zur Frühlingszeit, wenn die Milch die Gefäße füllt. Fünftens ordnen sie die Führer wie Hirten die großen Ziegenherden leicht auseinanderscheiden, wenn sie auf der Weide sich mischen. Unter ihnen ist sechstens Herrscher Agamemnon, gleichend an Aug und Haupt dem Donnerer Zeus, um den Gürtel dem Ares, an der Brust dem Poseidon. Und wie endlich siebentens der Stier unter allen Thieren in der Herde hervorragt, so ließ an jenem Tage Zeus den König hervorragen unter den Helden. Wenn diese Musterkarte von Gleichnissen keine Ge-

schmacklosigkeit ist, so kenne ich keine mehr. Gleichwol haben die Vertheidiger des einen Homer sie natürlich und einfach gefunden, haben die Absicht entdeckt, indem es sich um einen breiten Unterbau der folgenden Schlachtereignisse handle. Für den aber, welcher die Ueberzeugung theilt, daß der aus mancherlei Ueberlieferung unter Pisistratos und seinen Söhnen zusammengestellte Homer seine heutige Gestalt erst den Ordnern verdanke, erklärt sich das Ungeheuerliche, ohne daß ein Vorwurf den Dichter träfe, einfach dadurch, daß eben diese Ordner eine Anzahl heimatloser Gleichnisse vorfanden, welche sie hier als Kolonisten nebeneinander ansiedeln zu können glaubten.

Doch habe ich unter den eben angeführten Gleichnissen auch eines als an sich fehlerhaft zu bezeichnen, um so mehr, als namentlich auch Neuere dem nemlichen Irrthum verfallen sind. Es ist unstatthaft, eine Person aus Theilen verschiedener anderer zusammenzusetzen, wie hier Agamemnon an Augen und Kopf dem Zeus, an der Hüfte dem Ares, an der Brust dem Poseidon gleichen soll. Wir erinnern uns dabei an ein Volkslied, in welchem die einzelnen Körpertheile einer Schönheit diesem oder jenem Gau entnommen sind, was freilich noch ärger ist, als hier die musivische Zusammensetzung der Gestalt Agamemnons.

Dagegen ist die Häufung von Bildern in der Rede des aufgeregten Achilleus, welche die Sühne des Agamemnons verwirft, psychologisch richtig und jedem Tadel enthoben. Dem Zornigen strömen die Vergleiche in der Aufregung von selbst zu. Achilleus weist die Gaben Agamemnons ab, auch wenn er so viel böte, als Orchomenos faßt oder das egyptische Theben, so viel, als des Sandes und Staubes ist. Und seine Tochter mag er nicht, auch wenn sie mit der goldnen Aphrodite an Schönheit wetteiferte und an Kunstfertigkeit der kläräugigen Athene gliche. Unter denselben Gesichtspunkt fällt seine Antwort an Hektor vor der tödtlichen Entscheidung: Hektor, sprich mir nicht von Verträgen! Wie es für Löwen und Männer keinen sichern Vergleich gibt und Wölfe und Lämmer keinen einmüthigen Sinn haben, sondern in Ewigkeit einander feind sind, so können auch wir zwei einander nicht lieben.

In gewöhnlicher ruhiger Rede dagegen stört die Vermehrung der Bilder nur die Anschaulichkeit, und ich möchte selbst jene Gewohnheit des Dichters nicht eben billigen, nach welcher er mehrere Gegenstände, welche dieselbe Eigenschaft theilen, dem Leser zur Auswahl überläßt. Die anrückenden Achäer gleichen den Blättern oder dem Sande; der Jäger hetzt die Hunde gegen einen Eber oder einen Löwen; die Troer folgten dem Hektor gleich der Flamme oder dem Sturmwind; von der breiten Wurfschaufel springen weg Bohnen oder Erebinthen; Hektor raste wie der lanzenschwingende Ares oder das verderbliche Feuer; Sarpedon stürzte hin wie eine Eiche oder eine Weißpappel oder eine hochragende Fichte; der Habicht scheucht Dohlen oder Staren u. s. w. In diesen Fällen, die sich mit vielen andern vermehren ließen, würde ein Bild statt der zwei oder drei vollkommen genügen, und die Vermehrung ist lediglich durch den bequemen breiten Ton der erzählenden Poesie zu entschuldigen, aber keineswegs zu rechtfertigen.

Unpassende Vergleiche kann ich bei Homer nur äußerst wenige entdecken. Hektor stürmte dahin gleich einem Schneeberge, unter Schreien, und flog durch die Troer und Bundesgenossen. Der Schneeberg soll das Schreckliche des Eindrucks versinnlichen, und wir müssen dazufügen, daß die Ungewohntheit eines solchen Berges für den Südländer die Wirkung noch vergrößert; aber mitten zwischen den Aeußerungen der Bewegung hat der ruhende Koloß etwas Gezwungenes. Keinem Menschen wird, wenn er den gebietenden Helden vorüberreiten sieht, der Gedanke an einen Schneeberg kommen. — Die Troer und Achäer zerrten an dem Leichnam des Patroklos auf kleinem Raume; die einen hofften ihn nach Ilios, die andern nach dem Lager zu ziehen, wie wenn ein Mann die mit Fett getränkte Haut eines großen Ochsen seinen Leuten zum Ausdehnen gibt; sie stehen auf verschiedenen Seiten und dehnen sie im Kreis; die Feuchtigkeit schwindet und das Fett dringt ein, während ihrer viele ziehen, und sie wird ganz und gar ausgedehnt. Dieses Gleichniß, von der Gerberei hergenommen, ist durch seine Anschaulichkeit treffend, und wenn wir lediglich verlangen, daß der Vergleichungs-

punkt passe, unverwerflich; aber es verletzt unser Gefühl und erscheint uns grausam, barbarisch, wenn man uns das Zerren am armen todten Patroklos noch mehr versinnlichen will, indeß wir eher vor dem Anblick uns verbergen möchten, und noch dazu mit dem herzlosen Bilde des Gerbens. Es ist zu viel Gleichgiltigkeit in dem Bilde; die Objektivität, die man vom Epiker verlangt, ist übertrieben, und darum finden wir den Vergleich unpassend. — Penelope macht sich Sorgen um den abgereisten Telemachos, welchem die Freier mit einem Schiff auflauern. Sinnend, ob ihr trefflicher Sohn dem Tod entrinnen oder von den Uebermüthigen bezwungen werden würde, lag sie, ohne Speise und Trank genommen zu haben, in ihrer Kammer. So viel ein Löwe sinnt, bangend in der Schar der Männer, wenn diese listig einen Kreis um ihn ziehen, so viel dachte sie nach — darüber sank sie in festen Schlaf. Die hier verglichenen Gegenstände haben miteinander gemein die Rathlosigkeit der Sorge, die Verwirrung aus der Menge zuströmender Gedanken, deren keiner aus der Klemme führt. Aber der geängstigte Löwe wird nicht einschlafen; die Thatsache, daß Penelope vom Schlaf überwältigt wird, spricht also gegen die Richtigkeit des Gleichnisses.

Hie und da, obwol selten, verwirrt sich endlich das Bild mit der Wirklichkeit. Athene will vom Olymp ins Lager herab, wie wenn Zeus einen Stern sendet, Schiffern oder Kriegern ein Zeichen; er ist glänzend, und viele Funken entsprühen ihm. Diesem gleich fuhr Pallas Athene auf die Erde herab und sprang mitten unter sie. Man ist geneigt, das für ein Gleichniß zu nehmen, welches die meteorische Geschwindigkeit bezeichne, mit welcher Athene herabfuhr. Allein nachher heißt es: Staunen ergriff die Troer und Achäer bei diesem Anblick, und so sprach mancher zu seinem Nachbarn: Traun, es wird wieder Krieg sein, oder es macht Zeus Freundschaft zwischen beiden Theilen. Offenbar denkt sich hier der Dichter die Sache so, als hätten sie wirklich eine Feuerkugel gesehen. Nun nimmt sie die Gestalt eines Mannes an und geht als solcher unter die Menge. Anfangs mag der Dichter bloß ein Gleichniß beab-

sichtigt haben; aber dieses wandelte sich ihm unter der Hand in eine thatsächliche Erscheinung.

So lassen sich also da und dort Einwürfe machen, und die alte Behauptung, daß manchmal auch Homer schlafe, findet ihre Bestätigung; natürlich waren nicht alle Dichter, die zu unserem Homer ihre Beisteuer lieferten, von gleicher Vortrefflichkeit. Aber die ungemein geringe Zahl solcher Verstöße kann unsere Bewunderung der homerischen Bildersprache nicht schwächen.

Von sämmtlichen Vergleichungen kommen gute drei Viertheile auf die Ilias; die Odyssee, welcher ohnehin der Wechsel der Landschaften und die Fülle märchenhafter Begebenheiten den größern natürlichen Reiz verleihen, bedurfte minder des erborgten Bilderschmucks, wogegen namentlich die einförmigen Schlachtscenen durch dergleichen Einstreuungen aus andern Lebenskreisen angenehm unterbrochen werden. Eine eigentliche Theorie aber, wann der Dichter sich eines Bildes bediene, läßt sich nicht aufstellen; allerdings sollte man glauben, wenn er das Bedeutende heben wolle, und häufig finden sich auch solche besonders wirksame Gleichnisse angebracht. Nausikaa z. B., die mit den Mägden am Meeresufer Ball spielt, soll bald dem Odysseus standhaft gegenübertreten, indeß die andern Mädchen vor dem erschreckenden Anblick auseinanderstieben; es kommt darauf an, auf solche Muthesäußerung der erlauchten Königstochter vorzubereiten; so verleiht ihr der Dichter zum Voraus ein königlicheres Ansehen. Wie die Jägerin Artemis von einem Berge herabgeht, auf dem hohen Taygetos oder Erymanthos — man bemerke: das Herabschreiten vom Berge läßt die Gestalt noch größer erscheinen — sich freuend an Ebern und schnellen Hindinnen, und mit ihr spielen die ländlichen Nymphen, die Töchter des ägishaltenden Zeus, und es freut sich im Herzen Leto; alle überragend trägt sie das Haupt und die Stirn und ist leicht kenntlich, so schön sie auch alle sind; also zeichnete sich unter den Dienerinnen aus die unbezwungene Jungfrau. — Betrachten wir noch ein zweites Gleichniß von mächtiger Wirksamkeit, weil es an rechter Stelle steht, wo der Leser eine Pause erwartet: Odysseus hat die Freier getödtet und gibt sich der

Penelope zu erkennen; sie aber traut ihm nicht; erst nachdem er ihr das untrüglichste Zeichen gesagt und erzählt hat von dem Stamme eines Oelbaumes, den er einst in der Erde gelassen und zum Pfosten des unverrückbaren Bettes benützt habe, da schlang sie weinend die Arme um seinen Nacken, und er selbst weinte, während er die herzerfreuende verständige Gattin umarmt hielt. Wie wenn erwünscht das Land den Schwimmenden erscheint, deren wohlgezimmertes Schiff Poseidon im Meere zerschellt hat, und wenige aus der grauen Salzfluth entflohen sind, ans Land schwimmend, und viel Meersalz hat sich an ihre Haut angesetzt, und erfreulich ist ihnen das Land, das sie betreten, dem Unheil entronnen, so war auch ihr erfreulich der Anblick des Gatten, und sie ließ die weißen Arme nicht los von seinem Halse. — Allein die allerwenigsten Gleichnisse haben eine so wichtige Stelle, und man kann geradezu behaupten, daß ihr Gebrauch oder Nichtgebrauch dem Zufall anheimfällt, wie denn auch sicher vielen derselben erst die Ordner Homers ihren Platz angewiesen haben.

## II.

Die Form und Fassung der Bilder war es, was uns bisher beschäftigte, wobei ich nicht umhin konnte, zur Erläuterung eine Menge von Gleichnissen mitzutheilen und natürlich auch ihren Inhalt bei der Gelegenheit mit zur Anschauung zu bringen. Aber wir müssen uns jetzt zum Inhalt als solchen wenden und die Frage beantworten, aus welchen Gebieten Homer seine Bildersprache genommen hat. Das Stoffliche, sollte ich glauben, ist fast noch interessanter als das Formale, weil es uns die Welt der Anschauungen erschließt, die auf den Dichter gewirkt haben, die ihm und seiner Umgebung nahe lagen, und die er deshalb zu ihrem Verständniß und Vergnügen als Bilder verwerthen konnte.

Homer und seine Griechen waren vorwiegend sinnliche Menschen, die Aug und Ohr offen hatten und das physische Leben, in das sie hineingestellt waren, zu betrachten und zu genießen

wußten, dagegen über die Natur des Uebersinnlichen, über das Verhältniß von Gottheit und Menschheit wie über innere Zustände unserer Seele sich noch wenig Gedanken machten. Deshalb sind metaphysische oder psychologische Gleichnisse bei Homer selten, während sie bei Klopstock, der beständig über Seelisches reflektirt und der die Glaubenslehre der Protestanten zu einem Epos ausgearbeitet hat, allenthalben umherwuchern. In gewisser Beziehung indeß steht den alten Heiden das Göttliche wieder näher als den philosophirenden oder bibelgläubigen Christen, denen ihr Gott, wenn sie auch noch so viel von seinen Eigenschaften zu sagen wissen, doch ewig unfaßbar bleibt. Schon dadurch, daß eine Menge Personen an dem göttlichen Wesen Theil hatten, Götter und Göttinen, nach Alter, Rang und Macht verschieden, mit besondern Wirkungskreisen neben ihrer gemeinsamen höhern Natur, mit menschlichen Neigungen, Affekten, Bedürfnissen und menschenähnlichen Gestalten, trat das Ueberirdische als verwandt dem Sterblichen näher. Der jüdisch christliche Gott ist höchstens für Maler zum Bilde eines alten Mannes geworden, der ernstfeierlich und leidenschaftslos über Wolken thront; aber die Religion legt auch gegen diese Anschauung sofort Verwahrung ein mit der Behauptung seiner Gestaltlosigkeit und Unendlichkeit. So ist uns das Göttliche ein Jenseitiges, Unfaßbares, das auch der Dichter der sinnlichen Vorstellung nimmer nahe bringen kann. Weil sich denn aber gleichwol neben dem religionsbedürftigen Herzen die Phantasie thätig und schöpferisch verhält; so hat sie wenigstens Engel gebildet, die bei Gott anbetend im Himmel wohnen und den Erdenbewohnern hilfreich erscheinen. Aber diese höhern Wesen sind geschlechtlos und willenlos, jenes, damit sie frei seien von Sinnlichkeit, die für sündhaft gilt, dieses damit sie das Allwalten Gottes nicht durch Sonderbestrebungen beeinträchtigen. So vermag also die christliche Poesie das himmlische Reich nur selten in ihre Bildersprache hereinzuziehen, höchstens soweit, daß sie etwa sagt: schön wie ein Engel.

Die Vorstellung des homerischen Zeitalters vom Göttlichen gab dem Dichter eine weit festere Handhabe, weil es, um zu einem Gott zu gelangen, die Menschengestalt und Menschenkraft

nur viel herrlicher und mächtiger dachte, ohne die sinnlichen Bedingungen zu verneinen, an welche jede Erscheinung geknüpft ist. Wenn Telemachos oder Menelaos neugestärkt vom Schlaf mit dem frühen Morgen ihr Lager verlassen, die Kleider angezogen, das Schwert um die Schulter gehangen, unter die kräftigen Füße die schönen Sandalen gebunden haben und nun so in frischer Mannheit heraustraten aus dem Schlafgemach, so wurde der Dichter wohl verstanden mit seiner Aeußerung: Er trat heraus, gleichend einem Gott. Denn der Mann in seiner Kraft- und Schönheitsfülle war vom Gott dem Aeußern nach nicht eben verschieden.

Die inneren Anschauungen vom Aussehen, von dem Charakter und den Funktionen der Götter waren, wenn auch nicht in der nemlichen Deutlichkeit, wie ein halbes Jahrtausend später, wo sie von den Bildwerken der Künstler getragen wurden, doch im Allgemeinen sicherlich schon vorhanden. Homer hat den Griechen ihre Götter nicht geschaffen, er hat nur ihre Phantasie befruchtet, daß sie ihnen faßlicher wurden. Wenn er, wie in dem oben bereits angeführten Gleichniß das Auge und Haupt Agamemnons mit dem des Zeus, seine Hüfte mit der des Ares, seine Brust mit der des Poseidon versinnlichen will, so setzt dieses Bestreben voraus, daß der Leser von der Gestalt dieser Götter schon unterrichtet ist. So kommen auch andere Gottheiten hin und wieder beiläufig als Vergleichungsgegenstände vor, Athene und Aphrodite, Artemis, am häufigsten aber immerhin Ares, welchem natürlich die Helden im Kriege durch ihr wildes Gebahren am ähnlichsten sind. Ausgeführte Vergleiche mit Göttern finden sich indeß nicht mehr als zwei, jener oben angezogene mit der vom Taygetos oder Erymanthos herabschreitenden Artemis, und ein anderer, wo es heißt: Meriones und Idomeneus gingen in den Kampf, wie der Männer verderbende Ares in den Krieg zieht, dem sein lieber Sohn Phobos, stark zugleich und unverzagt, folgt, er der auch manchen standhaften Krieger in Schrecken gesetzt hat; die beiden rüsten sich nun von Thrazien aus gegen die Ephyrer oder die muthigen Phlegyer und hören nicht auf beide Parteien, sondern geben Ruhm dem einen Theile. — Tele-

machos staunt über die Pracht vom Hause des Menelaos; so dünkt ihm im Innern die Residenz des Olympiers zu sein. Der Mann, sagt Odysseus zu Eumäos, ist mir verhaßt wie die Thore des Hades, welcher, der Armuth nachgebend, Trügerisches redet.

Dies ist nun aber auch alles, was Homer aus dem Bereiche des Göttlichen zur Vergleichung benutzt, eine nahezu verschwindend geringe Anzahl von Bildern, wenn man daneben einerseits die Fülle der sinnlichen betrachtet, andererseits die große Anzahl von Stellen erwägt, in welchen er die Götter unter sich freundlich wie feindlich verkehrend oder die Rathschläge der Sterblichen fördernd wie störend vorführt. Die Götter sind seinen Menschen weit näher als der jüdische Gott den Patriarchen; aber bei alledem nicht nahe genug, um häufig der Bildersprache zu dienen, weil ihnen doch die rechte Anschaulichkeit abgeht.

Wie mit dem Göttlichen verhält es sich mit den innern Betrachtungen der Seele, die über ihre eignen Lebensäußerungen nachdenkt. Es liegt dem Zeitalter der epischen Poesie auch bei dem Volke, welches später die Philosophie erfunden hat, noch ferne, daß der Mensch über sein Inneres reflektirt. Nur eine kränkliche, durch falsche Erziehung der Natur entfremdete Jugend pflegt zu spekuliren; die gesunde gibt sich ganz den belebenden Eindrücken der Welt hin. Wie bei Einzelnen, so bei Völkern. So geläufig uns heut zu Tage das Bild ist: schnell wie der Gedanke, so fällt sein einmaliger Gebrauch in der Iliade auf und wird an jener Stelle um so bezeichnender, weil wir dort an psychologische Vergleichungen gar nicht gewöhnt sind. Die weißarmige Göttin Here geht von den idäischen Bergen nach dem hohen Olymp. Wie wenn der Gedanke eines Mannes, welcher weit in der Welt herumgekommen ist, dahineilt, und in seinem innern Bewußtsein denkt: da oder dort war ich, und über vieles nachsinnt, so flog die herrliche Here an ihr Ziel. — Außer dieser Beobachtung der Gedankenschnelligkeit kommen als Bilder geistiger Zustände nur zwei Bemerkungen über den Traum vor. Die Mutter entschwebt im Hades den Armen des Odysseus gleich einem Schatten oder einem Traume; dies bezeichnet das Flüchtige und

Richtige des Traumes überhaupt; folgender Vergleich aber einen oft wiederkehrenden Traum, den vielleicht jeder selbst einmal gehabt hat. Achilleus eilt dem fliehenden Hektor nach, mit welchem er, den Freund zu rächen, auf Leben und Tod kämpfen will. Der Fliehende kann dem Verfolger nicht entrinnen, dieser den Fliehenden nicht ereilen, gerade wie im Traume.

Rechtfertigt sich etwa aus solcher Armuth an Vergleichen aus der innern Welt der Schluß, es hätten die damaligen Dichter noch keine psychologischen Studien gemacht? Dem widersprechen die scharfen Charakterzeichnungen und bis ins Einzelnste hinein treffenden Schilderungen von Gemüthszuständen auf allerbestimmteste. Aber man verwandte eben seine Erfahrungen aus dem Seelenleben auf den Bericht von Thatsachen und Reden, wo sie konkret wirken konnten, und nicht auf Bilder von nebligem Farbenton.

Lag ja doch die reich geschmückte Natur ausgebreitet um den Sänger, ein Panorama, wie wir in unserem grauen Norden keines erschauen, und das Leben umspielte ihn mit echt idyllischer Einfalt. Dem Insel- oder Küstenbewohner eines südlichen Meeres, mit dem reinen Himmel über sich, umgeben von reißenden Thieren, von Wild und grasenden Herden, dem Genossen einer bürgerlichen Gemeinschaft, die über die Anfänge der Civilisation bereits hinaus und doch noch lange nicht in Ueberfeinerung verstrickt war, zwei Zustände, welche beide für ein patriotisches Bilderbuch nicht günstig sind, dem Sänger aus einem Land und einer Zeit, welche das Epos äußerst begünstigten, strömten von beiden Seiten Anschauungen in Menge zu, klar und mannigfaltig genug, um der Erzählung als Vorwurf zu saubern Randzeichnungen zu dienen und den lauschenden Hörer durch ihren Wechsel zu unterhalten.

Der Bewohner des heitern Südens atmet im Licht, Nebel und Gewölk drückt ihn nieder. Und so nennt Eumäos den der Todesgefahr entronnenen und wieder heimgekehrten Telemachos in Freudetrunkenheit sein süßes Licht. Sonne, Mond und Sterne bieten sich in Ländern, wo dieselben Monate lang aus ätherreinem „ehernen" Himmel herniederleuchten, von selbst zu Sinnbildern des

Glanze: Achilleus schreitet in seiner neuen von Hephästos gearbeiteten Rüstung, aber auch Paris, der blanke, der ja erst die seinige geputzt hat, ganz strahlend wie die Sonne; wie ein Stern leuchtet sein Helm, aber auch das Kleid, welches Helene dem Telemachos schenkte; die Wachtfeuer der Troer gleichen den Sternen am Himmel; wie von Sonne oder Mond war der Glanz im Palaste des Menelaos und des Alkinoos. Der glänzendste unter den Sternen ist der Sirius, der im Spätsommer aufgeht; man nannte ihn den Hund des Orion; seine Strahlen scheinen hell unter vielen Sternen in der tiefen Nacht; er ist aber als böses Zeichen gesetzt und bringt den armen Sterblichen viel Fieber; diesem glich Achilleus, als er wieder in der Schlacht erschien. Auch Hektor wird, wo er in den Reihen der Seinigen bald unter den Ersten, bald unter den Letzten sich zeigt, mit diesem verderbenbringenden Sterne verglichen, der bald hinter Wolken tritt, bald aus denselben hervortaucht. Die Spitze der Lanze, die Achill in seiner Rechten schwang, leuchtete wie der Abendstern in der Nacht, der schönste der Sterne.

Die Gestirne sind Symbole des Leuchtenden, das Feuer dagegen des Rastlosen und Stürmischen. Hektor führt die Troer an und sie folgen ihm, gleich einer Flamme. Von zahlreichen Steinen, die als Geschosse flogen, konnte man den Tropus brauchen: ein Steinfeuer. Wilder Krieg war über sie ausgebreitet, wie Feuer, welches plötzlich ausgebrochen eine Stadt überfällt; die Häuser schwinden hin mit großem Glanze, und die Gewalt des Windes facht es sausend an. An einer andern Stelle bildet die Mühe und Sorge, die ein solcher Brand bereitet, den Vergleichungspunkt. Wie wenn Rauch von einer brennenden Stadt zum weiten Himmel dringt; der Zorn der Götter hat sie angezündet; allen macht sie Arbeit und vieles Herzleid: so machte Achilleus Arbeit und Herzeleid den Troern. Noch furchtbarer als in einer Stadt wüthet das Feuer in einem brennenden Walde. Wie wenn verheerendes Feuer in einen Urwald fällt, und nach allen Seiten hin trägt es der wirbelnde Wind, und das Buschwerk sinkt nieder bis zur Wurzel, von des Feuers Angriff bedrängt, so fielen die Häupter der fliehenden

Troer durch den Atriden Agamemnon. Ganz ähnlich in folgender Stelle. Wie wenn ein ungeheures Feuer die tiefen Schluchten eines wasserlosen Berges durchrast und ein tiefer Wald brennt und der Wind nach allen Seiten das Feuer wälzt, so stürmte Achill nach allen Seiten mit seiner Lanze — gleich einem Dämon; dieser letzte Zusatz ist fehlerhaft wegen des Doppelvergleiches, wie ich oben auseinandergesetzt habe. Manchmal dient das Feuer auch als Signal, absichtslos, wenn es hoch auf den Bergen in einem einsamen Gehöfte brennt; aber die Schiffer, die an seinem nächtlichen Glanze die Nähe des Landes gewahren, werden vom Sturmwind wieder weg von den Freunden in das fischreiche Meer hinausgetrieben; oder auch absichtlich, von Belagerten angeschürt, damit die Nachbarn bei Tag am Rauche, bei Nacht am Schimmer ihre Noth erkennen. Heftige Leidenschaft drückt sich auch im erhöhten Glanze des Auges aus, und den Tropus vom feurigen Aug hat Homer mit dem Deutschen gemein.

Eine mächtige Naturerscheinung ist der **Blitz**. Er bietet sich von selbst als Bild dar für etwas Glänzendes in schneller Bewegung. Der stürmende Hektor und der laufende Diomedes leuchten in ihrer blanken Rüstung wie der Blitz des ägishaltenden Zeus. Poseidon, der die Achäer zum Kampfe führt, hat ein furchtbares langes Schwert in der nervigen Hand, das dem Blitze gleicht. Bei diesem Vergleiche kommt die langgezogene Gestalt des Schwertes mit in Betrachtung; noch treffender wäre die Zusammenstellung, wenn er es auch schwänge. Dagegen möchte ich es nicht billigen, wenn der Dichter die im Boden steckenden Lanzen der schlafenden Gefährten des Diomedes weithin leuchten läßt, wie der Blitz des Vaters Zeus leuchtet, weil das Feuer des Blitzes schnell vorüberfährt, jene Lanzen aber stetig an einem Orte funkeln. — Alle Achäer liegen in sanftem Schlaf, nur Agamemnon nicht; denn ihn beunruhigen viele Gedanken. Wie wenn der Gatte der schönlockigen Here blitzt, während er ungeheuern Regenguß oder Hagel oder Schnee bereitet, zur Zeit, wo Schnee die Felder bestreut, oder etwa auch einen verderblichen menschenverschlingenden Krieg ankündigt —

denn der Blitz ist ein Zeichen, das Zeus den Sterblichen gibt —) so oft hintereinander seufzte aus tiefster Brust Agamemnon. In diesem Gleichniß, welches, bloß auf die Wiederholung des Seufzens bezogen, jedenfalls gezwungen wäre, sind noch einige Nebenrücksichten versteckt, die es natürlicher machen. Es liegt darin die Gewitterschwüle der ganzen Lage, das Drohende, Unsichere der Verhältnisse. Des Königs Brust entringt sich Seufzer auf Seufzer; was mag das bedeuten? was bewegt er im Herzen für Gedanken? Dazu in stiller Nacht, wo jeder Blitz sichtbar ist, auch von einem fernen Gewitter. Sodann ist es der König, der so bewegt ist; nicht eines jeden Mannes Seufzen hätte er mit dem Blitze verglichen. — Anders wirkt das Wetterleuchten, anders der gewaltige Wetterstrahl. Wie wenn von einem Schlage des Vaters Zeus die Eiche entwurzelt ist, und ein heftiger Schwefelgeruch davon entsteht und der seinen Muth verliert, der es in der Nähe gesehen hat — denn furchtbar ist der Wetterstrahl des großen Zeus — so fiel Hektors Kraft zu Boden in den Staub. Der vom Aias Steinwurfe niedergestreckte Hektor stellt hier selbst die entwurzelte Eiche dar, nicht etwa den in Schrecken gesetzten Zuschauer, welcher nach des Dichters Gewohnheit nur die zufällige Staffage bildet.

Dem Gewitter ist verschwistert und als Genosse beigegeben der Sturm. Ob auch dem Südländer die meisten Tage in Sonnenbeleuchtung erglänzen, so tosen doch die Gewitterstürme bei ihm noch weit heftiger als in unserer nordischen Nebel- und Regenatmosphäre, und dem Meeranwohner, der die meisten Wege zur See macht, ist der Sturm ein wohlbekannter, wenn auch unlieber Geselle. Dem Sturme geht eine unentschiedene Unruhe des Meeres voran; purpurfarbig, d. h. dunkelviolett, beginnt es zu wogen mit stumpfen Wogen ahnend den entschiedenen Gang pfeifender Winde, und wälzt sich vorher weder hierhin noch dorthin: so schwankend war in seinem Herzen Nestor. — Nun schauert der Westwind darüber und kräuselt es und färbt es schwarz; so sahen die Reihen der Achäer und Troer in der Ebene, dunkel und mit leisem unruhigem Gewimmel. Der Sturm kommt unter dem Donner des Vaters Zeus, auch der

Ebene und mischt sich dann sausend mit dem Meere; da sind viele rauschende Wogen, gewölbt, mit weißem Kamm, vorn die einen und andere hinter diesen; so folgten die Troer aneinander gereiht, vorn die einen, die andern hinter diesen, schimmernd von Erz, ihren Führern. Hier haben wir den Seesturm in seinem eigentlichen Beginnen, wo die Winde erst die Oberfläche uneben machen und eine Menge noch kleiner Wellen entsteht, die man vom Land aus wohl mit einem anrückenden Heere vergleichen kann, Welle auf Welle in dichten Haufen, und ihr weißschäumendes Haupt erglänzt auf dem dunklen Grunde wie die Erzwaffen der Krieger. — Folgendes Bild zeichnet den bereits fortgeschrittenen Sturm. Wie wenn Zephyros die Wolken mit vollem Orkane fortstößt, die der schnelle Notos gebracht hat und stark die hochangeschwollene Woge gewälzt und der Schaum durch die Luft zerstreut wird vom Blasen des eilenden Windes, so wurden zahlreiche Häupter der Mannen von Hektor bezwungen. Das Dahinjagen der Wolken ist hier die Hauptsache. Der Südwind hat sie gebracht, der Westwind fegt sie weg, und die hochgehende See thürmt mächtige Wogen auf, deren Schaum hoch hinauf die Luft durchfeuchtet. Nun dringen die Wogen auch über die Wände des Schiffes herüber, wie die Troer damals über die Mauer der Achäer. Hektor stürzte in den Feindeshaufen hinein, wie eine vom Winde genährte Woge ungestüm in ein Schiff stürzt; das Schiff ist ganz von Schaum bedeckt, und furchtbar saust der Wind in das Segel; es zittern im Herzen die Schiffer vor Furcht, und sind nur wenig entfernt vom Tode; so wurde das Herz von Furcht zerrissen in der Brust der Achäer. Wir haben hier ein doppeltes Gleichniß: Hektor ist die Sturzwelle, die erschreckten Achäer sind die Schiffer. Doch auch ohne Sturm branden die Wogen am Gestad und namentlich an vorspringenden Felsen oder an der Mündung entgegenströmender Flüsse. Die Achäer jauchzen laut auf, wie die Woge am hohen Gestade, wenn der Süd sie hinantreibt, an einer vorspringenden Klippe, welche nie die Wogen verlassen, von mancherlei Winden bewegt, wenn sie daher kommen und dorther. — Aber die Windsbraut fährt auch pfeifend durch das Land hin und jagt in

der dürren Jahreszeit einen großen Staubnebel auf; so stürmte die Schlacht zusammen. Der dichtverworrene Knäuel der Gegner im Handgemenge, durch Kampfesmuth zusammengetrieben, gibt Anlaß zum Bilde der Staubwolke, und den Staub kann man sich in der von der Sonnenglut ausgedörrten Landschaft, wie aus vielen Stellen ersichtlich, nicht arg genug denken. — Die Troer und Achäer stürzten unter schrecklichem Geschrei aufeinander; nicht tost so laut die Woge ans Land, die vom Meer aus aufgeregt wird durch das heftige Wehen des Boreas, noch saust so stark der Wind in den hochwipfligen Eichen, wenn er hastig zürnend daherfährt.

Die Stürme sind im Süden mit gewaltigen Regengüssen verbunden, und der volle Waldstrom führt viele dürre Eichen und Fichten mit sich; er reißt die Dämme nieder, auch die Mauern der grünenden Felder leisten nicht Widerstand, wenn er so plötzlich kommt, und viele schöne Arbeiten der Jünglinge sind vernichtet. Wie solch ein Waldstrom stürmten Diomedes und Aias durch die Ebene. Die heiße Sonne freilich trocknet bald wieder den Boden aus. Argos heißt das durstige. Aber nicht allein der Regen, auch der schmelzende Schnee füllt die Flüsse. Es ist hier nicht die Rede von Schnee, der den ganzen Winter die Erde bedeckt: der Westwind hat ihn herabgeschüttet; der Ostwind ihn geschmolzen — dies wirft einen Lichtstrahl auf die klimatischen Verhältnisse jener Gegenden — durch sein Schmelzen füllen sich die strömenden Flüsse; so schmolzen die schönen Wangen der Thränen vergießenden Penelope, die ihren daneben sitzenden Mann beweinte. Wir würden ähnlich sagen: sie wär ganz aufgelöst in Thränen. Der Vergleich ist übrigens nicht ganz nach unserem Geschmack; er ist uns zu kalt und gemüthlos und gehört unter jene von mir schon öfter berührten Bilder, bei denen zwar der Vergleichungspunkt richtig ist, aber die entsprechende Stimmung fehlt. Der Schnee, als ein fremdartiger lästiger Gast der Berge, mag schmelzen; aber die Anmuth von Penelopes Angesicht, sein natürlicher Schmuck und Liebreiz, erregt, wenn sie auch nur auf Augenblicke schwindet, unsere schmerzliche Theilnahme. Passender stellt der Dichter die Menge der Schneeflocken mit der

die fliegenden Geschosse zusammen, wie wir gesehen; ferner den schnellen Flug der Zeit mit dem schnellen Falle des Schnees, oder des kalten *Hagels*, welchen Boreas herabwirft, endlich die Wortfülle, die dem beredten Odysseus entströmt, mit den Schneeflocken im Winter.

Die *Wolken* in ihrer Ruhe oder Bewegung sind ein augenfälliger Gegenstand poetischer Vergleichung. Bei stiller Luft lagern sie ruhig um die Scheitel der Berge; wenn aber die Winde sich erheben, breiten sie sich rasch aus über den weiten Himmel. Die Achäer fürchteten die Troer nicht, sondern blieben, gleichend den Wolken, welche Kronion hingestellt hat aufs hohe Gebirg, unverrückt, so lange die Kraft des Boreas schläft und die der andern gewaltsamen Winde, deren Wehen die schattigen Wolken pfeifend auseinanderstreut. So kommt oft vom Olympos aus dem göttlichen Aether, d. h. aus der hohen Luft, — denn der Olympos wird als ein sehr hoher Berg gedacht, auf welchem die Götter wohnen, die leichtlebenden, deren Athem nicht durch den Druck unserer Atmosphäre beschwert wird — eine Wolke herein in unsern Himmel, wenn Zeus Sturm ausbreitet. Solch eine einzelne wetterschwangere Wolke bietet sich häufig dem unbegrenzten Blick auf das Meer an des Horizontes Saume unter dem Wehen des Westwindes; der Hirt auf den Bergen weiß, was sie im Gefolge hat, und treibt seine Thiere in eine Höhle. Die Luft erscheint dunkel von den Wolken, wenn nach der Hitze ein heftiger Wind sich erhebt; so erschien dem Diomedes der eherne Ares, als er im Gewölk in den weiten Himmel ging. Ich denke: Ares hatte sich in ein dunkles Gewölk gehüllt und war in diesem dem Diomedes nicht mehr sichtbar; in der Wolke fuhr er auf zum Himmel — wie ja dem Dichter die Vorstellung ganz geläufig ist, daß Götter oder Menschen von Wolken umgeben werden. Aber es ist der furchtbare Kriegsgott; so umhüllt ihn schwarze Wolkennacht.

Solch ein Gewölk wirkt als dicker *Nebel*, den der Dichter ebenfalls zur Vergleichung herbei zieht. Wie auf den Scheitel eines Berges Notos einen Nebel herabgeschüttet hat, unlieb den

Hirten, aber besser für den Dieb in der Nacht, und man nur sehen kann auf die Weite eines Steinwurfs; so erhob sich ein dichter Nebel unter ihren Füßen. — Den Nebel sieht man nur auf Steinwurfsweite; dagegen wenn ein Mann auf einer Warte sitzend in luftige Ferne über das weinfarbige Meer hinschaut, so ist die Schweite ungeheuer; und solche Sprünge machten die Rosse der Here. Ich mache hier zugleich aufmerksam auf den Ausdruck „weinfarbiges Meer.“ Die dunkelviolette Farbe des Weines entspricht häufig der Färbung des Meeres im Süden; besonders im Abenddämmer, wo es purpurn aufglänzt. Dergleichen schmückende Beiwörter sind immer scharf und genau zu nehmen und dienen als schöne malerische Beigabe. So eben auch das „purpurne“ oder das „veilchenfarbige“ Meer oder das „luftgleiche,“ ein Beiwort, welches auf Fernsicht berechnet ist, wo Meer und Luft für das Aug ineinander schwimmt; der „breite Rücken“ des Meeres, wenn die Wellen ruhen und die ungeheure Masse dem Blicke wie gewölbt erscheint; das „ungeheuerliche“ Meer; denn es erweckt Grausen, wie ein Ungethüm, und hinwiederum die „göttliche“ Salzflut, weil es, wie alles den Sinnen Unfaßbare, Ehrfurcht erregt. Aehnlich verhält es sich mit einer Menge bildlicher Ausdrücke, welche andern Dingen als stehende Zierde beigegeben sind, Ausdrücke, die ungemein viel dazu beitragen, die Rede zu verschönern, ohne der Ruhe zu schaden. Ich erwähne z. B. das Wort „ehern“ in seinen verschiedenen und mannigfaltigen Beziehungen. Der „eherne Himmel“ hat sich bei uns längst eingebürgert; Homer sagt auch der eiserne, wie er in übertragener Bedeutung auch ein eisernes Herz hat. Für den Ausdruck „eherne Stimme“ haben wir einen ähnlichen, indem wir von einer metallenen reden; er kennt aber auch einen „ehernen Schlaf,“ womit er einen festen, tiefen bezeichnet. Was ist der „purpurne Tod“? Etwas Aehnliches wie „die schwarze Wolke des Todes“ — vergl. die schwarze Wolke des Schmerzes, die schwarze Todesgöttin — und doch nicht ganz das Nämliche. Die Purpurfarbe, das Dunkelviolette, entsteht, wenn das warme Sonnenlicht geschieden ist und die schwarze Nacht, die im Süden nicht so lange

zögert — daher die jähe Nacht — eben hereinbricht; da zeigt sich die Purpurfarbe auf dem Meere wie am Himmel, und so bezeichnet der purpurne Tod eben auch den Moment des plötzlich scheidenden Lebens, der sich losreißenden Seele.

Den Regenbogen, eine so prachtvolle und häufige Naturerscheinung, hat Homer ein einziges Mal zum Gegenstand eines Vergleichs gemacht, um die Art zu bezeichnen, wie Athene unter das Volk der Achäer kam. Wie wenn Zeus den purpurnen Regenbogen den Sterblichen vom Himmel herab ausspannt, daß er ein Zeichen sei entweder von Krieg oder von frostigem Winter, der die Menschen zwingt vom Ackerbau abzulassen und die Herden schädigt, so fuhr Athene in eine purpurne Wolke gehüllt unter das Volk der Achäer. Zwei Punkte sind es, die er hier zugleich anschaulich macht: die Farbe der Wolke und die Schnelligkeit der Erscheinung. Merkwürdig aber ist uns die symbolische Auffassung des Regenbogens; wir nehmen ihn, durch die biblische Erzählung wie durch die Zeit seiner Erscheinung nach dem Regen gewöhnt, für ein glückliches Friedenszeichen, Homer aber, wie wir sehen, für ein banges Zeichen einer schweren Zukunft. Und doch hat die Göttin Iris, die Ueberbringerin höherer Befehle, von seinen Eigenschaften nur die der Schnelligkeit.

Das Gewölk, das den Himmel umdüstert, zerreißt nach dem Regen; aber oft lagert eine dichte Wolke auch nur um den Scheitel eines hohen Berges und hüllt den Beschauer der Welt, der dort oben seinen Standpunkt genommen hat, in dunkeln Nebel; auf einmal setzt der Wolkenversammler Zeus die Wolke in Bewegung, und alle Warten und Höhen und Thäler werden sichtbar und der unendliche Aether bricht durch; so athmeten die Danaer ein wenig auf, nachdem sie die Schiffe vom feindlichen Feuer befreit hatten.

Auch das Erdbeben, die schrecklichste aller Naturerscheinungen, wird an einer Stelle angezogen. Die Erde, heißt es, seufzte laut unter den Füßen des schreitenden Heeres, wie wenn der Donnerer Zeus grollt, wann er die Erde peitscht um den Typhoeus bei den Arimern, wo das Bette des Typhoeus sein soll. Es kann dies

schwerlich von einem bloßen Gewitter verstanden werden. Blitz und Donner hatte man genug im eigenen Lande; wozu brauchte man das der Arimer und den Typhoeus zu erwähnen, jenen Riesen, der ein Symbol des Vulcanismus ist, wenn nicht eine vulcanische Erscheinung bezeichnet werden sollte?

So beobachtet und benützt Homer die wechselnden Vorgänge und bleibenden Eigenschaften der elementaren Natur in den verschiedensten Gestalten zur Darstellung menschlichen Waltens, und wäre es mir um Vollständigkeit zu thun, so könnte ich noch manches, was er von Quell und Fluß, von Wind und Rauch, von Berg und Fels, von Stein und Eisen beibringt, hier aufzählen. Aber wir wollen nicht allzuweitläufig uns in diesen Einzelnheiten ergehen und lieber einen Blick auf das Organische werfen, und zwar zunächst auf die Pflanzenwelt.

Nicht mit Unrecht behauptet man von den Griechen, sie hätten mehr Freude gehabt an Mensch und Thier als an den stillen Reizen des Vegetativen, und die Landschaftspoesie habe so wenig als die Landschaftsmalerei sich eine hohe Stellung errungen. Indeß hat Homer doch die Gelegenheit Scenen anmuthigen Pflanzenwuchses zu schildern keineswegs vorübergehen lassen, wie die Umgebung von Kalypsos Grotte, der Garten des Alkinoos und der des Laertes beweisen. Um sich nach Art der Modernen sentimental in Baum und Blume zu verlieben oder das Waldesdickicht zur Heilung von den Ansteckungen und Wunden durch die menschliche Gesellschaft als ein Bad aufzusuchen; dazu war er zu kerngesund. Allerdings klingt auch in seiner Poesie mitunter ein melancholischer Ton an; auch ihn hat es die Erfahrung gelehrt, daß der Mensch das mühebeladenste unter allen Geschöpfen sei, die auf Erden athmen und wandeln; aber der Hochmuth, der sich verstimmt und beleidigt von den schnöden Menschen zurückzieht, und der einsiedlerische Trieb, der den Verkehr mit Seinesgleichen als sündhaft meidet, lag weit ab von seinem energischen Stamm und thatenfrohen Zeitalter. Ferner stellt die epische Poesie das menschliche Leben in seiner Bewegung dar; das Pflanzliche aber ist ruhend, soweit es nicht von fremden Ele-

menten geschildert oder gestört wird. Daher hat es für den Epiker wenig Beziehungspunkte, und Gleichnisse aus seinem Gebiete sind auffallend selten. Die Blätter und Blüthen im Lenze dienen gleich dem Sande zum Bild einer grossen Menge und in einem bekannten hochberühmten Gleichnisse zur Versinnlichung der Vergänglichkeit und des Wechsels der Generationen in unserem eignen Geschlechte: Wie das Geschlecht der Blätter, so ist auch das der Männer; die einen Blätter weht der Wind auf die Erde, und andere erzeugt der sprossende Wald, wenn die Frühlingszeit herankommt; so das Geschlecht der Männer: das eine wächst, das andere verschwindet. Das tiefe Saatfeld mit seinen wogenden Aehren, über welche der Wind fährt, bildet einen Vergleich zu einer bewegten Volksversammlung, die frischaufstarrenden Aehren, welche der Thau befeuchtet hat, zu der in einem Menschen aufquellenden Herzensfreude. Der Baum ist das Symbol des Feststehenden, wie die Säule, und unter den Bäumen wieder vor allen die Eiche. Polipötes und Leonteus standen unter dem Lagerthor als Wächter; wie hochwipflige Eichen, welche alle Tage dem Winde Stand halten und dem Regen, mit grossen mächtigen Wurzeln ausgestattet, so hielten beide, auf ihre Arme und ihre Kraft vertrauend, dem herankommenden grossen Asios Stand und fürchteten sich nicht. Aber wenn nun so hohe Bäume wie Eichen, Pappeln, Fichten gefällt sind, so liegen sie lang ausgestreckt da, wie die niedergeworfenen Heroen, und der Krieger sinkt mit der Todeswunde hin, gleich der Esche, die auf dem Gipfel eines weitsichtbaren Berges vom Beile umgehauen ihre zarten Blätter auf die Erde sinken lässt. Wie, wenn Ost- und Südwind mit einander kämpfen in den Thälern des Gebirgs, um den tiefen Wald zu schütteln, die Buche und Esche und schlanke Kornelle mit furchtbarem Sausen, und die brechenden krachen, so sprangen die Troer und Achäer gegeneinander.

Ein recht liebes, gemüthliches Bild gibt ein junges Bäumchen, das von der sorgenden Hand des Gärtners gepflegt, grünend und blühend dasteht, wie ein hoffnungerweckendes Menschenkind in prangender Jugend. So schoss Achilleus auf unter der mütterlichen

Pflege der Thetis, und die schlanke Nausikaa vergleicht Odysseus, als er wie geblendet von ihrer königlichen Gestalt in sinniger Rede um ihre Gunst wirbt, mit einem jungen Palmbaum, den er einst in Delos neben dem Altar Apollos gesehen. Die heilige Insel, der heilige Altar des Dichtergottes und die Spezialisirung des Bäumchens gilt mir im Munde des klugen Mannes für keinen müßigen Zusatz. Weibliche Schönheit übt bei ihrem ersten Erscheinen einen Zauber, wie er vom Heiligen ausgeht; sie hebt und beruhigt das Herz; füllt es mit stiller Andacht und macht den Nüchternen begeisterungstrunken, daß er weissagen möchte, wie der Seher Apollo.

Von Vergleichen mit Blumen sind der homerischen Poesie zwei Ausdrücke sehr geläufig: das „veilchenfarbige Meer" und die „rosenfingrige Morgenröthe," ein Beiwort, welches dem Beobachter des nebellosen Frühhimmels ein reizendes Schauspiel in die Erinnerung ruft. Ziemlich lange bevor die Sonne ihre Strahlen sichtbar uns entgegenschießt, sendet sie von ihnen ein rosenfarbenes Abbild fächerartig gestaltet wie ausgebreitete Finger über den Himmel. Diese Morgenröthe ist gemeint, nicht etwa der rothe Schimmer an Wolken, der mit Fingern gar keine Aehnlichkeit hat. — Der sterbende Gorythion ließ das Haupt nach der einen Seite sinken wie im Garten der Mohn, welcher schwer ist von Frucht und Frühlingsregen. — Ein recht bezeichnendes Bild geben die aneinanderhängenden Dornen, welche Boreas im Spätherbste durchs Feld jagt, um es anschaulich zu machen, wie die Winde den Floß des Odysseus dahin und dorthin durchs Meer trieben. Die Aehnlichkeit liegt hier nicht allein in der Widerstandlosigkeit von beiden; auch die Gegenstände sind sich ähnlich: die ineinander verfilzten Dornen und der zusammengeklammerte, der Ruder, des Mastes und des Segelwerkes beraubte Floß, beides ein gleich trübseliger Anblick. — Das letzte der Pflanzenwelt entnommene Bild, welches ich anzuführen vermag, ist die etwas bizarre Zusammenstellung des Leibrockes des Odysseus mit der Schale einer getrockneten Zwiebel; so sanft war er, d. h. so sanft anzufühlen, so wenig rauh, von feinem Zeuge.

So spärlich bedacht wir das Pflanzenleben sehen, in so reicher Menge treten dagegen die Thiere auf, aus allen Geschlechtern des animalischen Reiches, wilde und zahme, große und unscheinbare. Kein Wunder; denn die menschlichen Triebe und Leidenschaften spiegeln sich allesammt im Thiere wieder, bis hinauf, wo sie ans Sittliche streifen, nur daß die Eigenschaften, die wir Menschen vereint besitzen, unter die verschiedenen Thierarten nach mannigfachen Abstufungen vertheilt sind. Dazu tritt die Thierwelt dem Menschen entschieden gegenüber als selbständig mit bestimmten Strebungen; sie wirkt auf uns als Räuber, Feind, Freund oder Knecht, regt uns an zu Aeußerungen der Nothwehr, zur Sorge für ihre Erhaltung und Mehrung, fesselt durch ihre Menschenähnlichkeit unsere Theilnahme, durch ihre Eigenart unsere Aufmerksamkeit und weckt unsere Erfindsamkeit, Kraft und Thätigkeit. Lange vorher, ehe der Erdensohn aus der Scholle das Brot zog, das Mark der Männer, trat er zum Thier in das Verhältniß des Gegners und des Herrn als Jäger und Hirt; Gefahr und Bedürfniß nöthigten ihn mit Speer und Knittel für seine Existenz zu kämpfen und zu wachen, und noch heute, wo die Gabe der Demeter ihn an das Stückchen Boden fesselt, das er sein nennt, schweifen die beiden freiern urältesten Stände durch Wälder und Auen. Aber es gibt noch eine weit größere Menge von Thieren, welche nicht unmittelbar mit uns in Berührung kommen, sondern nur mehr gelegentlich interessiren und unsere Beobachtung herausfordern; überall wimmelt in Luft und Strauch, in Sand und Flut eine unendliche Fülle des Lebens, weckt, schädigt oder erfreut uns aus Nähe und Ferne der Vogel, der Wurm, der Fisch: flattert über unsern Häuptern, kriecht zwischen unseren Füßen, schwimmt mit zierlicher Leichtigkeit in einem uns unheimlichen Elemente. Die Bewohner der Wasser und Lüfte verschmähen die Sklaverei bei den Menschen; jene umgaukeln die Götter der Tiefe in freier Lust, diese fliegen im Dienste des Vaters Zeus über uns zur Rechten oder Linken hin als stille weissagende Boten der Zukunft. Im alten Glauben an die Prophetie des Vogelfluges liegt eine tiefreligiöse Anschauung. Fragend blickt der

Mensch zum ehernen Himmel, wenn die Gründe zu einem eigenen Entschluß nicht mehr ausreichen. Was soll die gleichstehenden Wagschalen in Bewegung setzen, als etwa eine Stimme des Donners, ein Zucken des Blitzes in der Höhe, oder die plötzliche Erscheinung eines jener uns fremden Wesen, welche als Bewohner der Luft den Sitzen und Berathungen der Seligen näher und vermöge ihrer schnellen Bewegung zu Götterboten geschickt sind? So tritt das unendliche Reich der Thiere an den Natursohn von allen Seiten heran und bringt sich ihm selbst auf jedem Schritt in Erinnerung, und ein Volksdichter, der die Thaten und Leiden der Vorfahren einem lauschenden Hörerkreis erzählte, hatte überall Anlaß seinen Bericht mit solchen Bildern zu schmücken.

Wenn er den muthigen, ausharrenden, kampflustigen, todeskühnen Helden vorführte, so gedachte er zunächst an den Löwen, mit welchem der Jäger und Hirte so oftmals auf Tod und Leben zu kämpfen hatte. Ich habe die zahlreichen Löwenbilder früher vorgeführt und brauche sie nicht zu wiederholen. Auch der Eber ist ein starker, furchtloser Geselle, ein Schrecken der Begegnenden, wenn er zürnt. Diomedes und Odysseus tödteten, wieder umgewendet die Troer, wie wenn zwei Eber trotzigen Muthes unter die Jagdhunde stürzen. Idomeneus hielt Stand, wie ein Eber, vertrauend auf seine Stärke, der die lärmende Menge der Männer erwartet, welche auf ihn anrückt, an einem einsamen Platze; er sträubt den borstigen Rücken empor, die Augen leuchten von Feuer, er wetzt seine Zähne, begierig die Hunde und Männer abzuwehren. — Die Troer umdrängten Odysseus und schlossen ihr eigenes Unheil in ihre Mitte. Wie wenn Hunde und blühende Jünglinge den Eber umstürmen; er kommt hervor aus dichtem Gehölz, wetzend den weißen Zahn im biegsamen Rüssel; sie rennen um ihn her, und seine Zähne knirschen; sie bleiben, so schrecklich er ist; so stürmten damals die Troer um Odysseus. — Auch der Panther steht dem Jäger und seiner Meute; er zagt nicht und flieht nicht, wenn er das Gekläffe hört, und ist er auch verwundet vom Spieß, er vergißt seine Stärke nicht, bis er zusammengeschossen und bezwungen,

ist. Wölfe sind ein Schrecken der Hirsche, die ihnen zur Beute werden, und der Lämmer oder Böckchen, die etwa in den Bergen durch den Unverstand des Hirten von der Herde getrennt sind; sobald sie das sehen, rauben jene die kraftlosen Thiere. Andere Vergleiche mit Wölfen habe ich bereits früher angezogen. Ueber ein gefallenes Stück Wild machen sich die rothbraunen Schakale her, es zu verzehren. Es gab in den Bergen auch gefährliche Schlangen; Homer nennt sie Drachen; wer einen sieht, der geht zurück; Zittern befällt seine Glieder, und Blässe überzieht seine Wangen; so zog sich Paris zurück vor Menelaos. Nachdem er böse Kräuter gefressen, erwartet der Drache an seiner Höhle einen Mann; furchtbarer Grimm hat ihn erfaßt; schrecklich blickt er umher, sich windend an der Höhle; so wich Hektor, der Mann von unermüdlicher Kraft, nicht zurück, sondern lehnte den Schild an einen vorspringenden Thurm und wartete. — Statt zu individualisiren bleibt der Dichter zuweilen beim allgemeinen Begriff eines wilden Thieres stehen; denn die Eigenschaften, welche in Vergleich kommen, sind doch allen gemeinsam. Oft wechselt ein solches Thier nur Schritt um Schritt, wenn es dem Menschen ausweicht, sich scheu umsehend, wie Aias, als er Knie um Knie tauschend sich von den Troern zurückzog. In tiefer Nacht kommen ein paar dergleichen Unholde, wenn kein Wächter da ist, plötzlich und jagen eine ganze Rinder- oder Schafherde vor sich her; ein andermal flieht die Bestie, wenn sie ein Unheil angestellt, einen Hund oder Hirten bei den Rindern getödtet hat, bevor die Schar der Männer sich gesammelt.

Muthige Raubthiere wohnen nicht allein in Wäldern; die Luft hat gleichfalls ihre gefürchteten Helden. Der braune Adler, der König der obern Regionen, stürzt sich auf die Schar der Vögel, die am Flusse weiden, der Gänse, Kraniche oder langhalsigen Schwäne; er ist ein Jäger, der stärkste und schnellste der Vögel und zugleich der scharfsichtigste, dem in der Höhe nicht der Hase verborgen bleibt, welcher im laubigen Busche liegt, und er stürzt sich auf ihn, packt und beraubt ihn des Lebens. Durch die schwarzen Wolken dringt er in die Ebene, um ein zartes Lamm zu rauben.

Ihm gleicht an Schnelligkeit und Mordgier der *Habicht*, der Taubenmörder. Vom steilen Felsen, auf dem er saß, hat er sich erhoben und stürzt über das Feld hin, einen andern Vogel zu verfolgen; Dohlen und Staren fliegen vor ihm davon. Oft stehen zwei *Geier* mit krummen Krallen und Schnäbeln auf einem hohen Felsen und kämpfen miteinander unter lautem Geschrei. Odysseus und Telemachos stürzen auf die Freier, wie Geier, die aus dem Gebirge gekommen sind, auf die Vögel. Diese ducken sich und fliegen nahe der Erde; aber die Geier fahren auf sie los und tödten sie; da gibt es weder Wehr noch Flucht, und die Männer freuen sich über die Jagd, — offenbar als bloße Zuschauer, nicht aber, wie man gemeint, als hätten sie junge Geier zur Vogelbeize abgerichtet und als fiele ihnen die Beute zu. In Todesangst schreit die Schar von Staren und Dohlen, wann sie den *Weih* kommen sehen, der den kleinen Vögeln den Untergang bringt. Er schießt in den Bergen der schüchternen Taube nach; sie entschlüpft ihm auf die Seite; er aber setzt ihr mit scharfem Geschrei heftig zu, und sein Herz gebietet ihm, sie zu fangen.

Auch die stummen *Fische* kennen ihre Räuber. Vor dem mächtigen *Delphin* fliehen die andern Fische in die Schlupfwinkel des Hafens aus Furcht; denn er verschlingt jeden, den er gepackt hat; und die *Möve*, die um die weiten Busen des Meeres schweift, benetzt auf der Fischjagd ihr dichtes Gefieder mit Seewasser. Alle diese Thiere haben eine natürliche Beziehung zu Krieg und Kampflust; mitunter auch versinnlichen sie nur den Begriff der Schnelligkeit, wie wenn Athene sich entfernte, gleichend einem *Seeadler*, oder wie der langgeflügelte hellschreiende Vogel *Harpe*, den wir nicht näher zu bestimmen vermögen, durch den Aether vom Himmel herabfuhr, oder Leukothea in die wogende See hinabeilte wie der *Tauchervogel*.

Selbst das schwärmende *Insektenvolk* hat unter sich einige kecke Geschlechter, welche starke Thiere in die Flucht jagen, mit beharrlich fortgesetztem Angriff ihre Beute suchen und mit Wuth ihre Familie schützen. Die Freier der Penelope fliehen durch den Saal

wie Kühe der Herde, welche die Bremse herumtreibt zur Frühlingszeit, wenn die Tage lang sind. Die Myrmidonen strömten heraus gleich den Wespen am Wege, welche kindische Knaben zu reizen gewohnt sind; dadurch bereiten sie vielen ein gemeinsames Unheil; denn kommt nun ein Wanderer vorüber, und setzt sie ohne seinen Willen in Bewegung, so fliegt der ganze Schwarm tapfern Muthes hervor und vertheidigt seine Kinder. So verlassen auch die Bienen ihre Felsenhöhle nicht, sondern bleiben und wehren sich für ihre Brut gegen die Jäger. Wenn man die Mücke auch abzuwehren sucht, so trachtet sie unablässig darnach, zu stechen, und ein Hochgenuß ist ihr Menschenblut. Mücken sind ein gieriges Volk; sie summen in der Meierei umher an den vollen Melkeimern zur Frühlingszeit, wann Milch die Gefäße netzt, ohne Ablaß, wie die Krieger den Leichnam Sarpedons umschwärmten. Wespen, Bienen, Mücken dienen aber zugleich zur Darstellung unruhig sich fortbewegender Menschenschwärme, die zur Volksversammlung oder zum Kampf eilen. So auch die Schwärme der geselligen Vögel, der Gänse, Schwäne und Kraniche. Eine große Schar zieht, selber lautlos dahin, zumal von barbarischen Völkerschaften, wie hin und wieder das Heer der Troer gegenüber den wohldisciplinirten Achäerscharen bezeichnet wird. Die Troer zogen heran unter Lärm und Geschrei wie die Vögel; wie das Geschrei von Kranichen unter dem Himmel ist, welche, nachdem sie den Winter und den unendlichen Regen entflohen sind, mit Geschrei nach den Strömungen des Okeanos fliegen, den pygmäischen Männern Mord und Verderben bringend, und in dämmeriger Frühe den bösen Streit beginnen.

Wir haben, nebenbei gesagt, hier eines der wenigen Gleichnisse, in welchen mit Naturbeobachtung ein mythischer Zug in Verbindung gebracht ist. Ein zweites ist jenes oben angeführte Gleichniß, in welchem die Erde seufzt unter dem Zorne des Zeus, wenn er geißelt das Land um Typhoeus. Außer diesen beiden erwähne ich noch das schöne Gleichniß von der Nachtigall. Wenn die Nacht gekommen ist, und alle Menschen der Schlaf ergriffen hat, liegt Penelope auf ihrem Lager, und bittere Sorgen nagen ihr

am Herzen. Wie wenn die Tochter des Pandareos, die grüne — es gibt eine solche — Nachtigall, schön singt im jungen Frühling, sitzend im dichten Laube der Bäume, wie sie wechselnd ihre tonreiche Stimme ausströmt, beklagend ihren Knaben, den lieben Itylos, den sie einst unbedachtsam mit dem Erze tödtete, den Sohn des Herrschers Zethos, so wurde auch ihr Herz zwiespaltig bewegt, dahin und dorthin. Der Schlag der Nachtigall mit seinen mannigfachen Wandlungen und seinen tief hervorgeholten und langgezogenen Tönen dünkte den Griechen der Ausdruck schmerzlichster Bewegung, und so heftete sich an dieselbe die Sage, als sei sie eine verwandelte Mutter, die ihren Sohn beweint, welchen sie selbst getödtet habe.

Auch sonst bleibt der Ton nicht unbeachtet, wenn gleich häufiger das Auge Gelegenheit zu Vergleichungen findet. Die Sehne des von Odysseus losgeschossenen Bogens gab einen schönen singenden Ton, wie die Schwalbe. Die Alten, die auf dem skäischen Thore saßen, waren gute Redner, den Cicaden gleich, welche im Wald auf einem Baume sitzend ihre lilienhafte, d. h. zarte, Stimme ertönen lassen. Man bedenke, es waren Greise, denen keine eherne, unverwüstliche Stimme mehr zur Verfügung stand; sie sprachen leise, aber lieblich, wie die Grille zirpt. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die Griechen an dem eintönigen Schrillen, welches die Cicaden mit ihren Flügeldecken hervorbringen, Geschmack fanden. Wenn in der Mittagshitze des Sommers alle Sänger des Feldes oder Forstes schweigen, und tiefe Stille brütend über der Flur lagert, so erregt der monotone, geschäftige, leise Ton einer Grille dasselbe friedliche Wohlbehagen wie das Rieseln eines Baches, das ferne Klappern einer Mühle, das Summen eines vorüberfliegenden Käfers. — Nicht ganz passend dürfte folgender Vergleich sein: Als Telemachos und Odysseus sich erkannten, schrien sie weinend hell auf, heftiger als Vögel, Seeadler oder krallentragende Geier, denen Landleute ihre Jungen ausgenommen haben, bevor sie flügge geworden sind. Dem Bilde fehlt die Stimmung; denn dort ist das Weinen Folge der Freude, hier des Schmerzes. — Here und

Athene gingen in ihrem Schreiten ähnlich den trippelnden Tauben. Ich verstehe darunter die schnellen, kurzen Frauentritte, gegenüber dem häufig vorkommenden Weitausschreiten der Männer. Als Here der Artemis Köcher und Pfeile um die Ohren geschlagen hat, flieht diese, wie eine Taube in ein Felsenloch fliegt vor dem Habicht. Das Fliegende ist ein Bild des schnell Vorüberschwindenden, daher auch ein stehender Ausdruck: „die geflügelten Worte“ und auf der andern Seite von einem Worte, das man im Herzen bewahrt: „es entfloh ihm das Wort nicht.“

Der Vogel mit der elterlichen Sorge für seine Brut ist ein rührender Gegenstand menschlicher Beobachtung. So viel heiliges Naturgefühl in einem so kleinen Körper; Vater- und Mutterliebe bis zur Entsagung in Wesen, die uns im Uebrigen so fremd stehen! Zwei Vögel, die ihr Nest bauen und dann ihre Jungen mit zugetragenem Futter ätzen, die sie bei annahender Gefahr bang umflattern oder mit ihren Flügeln decken, sind ein Wiederspiel menschlicher Häuslichkeit, menschlich zarter Liebesmühe. Wie der Vogel, sagt Achilleus, den unbefiederten Jungen einen Bissen, den er gefunden, bringt, obschon ihm selbst nicht wohl ist, so habe ich viele schlaflose Nächte zugebracht und blutige Tage durchgearbeitet im Krieg, kämpfend mit Männern, wegen der Gattinnen jener. In diesem Bilde spricht sich des Dichters Sympathie mit humanen Empfindungen der Thiere aus, die auch anderweitig in rührenden Zügen mancher Erzählung zu Tage kommt, wie wir bald sehen werden. Hier erinnere ich nur noch an die bekannte Weissagung des Kalchas: Wir brachten an einer Quelle, sagt Odysseus, auf heiligen Altären den Göttern vollzählige Hekatomben dar unter einer schönen Platane, wo herrliches Wasser floß. Da erschien ein großes Zeichen. Ein entsetzlicher am Rücken blutfarbiger Drache, den der Olympier ans Licht sandte, fuhr unter dem Altare hervor und schwang sich auf die Platane. Da war die Brut des Sperlings, unmündige Kinder, oben im Wipfel, geduckt unter das Laub, acht an der Zahl, die neunte aber war die Mutter, welche die Kinder gebar — man beobachte die menschlichen Bezeichnungen: Mutter, Kinder, unmün-

dige Kinder, gebär. — Da fraß der Drache die jammervoll zwitschernden; sie aber, die sie klagend umflatterte, umschlang er und packte sie beim Flügel. Aber nachdem er die Kinder des Sperlings verzehrt und die Mutter u. s. w. Ich erinnere hier an das Mutgefühl der Hindin und der Löwin in den Gleichnissen, die ich schon früher beigebracht habe.

Nahe gehen dem Sohn der Natur vor allen diejenigen Thiere, die seiner Pflege und Obhut anvertraut sind, mit denen er täglich verkehrt, deren gemüthliche Lebensäußerungen er zu gewahren durch den Umgang selbst veranlaßt wird. Wie Schafe in dem Gehöfte eines begüterten Mannes zu Tausenden stehen, weiße Milch darbietend, und unablässig blöken, wenn sie die Stimme der Lämmer hören, so hatte sich Kriegsgeschrei der Troer durchs weite Lager erhoben. Dieser Vergleich ist mehr äußerlich und bezeichnet nur das Ununterbrochene der erhobenen Stimmen. Agamemnon durchschritt die Reihen der Männer wie ein Widder, der durch die Herde weißer Schafe hinschreitet; dem Aeneas folgten die Mannen, wie dem Widder die Schafe von der Weide zur Tränke folgen. Dies Gleichniß leidet aber an einem Fehler, indem es durch ein zweites verdorben ist; denn Aeneas, der eben erst Widder war, wird nun zum Hirten gemacht, der über die Folgsamkeit der Herde sich freut. Menelaos ging um den todten Patroklos herum, wie um das Kalb die Mutter, die zum erstenmal geboren, die wimmernde, die früher nichts wußte vom Gebären. Die ängstliche Sorge um den Theuern, den er unvermuthet gefallen sah, dessen Leib zu schützen ihn seine liebende Bekümmerniß antrieb, liegt in diesem sprechenden Bilde. — Wie wenn Kälber im Feldgehege den Kühen der Herde, die auf die Düngerstreu gekommen sind, nachdem sie sich an dem Futterkraut gesättigt haben, alle zugleich entgegen springen, und die Horden sie nicht mehr halten, sondern unausgesetzt blökend laufen sie um die Mutter, so strömten die Genossen um den Odysseus, als sie ihn wohlbehalten von der Kirke zurückgekehrt sahen. Wie ließe sich der Ausdruck der Freude deutlicher malen?

Aber auch draußen auf den Bergen begegnen wir den Rin-

dern; dort ist der Ochse minder fügsam; die Freiheit hat ihn entwöhnt, sich in den Willen des Hirten freiwillig zu schicken; sie müssen ihn mit Stricken binden und den zuckenden gewaltsam fortführen. Ganz anders im Dienste, wo die Thiere ihrer Kraft vergessen haben und wie Knechte für den Herrn arbeiten, der das Futter gibt. Einmüthig ziehen da die weinfarbigen, d. h. rothbraunen, Ochsen im Neubruch den Pflug; hinter den Hörnern dringt ihnen der Schweiß hervor; nur das Joch trennt sie, während sie die Furche abwärts streben, und der Pflug durchschneidet das Stück Ackerland. Der Mensch ist des Ochsen zwiefacher Feind; hier benützt er seine Kraft, dort nimmt er ihm mit scharfem Beile das Leben, durchhaut ihm hinter den Hörnern die Muskeln des Nackens, daß er einen Sprung vorwärts thut und dann zusammenstürzt. Es scheint, daß man in der Absicht sie zu schlachten die Ochsen häufig an eine Krippe stellte, und während sie sorglos die Köpfe zum Fressen gesenkt hielten, den tödtlichen Streich führte. So sagt wenigstens Agamemnons Schatten zu Odysseus, Aegisthos habe ihn mit dem heillosen Weibe getödtet, nachdem er ihn in sein Haus geladen und bewirthet, wie mancher einen Ochsen an der Krippe tödtet. Hippodamas, von Achilleus getroffen, hauchte das Leben aus und stöhnte wie ein Stier, den Jünglinge schleppen, am Altare Poseidons. Das Brüllen des Stromes Skamandros, der die Todten auswirft, könnte auch nach unserer Bildersprache mit dem Brüllen eines Stieres verglichen werden. Seltsam aber erscheint uns der Ausdruck „brüllen“ von den knarrenden Thoren des Lagers; auch die Thüren der Kammer, aus welcher Penelope den verhängnißvollen Bogen zu holen im Begriff ist, brüllen so laut auf, wie ein weidender Stier auf der Wiese. Die Thüren mit Baumöl einzuschmieren, um das nervenangreifende Geräusch derselben zu beseitigen, war also wahrscheinlich bei jenen Menschen nicht der Brauch, die noch lange nicht wußten, daß sie überhaupt Nerven besaßen.

So geläufig dem Dichter die Bilder aus dem freien Leben des wilden Ebers sind, wie ich bereits früher gezeigt habe, so selten

verwendet er das zahme *Hausschwein*, dessen Charakter dem Menschen von jeher gar wenig zusagte. Ich erinnere mich nur zweier Vergleiche. Der Bettler Iros möchte seinem frechen Standesgenossen alle Zähne einschlagen, wie einem Schweine, das die Saaten abfrißt, eine wunderliche Rache des erbitterten rohen Ackerbesitzers; und Agamemnon sagt an der eben erst angeführten Stelle, seine Genossen seien mitleidslos getödtet worden wie weißzähnige Schweine bei einer Hochzeit oder einem Pikenik oder einem reichen Festschmaus eines begüterten vornehmen Mannes. Fleisch von fetten Mastschweinen war eine beliebte Kost; das sehen wir an der ausgedehnten Schweinezucht des Odysseus, welcher der göttliche Sauhirt Eumäos vorstand; die uns so lecker scheinenden Spanferkel überließ man den Hirten.

Der *Esel* dient in einem einzigen schon früher angeführten Vergleich als Bild eigensinniger Beharrlichkeit. *Maulthiere* ziehen den Wagen, auf welchem Nausikaa die Wäsche fährt, und schleppen mühsam und schwitzend einen Balken oder einen großen Stamm zum Schiffbau von einem Berge den jähen Saumpfad herab. Das edle *Pferd* aber, das kluge, anstellige, muthige, dem ritterlichen Menschen geistig nahestehende und gemüthliche Thier, ist bereits ein lieber Genosse, an den sich das Herz anschließt. Das Roß hat einen Namen, also Individualität; man achtet auf seine Abstammung und führt diese zum Theil selbst auf göttlichen Ursprung zurück. Man hat Gefallen an seiner Wohlgestalt und malt sie in besondern Fällen mit sichtlicher Vorliebe aus: die Rosse des Rhesos sind die schönsten und größten, weißer als Schnee, glänzend wie die Strahlen der Sonne und im Laufe gleich den Winden; des Achilleus Rosse, göttlichen Stammes bis auf eines, kann kein anderer sterblicher Mann bändigen als er, den eine unsterbliche Mutter gebar; darum sind sie auch dem Helden ergeben, dem schnellfüßigen und stärksten der Männer, und eines läßt das Haupt sinken, daß die Mähne den Boden erreicht, als ihm Here Sprache verlieh, dem theuern Herrn seinen nahen Tod zu weissagen. Dem Werthe der prächtigen Thiere entspricht die menschliche Fürsorge;

der Herr liebt sein Pferd; ein junger Krieger Pandaros ließ die seinigen zu Hause aus Besorgniß, es möchte ihnen im Heere die Pflege mangeln, und Andromache reichte den Pferden Hektors eher das Futter als dem theuern Gemahle die Speise. So begegnen wir bei Homer vielfach der zarten Beziehung des Menschen zum Pferd, welche auch andern Naturvölkern eigen ist, und die Bilder, in welchen des Pferdes Erwähnung geschieht, sind mit warmer Theilnahme an ihrem Gegenstand ausgemalt. Besonders dient das Pferd zum Gleichniß, um die Schnelligkeit eines Helden zu bezeichnen; denn kein Thier überholt leicht das Roß im Laufe; dazu hat es, während es rastlos dahinjagt, noch das Ansehen des Graziösen; es scheint kaum den Boden zu berühren. So liefen denn auch die Füllen des Königs Erichthonios, welche väterseits göttlicher Abkunft waren, über die Halme hinweg, ohne sie zu beugen, und über die brandende See.

Der freie Lauf eines Pferdes, welches das Glück seiner Selbständigkeit fühlt, übt auf das Aug einen ganz besondern Zauber aus. Mit einem solchen läßt sich gar wohl ein Held vergleichen, der vom Hause nach dem Kampfplatz eilt. Wie wenn ein Roß, das im Stalle geruht und an der Krippe sich mit Gerste genährt hat, seine Bande zerreißt und stampfenden Hufes durchs Feld läuft, gewohnt sich im schönströmenden Flusse zu baden, voll Selbstgefühl; hoch trägt es das Haupt, und um die Schultern flattert die Mähne, und seiner Herrlichkeit sich bewußt, tragen die Schenkel es leicht zu dem Weideplatze der Pferde; so eilte Paris oder Hektor vom Hause weg nach dem Schlachtgetümmel. Unsern Wettrennen ähnlich waren in Griechenland schon zu Homers Zeiten die Wettfahrten beliebt. Wie ein Roß, welches den Preis erhält, mit dem Wagen leicht dahinläuft, ausgreifend, durch die Ebene, so rührte Achilleus hurtig Füße und Hände. Das Wettfahren, welches damals besonders bei Leichenspielen üblich war, wiederholt sich mehrmals als Gleichniß, weil hier die Behendigkeit des Rosses am meisten zur Anschauung kommt.

Kein Thier steht dem Menschen so nahe, als der Hund, der freie Genosse seines Herrn. Bei ihm hat sich der knechtische Gehorsam zu anhänglicher Hingabe an die menschlichen Interessen veredelt; treue Liebe bindet ihn an die Person seines Ernährers, wie an dessen Habe und Beschäftigung. Der Jäger, der Hirte, der Hofbesitzer haben am Hund einen wackern Gehilfen und Wächter, doppelt unentbehrlich in einer Zeit, wo noch keine Kugel das Gethier des Waldes niederstreckte, und wilde Bestien mit keckem Angriff die Herde bestürmten. So liefern denn auch die meisten Gleichnisse vom Hunde kleine Jagdstücke, wie er einem Eber oder einem Löwen nachläuft und ihn von hinten packt, wie er unablässig einem Reh oder einem Hasen nachsetzt durch den Wald, wie er die Spur eines Hirschkalbs aufsucht, durch Schluchten und Dickicht, und auf das angeschossene losstürzt. Vor den jungen Jägern her springt die Meute auf den getroffenen Eber an; eine Zeit lang laufen sie und wollen ihn zerreißen; aber wenn er sich umdreht, auf seine Stärke vertrauend, ziehen sie sich zurück und stäuben auseinander. Wenn die Hunde im Gehöfte ein gewaltiges Thier hören, das durchs Gebirg geht, halten sie unruhig bei den Schafen Wache und aus ist es mit ihrem Schlafe. So erscheint der Hund als tapferer Mitarbeiter des Menschen immer munter und auf seinem Posten. Doch vergißt er über dem Dienste keineswegs das eigene Geschlecht; er läuft um die zarten Jungen herum und bellt den Mann an, den er nicht kennt, und strebt zu kämpfen. Theilnahme an dem Leiden des Herrn, welche Polyphem irrthümlich bei seinem Lieblingswidder voraussetzt, können wir ohne poetische Fiktion dem Hunde zuschreiben. Seiner treuen Anhänglichkeit hat Homer in der gemüthvollen Schilderung des alten Argos ein rührendes Denkmal gesetzt. Odysseus hatte ihn aufgezogen, bevor er nach Troja fuhr; nun nach zwanzigjähriger Abwesenheit des Herrn lag das alte Thier vernachläßigt und lausig auf dem Düngerhaufen. Als nun Odysseus nahte, wedelte es mit dem Schweif und spitzte beide Ohren; aber näher konnte es seinem Herrn nicht mehr kommen. Odysseus wischte sich eine Thräne ab und fragte mit scheinbarer Gleichgültigkeit den

Eumäos um den Hund. Der rühmt ihm den ehemaligen hohen Werth des schnellen streitbaren Jagdgenossen, den die fahrlässigen Diener jetzt verachten und versäumen. Odysseus geht ins Haus hinein; den Argos aber ergriff das Verhängniß des schwarzen Todes, sogleich nachdem er den Odysseus gesehen, im zwanzigsten Jahre. Zu dem wahrhaft gemüthlichen Verhältniß zwischen Herrn und Hund, welches in dieser kleinen Episode abgemalt ist, liefert ein Vergleich ein artiges Seitenstück. Die Hunde, heißt es dort, umwedeln schmeichelnd ihren Herrn, der vom Mahle kommt; denn er bringt ihnen immer herzerfreuende Bissen mit. — Indessen fehlen auch tadelnde Eigenschaften des Hundes nicht: Hektor wird ein wüthender Hund, die kriegerische Athene eine furchtlose Hündin genannt, und das Beiwort hundsäugig, von Frauen gebraucht, bezeichnet das Kecke, Freche, die Schranken weiblicher Zucht Durchbrechende, wie sich z. B. die in Reue über ihre ehrlose Flucht zerknirschte Helene selbst mehrmals mit diesem Prädikate schilt.

Näher noch als die leblose und lebendige Natur liegt jedoch dem Griechen überhaupt und dem epischen Dichter insbesondere das Menschenleben. Alter und Geschlechter, Stände und Beschäftigungen, gesellige und rechtliche Beziehungen bringen in unser Dasein eine so reiche Verschiedenheit, einen so bunten Wechsel, daß man wol sagen kann: man trifft keine ergiebigere Quelle, um des Menschen Thun bildlich zu schildern, als den Menschen selbst. Es sei mir verstattet, mit einigen Worten auf eine in viele Bilderchen gegliederte Welttafel Bezug zu nehmen, die nach Zeichnung und Behandlung wenigstens den ausgeführteren homerischen Gleichnissen ganz anverwandt ist, ich meine den Schild des Achilleus. Auf diesem sind unter anderem zwei Städte; in der einen war Hochzeit und Schmaus; sie führten Bräute durch die Stadt unter Fackelschein und Hochzeitliedern; junge Tänzer drehten sich dabei zum Schalle von Flöten und Cithern, und Frauen standen im Thorweg und schauten bewundernd zu. Ferner war das Volk auf dem Markte versammelt; zwei Männer stritten um das Sühngeld für einen getödteten Mann; der eine behauptete vor dem

Volk alles gegeben, der andere leugnete etwas empfangen zu haben; das Volk mischte sich darein, dem einen wie dem andern helfend; aber Herolde hielten die Menge zurück. Die Aeltesten saßen auf behauenen Steinen in heiligem Kreise und gaben der Reihe nach, Heroldsstäbe in den Händen, ihre Entscheidung ab, und zwei Talente Goldes lagen in der Mitte, für den bestimmt, welcher das richtigste Urtheil fällen würde. Von der belagerten Stadt will ich schweigen; denn Kriegsgemälde bilden ja den Hauptinhalt der ganzen Iliade. Aber der Geschäfte und Freuden eines friedlichen Zustandes, die auf dem berühmten Kunstwerke des Hephästos nachgebildet sein sollen, möchte ich noch weiter gedenken. Da ist ein Ackerland mit Pflügern; wenn diese ans Ende des Grundstücks kamen, reichte ihnen immer ein Mann einen Becher süßen Weines. Da ist ein anderes Feld mit Schnittern; man sieht Garbenbinder und zusammenlesende Knaben, ein König frohen Herzens steht mit dem Herrscherstabe unter ihnen auf einem Beete, Herolde bereiten in der Ferne unter einer Eiche das Mahl, und Frauen streuen Mehl auf das Fleisch für die Arbeiter. Da ist ferner ein Weingarten; die Weinstöcke sind an Pfähle gebunden; Jünglinge und Jungfrauen tragen die Frucht in Körben; in ihrer Mitte spielte ein Knabe lieblich auf helltönender Zither und sang mit zarter Stimme ein schönes Lied; sie aber begleiteten ihn mit Gesang und Jauchzen und Hüpfen. Bildern aus dem Hirtenleben sind wir schon zur Genüge begegnet; dagegen den Tanzplatz, welchen Hephästos bildete, dem gleich, den einst Dädalos der schönlockigen Ariadne machte, muß ich ganz besonders hervorheben. Da tanzten Jünglinge und Jungfrauen, einander bei den Händen haltend — natürlich in bunter Reihe; die Jungfrauen trugen Kleider von feiner Leinwand, die Jünglinge wohlgewebte Leibröcke, die weithin von Oel glänzten; ich denke, der Faden war beim Weben stark mit Oel getränkt, damit er schmiegsamer wurde; die Jungfrauen trugen schöne Stirnreifen, die Jünglinge Schlachtmesser. Nun liefen sie bald im Kreise, sehr schnell, wie wenn ein Töpfer eine Drehscheibe probirt, bald wieder in Reihen gegeneinander. Eine

große Schar umstand vergnügt den lieblichen Tanzplatz. Unter ihnen sang zur Zither ein göttlicher Sänger, und zwei Groteskkänzer drehten sich, wenn jener den Gesang anhob, in ihrer Mitte.

So wie dieser berühmte Schild die wichtigsten Lebensverhältnisse in kleinen Abbildungen zeigt, so ist das Sein und Treiben der Menschen nach Alter und Geschlecht, nach Stand und Beruf auch zu Bildern vielfach benützt, wie wir dies bei einem Volke natürlich finden, dessen offener Blick dem bunten Menschenleben mit besonderer Theilnahme zugekehrt war.

Das stärkste Liebesband auf Erden ist das zwischen Eltern und Kindern. Darum kommt es jedem leicht in den Sinn, einen Mann oder eine Frau, denen er besonders Verehrung bezeigen will, mit Vater oder Mutter und den schmeichelnden Verkleinerungswörtern Väterchen oder Mütterchen zu begrüßen; hinwiederum spricht sich die Zärtlichkeit des reifen Alters gegen die Jugend mit der herzlichen Anrede: „liebes Kind" aus. Dergleichen Bezeichnungen sind allen Sprachen gemein. Das kleine Kind, besonders das Mädchen, das noch furchtsamer den Eindrücken der feindlichen Welt ausweicht, kettet sich an die Mutter. Der Bogenschütze Teukros versteckt sich jedesmal, wenn er abgeschossen hat, hinter dem Schilde des Aias, wie ein Kind hinter seine Mutter. Warum weinst du? fragt Achilleus den Patroklos, wie ein kleines Mädchen, das mit seiner Mutter läuft, sie am Kleide faßt und verlangt, sie solle sie nehmen, und die eilende aufhält; weinend schaut sie sie an, bis jene sie auf den Arm nimmt. — Die Tage der Unmündigen gehen dahin in Geplauder und tändelndem Spiel. Wir sehen den Knaben, der am Meer im Sande spielt und mit Händen und Füßen wieder einreißt, was er gebaut hat, bei Homer in so vollkommener Realität, als wäre es ein Kleiner aus unserem Hause. Denn in der unentwickelten Kindheit gleichen sich alle Zeitalter.

Mit den Jahren wächst der Unterschied der Geschlechter; das Mädchen hat seine Freude an glänzendem Schmuck. Amphimachos zog in goldner Rüstung in den Krieg, wie ein Mädchen. Aber der Zug der Natur führt die verschieden Gearteten zu ein-

ander, also daß sie gern beisammenweilen unter freundlichem Schwatzen. Nicht kann man jetzt mit diesem, sagt Hektor vom zürnenden Achill, von einer Eiche oder von einem Felsen herab schwätzen, was eine Jungfrau und ein Jüngling mit einander schwätzen. Ich denke mir den Jüngling auf der Eiche sitzend, oder auf dem Felsen stehend, die Jungfrau im Begriffe vorbeizugehen, hält an, und es entsteht zwischen beiden ein angenehmes Geplauder, das nicht enden will. — Der süßen Liebe folgt die Ehe; die Geschosse der Ilithyien senden dem Weibe bittere Wehen, vergleichbar denen, welche eine schmerzhafte Wunde erzeugt, und die Sorge für das Kleine beherrscht den ganzen Gedankenkreis der Mutter. Athene wehrte vom Leibe des Menelaos den Pfeil ab, wie eine Mutter von ihrem Kind eine Fliege abwehrt, wenn es in süßem Schlafe liegt. Neben der Mutterliebe aber waltet die treue Anhänglichkeit an den Gatten, des Weibes Schirmer und Versorger, und bricht gewaltsam hervor, wenn es ihn verloren hat. Dem Odysseus quollen Thränen des Schmerzes unter den Wimpern hervor, wie ein Weib weint, die sich hergestürzt hat über den lieben Gatten, welcher vor der Stadt und den Mannen gefallen ist bei der Vertheidigung seines Landes und seiner Kinder; wie sie seine Todeszuckungen sieht, umschlingt sie ihn und schluchzt laut auf; die Feinde aber stoßen sie von hinten an Rücken und Schultern und führen sie in die Gefangenschaft, wo sie Mühe und Leid haben soll, und ihre Wangen fallen ein von kläglichem Harme.

Sehen wir in diesem schon oben angeführten Gleichnisse den grenzenlosen Jammer der Wittwe um den verlorenen Mann, so tritt uns in einem andern in helles Licht die Freude der Kinder um das gerettete Leben des Vaters. Er lag krank und hatte schwere Leiden, zehrte sich die lange Zeit ab, und ein böser Dämon setzte ihm zu: da erlösten ihn zur Freude der Kinder die Götter von seinem Uebel; solche Freude hatte Odysseus beim Anblick seines Vaterlandes. — Der Kindesliebe entspricht die Vaterliebe. Wie ein Vater den Sohn liebend bewillkommt, um den er sich vielen Kummer machte, den einzigen, jugendlichen, nachdem derselbe im

zehnten Jahr aus fernem Lande zurückgekehrt, so umschlang den Telemach und küßte ihn ab der göttliche Schweinhirt. Auf der andern Seite ist der herbste Schmerz der um einen todten Sohn, welcher unmittelbar vor dem schönsten Ziele dahin sank. Wie ein Vater klagt, wenn er die Gebeine seines Sohnes verbrennt, des bräutlichen, der mit seinem Tode die unglücklichen Eltern in Jammer brachte, so klagte Achilleus, als er die Gebeine seines Freundes verbrannte, hinschleichend am Scheiterhaufen unter vielem Seufzen.

In allen diesen Naturverhältnissen erscheint uns die Menschheit heilig und ehrwürdig. Aber der gemeine zufällige Verkehr weckt die niedrigen Leidenschaften, und so zeigen uns ein paar Gleichnisse Homers namentlich das schöne Geschlecht nicht von der vortheilhaftesten Seite. Aeneas sagt zu Achilleus: Was brauchen wir zwei zu streiten und uns zu schimpfen wie Weiber, welche übereinander zürnend wegen einer ärgerlichen Streitsache, mitten auf die Straße hinauslaufen und sich schimpfen, vieles, was wahr ist und unwahr; der Zorn gebietet eben auch das letztere. Der Bettler Iros sagt von seinem vermeintlichen Kollegen: Ei wie schwadronirt der Freßwanst einem alten Ofenweibe gleich, d. h. einem alten Weibe, dem die Sorge für den Backofen obliegt; denn einer Einheizerin bedarf es nicht in jenen warmen Gegenden.

Unter einem civilisirten Volke, wie die Griechen zu Homers Zeiten bei aller Einfachheit der Lebensweise bereits waren, scheiden sich die Menschen auch nach ihren Berufsarten; neben dem Jäger, Fischer und patriarchalischen Hirten, die ich schon vielfach berührte, tritt besonders der Oekonom mit seinen wechselnden Beschäftigungen, und der Handwerker in den Vordergrund mit seiner vielfach getheilten Arbeit.

Hier sehen wir einen Ackersmann, dem ein paar weinfarbige Ochsen den Pflug durch das Feld ziehen; er ist froh, wenn endlich die Sonne untergeht; denn er sehnt sich nach dem Abendessen, und die Kniee sind ihm müde vom Gehen. Dort rücken Schnitter auf dem Feld eines begüterten Mannes gegeneinander, und dicht fallen die Bündel Weizen oder Gerste. Nun

hat der Bauer seine breitstirnigen Ochsen angespannt, um die weiße Gerste auf der wohlangelegten Tenne zu dreschen, und leicht entschälen sich unter den Füßen der brüllenden Ochsen die Körner. Dann worfeln die Männer das Getreide, und die blonde Demeter scheidet bei wehenden Winden Frucht und Spreu; auch die Bohnen und Kichererbsen springen von der breiten Wurfschaufel unter dem pfeifenden Wind und dem Schwunge des Worflers. Der Ackerbau setzt geschiedenes Eigenthum voraus, und daß man es mit der Feldgrenze genau nahm, zeigt ein Bild von zwei Männern, die mit Maßstäben in der Hand auf einem schmalen Platz eines bisher gemeinsamen Grundstückes, das sie theilen wollen, um die richtige Grenze streiten. Aber der Landmann fällt auch die Eichen des Waldes; weithin tönt der Schall seiner Axt aus den Schluchten, bis er sich müde gehauen und Sehnsucht nach labender Speise ihn gegen Mittag veranlaßt, ein Mahl zu bereiten. Die Käsebereitung fällt ins Bereich des Oekonomen und des Hirten zugleich. Man bediente sich schon damals des Saftes vom wilden Feigenbaum, um die Milch gerinnen zu machen. Endlich wird noch der Gartenkultur gedacht und der künstliche Bewässerungsprozeß anschaulich beschrieben. Der zürnende Fluß Skamandros — ich habe das Bild schon oben benützt — überholt den Achilleus, wie wenn ein grabenziehender Mann, die Hacke in den Händen, dem Wasser von der Quelle einen Weg durch Pflanzungen und Garten zeigt; von seinem Strömen werden alle Kieselsteine in Bewegung gesetzt, und mit schnellem Fall rieselt es hinab den Abhang und kommt sogar dem voran, der ihm den Weg weist.

Auf dem festen Grunde des Landbaues, welcher das Unentbehrlichste, das Brot, schafft, erheben sich die bürgerlichen Gewerbe, theils Werkzeuge und Geräthe, theils zierlichen Schmuck zu schaffen. Obgleich die homerische Welt noch dem Broncezeitalter angehört, so verstand man doch schon das Eisen zu härten, indem man es glühend ins Wasser tauchte. Wie wenn ein Schmied, heißt es, ein großes Beil oder eine Holzaxt in kaltes Wasser taucht, die lautaufschreiende härtend; denn also gewinnt man ein starkes Eisen; so zischte das

Auge des Cyklopen um den Pfahl von Oelbaumholz. Das Eisen, als das härtere Metall, gebrauchte man vor allem zu Handwerkszeug, um das Holz zu bearbeiten, zur Bedachung der Häuser, wie zum Schiffbau. An der eben angeführten Stelle gedenkt der Dichter gleichnißweise eines Drillbohrers, mit welchem ein Mann einen Schiffsbalken durchbohrt; er selbst stemmt sich oben darauf, und unten ziehen zwei Männer von zwei Seiten mit einem Riemen, daß der Bohrer unablässig hin und herläuft. Der Töpferscheibe habe ich bereits vorhin Erwähnung gethan, als ich vom Rundtanz auf dem Schilde des Achilleus sprach. Ferner führte ich das Bild vom Gerber an, das durch seine allzugroße Anschaulichkeit kalt und gemüthlos wird. Die Troer und Danaer ziehen den Leichnam des Patroklos hin und her, wie wenn ein Mann eine große mit Fett getränkte Rindshaut seinen Leuten gibt, um sie auszuziehen; sie nehmen sie, treten auseinander und ziehen im Kreis, und alsbald schwindet die Feuchtigkeit und das Fett dringt ein, indem ihrer viele ziehen, und sie wird durch und durch ausgedehnt.

Aber auch der Luxus hat schon seine Gewerke. Ein kundiger Mann, dem Hephästos und Athene allerlei Kunst gelehrt hat, und der gefällige Arbeiten verfertigt, überzieht bereits Silber mit Gold. Hinwiederum ist der Armuth die Mühsal des Verdienstes nicht erspart; der Taucher springt, Austern suchend, in die Meerestiefe, und die redliche Spinnerin wägt sorgfältig die Wolle ab, um an dem armseligen Lohne, dessen sie zum Aufziehen der Kinder bedarf, keinen Abzug zu erleiden. Solche kleine Andeutungen öffnen einen unerwarteten Einblick in die alten socialen Verhältnisse, wie wenn man durch eine Ritze in ein Zimmer schaut. Also schon in Homers Tagen die unglückliche Proletarierin, die sich und ihre Wärmer mit der Spindel ernährt, die fürchten muß, ihren Lohn geschmälert zu sehen, wenn etwa der abgelieferte Faden nicht ganz das entsprechende Gewicht haben sollte.

Auch solche Künste werden bereits erwähnt, die man bei uns brotlose zu nennen pflegt, und die doch manchem, dessen unruhige Natur in der Jugend ein solideres Handwerk von sich wies, das

Brot erwerben. *Gaukler* wie *Spielleute* und *Sänger* haben auch damals schon in den Herrenhäusern ihren Unterhalt gefunden; ja wir haben, wie ich bereits früher gelegentlich anführte, ein merkwürdiges Beispiel von einem *Kunstreiter*. Aias schritt von einem der Schiffe, die ans Land gezogen dem Lager als Bollwerke dienten, auf das andere, wie ein Reitkünstler, der von vielen Pferden vier zusammen nimmt, und vom Feld aus auf der Heerstraße nach der Stadt hin jagt; viele Leute, Männer und Frauen, schauen ihm zu; er aber springt unablässig und sicher von einem Pferd auf das andere, während die Pferde dahinfliegen. Es ist die Kunstreiterei in der damaligen Zeit um so auffallender und merkwürdiger, weil man weder im Kriege Cavallerie kannte, noch im Frieden die Wettrennen. Spielleute und Sänger waren in einer Person vereinigt; die Trompete diente lediglich als Kriegsinstrument; der göttliche Sänger, den die Muse begeistert, begleitete die Geschichte, mit deren Vortrag er die Herzen bald erheiterte, bald rührte, mit der Leier, auf welche er mühelos die Darmsaiten vom Schaf aufzog. Der improvisirende Dichter, dem ein Gott die Worte in den Sinn gab, galt für ein heiliges Wesen bei einem Volke, das in höherem Grade als irgend ein anderes für Poesie organisirt war und den Weltberuf in sich trug die schönsten Künste auszubilden.

So nahe sich bei der Einfachheit der Sitten noch die *Stände* waren, so offen und herzlich der Edle mit dem Knecht und die Königin mit der Magd verkehrte, dennoch finden sich auch in Vergleichen die Standesunterschiede angedeutet. Der *Fremdling*, der recht- und heimathlos, weil er daheim einen Todtschlag begangen, sich vor der Blutrache flüchtet, wird angestaunt, wenn er ins Haus eines reichen Mannes tritt; denn der Verkehr ist noch spärlich; aber Zeus hat den Gast in seinen Schutz genommen. So staunte Achilleus, als er den göttergleichen Priamos sah, der seine Kniee umschlungen hielt und seine furchtbaren mörderischen Hände küßte. Der bloße *Ansiedler* steht als verachtet neben dem Bürger, und Odysseus, der mit Penelope noch in verstellter Rede verkehrt, vergleicht ihren Ruhm, der zum Himmel dringe, mit dem eines tadel-

losen Königs, der gottesfürchtig herrschend über viele kräftige Männer, ein gerechtes Regiment führt; ihm trägt der schwarze Boden Weizen und Gerste, die Bäume sind beladen mit Frucht, die Schafe werfen Lämmer auf Lämmer, das Meer liefert Fische, in Folge seiner Rechtlichkeit, und glücklich leben unter ihm die Völker.

Es wären endlich noch eine Reihe von Bildern übrig, entnommen den mancherlei Werkzeugen und Fabrikaten des menschlichen Lebens, als Angel, Beil, Blei, Blenwache, Elfenbein, rothgefärbt von einer mäonischen oder karischen Frau, damit es zum Pferdeschmuck diene, Dachsparren, Feuerbrand, den ein Mann auf einer Einöde in der Asche aufbewahrt, weil er keine Nachbarn hat, bei denen er Feuer anzünden kann, ein Beweis, daß man noch nicht die Kunst verstand Feuer zu machen, Jagdnetz, Kessel, Mauer eines hohen Hauses aus dichtgefügten Steinen, Richtscheit, Schiffsrippen, Säule, Spitzpfahl, Spule der Weberin, Thorflügel, Thurm, Trompete und wol noch andere Gegenstände als die genannten, die ich blos alphabetarisch aufgezählt habe, weil ich sie zu weiterer Ausführung nicht eben für ergiebig halte.

So will ich denn mit meiner Charakterisirung und Darstellung der homerischen Bilder hier stehen bleiben, nachdem ich, wie ich glaube, deren Fülle und Art genugsam erörtert und an dieser einen Seite den Reichthum und die Herrlichkeit jener Poesie nachgewiesen habe. Kaum wird es einen zweiten Dichter geben, der in seinen tropischen Ausdrücken so vielseitig und doch dabei für die Auffassung so einfach und durchsichtig ist. Die ganze Welt warf ihre tausend Bildchen in dieses offene Dichterauge, und der Liebling der Muse zeigte sie vor nach Lust und Laune, und wußte die kleinen Kabinetsstücke so zu vertheilen, daß sie wirkten und die Räume, die er damit auszierte, behaglich und wohnlich machten. Man spricht oft von der Größe Homers ins Allgemeine hinein, und das Publikum, das in solchen Dingen, die ihm zu fern liegen, kein eigenes Urtheil haben kann, redet und glaubt in seiner Bescheidenheit wie die Gelehrten, oder wagt wol auch vorwitzig die hergebrachte Ansicht zu reformiren, weil es in der zweiten Hälfte des 19ten Jahrhunderts

lebt und den Götzendienst satt hat, den man seiner Meinung nach allzulange mit den Griechen getrieben.

Darum hielt ich es für geeignet, einmal den Gehalt dieses Dichters an einer recht speziellen Frage zu prüfen; besteht er hier die Probe, dachte ich mir, und kann ich meine Zuhörer überzeugen, daß seine Bildersprache, kleine Unebenheiten abgerechnet, den höchsten Anforderungen gemäß ist, so werden sie ja wol auch sonst behutsamer sein im Abschätzen seiner künstlerischen Leistungen und sich scheuen an den Lorbeerkranz zu tasten, der nun bald dreitausend Jahre des Altvaters Haupt umgibt. Manche haben schon vor mir die Gleichnisse Homers behandelt; doch weiß ich niemand, der es gewagt hat, dieses Thema vor ein größeres Auditorium zu bringen. Sollte ich mit meinem Versuch einen Mißgriff begangen haben, so entschuldigen Sie diesen mit meinem Stand und meiner natürlichen Eingenommenheit für einen Dichter, welchen mir mein Beruf Jahr aus Jahr ein allwöchentlich in die Hand gibt.

---



# Gutzkows Zauberer von Rom,

nach Tendenz und Composition beleuchtet

von

J. T. Hoffmann.

---

Gutzkows „Zauberer von Rom" erinnert schon durch die Bändezahl an „die Ritter vom Geiste," mehr aber noch durch Hebel und Räder, durch Personen und Schicksale. Dürfte man von der wärmern oder kühlern Aufnahme einer Dichtung auf deren Werth schließen, so gebührte dem ältern der zwei Brüder der Vorrang; denn gleich nach seinem Erscheinen in den beiden ersten der fünfziger Jahre begrüßte ihn das Zujauchzen der Menge; selbst der ernste Geschäftsmann kargte sich Freistunden ab, das neue Evangelium zu vernehmen und zu prüfen, welches die eben erst zu Grabe getragenen Hoffnungen auf Verbesserung unserer vaterländischen Zustände theoretisch wieder aufnahm. Wol fühlte sich dann mancher Leser, der dem Dichter die Aufgabe eines Lehrers zugemuthet hatte, am Schluß enttäuscht, und die Erwartung, die er von den modernen Rittern gehegt, ging ihm mit Dankmars Million in Rauch auf; aber dennoch empfahl er den höchst interessanten Roman, lediglich mit dem Schluß unzufrieden, dem Nachbar, der nun wieder im Schweiße seines Angesichts den Stein des Sisyphus wälzte. War es doch, als ob die Gesellschaft, mitten im öffentlichen Jammer, wie der Lechzende den Becher Weines, den Labetrunk der Poesie hinunterstürzen müßte, um ihre traurige Lage zwar nicht zu vergessen, aber doch in rosigerem Lichte zu schauen. Die Anstrengungen

der Patrioten waren im Parteihader wie im offenen blutigen Kampfe der Gewalten niedergeschlagen worden; sollte man alle Aussicht auf eine bessere Zukunft sich in dumpfer Niedergeschlagenheit versperren? O nein; ein Dichter sammelte mitten unter den schlechten Elementen eine stille Gemeinde ausdauernder strebender Menschen, die trotz ihrer Gegensätze in Erfahrung und Denkart sich aus dem allgemeinen Schiffbruch zusammenthaten, einen neuen Floß zu zimmern, um darauf nach dem Sturme von neuem durch den Ocean zu fahren. Dieser tröstende Gedanke, daß es mit den Segnungen unserer Bildung nicht ganz aus sein könne, welcher den symbolischen Geheimbund belebt, eroberte dem phantastischen Romane die erschütterten und von den Schrecknissen der jüngsten Vergangenheit wund nachzitternden Herzen.

Anders war die Lage, anders die Stimmung in Deutschland während der Jahre 1858—61, in welchen „der Zauberer von Rom" aus derselben Feder geboten wurde. Die siegreiche Reaktion hatte zu schwer auf der Welt gelastet, die Machthaber ihre Gewalt zu lange mißbraucht, ja sogar den Zeitgeist zur Theilnahme an ihren dynastischen Interessen verleitet. Erst nahm man Partei für den nutzlosen Krimmkrieg, der wie die Fehden alter Tyrannen das Blut der Völker dem Ehrgeize weniger Machthaber opferte; dann erhitzte man sich dem Haus Habsburg zu Gefallen gegen die kühnen Freiheitsbestrebungen der Italiener; und während darauf gerade die Niederlage Oesterreichs die Zwingburgen in Deutschland mit zerstören half, feindete man sich gegenseitig über Theorien an oder war hoffnungsselig, auf beiden Seiten also zu sehr mit den wechselnden Zuständen der Gegenwart beschäftigt, um einem großen dichterischen Werke die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen, welches die Aufgabe seines Vorgängers die Zeit von innen heraus zu heilen von einer neuen Seite angegriffen hatte.

Nicht als hätte der Ruhm und die Kunst des Verfassers die Kraft anzulocken mit einem Male verloren gehabt! Das leselustige Publikum harrte auch hier wieder ungeduldig den neuen Bänden entgegen; aber doch wirkte der frühere Zauber ungeachtet des pikanten Titels nicht mit gewohnter Macht auf alle Schichten der Ge-

sellschaft; ja mancher, der mit entschiedenem Eifer begonnen, fühlte sein Verlangen der Entwicklung weiter nachzuspüren erlahmen, und erklärt nun unbefangen, wie er nach einigen Bänden stecken geblieben sei. Wer trägt die Schuld? der Dichter, oder sein Publikum?

Allerdings beide, den größern Theil aber diesmal das letztere. Gutzkow war, wie wir Deutsche allesammt, von Jugend auf tief betheiligt an religiösen Fragen. Seit einem Jahrhunderte hat alle denkenden Köpfe die Untersuchung beschäftigt über das Verhältniß der freien Wissenschaft zum Christenthum. Ist die Lehre der Kirche abgethan und ihr Leben erstorben? Kann das letztere nur durch Verbesserung oder durch vollständige Anerkennung der erstern von neuem Kraft gewinnen? Und ist eine Neubelebung des religiösen Sinnes wünschenswerth oder nicht? Diese und ähnliche Bedenken liegen zumal seit den Freiheitskriegen in der Luft und werden von der Jugend nicht ohne Gewissensbeschwerung und von den Gereiften nicht ohne Leidenschaft erörtert. Von seiner „Wally" bis zu den „Rittern vom Geiste" stand Gutzkow auf der Seite jener Gegner des Christenthums, welche demselben keine bindende Kraft mehr zugestanden. Eigentliche Christen, erklärt er in letzterem Werke, gebe es gar nicht mehr, und unsere Zeit wäre reif zu einer neuen Messiasoffenbarung; aber ein Individuum vermöchte nicht mehr die ehemalige Wirkung zu thun, sondern der rein herausgestellte Begriff der Menschheit würde an sich selbst zum Befreier werden.

Haben nun seitdem die vorwärts rückenden Jahre dem frühern Revolutionäre gegen die überkommene Religion seine Kühnheit genommen und ihn zu deren Reformer gemacht? Hat das tiefere Einleben in die einmal vorhandene Welt die Flügel ihm beschnitten, die ehedem hoch über Mauern und Zäune hinwegstreiften? Hat die realistische Richtung der Gegenwart sein Auge geschärft für die Macht der Thatsachen? Noch vor zwanzig, dreißig Jahren, als die Systeme freier Denker die wissenschaftlichen Köpfe beherrschten, ging jeder von diesen unbekümmert um die alte staubige Heerstraße seine romantischen Pfade; jeder schneiderte sich seine Religion auf den eigenen Leib, und der centrifugale demokratische Sinn sprengte

die festen Bande der Kirche gerade wie die des Staates. Während dessen aber hatten Sitte und Satzung diese nicht minder geschützt, als ehedem, und die Stürmer des christlichen Gottesreiches, die im Feuer des Vorrückens ganz unbekümmert gewesen waren, ob ihnen auch eine ansehnliche Gefolgschaft hinter den Fersen sei, machten die niederschlagende Bemerkung, daß sie mit ihrem kleinen Häuflein abgeschnitten zu werden Gefahr liefen. Die Hauptarmee war weit zurück und jene Vorgerückten fast aus ihrem Gesichtskreise. So entschlossen sie sich bei Zeiten wieder umzukehren und lieber langsam, bedächtig und besonnen mit der Masse von neuem den Marsch anzutreten.

Ein kleiner Fortschritt, dessen Segen allen zu Gute kommt, bringt jedenfalls mehr gemeinen Nutzen, als ein größer für einzelne. Um aber zu wissen, wo und wie dem Volke zu helfen sei, mußte man seine Zustände und Bedürfnisse studiren, sich in die geschichtlichen Verhältnisse vertiefen, die bestehenden Mißbräuche genau kennen lernen, und damit man den Zurückgebliebenen Muth mache, ihnen ein nahes sichtbares Ziel als Augenpunkt vorhalten. Man erleichtert die Mühe eines Weges, wenn man ihn in Stationen theilt, und Kinder täuscht man ja wol auch über die Entfernung, indem man ihnen Anfangs nur den ersten Ruhepunkt als Reiseziel vorspiegelt.

Dies scheint mit Gutzkows Verfahren gewesen zu sein, als er uns in seinem „Zauberer von Rom" ein Spiegelbild vorhielt von den Schäden der christlichen Hauptkirche, und ihre Verbesserung und Erneuerung als das Mittel verkündete, welches uns aufhelfen würde. Der Dichter hat offenbar seine Forderungen gegen früher bedeutend herabgestimmt, um sich anzubequemen an das allgemeine Bedürfniß, natürlich nicht in der Meinung, als wäre durch solche Zugeständnisse im religiösen Glauben und Leben den Forderungen des Jahrhunderts schon ein volles Genüge geschehen. Wenn er am Schlusse seiner Dichtung einen neuen Pabst wählen läßt, der das Lesen der Bibel in allen Sprachen der Christenheit gestattet, und entkleidet der weltlichen Macht dem Freiheitsschwen der Italiener entgegenkommt,

einen Pabst, welcher die Annahme seiner Berufung von der Erlaubniß abhängig macht eine allgemeine Kirchenversammlung ausschreiben zu dürfen, die voraussichtlich den Cölibat der Priester und die Unauflöslichkeit der Ehe abschaffen wird, so stellt er damit allerdings äußerst wichtige Verbesserungen in Aussicht; aber wie vielen Stoff zu Zank und Hader läßt er noch in Mitte liegen und wie viele Unvollkommenheiten im bürgerlichen Leben bestehen! Es ist hier, wie mit dem Bergsteigen; Bonaventura-Gutzkow mit seinen Reformen hat vorderhand einen steilen grünen Hügel erklommen, einen Vorberg, hinter welchem die Wanderung auf und ab, durch Schluchten, Waldung, Schnee und Steingeröll erst recht beginnt, ach wie lange und wie weit noch bis zur Spitze! Diese bibellesende Christenheit, hat sie nun mit der so lange vorenthaltenen Erlaubniß den Schlüssel in Händen zum Tempel der Wahrheit, zum Heiligthum der Seelenruhe, wo alle Fragen gelöst sind und alle Stürme schweigen? Oder ist sie vielmehr erst da angekommen, wo sich Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin schon vor dreihundert Jahren befanden und unter weit günstigern Verhältnissen? Damals stand die Wissenschaft noch als ein unschuldiges Kind da und weidete die Augen am Glanze des Tempels, leise tretend und behutsam, daß sie die Andacht nicht störe; seitdem ist sie groß geworden und eitel und selbstgefällig und lockt mit verführerischen Reizen Schaaren von Verehrer. Wo sind denn unter den Protestanten noch die eifrigen Bibelleser? Das Siegel ist längst abgerissen, mit welchem die Kirche das gefährliche Buch verschloß; wer benützt eine Freiheit, um welche einst Jahrhunderte sich abkämpften? Sodann: wird ihr Studium noch wirklich wie sonst allenthalben zum Segen? Der Vorwitz unserer Zeit, die Frühreife unseres Geschlechts im Bunde mit der weltlichen Wissenschaft hat den Samen des Zweifels an allen Wegen ausgestreut, den gerade die der Natur und der Erfahrung häufig widersprechende Bibel schnell aufgehen und wachsen macht.

Die protestantische Kirche bietet durch ihre Forderung lediglich die Bibel als religiöse Richtschnur zu nehmen ein Bild der Zer-

fallenheit; die vorgeschrittenen Köpfe haben sich längst dem Gängelband entwunden und den eignen Beinen vertraut; die Wärterinnen der unfolgsamen Kinder laufen ihnen nach, drohend und schmeichelnd, um sie wieder einzufangen; bald gelingt es, bald auch nicht, und der einmal entbrannte Kampf um Freiheit und Gehorsam ist jedenfalls der Religion nicht gedeihlich. Einem solchen Zustande gegenüber erscheint des Dichters Absicht schwerlich der Mühe zu lohnen, da ihre Erreichung den Katholicismus nur eben dahin bringen würde, wo der Protestantismus mit Unbehagen und Ungeduld weilt, aus dem engern Kerker des Papstthums in das weitere, aber keineswegs bequeme Gewahrsam der Bibelherrschaft; ein Fortschritt allerdings, aber nur etwa wie von der Censurwillkür zu einem strengen Preßgesetz, welches der Preßfreiheit als ängstlicher Wächter zur Seite gestellt ist. Eine Menge Mißbräuche, die die Kirche vor Jahrhunderten dem Leben eingeimpft hat, würden fallen, wie sie in Protestantismus gefallen sind, zumal wenn die Berufung eines Concils, gemäß der weitern Forderung Gutzkows unter dem Regiment eines freisinnigen Papstes sich dazu gesellte, eines Concils, welches den guten Willen erwiederte, den jener ihm entgegenbrächte; aber wer könnte den Gang einer solchen Versammlung zum voraus bemessen, wer die losgelassenen Geister in Bann nehmen, wer den Sieg der aufgeklärten Partei gewährleisten, wer endlich die günstige Aufnahme der Beschlüsse in der ganzen katholischen Welt verbürgen, deren Bildungsgrade so verschieden und mitunter so tief unter dem sonstigen Zeitbewußtsein sind? Könnten jene Beschlüsse nicht zu den alten Spaltungen innerhalb der Christenheit eine neue fügen und jene Reformversuche des Pabstes nicht einen Erfolg haben, wie die ähnlichen des edlen Kaisers Joseph? Ich setze wenig Vertrauen auf die Segnungen, die von großen Versammlungen ausgehen; mich schreckt das Beispiel des tridentiner Concils, wie der französischen Nationalversammlungen und des deutschen Parlamentes; auch die einzelnen Machthaber vermögen mit Gewaltstreichen keine dauernde Schöpfung hervorzuzaubern: die Jesuiten kehrten wieder, obschon Ganganelli sie abgeschafft hatte. Mehr vermag das langsam aber

stetig fortschreitende Bewußtsein des Volksgeistes. Es muß ja wol der Tag kommen, an welchem der letzte Pförtner das letzte Kloster von selbst schließt, und das Jahr, in welchem die Kirche die Ehelosigkeit der Priester aufhebt, weil kein Jüngling mehr zu finden ist, dem die Einbildung größerer Heiligkeit Kraft gibt die Forderungen der Natur zu verleugnen. Freilich rechnet die Geschichte nur mit großen Zahlen, und wenn Gutzkow dem neunten mit herrlicher Begeisterung geschriebenen Buche seines Romanes die Zahl 18 mit zwei Fragezeichen vorsetzt, als die Zeit, in welcher die oft verlangte Reform an Haupt und Gliedern geschehen werde, so möchte ich unserem Jahrhunderte das gewaltthätige Ringen von immerhin zweifelhaftem Ausgange lieber ersparen, des festen Glaubens, daß der ewig sich erneuende Weltgeist die Narben von selbst auswachsen wird, die ihm aus allen Kämpfen und Wunden noch anhaften.

Neben solchen Anschauungen indeß hat auch der Dichter ein Recht, das ihm nicht bestritten werden soll. Als Verfasser eines großen Romans, der in seinen Hauptzügen die noch bestehenden Gebrechen kirchlicher Einrichtungen zeichnet und an den Schicksalen und Bestrebungen einzelner Personen zur Anschauung bringt, hat er die Pflicht sein Werk mittels dieser Personen zu einem entsprechenden Ende zu führen, oder einen künstlerisch schönen Ausgang wenigstens in der Perspektive zu zeigen, etwa wie Egmont in seinem letzten Traumbild Clärchen als Sinnbild der Freiheit schaut. Die Schlußblätter seiner Arbeit, an welchen man von rein realistischem Standpunkte billigen Anstoß nimmt, sind poetisch betrachtet nichts anderes als ein schönes Transparent, eine Verklärung unseres sich in Sorgen und Leidenschaften verzehrenden Lebens, eine Stimme von oben, die den Bangenden zuruft: Es wird ja besser werden. In solchen skizzirten Scenen hat die bloße Möglichkeit, wenn sie nur erfreulich ist, den Vortritt vor der Wahrscheinlichkeit, und die Leser, welche allen Streit zu einem guten Ende geführt wünschen, müssen dem Dichter die Freiheit einräumen, die der poetischen Einheit zu Gute kommt. Er kann den Eintritt des Erwünschten nicht aufsparen, bis viele Geschlechter abgestorben sind, bis langsam, wie alles Organische,

die Kirche sich von selbst umwandelt; Bonaventura, den seine geistige und sittliche Hoheit vom deutschen Dorfpfarrer bis zum Pabst emporhebt, der statt eines römischen Zauberers ein Wunderthäter ist, warum sollte dieser nach bangem Ringen und Entsagen nicht endlich mit schon gebleichtem Haare die Krone seines Strebens erreichen, den Triumph der geläuterten Kirche?

Ich habe vorhin angedeutet, daß der Dichter mit der Freigabe des Bibellesens und andern Neuerungen die katholische Kirche der protestantischen nahe bringt; nur einzelne Eigenthümlichkeiten des Kultus, deren die Reformatoren in ihrem Ungestüm zu viele abgeschafft hätten, bleiben unberührt, wie z. B. die Messe, auch die Stufenleiter der Hierarchie bis zum Pabstthum. Wie freilich der Statthalter Christi, beraubt der weltlichen Macht, den alten Glanz seiner Würde zu bewahren hofft, ist so zweifelhaft, als der Werth der Messe, wenn ihr der Nimbus der Wandlung fehlen wird, weil die Bibelleser nicht mehr daran glauben können. Aber selbst mit der Autorität der Bibel nimmt es Gutzkow nicht so ernst, als er sich den Anschein gibt; denn also läßt die Visionärin Paula den Träger der neuen Glaubenslehre sprechen, indem er als Bischof die Kinder firmelt: „Ich glaube an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erden, an die Liebe, die Erhalterin der Welt, gelehrt durch Jesus Christus, an den Geist der Wahrheit, der uns zur ewigen Hoffnung führt.“ Welcher Bibelgläubige wird noch die Stimmen der Evangelisten und Apostel in diesem abgeschwächten Credo erkennen, welches von der Person und Erlösungsthat Christi und von den Bürgschaften des ewigen Lebens kein Wort mehr zu sagen wagt? Stimmt solch ein Bekenntniß nicht vielmehr genau mit den behutsamen Aeußerungen der freien Gemeinden zusammen, welche den Kern des Christenthums weggeworfen haben, und sich oder andern einreden, die ausgeblasene Eierschale sei noch das Ei? In solchen Sätzen gilt kein Markten und Abdingen, kein Deuteln und Bemänteln; jeder ehrliche Theolog, sei er Protestant oder Katholik, wird den Pakt verwerfen, den der Deismus auf Grund der Bibel mit dem Christenthum eingehen will, und statt des Friedens, den

auf jene allgemeinen Bedingungen hin beide feindliche Mächte innerhalb der Kirche miteinander schließen sollen, würden die Gläubigen aus beiden Theilen, wie es ja bereits geschehen, gestützt auf ihr altes apostolisches Symbolum, sich eher zum gemeinsamen Kampfe gegen den Unglauben einer dritten Partei verbinden, welche ohne Berechtigung die Fahne der Christlichkeit entfaltet hat. Es erweist sich demnach das freundlich lockende Bild der Hoffnung, welches Gutzkow am Ende seines Romans aufrollt, gleichwol bei näherer Betrachtung als trügerisch, und die beiden Lager der Welfen und Ghibellinen werden fort und fort gegeneinander gerüstet bleiben, nur daß Freund und Feind ein anderes Feldgeschrei hat; auf der einen Seite Katholiken und Protestanten mit dem alten Christenglauben, auf der andern die Anhänger von Lebensanschauungen, welche unabhängig von diesem ihre Berechtigung in der Vernunft und freien Forschung suchen, und das alte blut- und thränenreiche Vermächtniß, die Spaltung von „Nord und Süd," welches der Dichter in der Einleitung beklagt, wird schwerlich durch seine Reformation des Katholicismus umgestoßen werden.

Gutzkow hatte bei seiner Dichtung die patriotische Absicht die nord- und süddeutschen Stämme einander näher zu bringen, weil er befürchtet, daß durch die Fortdauer dieses Gegensatzes „Sprache, Bildung, Nationalität, Volkswohl uns genommen werden und früher oder später die Stunde da sei, wo entschieden wird, ob die Welt den Slaven, Celtoromanen oder Germanen gehöre." Allein der alte Zwist zwischen Nord- und Süddeutschland beruht minder auf dem Unterschiede der Confessionen, die in weiten Strichen beider Hälften friedlich nebeneinander sitzen, wie denn der Dichter selbst Westphalen und die Rheingegenden zum Wohnsitz der katholischen Richtung in seinem Roman auserkor, als in den verschiedenen Lebensanschauungen, welche durch das Vorwalten von Verstand oder Gemüth bedingt sind, in der Macht der Sitte, dem Geiste der Regierungen, den Ansprüchen der Staaten und andern weltlichen Anlässen zu Reibungen und Conflikten, die jedoch heutzutage bei einem gewaltsamen Andrang des Auslandes alsbald verschwinden würden.

Die alten Parteien aus den Zeiten der Reformation und des dreißigjährigen Krieges vermögen keinen länderverheerenden Sturm mehr zu erregen; heute wie künftig streitet man durch ganz Europa nicht um untergeordnete Fragen des Bekenntnisses, sondern um Freiheit oder Knechtschaft auf allen Gebieten des Denkens und Lebens; es ist ein Krieg zwischen zwei unversöhnlichen Feinden, in welchem selbst die Nationalitäten bald nur noch leicht in die Wagschale fallen werden. Wenn es erlaubt ist, mit Gutzkows Lieblingsausdrücken „Welfen" und „Ghibellinen" weiter zu spielen, so möchte ich mit dem ersten Wort allerdings ebenfalls die blinden Anhänger der Autorität bezeichnen, aber die blinden Trabanten einer herrschenden Staatsgewalt ihnen eben so gut beizählen, als die ganze Gefolgschaft des katholischen wie protestantischen Kirchenthums, während die Ghibellinen durch alle Nationen verbrüdert die Freischar in Staat und Kirche bilden, welche jedem Zwange den Gehorsam gekündet hat. Aus dieser luftigen Perspektive der Zukunft gesehen, dünken uns freilich die Probleme, welche in unserem Romane Gedanken und Gewissen verwirren, ziemlich geringfügig und die Art ihrer Lösung mitunter gleichgiltig.

Auch Gutzkow selbst wird unserem Urtheile beipflichten, aber mit Fug entgegnen, aus solcher Höhe gewinne man keinen genauern Blick in das Getriebe des wirklichen Lebens; der Dichter müsse seine Gebilde aus dem Material der Thatsachen gestalten; sonst schaffe er fleischlose Schemen. Darum habe er es vorgezogen, statt jene Streiter der Freiheit, jene „Ritter vom Geiste," zu wiederholen, solche Personen und Verhältnisse zu zeichnen, welche dem Charakter eines bestimmten Landes, den Beschränkungen durch Erziehung und Kultur entsprächen, und lieber diese in Kämpfen um kleine, aber wirkliche Güter sich abarbeiten, als in stolzen Plänen sich verflüchtigen lassen. Dieser Realismus der Anlage schafft und nimmt dem Werke seine Lobredner; der Freund kirchlicher Studien wird es preisen; denn es legt namentlich die katholische Welt nach Stand und Bildung, Glauben und Leben mit wahrhaft bewunderswerther Anschaulichkeit und Vielseitigkeit auseinander, so

daß man sich wundert, wie Gutzkow, ein Kind des protestantischen Berlin, zu einer so erstaunlichen Fülle von Detailkenntnissen auf einem Gebiete gekommen ist, für dessen dämmerige Zustände man bei einem solchen, namentlich aber auch bei einem Freigeiste wie er, natürliche Liebhaberei gar nicht voraussetzen kann. Jede Richtung und besondere Erscheinung des Katholicismus hat hier ihre Stätte gefunden; die ganze stürmische Zeitströmung seit den Streitigkeiten der preußischen Regierung unter Friedrich Wilhelm III. mit dem Erzbischof von Köln, die ganze Reaktion der Kirche gegen die Staatsgewalt spiegelt sich in einem figurenreichen überaus kunstvoll componirten Bilde wieder.

Das entschiedene Vorherrschen des katholischen Wesens, der erbitterte Streit um seine Vollberechtigung gegenüber einer nichtkatholischen Regierung und einer widerstrebenden religiösen Gegenpartei gibt dem Werke sein Hauptinteresse; aber es sichert ihm eben unter den denkenden und nicht bloß genießenden Lesern nur das dauernde Wohlgefallen derer, welche an der Behandlung kirchlicher Fragen Gefallen und den Unterricht über kirchliche Zustände anziehend finden. Männer aus praktischen oder realwissenschaftlichen Berufskreisen, deren Denken und Thun dem theologischen Treiben fern liegt, habe ich nie über den Zauberer von Rom diskutiren hören; das gewöhnliche Publikum aber verliebt sich etwa in Bonaventura oder Benno, Paula oder Lucinde und gibt das viele Pfaffenwesen der Vergessenheit Preis. Diese Erfahrung habe ich wenigstens in meiner protestantischen Umgebung gemacht, der für die Theilnahme an den katholischen Anschauungen, Zweifeln und Kämpfen der Sinn abgeht. Das Werk als Ganzes zu würdigen und nachzuempfinden mag nur wenigen gelingen, weil die Mehrzahl der Romanleser zu weltlich oder bornirt in ihrer eignen Confession oder auch dem Christenthum überhaupt zu fern gerückt ist, um an dem einseitigen Parteiwesen in einer ihnen fremdartigen Welt wirklich Geschmack zu finden.

Viel günstiger, um Lärm zu erregen, waren „die Ritter vom Geiste" organisirt; eine äußerst bunte Gesellschaft aus allen Berufsarten zusammengewürfelt, deren jede ihre besondern Ziele verfolgte,

einigte sich nur in den allgemeinsten Grundsätzen über die Verbesserung des bürgerlichen Lebens; da konnte jeder Leser in einem der Repräsentanten sich selbst wieder finden und in seiner Weise mit dem Dichter schwärmen. Hier dagegen stoßen wir überall auf Geistliche, seien es Priester oder Pfaffen, und außer ihnen fast nur auf einen Adel aus großen Grundbesitzern, dessen Interessen und Passionen unsere Neigungen gleichfalls nur wenig berühren. Religiösen Händeln, peinlich genug im Leben, möchten wir in der Dichtkunst am liebsten aus dem Wege gehen; ob der männliche Stammhalter von Salem-Camphausen katholisch werden muß, um sich aus dem Verfall zu retten, oder die letzte Gräfin von Dorste-Camphausen den Entschluß fassen kann auch dem Protestanten zu folgen, obgleich sie den edelsten und schönsten Mann aus ihrer eigenen Priesterschaft platonisch liebt, ist ein Problem, dessen Lösung mit warmem Antheil zu begleiten der Menge kaum zugemuthet werden kann; der endliche Sieg des Protestantismus in der Taufe des Knaben, der dieser gemischten Ehe entsprungen, wird vorurtheilsfreie Confessionsgenossen gleichfalls ziemlich kühl lassen, weil sie für die Fehler ihrer Kirchengemeinschaft nicht blind sind. Eher möchten sie wünschen, daß es Gutzkow gelungen wäre, eine dritte Form der Kirchlichkeit aufzufinden, die alle Streitenden einte, und dieses Kind als Erstling dem neuen Glauben darzubringen, der beide Eltern verbunden. Solchen Ausgang verschmähte er wol mit Absicht als zu phantastisch und unwahrscheinlich, da er über Inhalt und Form der neuen Religion nicht im Reinen und von der Möglichkeit eine solche den verschiedenartigen Elementen unserer Gesellschaft anzupassen nicht überzeugt war.

So haben also mancherlei Ursachen verhindert, daß der Roman, den wir besprechen, die gleiche Begeisterung erregte, wie der frühere: die ungünstige, getheilte Zeitstimmung, das Vortreten der confessionellen Frage, für welche die einen zu wenig, die andern zu einseitig Partei nehmen, die unbefriedigende Entscheidung derselben, welche nach der Ansicht der Denkenden wieder zur Quelle unabsehbarer neue Zwiste werden müßte, endlich die Bevorzugung einzelner den

meisten Lesern fernliegender Stände und Verhältnisse. Aber auch der Umstand kommt in Betracht, daß er der Form nach der zweite Roman der nemlichen Gattung war. Wenn in „den Rittern vom Geiste" mit jedem neuen Bande wieder neue Figuren in das künstlich angelegte Gewebe verflochten wurden, abenteuerliche Gestalten, welche die Handlung hemmten oder weiter schoben, so bewunderte man die Phantasie und die Kunst des Dichters, der eine so reiche Schöpfung wohlgeordnet vor unsere Augen zauberte; wenn er aber zum zweitenmale mit eben den Mitteln wirkt, so fehlt der Reiz, den alles Erste macht. Allerdings gesellte er zu der wohlvertheilten Menge der Spielenden hier noch das neue Interesse eines ungeheuer erweiterten durch alle seine Theile schon an sich merkwürdigen Schauplatzes: das ziemlich unbekannte und doch urdeutsche Westphalen, das heitere Rheinland, Würzburg, Wien, die Schweiz, Piemont, Nizza, Rom, seine Küste und seine Campagna, Neapel, sogar die Südspitze Calabriens nehmen abwechselnd und vom Gleichgiltigern zum Bedeutendern fortschreitend die wichtigsten unter den Personen auf; die prächtige Scenerie hebt wie bei neuen Opern die Handlung; aber diese reizende Zugabe von Dekoration reicht in ihrer Wirkung doch nicht an jenen berauschenden Genuß der ersten Composition, der gewiß jedem Leser der „Ritter vom Geiste" aus alten Tagen noch unvergeßlich ist.

Bei alledem steigt „der Zauberer von Rom" in meiner Bewunderung hoch empor durch seine sittliche Bedeutung, die unabhängig ist von dem lauen Beifall der Menge. In „den Rittern vom Geiste" erging sich das aufgeregte Zeitbewußtsein oft in redseligen Declamationen von Helden, an deren Berufe zur Weltverbesserung der bedächtige Anstand nehmen mochte; hier aber sind Kämpfe mit alten Mißbräuchen auf die Schultern von Menschen gelegt, an deren Ernst und Begabung wir glauben. Männer und Frauen leiden unter dem Drucke naturwidriger alter Satzungen, ringen sich langsam los von Vorurtheilen, mit denen verkehrte Erziehung ihr Gewissen belastete, opfern ihr Lebensglück der unbeugsamen Satzung, ringen und streiten für unveräußerliche Rechte der Völker und er-

zielen im Laufe der Zeiten zwar nicht das Höchste, doch einen bedeutenden Fortschritt. Gerade dadurch, daß sich unser Roman an die Wirklichkeit hält, gewinnt er am Ende auch einen wahren Erfolg, der auf das Leben übertragen die christlichen Völker weiter fördern würde. Aber auch rein künstlerisch betrachtet hat „der Zauberer von Rom" einen ganz entschiedenen Vorzug schon in der Anlage gerade durch seine Einseitigkeit und Beschränkung erhalten. Der engbegrenzte Vorwurf gab die Möglichkeit an die Hand den Stoff in wenige lichte Hauptpartien zu ordnen und die gegenüberstehenden Parteien zunächst durch ein gemeinsames sittliches Streitobjekt zu verknüpfen, dessen Bedeutung erst dann in den Hintergrund tritt, wenn der Kampf auf einem größern Schlachtfeld und mit stärkern Kräften weiter gefochten wird.

Durch den größern Theil des Romans ist, wie in „den Rittern vom Geiste" ein Prozeß der eigentliche Mittelpunkt der Handlung, ein Erbschaftsstreit um große Güter. Wie gewöhnlich im Leben verschlingen sich die geistigen Interessen so eng mit den materiellen, daß beide ein untrennbares Ganzes bilden und man kaum mehr sagen kann, ob dieses oder jenes die Hauptsache. Der weitläufige Besitz der katholischen Linie Dorste-Camphausen erwartet — so will es wenigstens die Intrigue der Schelme zugleich mit der Hoffnung der rechtgläubigen Umwohner — einen katholischen Erben. Man spricht von einer alten Urkunde, welche beim Fehlen männlicher Nachkommen diese Güter nur unter der Bedingung der andern Linie zuerkennen soll, daß der in Aussicht stehende Erbe desselben Glaubens sei. Ist ein solches Pergament vorhanden? Graf Hugo von Salem-Camphausen, der Protestant, der nach sonstigem Erbrechte Besitz zu ergreifen berufen ist, bestreitet es; der Prozeß läßt sich für ihn günstig an; denn die Urkunde will sich nicht finden. Da weiß der gegnerische Advokat, ein Ausbund frivoler Gesinnung, ein Mittel, das zum Ziele führt; er läßt eine Urkunde fälschen und in der Verwirrung eines gestifteten Brandes unter andere Papiere des Schloßarchivs verbergen und bald darauf bei nochmaligem Nachspüren hervorziehen. Gemeiner Betrug bringt

den rechtmäßigen Bewerber um seinen Anspruch; die Verlegenheiten der Verarmung zwingen ihn die Scheinehe mit der nunmehrigen Erbin zu schließen, die im Seelenbunde mit dem vortrefflichsten aller Priester, ihre Tage in einem Kloster zu beschließen sich vorgesetzt hatte. Bonaventura, der von Stufe zu Stufe höher steigt, bleibt in dem unnatürlichen Verhältniß eines Geliebten und Liebenden, der Liebe weder geben noch nehmen darf, still angebetet von Paula, geschützt von deren Gatten, bis endlich die Neigung der beiden Eheleute der Pflicht zu Hilfe kommt und das Gebot der Ehe doch noch über die Verwirrung der Herzen den Sieg gewinnt. Damit der indolente Ehemann nicht verächtlich erscheint, hat ihm der Dichter den Lebensgenuß schon voraus und gerade in der Zeit, wo er den Vertrag der Scheinehe eingeht, noch die Erinnerungsqual an die erschütternde Katastrophe seiner Freundin beigegeben. Fast dünkt es mir, als wäre die reizende und ach so schnell entschwindende Erscheinung Angiolinens nur dazu vorgeführt worden, um Hugo wegen der spätern Vernachlässigung der gegenwärtigen Paula zu rechtfertigen. Denn im Grund ist sie eine ganz unnütze Figur, auf deren Erscheinen man lange vorbereitet war, um sie dann als Todte zu sehen. — An das Geschlecht der Camphausen, das in zwei Linien verzweigt, den Zwiespalt der Confessionen und dessen bürgerliche Folgen darstellt, schließt sich ein zweites nicht minder wichtiges und durch die Verschiedenartigkeit und Begabung seiner Glieder mächtig eingreifendes, das der A s s e l y n. Bonaventura, die am meisten hervorragende Person in ganzen Roman, ist ein Asselyn, und sein Vater Friedrich, der verschollene, angeblich auf einer Alpenreise verunglückte, der zuletzt so bedeutsam hervortritt, hat sich dem katholischen Ehegesetz, welches sein großer Sohn nicht überwinden kann, gleichfalls zum Opfer gegeben. Bonaventura muß als Priester der Ehe entsagen, Friedrich entzog sich der Welt, um der Gattin die zweite Heirat mit seinem Freunde möglich zu machen, an welchem sie schon bisher mehr als an dem träumerischen Mann eine bürgerliche Stütze gefunden. So werden gerade an dieser Familie zwei Mängel des Katholicismus sichtbar, der C ä l i b a t und die U n a u f l ö s l i c h k e i t

der Ehe zwei Einrichtungen, deren jede einen pflichttreuen Menschen um sein Lebensglück betrügen kann.

Ist Bonaventuras Vater aus Aufopferung für die Frau vom Schauplatze der Welt verschwunden, so zeigt dagegen die Familie der Hülleshoven andere phantastische Unregelmäßigkeit des Daseins: zwei Gatten, welche viele Jahre lang getrennt leben, weil sie sich abstoßen, treffliche aber eigenwillige Menschen, starr auf ihrem Sinne; Monika mochte dem Ulrich von Hülleshoven, den sie ohne Liebe geheiratet, nicht in seine Garnison folgen. Bruder und Schwester des feindlichen Paares stehlen dessen Kind und behalten es zurück als Unterpfand der Versöhnung; weder Vater noch Mutter soll die lieblich aufblühende Armgart besitzen, sondern nur beide. Diesen Grundsatz bildet sie, die in überspannter klösterlicher Erziehung aufwächst, mit den Jahren selbst in sich weiter aus und betrachtet die Wiederherstellung der elterlichen Eintracht als eine Art Lebensbestimmung, für welche sie Glück und Hoffnung hingeben zu müssen glaubt. Fliehend vor Vater und Mutter, so lange nur eines nach ihrem Besitze strebt, spart sie den Preis ihrer Person für beide auf, ja sie weist die Werbung von zwei werthen Jünglingen ab und sucht den Mann zu fesseln, welchen sie haßt, lediglich um seine Gunst von der Mutter abzulenken, die sie ein für allemal zum Vater zurückzuführen entschlossen ist. So entsagt das edle junge Wesen den eigenen Ansprüchen ans Leben aus einer Grille, die sie für heiligen Beruf erachtet, und verscherzt für immer die Freuden einer glücklichen Zukunft, ein neues Beispiel von den unseligen Wirkungen, die das katholische Dogma von der Unauflöslichkeit des Ehebundes im Gefolge haben kann.

Allerdings fordern solche strenge Satzungen die minder Gewissenhaften nur zu ihrer Uebertretung heraus, und so bietet auch unser Roman wie die Wirklichkeit neben seinen Mustermenschen Exempel die Fülle von solchen, die mitten im Schoße der Kirche sich über den Katechismus leichtlich hinwegsetzen, Priester vom Dorfgeistlichen hinauf bis zum Cardinale, die sich das Leben bequem und anmuthig gestalten, und während sie den Taumelbecher der Lust

bis zum Grunde leeren, den Heiligenschein der Enthaltsamkeit um sich breiten, oder auch einmal an Pflichtvergessenheit gewöhnt, selbst diese Vorschrift nicht mehr für nöthig halten; Laien, die in Macht und Reichthum schwelgend des sechsten Gebotes nach allen seinen Ausdeutungen spotten, wie jener Kronsyndicus, der alte Freiherr von Wittekind-Neuhof, der gewaltige, der in jungen Tagen zur Zeit der französischen Herrschaft das ganze schöne Geschlecht zu seiner Verfügung glaubte, und einst mit lustigen Brüdern selbst aus der Trauung eine Posse machte, um sein Ziel zu erreichen. Dieses freyle Spiel mit dem Heiligen erzeugte dann wieder, wie jede böse Saat, nur ungesunde Früchte. Der Jude, der die Trauung vollzogen, wird genöthigt zum Christenthum und in den geistlichen Stand überzutreten; aber er verwaltet die Sakramente ohne die rechte Absicht und bringt ihre Empfänger um deren wahren Segen, also daß sich gerade der vorzüglichste Priester nachher Jahre lang mit dem Bedenken herumschlagen muß, er sei ungiltig getauft, und demnach seien die kirchlichen Funktionen, die er je an andern vollzogen, gleichfalls ungiltig.

Die adelichen Geschlechter der Camphausen, Asselyn, Hülleshoven und Wittekind in ihren gegenseitigen Verbindungen und Herzenskonflikten mit der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung bilden die Grundlage unseres Romans; westphälische Familien, welche das Gepräge ihres Volksstammes im Glauben und im Leben tragen, der starr und fest am Herkommen haftet, ein Feind aller Neuerungen durch Industrie und moderne Wissenschaft, tüchtig und gediegen, hart und unbeugsam, mit der Muttererde verwachsen und wenig geneigt über ihre Grenzen hinauszuspähen. Dieses deutsche Patriarchenland, in welchem Varus einst dem Hermann unterlegen, ist uns so gut wie fremd, weil seine eigenartigen Bewohner sich der Tagesgeschichte entziehen, ein trefflicher Boden für eine Dichtung, deren wichtigste Träger in Tugenden und Verirrungen originelle und entschiedene Menschen sein sollten. Dazu ist Westphalen gut katholisch, überhaupt konservativ, und Bildung und Gelehrsamkeit schlägt, wenn sie irgend Platz greift, eine wunderliche Richtung

ein, wie beim philosophischen Dilettantismus Büttmeyers und beim antiquarischen und naturwissenschaftlichen des Onkel Lepinus; dagegen für Priesterthum und Möncherei ist dieses Land der ergiebigste Boden. Es sei denn, daß wir das heilige Köln ihm an die Seite setzen, wo die Schar der Römlinge nicht minder gedeiht. Dort residirte ja der Kirchenfürst, der mit der protestantischen weltlichen Gewalt in hartnäckiger Fehde lag — Priester Imanuel, ehedem Graf Truchseß von Hallenberg, nennt ihn der Dichter — ein Geistlicher, der etwas vom Bauernadel an sich hat; er machte den Eindruck eines Oberjägermeisters alten Stils und beweist dem königlichen Schreiben so wenig Respekt, daß er es uneröffnet bei Seite legt. Als ihn die rohe Staatsgewalt auf eine Festung bringt, erträgt er sein Schicksal mit der Hoheit eines Mannes, der seiner Würde nicht das geringste vergibt, indeß seine frühere Wohnstadt in Sack und Asche um sein Märtyrerthum trauert.

Aber in Köln tritt neben dem geistlichen Stande doch auch ein anderer in den Vordergrund, der Kaufmannsstand, dessen Würde und Tüchtigkeit, Scheinbildung und selbstbewußte Gewinnsucht Gutzkow in den verschiedenen Gliedern des Kattendyk'schen Hauses treffend gezeichnet hat. Der Einfluß der Geistlichkeit macht sich aber auch auf diese Kreise bemerkbar; Frau Oelring, die schwermüthige und gemüthvolle Tochter der oberflächlichen aber sehr frommen Frau Commerzienräthin, will das Kind, von welchem sie nach zehnjähriger kinderloser Ehe Mutter zu werden hofft, ihrem biedern Gatten zu Gefallen protestantisch erziehen lassen und erleidet darob im Haus und Gewissen mancherlei Anfechtungen. Sorge und Hader war hier freilich umsonst; der Tod rafft Kind und Mutter weg, und die Kirche hatte, wie so oft, die letzten heitern Tage einem guten Wesen nutzlos getrübt. Leichter weiß sich der geniale Piter mit Familie und Glauben auseinander zu setzen. Er holt sich das arme Treudchen aus dem Kloster, wohin Schwester Beata das unerfahrene Kind beschwatzt hatte, und lebt mit ihr glücklich fort in Paris. Das Kattendyk'sche Kaufmannshaus steht bei aller Breite der Schilderung, die ihm gewidmet ist,

mit den Hauptpersonen des Romans nur in losem Zusammenhang, wie so manche andere Familien, welche episodisch dem figurenreichen Menschengemälde eingefügt sind; und doch möchte ich dasselbe nicht missen, weil es den adelichen Geschlechtern gegenüber eine hübsche Darstellung des höhern Bürgerstandes bietet und auch den Einfluß zeigt, welchen die Kirche über die verschiedenen Glieder der Geldaristokratie gewonnen hat. Dies sind, so lange unser Roman in den nördlichen Gegenden Deutschlands spielt, die wichtigsten Familien, an welche nun eine Reihe von einzeln stehenden Leuten sich anheften, junge hoffnungbietende Männer und Frauen, herumschweifende Abenteurer, Geistliche jeder Gattung, Mönche und Nonnen. Es fällt bei näherer Betrachtung des Werkes die übergroße Anzahl von solchen auf, die mit dem Leben gebrochen oder in ihm sich noch nicht befestigt haben, und durch ihre Vielgeschäftigkeit etwas Ruheloses hereintragen, welchem die wenigen stabilen Menschen nicht die Wäge halten können. Ja genau genommen haben wir nirgends ein Familienleben, außer etwa im Hause des unwichtigen protestantischen Pfarrers, wohin der geisteskranke Kammerherr zur Cur gegeben ist. Auf Schloß Westerhof haust ein Hagestolz und hat über seinen wissenschaftlichen Liebhabereien die mit ihm alternde Freundin zu heiraten vergessen; auf Neuhof ein greiser zuletzt faselnder Tyrann, von dessen früherem Lasterleben nur die Sage meldet; sein Stamm im Aussterben; denn der Präsident hat keine Kinder, und der blödsinnige Kammerherr fällt im Duell; die edeln Geschlechter der Hülleshoven und der Asselyn ebenfalls nur in ihren letzten Repräsentanten sichtbar und mit Ausnahme des alten Dekans von S. Zeno fortwährend auf der Wanderung; alle süßen Bande entweder durch den Tod oder durch einen eigenwilligen Geist gelöst; die vielen Menschen, welche die Dichtung aufbietet, beinahe sämmtlich unfähig ein gottgefälliges Haus zu bauen, als wäre diese ganze zerfallene Generation mit einem Fluche belastet. Mit Ausnahme des endlich gewonnenen Sprößlings von Hugo und Paula, des Kindes der Zukunft, und der niedlichen Gestalt eines Mädchens von Hedemann, die wie ein Rosenstrauch auf Gräbern bei der

sterbenden Gräfin und dem siechen Vater steht — den verwachsenen Knaben der Hasenjette können wir nicht in Betrachtung ziehen — erscheint im ganzen Romane kein Kind; und Kinder sind es doch allein, die der Vergänglichkeit unseres Daseins ihre Schauer nehmen, indem sie demselben wenigstens eine unabsehliche Perspektive eröffnen. Dagegen drängen und kämpfen sich durch den Roman eine Menge von Einzelgestalten fertiger oder halbfertiger Menschen, disputiren, intriguiren, lieben, hassen, bauen Luftschlösser und zerrinnen selbst, nachdem sie eine Weile in bunten Farben geschillert, in nichts wie Seifenblasen. Das geistige Ziel der Kirchenverbesserung ist das Einzige, was nach neun Bänden voll Arbeit erreicht wird; alles Ringen um die Güter und Freuden der Erde, um bürgerliche Wohlfahrt und behagliche Sicherheit erweist sich als eitel; jedes Fahrzeug, wenn auch mit Umsicht und Kraft gerudert, zerschellt an irgend einer Klippe, und die trübselige Erfolglosigkeit so vieler Mühen ist, neben dem Zweifel an einer wirklich gedeihlichen Kirchenreformation, eine weitere Ursache des Mißbehagens, mit welchem viele die vortreffliche Dichtung aus den Händen legen.

Wir sind einmal gewohnt, daß die jungen Leute, welche in einem Romane sich durch mancherlei Hindernisse eine Bahn zu brechen suchen, daß wenigstens die Hauptpersonen unter ihnen schließlich triumphiren. So will es die poetische Gerechtigkeit und der Glaube an eine sittliche Weltordnung, dem allerdings der regellose Weltlauf mitunter widerspricht, aber ein Dichter sich nicht geradezu entgegenstellen darf, weil die Poesie, ohne von sich selbst abzufallen, sich dem Glauben an eine vernünftige und billige Ausgleichung zwischen Tugend und Glück nicht entschlagen kann. Nun haben wir hier eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten, Jünglinge voll Geist und Herz, Mädchen voll Anmuth und Liebeszauber; man zieht sich an, wirbt und wird umworben, verliert nutzlose Jahre, die Blüthe welkt, das Ideal verbleicht, das Leben fällt im Sturm oder verliert sich schleichend im Sand mit Entsagung. Wozu, fragt der Leser zuletzt, in seinen Erwartungen betrogen, so viel Aufwand

um nichts? Benno und Thiebold, die unzertrennlichen, gleich David und Jonathan, denen der Verfasser offenbar den entschiedensten Gemüthsantheil zugekehrt hat, warum muß der eine in den Armen einer launischen Hexe die besten Jugendjahre vergeuden und dann weggerafft werden von der tödtlichen Kugel? warum der andere als reicher Garçon, guter Laune, gefällig, alles zum Besten wendend, zwischen den letzten Trümmern seiner schönen Vergangenheit hin und herreisen, indeß die Freundin von beiden, die schöne muntere Armgart, bei den Eltern altert, vergrämelt, um den todten Geliebten trauert, dem sie seit vielen Jahren im Stillen ihr Leben geweiht und in den letzten Momenten erst die brennende Neigung bekannt hat? Welche Mühe ist auf die Bildung, Läuterung, Abschleifung, Bereicherung dieser Charaktere gewandt, wie haben sie die allgemeine Theilnahme erregt und in Hoffnung und hoher Aussicht der Jahre schönstes Stufenalter erstiegen, um dann durch jähen Sturz als ein Spielwerk des Zufalls zu verenden oder mit trüben Augen langsam hinabzusteigen in die Oede, die keine Blume trägt!

Lucinde vollends, die mißhandelte, von den besten Männern gemiedene, von den Frauen gehaßte, mit den reichsten Geistesanlagen ausgerüstete, mit den umfassendsten Kenntnissen glänzende, von Ehrgeiz flammende, auch in den zweifelhaftesten Lagen sich in ihrer Würde behauptende, bei aller Menschenverachtung so liebesbedürftige Lucinde, warum mußte sie, umhergeworfen und gepeinigt, von Land zu Land irren, von Noth zu Hoheit steigen, von Hoheit zu Noth niedersinken, um zuletzt ihr denkendes ruheloses Hirn auf dem Steinpflaster zu verspritzen? An Lucinde hat Gutzkow ein Wesen von wunderbaren Reizen geschaffen, welche sogar gegen die Richtigkeit seines eigenen abschätzigen Urtheils siegreich kämpfen. Sonderbar; der Erklärer dieses Charakters ist auch der Zeichner; man sollte daher jeden Zweifel an der Richtigkeit seiner Erklärung für unberechtigt halten; aber die Zeichnung hat weit mehr Idealität, als der Ausleger uns glauben machen will; sein eigenes Geschöpf ist ihm über seine Absicht hinausgewachsen. Der Mann muß doch geboren

werden, der sich von einer Lucinde nicht fesseln läßt, der ihre Fehler nicht zum größten Theile dem Schicksal aufbürdet. Als dreizehnjähriges Mädchen aus den dürftigen Verhältnissen eines Landschullehrers gerissen, lebt das unerfahrene Kind, gleich beim ersten Versuch zum Eintritt ins Leben betrogen und verschüchtert, als Magd zwei jammerhaft elende Jahre bei einem alten geizigen und schlechten Weibe; aus den Krallen dieses Drachen befreit, wird sie von einem unwürdigen Verhältniß in das andere geworfen und lernt Menschenverachtung unter der Form von Menschenkenntniß; Talent, Ehrgeiz und Gelegenheit verschaffen ihr einen ungewöhnlich hohen Grad wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung; abenteuerliche Schicksale bringen sie ohne ihre Schuld in die buntesten und mitunter sehr bedenkliche Verbindungen, aus denen sie allezeit noch rein hervorgeht; erst Geliebte eines Diebes, wird sie dann Schutzgeist eines Halbverrückten, dann Braut eines verliederten Genies, hierauf liebende Pflegerin eines sterbenden Schauspielers, und da mit zunehmender Einsicht in die Welt ihr Herz immer höhere Ziele sucht, Schwärmerin für einen Priester, dem sie zwar nie als Gattin angehören kann, aber trotz aller sonst berechnenden Klugheit mit einer Glut der Leidenschaft huldigt, welche ihr über den Schritt des Confessionswechsels spielend hinweghilft. An dieser Stelle freilich scheint uns der Dichter das kaum Mögliche zuzumuthen: ein kluges Mädchen, welches „jede Situation beherrscht,“ soll ohne das geringste Zuthun von des Mannes Seite, der sogar eine andere Liebe hegt, sich blindlings diesem Mann aufdrängen und aus Schwärmerei für ihn den auffallenden Schritt einer Glaubensänderung thun, obschon sie mit Bestimmtheit weiß, daß er sie niemals heirathen kann! soll ihm anhängen mit hündischer Treue, obschon sie sich von ihm mißachtet und mißhandelt und eine andere geliebt weiß! soll ihm nachreisen und seinen Lebensgang umwachen, ihn warnen und schirmen, soll das Rachegefühl unterdrücken, zu welchem verschmähte und gedemüthigte Liebe sie anreizt und zu dessen Befriedigung ein günstiger Zufall ihr die Mittel in die Hand geliefert hat! Was gibt Bonaventura das Recht zu ihrer schnöden Abweisung von seinem

Beichtstuhl, als sie mit der Macht des Gefühls im schweren Kampfe liegt und ihm all ihre Sündhaftigkeit bekennt und nur nicht ihre Liebe? Was berechtigt Armgart zu ihrem sittlichen Grauen, zumal sie nachher selbst den Brief liest, den Lucinde nur ihr zu Gefallen erbrochen hat? was Benno zu seiner Geringschätzung, ihn der der eigenwilligsten und frechsten Creatur gegenüber Jahre lang eine so bedenkliche Schwäche zeigt? Dem Leser erscheint Lucinde, gerade weil der Dichter selbst über sie zu hart urtheilt, als Leidende, welche die schönsten Gaben des Körpers und der Seele nur dazu besitzt, um allenthalben dem Haß und dem Neid anheimzufallen. Er nennt sie einen gemischten Charakter; aber wer von uns, den der Strudel des Lebens erfaßt hätte wie dieses Mädchen, würde von der Beimischung unlauterer irdischer Elemente weniger Spuren an sich tragen? Jeder, der so frühzeitig auf die eigene Kraft angewiesen ist, um sich emporzuarbeiten, und so reich an Naturgaben jeder Art, die er zu diesem Zwecke benützen kann, wird zwar den müßigen Kindern des Glückes sehr unähnlich werden; aber das Auffallende bleibt an ihm noch immer ehrenwerth, wenn es die Schranken der Sitte nicht nach dem Unmoralischen hin überschreitet. Außer dem Schicksal kommt dann noch weiter in Betracht die Besonderheit der Anlage. Lucinde konnte nur sehr schwer weinen und hatte etwas Wühlendes und Unruhiges; wohl! so war sie eben eine auf Verstand angelegte, keine sentimentale Natur. Sie hatte als blühendes hochbegabtes Mädchen, dem noch kein Mann und am wenigsten der phantastische Schönredner Klingsohr imponirte, die allerdings etwas eitle, aber leicht entschuldbare Vorstellung von sich, daß ihr im Leben irgend ein weit größeres Ziel beschieden wäre, und daß alle ihre bisherigen Begegnungen nur dazu dienten, ihre Entwicklung zu fördern. Weil ihr nun die Menschen wie Puppen erscheinen, die sie nicht achten kann, so überläßt sie sich zuerst in jugendlichem Uebermuth einem allzufreien Benehmen, das ihr die Gunst der Philister entzieht, aber doch die Schranken der Sittlichkeit einhält und Hand in Hand geht mit der größten Gutherzigkeit, welche Gold und Seide hinwirft für die Bedürfnisse eines armen

kranken Mannes. Ihr gesundes Wesen zieht sich mit eben dem Abscheu schaudernd zurück von dem moralischen Lumpen und Opiumraucher Klingsohr, mit dem es später den Aufdringlichkeiten eines Rück entflieht, dessen raffinirte Sinnlichkeit ihren Besitz als ein Heilmittel seines verirrten Triebes begehrt. Daß Mitleid und Bewunderung sie an den kranken Serlo fesselt, ist aus der natürlichen Schwärmerei der Jugendjahre erklärlich; aber, wie ich schon vorhin andeutete, die eigensinnige Liebe zu Bonaventura ist bei einem bereits so herangereiften Charakter kaum mehr glaublich.

Doch lassen wir es gelten, Lucinde ist, um einem Priester nahen zu können, katholisch geworden, ein falscher Schritt, der den zweiten gleich in seinem Gefolge haben mußte, daß sie, um der Welt allen Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zu benehmen, auch eine recht eifrige Katholikin spielt, so möchte ich ihr doch die Maske der Demuth, die sie nun weiter vornimmt, nicht eben in dem Grade verargen, wie der Dichter, nachdem sie durch vielfache Erfahrung erkannt hat, daß in ihrem bisherigen Benehmen besonders für Frauen etwas Herausforderndes und Verletzendes liege. Die arme auf ein dienendes Verhältniß angewiesene will ja mit dieser anspruchlosen Art zunächst nichts weiter als ihre Stellung sichern und eine gewisse Herrschaft im Hause, zu der ihre hervorragende Begabung nun einmal hindrängt. Wie leicht müßte ihr's geworden sein, sich den beschränkten Piter selbst zu erobern! sie aber fördert uneigennützig seine Neigung zu dem lieblichen Treudchen. Als nun Bonaventura Domherr geworden, ist sie seine erste Beichtende; aber sie vermag es nicht, ein Wort hervorzubringen, sondern sie, der die Thränen sonst so schwer fließen, weint wie über zwanzig Jahre eines verfehlten Lebens. An der Macht ihrer Liebe findet ihre Freiheit, mit der sie im übrigen nach Willkür zu schalten pflegt, eine Schranke, ja sie selbst wird sittlich gehoben, indem sie sich an den sittlichsten der Männer hinanzuranken strebt.

Es liegt in ihrer Natur eine Unternehmungslust und Kühnheit, welche weit über das Gewöhnliche hinausgreift, und die Lebenskämpfe haben dieselbe nach und nach so groß gezogen, daß sie

vor der Berührung mit bedenklichen Charakteren nicht mehr jungfräulich zurückbebt; allein die Vortheile, die ihre Spürkraft und ihre oft zufällige Verbindung mit schlechten Menschen gewinnt, verwendet sie niemals zum Schlechten, höchstens spart sie dieselben zum eignen künftigen Gebrauch auf, um sich gegen die feindliche Welt zu behaupten. Zuweilen bringt ihre natürliche Gutmüthigkeit sie in Gefahr, Verdacht und Mitwissenschaft von verbrecherischen Planen, an welchen ihr ungerechterweise selbst die Guten Betheiligung zutrauen, indeß sie sich nur ängstlich bemüht deren Vollzug zu verhindern. Hierher gehört z. B. ihre Bekanntschaft mit Blickert, dem Leichenräuber und Brandstifter, ihre Kenntniß von Kücks Fälschung der Urkunde, ihr alleiniges Geheimniß von Bonaventuras ungiltiger Taufe u. s. w. Nun legt es ihr der Dichter mit Unrecht zur Last, wie sehr sie durch ihre Verwicklungen in dies und jenes strafbare Unternehmen compromittirt sei; der Leser ist besser unterrichtet und nimmt Partei für die Verkannte. Sie schreibt z. B. an Bonaventura einen Warnbrief. Was sollte er thun? heißt es weiter; der Rath Lucindens war gut; „aber ein Rath aus diesem Munde!" Aus welchem Munde? fragt man unwillkürlich; doch aus dem einer Liebenden, die den Vorsatz der Rache vergaß über der Anhänglichkeit an den Mann ihres Herzens und die stille Hüterin seines Glückes blieb.

Was sie gegen Bonaventura verschuldete, waren unfreiwillige Aeußerungen der Schwäche, mit der sie sich in ihr liebeglühendes Herz schauen ließ. Achtete er es für schwere Sünde einen Priester zu lieben, während er doch selbst in Liebesbanden sich gefangen fühlte? Schwerlich; aber weil ihm diese entgegengetragene Liebe eine Entweihung der seinigen dünkte, suchte er sich ihrer mit mehr Härte, als sonst in seiner Art liegt, zu erwehren. Aber ungeachtet aller Mißhandlungen von Seiten des verehrten Mannes, der sie als Beichtkind verstoßen, vermag sie diesen doch nicht aus ihrem Herzen zu reißen; sie folgt ihm nach Wien, umschwebt ihn mit ihrer Sorge und Klugheit in Italien, läßt sich von ihm trauen und geht elend zu Grunde, weil sie die Urkunde, die in den Händen

seiner Feinde gegen ihn zur gefährlichen Waffe werden könnte, der diesen zu schützen sucht. — Nun ist Lucindens Jugendentwicklung der ganze erste Band gewidmet und ihrem dornenvollen Leben auch in den übrigen Bänden die größte Aufmerksamkeit geschenkt; aber am Ende langen wir an bei der trüben Erkenntniß, daß so viel Genialität, Gelehrsamkeit, Schlauheit und Rastlosigkeit des schönsten Weibes um ein Nichts verschwendet worden ist.

Diese Lebensmelancholie also, der jeder thatkräftige und thatlustige Mensch in der Wirklichkeit wie einem Gespenste gern aus dem Wege geht, wiederholt sich gerade an vier Hauptpersonen unseres Romans, denen wir einen dauernden Genuß von Lebensfreuden gönnten, an Armgart und Lucinde, Benno und Thiebold; beinahe zu viel Wermuth für einen Trank, der doch keine niederschlagende Arznei sein will, zumal auch der eigentliche Held Bonaventura zwar sein geistiges Ziel mit bleichen Haaren erreicht, aber mit gefoltertem Herzen dem Gegenstande seiner Wünsche entsagen muß. So sehr wir Lucinde bedauern, daß ihre Gefühle dem besten Manne gelten, der sie zurückweist, so können wir doch auch diesem weder seine Neigung noch seine Abneigung ernstlich verargen; seine Neigung nicht: denn sie ist auf ein ideal sittliches, wahrhaft kindliches, hochpoetisches Weib gefallen; seine Abneigung nicht: denn er selbst ist im Wollen und Streben der Gegenpol Lucindens, der er an Erfahrung ganz gleich steht. Sie hatte aus der Menschenkenntniß Menschenverachtung, er daraus unendliches Mitleid gesogen und mit diesem den Wunsch in sich entwickelt das Institut der Kirche zu verbessern, um durch die Kirche die Menschen emporzuheben.

Auch Bonaventuras Jugend ist seit den Jahren, in welchen die aufblühende Seele mit idealen Forderungen ans Leben herantritt, tief gedrückt und mit schweren Gedanken belastet. Der vermeintliche Tod des Vaters auf der Alpenreise und die schnelle Heirat der Mutter mit dem Hausfreund haben ihm einen solchen Ueberdruß an den weltlichen Dingen beigebracht, daß er in den geistlichen Stand trat. Aber je tiefer er in das innere Wesen der kirchlichen Anstalten eindrang, desto klarer zeigte sich ihm deren Un-

vollkommenheiten, und je mehr sein scharfes Auge die Triebe und Neigungen der Christenheit durchschaute, desto heißere Seufzer entstiegen seiner gequälten Brust. Er gewahrte in den kriegslustigen Streitern der alten Kirche mehr Raufbolde als Gotteskämpfer, und die mancherlei Flecken in ihrem Leben und Charakter bestätigten keineswegs ihren vorgegebenen Eifer für das Himmelreich. Gutzkow hat uns eine ganze Musterkarte von Geistlichen aller Schattirungen gezeichnet. Am einen Ende steht der wohlwollende fein aristokratische Dechant zu S. Zeno, der alte Freund der Aufklärung, der Künste und Wissenschaften, einer der wenigen Ueberlebenden aus der Zeit Wessenbergs, der Freund des kirchlichen Friedens und bürgerlichen Behagens, der sein häusliches Leben mit allen Schönheiten eines anmuthigen Luxus geschmückt hatte, aber auch sein mehr als ästhetisches Wohlgefallen an schöner Weiblichkeit nicht im geringsten verleugnete. Lucinde mochte schon die zwanzigste Nichte sein, die nach Kocher am Fall gekommen war. Von diesem geistlichen Epicureer bis zum Cyniker neusten jesuitischen Schnittes, dem Pfarrer Müllenhoff, einem der jungen aus den Seminarien losgelassenen Streitstiere, welch eine Kluft! Und doch auch dieser eifrige Gottesmann, der die Bauern vom Tanz abhält im Interesse der Sittlichkeit, der ihre Moralität durch Rügengericht und ihren Glauben durch Kirchenconvent überwachen lassen will und die geistlichen Exercitien frommer hoher Damen leitet, der gegen die Einmischung der Dilettantenmusik bei der Messe eifert und das Lesen der Stunden der Andacht verdammt — auch dieser Klopffechter der Kirche ist der Schwäche des Fleisches verfallen: der Volksspott stellt ihm einen Wiegenkorb erst mit einer Wachspuppe, dann mit einem Kätzchen vor die Thür, bis der lebendige schreiende Zeuge seines Sündenlebens erscheint und Bonaventura so großmüthig sein muß, die Abkaufssumme für Lena dem irrenden Mitbruder vorzustrecken. Wie hier in gemeinen Fehltritten, so verräth sich hundertfach durch andere Leidenschaften, wie Eitelkeit, Ehrgeiz, Herrschsucht, Habsucht, der Klerus nur allzusehr in seiner sittlichen Schwäche, welche ihn im Innersten so armselig zeigt als den Laienstand, während

weder der alte Nimbus, der ihn umgibt, noch die sonstigen Tröstungsmittel seiner Einsamkeit ausreichen, um den Mangel häuslichen Glücks zu ersetzen. Bonaventura fühlt sich, je höher er an Würden steigt, desto unbehaglicher in seinem Berufe. Selbst abgesehen von den überspannten sittlichen Anforderungen, welche die Kirche an den Priester stellt, und die er zwar von andern leicht genommen sieht, aber selbst zu erfüllen das ernstliche Bestreben hat, drückt ihn eine fast unerträgliche Last zu Boden, die Theilnahme seines Gemüthes an tausend geheimen Verirrungen der Seelen im Laienstande, die er zu berathen und zu heilen angerufen wird und doch so wenig wie der Arzt die körperlichen Krankheiten von Grund aus heilen kann. Es ist die schwere Aufgabe des Seelsorgers im Beichtstuhl, die freilich nur der denkende und gewissenhafte katholische Geistliche in ihrer ganzen Schwere empfindet. Die Falten so vieler Herzen liegen vor ihm aufgeschlagen; hier tritt zu ihm der Leichtsinn, welcher Warnung und Rüge, da der Kleinmuth, welcher Aufmunterung, dort der Zweifel, welcher ausreichende, ach dem Priester selbst nicht sofort zur Hand liegende Widerlegung und Belehrung bedarf. Nun naht sich unter dem Scheine der Hilfsbedürftigkeit ein Spötter, gegen den er sich in seiner Würde behaupten soll, nun ein verworfener mit Verbrechen belasteter oder sonst tief gesunkener Mensch, in dessen umnachtetes, verwahrlostes Inneres er schaudernd wie in einen Abgrund blickt. Auch diese Beispiele, welche zeigen, wie der Beichtstuhl ein wahres Marterholz für den Priester ist, liegen in reicher Mannigfaltigkeit uns vor Augen aufgeschlagen; ich erinnere nur an die Schauerscene, wie Hammaker dem Bonaventura über sein ganzes Leben beichtet, an die Verlegenheitsscenen mit Lucinde, an die Schwierigkeiten um passende Rathschläge zu finden, wenn jetzt eine Monika ihre Zweifel an der Kirche verräth, dann eine Dekring ihr Gewissen wegen der Religion ihres zu erwartenden Kindes erleichtern möchte, darauf ein Thiebold wegen einer Lappalie sich der Falschheit zeiht, nun eine Frau Schummel, die ein schlechtes Haus hält, sich leichte Absolution holen möchte, oder ein Nück durch seine Anfrage das Institut der Beichte mehr verspottet als anruft

ſinnt. Auch das Beichtehalten im Nonnenkloſter bietet ein eigenthümliches Intereſſe, nicht eben erfreulich für den idealen Sinn; denn nirgends erſcheint die weibliche Natur kleinlicher, krankhaft verſchrumpfter als in Klöſtern. Die Flecken und dunkeln Geheimniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, deren Mitglieder ſich einander im Staatsgewande präſentiren, vor dem Prieſter aber im ſchmutzigen Negligé erſcheinen, lagern ſich über Bonaventuras Seele wie eine dicke Nebelſchicht. Dürfte er nur von Zeit zu Zeit herzhaft trinken aus dem erfriſchenden Quell, der das kranke Herz geſund macht, aus dem Borne der Liebe! Ihm wendet ſich ſchüchtern eine fremdartige aber herrliche Blume zu, die junge Gräfin Paula, ein Weib von auffallender Schönheit, veilchenäugig und goldhaarig, mit hochgewölbter Stirn, mit ſchwarzen Brauen und Wimpern, eine hohe, ſchlanke, echtadeliche Geſtalt; aber ihr Lebenspuls iſt krankhaft nach innen gezogen und ihr Gang ſchwebt mehr geiſterhaft über die Erde. Paula iſt unendlich gutherzig, anſpruchlos und weich, doch ſeit den Kinderjahren kränklich und nun überhäufig dem Hellſehen verfallen, worin der Volksglaube eine beſondere göttliche Begnadigung und eine größere Heiligkeit zu erkennen pflegt. Man ſtaunt ihre Viſionen als Wunder an, man läßt durch ihre Berührung Kiſſchen und Tüchern Heilkraft einflößen, man verehrt ſie als eine Heilige, während freilich die ſtrengen Bekenner der Kirche in den magnetiſchen Aeußerungen der Gräfin doch die echt katholiſchen Anſchauungen vermiſſen. Bonaventura hat Gewalt über ſie, magnetiſirt ſie ſogar; aber gerade dies und der nicht eben chriſtliche Gehalt ihrer Viſionen geben ſeinen Feinden einen Anhalt ihn ſelbſt zu verdächtigen und zu verfolgen. Paula ſehnt ſich oft heraus aus dieſem Doppelleben, verlangt ſogar nach der Geſellſchaft Lucindens, deren Gegenwart ihr in dem orthopädiſchen Inſtitut zu Würzburg ſo wehe gethan, weil ſie unter Schmerzen die Nervenſtrömungen aufhob. Gewöhnlich hat die Ehe ſolchen bänglichen Erſcheinungen ein Ende gemacht; aber hier ſind zwei Liebende, die ſich ihre Liebe nicht geſtehen dürfen; „die Natur hatte ſie zum gegenſeitigen Beſitz beſtimmt, Gregor VII. hielt den Arm dazwiſchen.“ So betrachten

sie sich denn als geistig zusammengegeben; ihr Verhältniß bleibt fleckenlos und dem Himmel wohlgefällig; aber die Herzen seufzen und bluten still bei diesem sentimentalen Platonismus. Dergleichen Kämpfe der Natur mit der Satzung haben viele Jünglinge und Jungfrauen hinter Klostermauern getrieben, als könnten sie mit der Flucht aus der Welt sich selbst entfliehen. Auch Paula hatte diesen Entschluß längst gefaßt und würde ihn ausgeführt haben, wäre die Forderung einer Konvenienzheirat nicht dazwischengetreten, die selbst von Bonaventura gebilligt und empfohlen wird. Denn ihm, den schon sein Amt mit dem Klosterleben vertrauter machte, bot dieses keine lockende Perspektive, da er Mönche und Nonnen von denselben Leidenschaften wie die Kinder der Welt entbrannt sah, und obendrein ganz ohne Grazie, weil die Gelübde den anmuthigen Schein verwehren. In den Bewohnern dieser düstern Gefängnisse sah er Scharen von Unglücklichen, die theils in Stumpfsinn verfallen, theils mit dem Schicksal grollend oder auch gerade den Begierden fröhnend, die sie dort abzuthun gelobt hatten, betrogen um Mittel, die das Leben verschönern, ihre Tage unwürdig vergeudeten. Das Wort des Sebastus war ihm tief zu Herzen gedrungen, wenn dieser sagte: „Wir Mönche kommen zusammen und kennen uns nicht, wir leben zusammen und lieben uns nicht, wir sterben zusammen und beweinen uns nicht.“ Einen noch widerlicheren Anblick boten ihm die Nonnenklöster, weil die weibliche Natur, der männlichen Stütze beraubt, in Kleinlichkeit verfällt, und Klatschsucht, Nergelei, Aufpasserei, Scheelsucht da am üppigsten aufschießt. Kurz die mit jedem Jahre in ihm wachsende Erfahrung befestigte Bonaventura immer mehr in der Ueberzeugung, daß die Kirche ein baufälliges Institut sei, das seinem Zwecke die Menschen zu beseligen und zu veredeln gar schlecht entspricht. Kam nun noch die an ihm selbst gemachte Erfahrung dazu, daß ihre Gnadenspenden, wie bei seiner eigenen Taufe, unzuverlässig und deshalb von höchst zweifelhaftem Werthe sein können, so mußten in seinem Gemüth Unglaube und Verbesserungseifer dicht beisammen liegen.

In solcher Seelenstimmung war der hochbegabte edle Mann, als er Deutschland verließ, um in Italien einem höhern Berufe zu

folgen. Hier trifft er nun unvermuthet mit dem Einsiedler von Castellungo zusammen, für welchen die Ahnung, daß es sein Vater sei, in ihm doppelte Theilnahme weckt.

Es war ein besonders glücklicher Griff des Dichters, daß er die Hoffnungen auf eine lebenskräftige Erneuerung der Kirche weder an das Lutherthum noch an den Calvinismus knüpfte, die sich durch theologisches Schulgezänk und häuslichen Unfrieden schon lange um den Beifall der Gemüthsmenschen gebracht haben, sondern an die einfache und ältere Sekte der Waldenser, deren Ueberreste im nördlichen Italien sich seit der dortigen Bekenntnißfreiheit ziemlich zur Geltung bringen. Schon sind sie nicht mehr auf entlegene Thäler von Piemont beschränkt, sondern haben in Bologna, Modena, Livorno, Perugia, Ancona, Siena, Elba, Neapel, Palermo Gemeinden, in Florenz sogar eine theologische Schule gegründet. Da sie gleich den ersten Christen mehr auf Erhebung des Herzens als auf Begründung der Glaubenslehren bedacht sind, so treffen sie hinwiederum nahe zusammen mit den Pietisten der protestantischen Kirche, die einer geräuschlosen Frömmigkeit leben und dem Geiste des Urchristenthums in ihren stillen Gemeinden eine Stätte bereitet haben. Die ernste alte Gräfin Erdmuthe auf Castellungo ist die Schirmherrin des waldensischen Eremiten und seiner anhänglichen Scharen.

Von untergeordnetem Werthe für die Pflege wahrer Religion ist dagegen der Deutschkatholicismus, weil sich zu diesem nur durch Verneinung zusammengehaltenen Bekenntniß weltlichgesinnte Menschen zusammengethan haben, denen zur Bildung christlicher Sekten das Organ fehlt, die Religionsbedürftigkeit. Der unruhige Obrist Ulrich von Hülleshoven, der Papierfabrikant, der unstete Theilnehmer an allerlei technischen Etablissements, hat trotz seiner Unbescholtenheit und Bravheit doch mehr die Industrie als Gott im Herzen; seine disputirlustige, zweifelsüchtige Monika hat auf ihren Irrfahrten des Lebens und Herzens den romantischen Zug nach oben fast eingebüßt, ob sie sich gleich späterhin etwas zu Hedemanns Pietismus neigt. Und wenn die gemeinsame Liebe zu ihrem verlorenen und wieder gefundenen Kinde den Eigensinn beider

Gatten in Rührung auflöst," und wenn sie durch treues Zusammenleben fortan sühnen, was sie an einander verschuldet, so fehlt ihnen doch der kindliche Sinn, der zum Himmelreich die Thüre öffnet. Sie mögen immerhin als befreundete Seitenverwandte und Schützlinge der neuen Kirche Duldung finden, wie sie im Leben zur Ruhe kamen als Schloßverwalter von Castellungo; aber die Zukunft der Kirche beruht doch nur auf Idealmenschen wie Bonaventura, die den positiven Gehalt im tiefen Gemüthe tragen und allein im Stande sind deren Fehler zu tilgen, ohne die duftende Blüthe der Religion zu zerstören. Auch Italien hat heutzutage seine „freien Italiener," wie Deutschland seine „freien Gemeinden;" auch sie schaaren sich angeblich unter die Bibel und kleiden die politischen Bestrebungen in religiöses Gewand; aber beiden fehlt der christliche Inhalt; sie sind willkommen als Mitkämpfer für die Umgestaltung Europas; aber eine wirkliche Kirchenverbesserung können sie nicht zu Stande bringen.

Mit dem Eintritt Bonaventuras in größere Verhältnisse, mit Erhöhung seines Standes erweitert sich auch sein Gesichtskreis. Es weichen von ihm die Beklemmungen des Gewissens, die ihn unter Deutschlands nebligem Himmel so oftmals bedrängten, und der weitere Kampfplatz seiner Kraft steigert auch seinen Muth und seine Hoffnung. Der Zweifel, ob er rechtmäßig oder unrechtmäßig getauft sei, verliert alle Geltung bei dem Bewußtsein, daß er jedenfalls der rechte Streiter Gottes ist. Unbekümmert um das Urtheil der herrschenden Partei schützt er in seinem Sprengel die Waldenser und geht den Dominikanern zu Leib, in deren Kerker er seinen Vater, den Einsiedler, wähnt. Auch die alten Bedrängnisse des Herzens sind geschwunden wie wesenlose Schatten; er hat mit Lucinde Frieden geschlossen, sogar ihre Trauung mit dem Grafen Sarzana selbst vollzogen; glänzend ist er aus den Anklagen der Feinde in Deutschland und Italien hervorgegangen, als wäre er nur dazu in Rom gewesen, damit seine Hoheit daselbst einen höhern Preis erringe.

Auf den letzten Stufen zur obersten Würde hat ihn der Dich-

ter einen edeln Gehilfen beigegeben, wie Luther an Melanchthon besaß, den sanften Cardinal Ambrosi, des Einsiedlers Federigo ehemaligen Schüler, der ein Märtyrer geworden war, um einst mehr zu sein als ein Mönch, ein Mitreformator der Kirche. Er hatte die Anklage der rachsüchtigen Olympia zugestanden, als habe er sie im Beichtstuhle geküßt, obschon er dies nur in der Phantasie gethan, und sich zur Buße für diese Anwandlung eines fleischlichen Gedankens den schwersten Pönitenzen unterzogen, und diese seine Heiligkeit hatte ihm den Kardinalshut erworben. Beide Männer pflegen nun einen recht innigen Austausch einer auf gemeinsamen Wünschen und Hoffnungen beruhenden Freundschaft, und der bescheidene Ambrosi verhilft dem würdigern Genossen, anspruchslos für sich, zum Besitze der dreifachen Krone. Wie Johannes der Täufer den Ruhm seines Freundes Jesu verkündete, rief er vor dem harrenden Volke die neue Papstwahl aus, die er selbst befördert hatte, eine beruhigende, liebenswürdige Figur des Romans, die dem Haupthelden als glänzende Folie dient und zur breitern Entwicklung der idealen Forderungen des Werkes eine wesentliche Erleichterung bot. Bonaventura durfte nicht allein stehen, auch seine Erhebung nicht weiter dem Zufall danken, wie weiland die Ernennung zum Bischof; seine Anschauungen mußten aus der Seele eines gleichgestimmten, würdigen Mannes wiederstrahlen, um auch den Leser mehr zu überzeugen, daß er nicht lediglich die Bestrebungen eines Idealisten vor sich habe. Kunstvoll ist mit dieser Seelensympathie auch das Schicksal der beiderseitigen Väter verwoben; Ambrosis Vater hatte in den Alpen wirklich den Tod gefunden, und sein Leichnam hatte dem Glauben, daß Friedrich von Asselyn verunglückt sei, mittelst der Verwechslung aufgefundener Reliquien seinen Halt gegeben. Alles ist in dem kunstreichen Werk aufs festeste verknüpft und verschlungen, und die später gegebenen Lösungen zeigen, wie der Dichter schon von Beginn an die einzelnen Züge, durch die er sein Schachspiel gewinnen mußte, voraus berechnet hatte.

Die leuchtende Gestalt Bonventuras, welche dem Werke Ziel und Richtung gibt, besticht durch körperliche, geistige und sittliche

Schönheit unsere Herzen; nur eine kleine Schwäche hat er an sich, daß er Verse macht, an denen die Musen wenig Antheil haben. Die Geringschätzung, mit welcher Gutzkow die geistliche Poesie eines Beda Hunnius und die philosophirende eines Klingsohr behandelt, steigert die Ansprüche an seinen Liebling. Nun erweisen sich aber Bonaventuras lyrisch didaktische Ergüsse als ziemlich schwach und reflexionsmäßig. Gutzkow ist einmal kein Lyriker und würde besser die Hand lassen von einem Lorbeer, der ihm versagt ist.

Doch unsere Aufgabe, die großartige Dichtung möglichst zu beleuchten, nöthigt uns den allgemeinen Liebling Bonaventuras zu verlassen und nach andern Seiten die Blicke zu wenden. Es durchlaufen, wie ich schon angedeutet, viele einzelne Personen die Welt, geschäftig Fäden zusammenzuknüpfen oder zu lösen, theils markirte humoristische Figuren von untergeordneter Art aber kecker Zeichnung wie der fromme Schnuphase, der fröhliche Opernfreund Löb Seligmann, der forcirt geniale Kaufmannssohn Piter Kattendyk, der bucklige Geiger Stammer, der gemüthliche wiener Polizeispitzel Herr v. Pötzl, theils ernste Charaktere mit beschränkter Verstandessphäre oder sonst einseitiger Lebensrichtung, wie Stephan Lengenich, der bigotte Küfer, der Philosoph Püttmeyer und seine gealterte Braut Angelika Müller, Onkel Levinus und Tante Beata, Veilchen Igelsheimer, die jüdische Freidenkerin, die bis zum letzten Augenblick über den Carneval des Lebens gescherzt hat, und eine Menge andere kleine Lebensbildchen, mit photographischer Genauigkeit gezeichnet, theils unheimliche Gestalten, wie die geizige Buschbeck, der Winkeladvokat Hammaker, der Spitzbube Wielert, der widerliche Zyniker Anwalt Nück, der moralisch ganz versunken und der Gewalt seines ungezügelten Triebes anheimgegeben, bürgerlich aber selbst zu Verbrechen fähig ist, wenn sie nur zum Ziele führen. Gutzkow scheint fürwahr einen besondern Groll auch auf den Stand der Anwälte zu haben, daß er seinen Schlurck aus „den Rittern vom Geiste“ noch zu einem Nück potenzirte. Ganz besonders in den Vordergrund der Bühne aber treten unter den Intriguanten, denen ein so breit angelegtes Lebensspiel gar viele Ge-

barf, der Jesuit Wenzel von Terschka, der Pater Sebastus und der Klosterbruder Hubertus, ein fast geisterhaftes Wesen oder ewiger Jude, dessen übermäßiger Leibeskraft noch bei hohen Jahren das Unglaubliche zugemuthet wird. Ein Greis mit abschreckendem Todenkopf, der in guten Jahren die fernsten Länder gesehen und als herrschaftlicher Jäger die Wälder durchzogen, wird er nun von der Grille unstät umhergetrieben, die 20,000 fl., die er durch Vermächtniß geerbt, unter die zwei Menschen theilen zu wollen, welche er als Kinder aus dem Brande gerettet hatte, und zu diesem Behufe die verlorenen aufzusuchen. Ruhelos wie von jeher unternimmt und leistet er im Auftrag anderer oder aus eignem Antrieb die gefahrvollsten Dienste, bis er, der zweimalige Retter aus dem Brande, über einem dritten Versuche zu Grunde geht. Dieser phantastische Greis hat unter allen Personen des Romans am wenigsten Fleisch und Blut, eine Ausgeburt der Romantik, gespensterhaft, in solchen Scenen allerdings schauerlich anziehend, die durch farbenreiche Schilderung Effekt machen, wie der Brand in Westerhof, die Rettung des Eremiten aus der Gewalt der Räuber u. a. dgl. Der Bruder Todtenkopf oder der Bruder Abtödter leidet bedeutend an innerer Unwahrscheinlichkeit; gleichwol wird er uns befreundet und geläufig, erstens, weil er so oft wiederkehrt, als es etwas zu retten oder sonst etwas Gefährliches auszuführen gibt, und zweitens weil der Dichter, wie Homer seine schmückenden Beiwörter, die Schilderung seiner Persönlichkeit immer wieder erneuert. Solche kurze Wiederholungen gehören zur episch anschaulichen Art dieser Dichtung und tragen sehr viel dazu bei die Personen zu verkörpern. Die jugendliche Frau mit den grauen Locken vergißt der Leser so wenig mehr als den Bruder Todtenkopf.

Ein zweiter Ueberall und Nirgends ist Terschka, der in allen Sätteln gerechte, der Meister in ritterlichen und geselligen Künsten. Von ihm heißt es: „Seiner schmächtigen, zierlichen, gewandten Gestalt stand es, da einen Strickknaul aufzunehmen, dort einer Cigarre Feuer zu geben und dabei wieder einen Befehl zu ertheilen, den er halb schon selbst ausführte. Er schoß einen Vogel

im Flug, selbst im währenden Reiten." Die abenteuerlichen Schicksale dieses aus einem Kunstreiter umgeformten Jesuiten machen seine Weltläufigkeit und diese seinen Einfluß auf den Grafen Hugo, auf dessen arglose Mutter und alle nicht sehr scharf blickende Personen erklärlich; wem aber sein Lebensberuf den ersteren zum Katholicismus zurückzuführen unwahrscheinlich vorkommen sollte, der möge bedenken, daß der Erbe von Castellungo, dem Waldensersitze, und vermuthlich künftige Herr des katholischen Westerhof eine für die Kirche keineswegs geringfügige Person ist. Freilich mißlingt die Absicht der ehrwürdigen Väter, wie denn auch sonst der gewandte Bruder Stanislaus gar nichts durchsetzt als den Untergang der Brüder Bendiera. Sein letzter Angriff auf die Gutmüthigkeit seines frühern Freundes Hugo erinnert an den letzten Versuch Bertrams auf Robert und ist so theatralisch wie erfolglos. Uebrigens dient dieser Abenteurer, wenn er auch schließlich nichts ausrichtet, gar trefflich dazu, die Schleichwege zu beleuchten, auf denen die Jesuiten nach ihren Zielen streben.

Der dritte Mann aus dem Kleeblatt der genialen Lumpen ist Pater Sebastus. So sonderbar excentrische Kreise dieser Mann beschreibt, der Philosoph und Dichter, Schönredner und eingebildeter Verfasser vieler Werke ist, die er noch schreiben will, der aus einem Trunkenbold und Opiumraucher ein ascetischer Franziscaner wird, welcher mit seiner Entsagung gerade so renommirt, wie mit seinen poetischen Floskeln; so sind mir doch im Leben schon ähnliche seltene Menschenexemplare aufgestoßen, deren ganzes Thun und Treiben wie das Klingohrs auf Ueberspannung und Selbstüberschätzung beruhte und lediglich die Absicht verrieth diese oder jene bizarre Rolle mit Virtuosität durchzuführen. Dergleichen Leute, deren Grundton Eitelkeit, deren Leben Schaustellung ist, kommen nicht aus der Anstrengung und Ueberreizung heraus; aber weil alles, was sie Großes unternehmen, nur auf ein Blendwerk hinausläuft, so bestehen sie gewöhnlich nur schülerhaft, wo es gilt, einmal Charakter zu zeigen. Klingsohr ist im Besitze des grünen Tuchlappens, den der angefallene Deichgraf, sein Vater, den er so hoch hielt, ringend dem Kronsyndi-

aus dem Rocke gerissen, und doch läßt er sich vom Mörder bestechen; er ist wüthend im Zorn und in der Eifersucht, und dann wieder wie ein Kind und nimmt die Absagung Lucindens ruhig hin; er convertirt und lebt als Franciscanermönch vom Bettelbrot, halb Wucher, halb Feberheld für die Kirche; aber er versagt sich den alten belletristischen Theatergenuß nicht und tauscht beim Juden die Kutte. Sein Ausschreiten aus der Bahn des Gesetzes zieht ihm bald geistliche bald weltliche Strafen zu; der Aufenthalt in Kerkern zerstört die längst angegriffene Gesundheit; angetrieben von der einstigen Geliebten rafft sich der gebrochene Mensch noch einmal zusammen und flieht nach Rom in einen strengern Orden, um zuletzt auf einem Ruhepöstchen bei der Herstellung des Index der Hektik, der Cigarre und dem Orvieto zu erliegen. Was hatte der Arme zum Lohne, der sich so viel echauffirte? Was hat aber auch der Leser für Genuß an solch einem zerfahrenen Uebermenschen?

Er mag eben mitlaufen mit andern herumschweifenden Sonderlingen, deren überreiche Sammlung fast den Eindruck des Nomadenartigen hervorbringt. Sind doch auch Benno und sein Busenfreund de Jonge mehr als billig auf der Wanderschaft; jener verzettelt mit Abenteuern, dieser mit Planlosigkeit seine Jahre. Ich kann mich auch sonst nicht recht befreunden mit dem Wesen jenes Benno, des anspruchvollen, eingebildeten Advocatenconcipienten mit seinem lateinischen Stolz und weltverachtenden Scharfblick; zumal von da an, wo er unerwartet von seiner frühern Kälte in einen Schwärmer für Mutter und Schwester umschlägt, dann Kämpfer für Italiens Freiheit und Sklave eines herrschsüchtigen Weibes wird. Ich verstehe weder den Menschenkenner Metternich, daß er diesem Fremdling Depeschen anvertraut, noch die liebliche und klare Armgart, daß sie die Liebe zu diesem Manne, die sie einst aus Grille verstellt hat, unerwiedert Jahre lang im Herzen trägt. Benno gleicht dem Dankmar in „den Rittern vom Geiste"; er hat wie jener etwas Forcirtes, Selbstbewußtes, Spöttisches, ich möchte sagen Preußisches an sich, so namentlich dem gutmüthigen Thiebold gegenüber, dessen Schwäche es ist, sich vor der Ueberlegenheit seines Freundes zu

bringen. Gutzkows Abneigung vor idealen Charakteren bringt auch in seine hervorragenden Menschen mitunter räthselhafte unerklärliche Züge; wie kann, fragt man, der nüchterne Jurist und der sittliche Mensch einer Mutter von zweifelhafter Moralität, die ihn als Kind jedenfalls im Stiche ließ, also leidenschaftlich ergeben sein, daß er fortan seine bisherige Nationalität verläugnet und seinem Beruf entsagt? Wie kann er als Mann von Charakter einer kleinen nicht einmal schönen Italienerin von fast grünlichem Teint, deren angeborene Wildheit alle Scham und Weiblichkeit verleugnet, also zum Eigenthum verfallen aus vermeintlicher Dankbarkeit, daß er in ihrem Dienst als Cicisbeo neben einem hanswurstartigen Ehegatten widerliche Jahre der Sklaverei hinschleppt? Allerdings wird er in den letzten Augenblicken nach Armgarts Liebesbekenntniß wieder zum Deutschen und weist die italienischen Frauen ab von seinem Sterbelager, eine Erfindung, die hinwiederum nicht frei ist von moralischer Härte; aber was bleibt uns und der Jugendgeliebten von diesem verfehlten Dasein eines Mannes, den die Sorgen mit vierzig Jahren schon ganz grau gemacht und die feindliche Kugel in den Tod schickt? Gar nichts als der Gedanke an die Eitelkeit alles Irdischen, den uns ohnehin schon die ganze Welt predigt, an die Täuschungen des Lebens, welches hoffnungsreich anzieht und mühebeladen fortschleicht, um müde unter Entsagung zu enden.

Man möchte mit dem Dichter rechten, daß er sein Werk geflissentlich darauf angelegt hat, uns um alle Früchte zu betrügen, die wir da und dort erwartet haben, und uns so zu sagen schadenfroh immer von neuem zu mahnen, daß alles Fleisch wie Gras ist. So ist namentlich auch das Verfahren mit dem gutherzigen Thiebold de Jonge fast grausam. Wäre er lieber im Lorenzostrom umgekommen, oder hätte er seine halbe Million verloren, als daß er bei so viel Anspruchlosigkeit und geselligem Talente, bei so viel Anlage für Freundschaft und Liebe einem einsamen Alter zuzuwelken bestimmt sein soll. Er war, wie man zu sagen pflegt, ein rechter Frauenmann, anschließend, gefällig, zuthunlich, freundlich und vor allem ganz frei von jenem spezifischen Hochmuth, der das eigne Ge-

schlecht dadurch erheben will, daß er das andere gering schätzt. Eine gewisse Flatterhaftigkeit in der Liebe schreibt er sich nur zu, weil Benno, dem er nie ernstlich zu widersprechen wagt, sie ihm angedichtet hat. Als beide Freunde ihren Schmerz über die Abweisung von Seite Armgarts bei Wein und Austern in Worten ausströmen und Thiebold sich als Bennos gewesenen Nebenbuhler bekennt, erklärt dieser, er würde sie ihm auf keinen Fall gelassen haben; denn er habe Vorzüge vor ihm: Mein Herz, sagt er, kann lieben, das Ihrige nicht. Darauf Thiebold: Ich schaudere über mich selbst; ich kann lieben, nie aber auf die Länge. Das ist nicht wahr, ist pure Unterordnung unter eine anmaßliche Behauptung; Thiebold liebte treuer als Benno, aber mehr frauenhaft, indem er im geliebten Gegenstande sich selbst vergaß.

Und so wie bei diesen betrügt uns der Roman um alle Hoffnungen, die wir an den einen oder andern seiner zahlreichen Wandersleute bei Beginn ihrer Pilgerschaft durchs Leben geknüpft hatten. Darum wirkt sein letzter Band, der die Geschichten nach einem Zwischenraum von mehr als zehn Jahren wieder aufnimmt, in einzelnen Partien so peinlich, weil er die vielen Täuschungen und Unfälle der Zwischenzeit concentrirt bietet. Mit erbarmungsloser Sense geht da der Tod herum, massenhaft niederzumähen, was nicht weiter zu verwenden ist. Was sollte uns, fragen wir da, all das Menschenpack mit seinem vielen Geräusche und seiner breitspurigen Anwesenheit? Die Wirklichkeit freilich trügt uns mit derselben augenblendenden Farbenpracht, mit einem Scheine, der wie die Landschaften einer Fata Morgana in Nichts verschwindet; aber unser glückbedürftiges Herz sucht ja eben doch in der Dichtkunst Ersatz für das darbende Leben, und wenn es statt dessen wieder der trostlosen Erfahrung begegnet, vor der es geflohen, so zieht es sich murrend in sich selbst zurück.

Ich glaube, ein guter Theil des Unbehagens am Ausgang unseres Romans ist wohlbegründet; es liegt ein Fehler in der Anlage, nemlich die allzugroße Häufung mißlicher Erfolge, wie wir sie sogar im Leben nur selten beisammen haben; diese aber hat ihren theil-

weisen Grund in der gar zu großen Fülle von Personen, an deren Schicksalen wir uns im Verlaufe der Erzählung zu betheiligen veranlaßt wurden, und die er abthun mußte, wollte er seine Dichtung nicht durch abermals neun Bände weiter spinnen. So läuft er zuletzt mit der Keule umher und erschlägt, wenn er noch am Wege steht, und wen er mitleidig zurück läßt, dessen frühere Strebungen verrinnen im Sande. Damit die volle Aufmerksamkeit sich der idealen Kirche zulenke, beeilt er sich die an ihr minder betheiligten Personen zu beseitigen. Aber diese Geschäftigkeit abzuschließen oder abzubrechen veranlaßt gerade die unwillige Frage nach dem Zweck ihres ganzen Erscheinens, auf welche wir häufig nur die Antwort zur Hand haben, es seien das eben Episoden, eingestreute sprechende Bilder aus einem breiten Stück Menschenleben, Bilder, die uns beim Beschauen doch ungemein unterhalten und theilweise belustigt hätten. Ich hebe hier namentlich hervor die beiden Kaufmannshäuser, das christliche der Kattendyk in Köln und das jüdische der Zickeles in Wien, mit ihren zahlreichen Gliedern und Anhängseln, die ihre Eigenart, gefördert durch das mächtige Unterstützungsmittel des Reichthums, bornirt genug zur Schau tragen und in einzelnen Theilen ergötzliche Satiren abgeben auf das, was man im gemeinen Leben Geldprotzenthum nennt; ferner die verschiedenen andern Judenfamilien, vom Bankier Fould, dem toleranten, der eine christliche Kirche im byzantinischen Stile gebaut hat und dem armen Vetter nur schmeichelt, so lang er ihn benützen will, der gastfrei auf großem Fuße falsche Spieler und Diebinnen bewirthet in der Meinung, als habe er Barone und Baronessen vor sich — bis zum feisten Maskengarderobier in der Rumpelgasse und seinem verborgenen Schatze, der philosophirenden schönen Seele Veilchen Igelsheimer. Gutzkow erweist sich in allen diesen drastischen Darstellungen als einen überaus feinen Kenner modern jüdischer Lebensanschauung. Wir möchten keine dieser Personen missen, nachdem wir einmal ihre Bekanntschaft gemacht, so wenig wir in der Gesellschaft der mancherlei Verbindungen uns entschlagen wollen, in welche uns eine weitläufige Bekanntschaft gebracht hat. Ein ähnliches Verhältniß haben diese

mehr in zweiter Ordnung mitwirkenden Gestalten des Dichters zum Leser; er interessirt sich für ihr Dasein, er findet es lehrreich, Blicke werfen zu können in diese und jene fernstehenden Kreise, und wenn er sich am Ende um die Erwartung, die er auf sie setzte, betrogen sieht, nun so muß er sich eben mit den ähnlichen Spielen des Lebens trösten, welches gleichfalls unser Dasein mit hundert schwachen Fäden an fremdes knüpft, die oft schon abreißen, wenn wir solcher Freundschaften eben froh zu werden beginnen.

Eine andere Frage allerdings ist es, ob eine zerstreuende Geselligkeit unserer seelischen Natur nicht mehr Nachtheile als Vortheile bringt, ob sie wirkliche Geistesbildung, Herzenswärme, Gemüthstiefe fördern, ob sie innerlich lebende Menschen auf die Dauer befriedigen kann. Wer bald da bald dort einkehrt und sich um Tausende bekümmert, muß am Ende verflachen; wer sich in wenige Menschen einlebt, hat bleibenden Nutzen von seiner Freundschaft. So wird auch ein Roman, der sich auf wenige Spieler beschränkt und diesen vortreffliche Rollen schreibt, dem Freunde gediegener Lektüre willkommener sein. Es wäre ein Unglück, wenn unsere Romanliteratur überhaupt dem Beispiele folgte, welches Gutzkow in seinen beiden Hauptromanen gegeben, und also geflissentlich fortan in die Breite ginge. Nur ein Meister der Composition wie er vermag bei diesem Verfahren auch die Denkenden zu fesseln, vor allem dadurch, daß er eine Menge Probleme da und dort in den Weg wirft.

Welch eine Fülle von Zweifeln bietet unser Roman dar, neben der Hauptfrage über den Ausgang des Camphausen'schen Prozesses: ob Bonaventuras Vater todt oder lebendig sei, und wenn das letztere, woher doch der Glaube an seinen Tod eine so sicher scheinende Begründung nahm; welches die Abkunft Bennos von Vater- wie Mutterseite gewesen; ob die Versicherung des Kronsyndikus, als sei Klingsohr sein natürlicher Sohn, sich bestätige oder nicht; wer den Mord des Deichgrafen begangen; welch ein Geheimniß Nück und Hammaker aneinander kette; ob Armgart ihren vermeintlichen und ihren wirklichen Lebenszweck erreichen werde; welchen verhängnißvollen Inhalt Leo Perls Schreiben berge; wohin Lucinde,

das leuchtende Meteor, seine weitern Kreise ziehe, oder ob ihr unruhiger Geist wol gar noch zuletzt Glück und Behagen finde; ob der ehrwürdige Federigo in den Kerkern der Inquisition schmachte, und vieles andere.

Und mit den Fragen und Interessen, die den Leser in wohlberechneter Abwechslung von Band zu Band geleiten und wie ein Stück Wirklichkeit seine Sinne gefangen nehmen, wandeln sich auch zur Steigerung des Effektes die Dekorationen, so daß das Fremdartige und Anziehendere dem Bekannten und Geläufigen nachfolgt. Ehe der lange Anblick der westphälischen Erdscholle ermüdet, hat der Dichter ein neues Panorama um uns aufgespannt und nach einem kurzen Zwischenspiel in Wien, welches Nord und Süd vermittelt, uns auf den merkwürdigsten Schauplatz der Welt versetzt, nach Italien. Da öffnen sich die heitern Thäler von Piemont, da schließt Rom die alten Thore auf und brütet auf den Trümmern des Heidenthums über eine neue Reformation der christlichen Kirche, da dringen wir vor bis in die entlegensten Schlupfwinkel Calabriens und spüren dem ehrwürdigen Apostel nach, der vor den Verfolgungen gleißnerischer Rechtgläubigkeit dort ein kurzes Asyl gefunden. Der Roman, der im bürgerlichen Deutschland nur die Geschäfte einiger adelicher Häuser zu umfassen schien, erweitert sich, sobald wir den klassischen Boden betreten haben, auf welchem die frühern Privatpersonen eine Weltstellung gewonnen. Die Glaubenskämpfe, so geräuschvoll sie manchmal in dem sonst urfriedlichen Westphalen zur Schau traten, zeigen sich jetzt erst verhängnißvoll, weil wir sie in ihren einflußreichsten Trägern vor Augen sehen.

Doch hinterließ bei mir im Ganzen das römische Treiben trotz der Bedeutsamkeit von Ort und Personen nicht den vollen realistischen Eindruck, weil eben doch Dichter und Leser in Italien minder heimisch und den Charakter dieses Volkes ganz in sich aufzunehmen kaum fähig sind. Weder Bennos Mutter, die Herzogin von Amarillas, erhebt sich über eine Theaterfigur, noch ihre Pflegbefohlene, des Cardinals Ceccone unnatürliche Tochter, die kleine übermüthige Olympia, die den Keim der Wildheit schon im Mutterleib ent-

pfing; die zerreißt, was sie liebt, die in den Kundgebungen ihrer Liebe so frech herausfordernd wie unwiderstehlich ist, die den Gegenstand ihrer Raserei in unwürdiger Knechtschaft hält und den Sterbenden noch im letzten Augenblicke mit ihrem Ungestüm peinigt. Auch die Männer der Hierarchie und der morschen römischen Staatsmaschine mit ihrer Sittenlosigkeit, ihren Intriguenspielen, ihren herzlosen Maximen und Handlungen, die Eccone, Feselotti, Rucca, bleiben uns fremdartig, und die Freunde des jungen Italiens von Bertinazzi bis zu den verschiedenen Gliedern der Familie Bianchi treten zu episodisch hervor, um einen nähern Antheil zu erregen — mit einem Worte, man sieht allenthalben, wie der Dichter eben doch mit seinem Seelenleben in Deutschland wurzelt und wie das italienische Wesen von außen an ihn herangetreten ist.

Indeß fesselt uns auch so noch Roms mächtiger Zauber und hält uns wie mit Geisterarmen umfangen. Es sind die großen Ueberreste alter Zeiten, die uns bewältigen, es sind die ringenden Kräfte der Gegenwart, die hier zusammengedrängt bald im Dunkel einander auflauern bald im hellen Mittagslichte sich messen und mit schwankendem Siege nun Segen, nun Unheil stiften. Der Verfasser hat erst im achten Bande, der uns nach Rom selbst führt, den etwas dunkeln Titel des Werkes klar gemacht. Denn hier zum erstenmal wird das Wort Pabst geradezu mit dem Ausdrucke „Zauberer von Rom" umschrieben, nur daß früher einmal die Geistlichkeit als die Gnomen der römischen Zauberkunst bezeichnet worden sind. Es waltet und webt in Rom ein ganz eigenthümlicher Zaubergeist, gebannt an die Stadt, die ehrwürdige Herrscherin, und an den Mann, der von hier aus noch heute, gestützt auf einen bloßen Schatten von weltlicher Macht, vielen Millionen williger Geister gebietet. Was wirft die weiten Staaten, was die Millionen von Seelen demüthig zu den Füßen dieses einen Mannes, der noch obendrein zumeist ein schwacher Greis ist? Was anders, als der uralte Glaube an Roms Hoheit und Allgewalt, verbunden mit der Vorstellung, daß Gott hier selbst seinen Statthalter niedergesetzt, der die Christenheit am Zügel hält? Die Würde dieser Stadt und die

Würde dieses Statthalters ergänzen: sich beide in der Meinung der Völker, und theilen einander mit von ihrem leuchtenden Nimbus. Rom wäre ohne den Pabst wirklich nur, was der Dichter singt, ein Grab der Vergangenheit, und der Pabst, außerhalb seines magischen Kreises gestellt, ein gewöhnlicher Priester; aber von hier aus, wo er sicher ist in der Handhabung seiner tausend Instrumente, blendet und herrscht er mit seinen Zaubersprüchen und dienstwilligen Gehülfen so weithin, als das heilige Dämmerlicht der Kirche ausgegossen ist. Seit jenen Jahrhunderten, in welchen die christliche Religion die treibende Kraft des Occidentes war, hat der römische Zauberer das Leben in Fesseln geschlagen, aus welchen bis jetzt nur die kühnen Denker und die kräftigen Naturen sich heraus nach Erlösung sehnen. Oft schon kehrten Zeitmomente wieder, in denen die hellen Sonnenstrahlen der Forschung und der frische Zugwind der Thatkraft den berauschenden Weihrauchnebel verscheucht zu haben schienen; aber immer von neuem zog sich das Gewölk wieder zusammen und schnürte den Athem ein. Gutzkow wagte in seinem großen dichterischen Lebensbilde den Versuch den Zauber zu besprechen, mit dem Magier zu unterhandeln, ihm rationelle Vorschläge zu machen, nach denen die Menschheit im freien Dienste der Religion bestehen könnte, ohne das ehrwürdige Ansehen der wichtigsten Institute des Glaubens zu untergraben. Sein reformatorisches Bestreben fällt mit den Wünschen und Hoffnungen von Tausenden, die der Kirche wohlgesinnt sind und Revolutionen auf dem heiligsten Gebiete fürchten, zusammen. Ein also erneuerter Katholicismus, glaubt man, würde sogar die Protestanten locken die unheilvolle Scheidewand niederzureißen und die ersehnte Einheit der Kirche herstellen, deren Trennung namentlich unser Vaterland geschwächt und zerfleischt hat. Schöne Dichterträume, deren Erfüllung wol ernstlich kaum der Verfasser erwarten wird. „Der Zauberer von Rom" wird nie dem Zeitgeiste Concessionen machen, wie er auch erst neulich mit seiner Encyclica gezeigt hat; sobald er die Formel änderte, würden die Geister frei nach allen vier Winden auseinanderfahren, ihre eigenen regellosen Bahnen ziehend, der stolze Vatican

mit S. Peter würde stürzen und statt der gewünschten Vereinigung ein Heer von Sekten entstehen, die sich wieder befehdeten und zerrissen, und zwischen welchen einzelne Weltweise, Gleichgiltige und Feinde frommer Gemeinschaften die betrübten, theilnahmlosen und schadenfrohen Zuschauer machten. Ob freilich Roms Unbeugsamkeit den Sieg behalten, ob Roms Starrheit nicht dem Christenthum selbst Verderben bringen, ob die Schroffheit der Parteien nicht den schirmenden Engel der Religion auf lange von der entheiligten Erde verscheuchen wird? Jedenfalls würde ein zweiter Mönch Sebastus Gutzkows Buch auf den Index setzen, so gut dieser es mit der Kirche gemeint haben mag.

So sehr wir übrigens an der Nachgiebigkeit Roms, ja selbst diese vorausgesetzt, an der Möglichkeit Gutzkows Reformen ohne Schaden des Volksglaubens durchzuführen Zweifel hegen, so können diese dennoch die hohe sittliche, wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung seines Werkes nimmer mehr beeinträchtigen, welches durch ausgedehnte Forschungen eine feste Grundlage, durch umfassende Weltbeobachtung eine haltbare Stütze, durch das unvergleichliche Gestaltungstalent des Verfassers eine wahrhaft wunderbare Organisation erhalten hat. Daß gerade diese Fragen, an deren Lösung schon Jahrhunderte sich abarbeiten, mit würdigem Ernst einem Unterhaltungsbuch den wesentlichen Inhalt geben, daß der Verfasser sich mit jeglichem Apparat ausgerüstet hat, um den Katholicismus in seinen Institutionen, Satzungen, Gebräuchen und Sagen genau nachzugestalten und in die geheimsten Winkel der Klöster und Orden zu verfolgen, flößt dem aufmerksamen Leser einen Respekt ein, wie kaum vor einem zweiten belletristischen Werke. Aber sein weitschichtiges Material so verarbeiten, daß auch abstrakte Gegenstände unter seiner Behandlung frisches Leben erhielten und in eine Unzahl pikanter, ergötzlicher, ergreifender und jedenfalls spannender Szenen zu verweben, konnte nur einem Dichter gelingen, der unter den deutschen der Gegenwart ohne Frage der geistreichste ist.

# Das Friedensfest Piccolomini's

14. Juli 1650.

Von

C. Lützelberger.

---

Nachdem im Jahre 1648 der Westphälische Friede geschlossen worden war, versammelte sich in Nürnberg eine Anzahl Gesandter, um die Bestimmungen des Friedens in Vollzug zu setzen. Unter diesen Gesandten waren die vornehmsten Carl Gustav, Pfalzgraf und schwedischer Oberfeldherr, später auch König von Schweden, und Ottavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, kaiserlicher Gesandter und Feldherr. Im Jahre 1649 war es gelungen, eine einstweilige Ausgleichung zu Stande zu bringen und deßhalb gab am 25. Sept. Carl Gustav das gepriesene Festmahl im Rathhaussaale, welches Sandrart durch das bekannte und berühmte Bild verewigt hat. Im Sommer 1650 dann kam die endgültige Ausgleichung zu Stande, und nun hielt es Piccolomini für von der Ehre geboten, auch ein Festmahl zu geben. Neues aber sollte geboten werden. Die Jahreszeit erlaubte, das Fest im Freien zu feiern und Piccolomini selbst setzte sich zu Pferd und durchritt die ganze Stadt, um einen geeigneten Platz dafür zu finden. Der Schießplatz war es, der seinen Augen wohlgefiel; der Rath der Stadt unterstützte das Vorhaben aufs Beste und unter Leitung Friedrich Volcamer's und durch die fleißigen Hände einer großen Schaar Arbeiter erhob sich in der Nähe des jetzt abgebrochenen Schießhauses auf 8 Säulen eine mächtige, herrliche Laubhütte in Zeltform, 200 Fuß im Um-

fang, deren Dach oben in einen Knauf endete und geschmückt war mit einem gewaltigen Reichsadler und den Fahnen der Länder. An der Seite dieses großen Laubsaales gegen Abend befand sich ein breites, offenes Portal, über welchem oben die Bilder der Gerechtigkeit und des Friedens sich küßten, und auf jeder Säule außen stand ein Knabe mit einer Fahne in der Hand.

An diese Hauptlaube, die mit ihrem Fußboden 2 Fuß über der Erde erhoben war, schlossen sich rechts und links schräg vorspringend zwei Nebenlauben, 50 Fuß lang und 25 breit, bedeutend niedriger als die Hauptlaube und mit ihrem Fußboden unmittelbar auf der Erde. Auch sie schmückte ein schönes Portal. Uebrigens hingen an der Hauptlaube noch mehrere kleinere Nebenlauben, welche die Nebenzimmer bildeten und zum Aufenthalte der Musiker, Diener und zum Aufstellen der Speisen und Getränke dienten.

Im Hauptsaale hing zur Beleuchtung für die Nacht ein großer versilberter Stern mit 6 herrlichen Ampeln; in allen Fensterbögen fanden sich die schönsten Blumenschwänge, und jede Säule innen zierte ein Gränzgott mit versilbertem Blumenkorbe auf dem Haupte. In den Nebenhütten prangten in jeder 6 grüne vergoldete Hängleuchter mit vier Armen und ebenfalls Blumengewinde; in den kleinen Nebenzimmern hingen Spiegelwandleuchter, die ihr Licht hundertfach vervielfältigten.

Für die höchsten Herrschaften waren im Hauptsaale die Tische in einem Halbrund gestellt, und zwar so, daß nur auf der einen Seite die Gäste saßen, um den Blick ungehindert durch das breite Portal in das Freie zu haben. In der Mitte der Tafel glänzte ein Himmel von rothweißem Taffet für die Fürsten. Die 130 Stühle waren mit rothweißem Tuch überzogen, das hinten über die Lehne eine Elle hinabhing und einen schwarzen Reichsadler mit Gold, Silber und Farben geziert zeigte. Außerdem fanden sich noch 10 sammtne Sessel. In den Nebenlauben standen die Tische für die geringeren Gäste, besonders für die Nürnberger Patrizierfamilien und die Rathsherren, bereit.

Diesen Festlaubhütten gegenüber in einer Entfernung von 348 Fuß erhob sich eine aus Brettern erbaute Burg, ein gewaltiges Gebäude mit hohen Mauern und 4 zinnengekrönten Eckthürmen und in der Mitte mit einem hohen Schloß, dessen Kuppel glänzend emporragte und mit Fahnen geschmückt war.

Zwischen dieser Burg und den Laubhütten stand auf einem marmorartigen Fußgestelle von 22 Fuß Höhe das Bild des Friedens, einen Kranz von Früchten auf dem Haupte, einen Palmzweig in der Hand, zu Füßen eine Lorbeerkrone. Auf den 4 Seiten des Fußgestelles fanden sich die Sinnbilder der 4 Jahreszeiten gemalt mit entsprechenden Sinnsprüchen. Von den Laubhütten aus lief ein Draht über dieses Standbild zur Burg, dessen Bestimmung uns später klar werden wird.

Nachdem auf diese Weise der Platz zum Feste bereitet war und das schönste Wetter den bestimmten Tag begünstigte, erschienen am 14. Juli Nachmittags 50 jüngere Nürnberger Patrizier zu Pferd, prachtvoll gekleidet, unter Anführung Georg Baumgärtner's und Christoph Volkamer's vor der Wohnung Piccolomini's auf dem Weinmarkt, dem vormals Serz'schen Haus, um ihn und seine hohen Gäste auf den Festplatz zu begleiten. Vom Weinmarkt bis zum Neuen Thor war die Stadt festlich geschmückt, außerhalb der Stadt fanden sich Kauf- und Eßbuden wie bei einer Messe aufgerichtet, und ein unzählig Volk wogte einher.

Als die hohen Gäste in gewohnter feierlicher Weise an die Tafeln geführt worden waren, begann das Festmahl, bei welchem die jungen Nürnberger Patrizier die Truchsesse machten. Sollte ich Ihnen nun beschreiben die 5 Gänge der köstlichen Speisen, schildern die 29 Schaugerichte von Thieren, Göttern, Sinnbildern, Burgen, Schlössern, Bäumen, Brunnen, Palästen, Schiffen, Vestungen, Wäldern mit Hirschen, Kameelen mit Mohren, sammt ihren Sinnsprüchen, hören lassen die Hochs auf Kaiser und Könige mit ihrem erschütternden Donner aus 47 Stücken und mit ihrem Trompetengeschmetter, ich würde gar lange nicht fertig werden, und ich will daher dieß unterlassen und dafür sogleich das Friedensspiel beginnen,

welches Sigmund von Birken eigends zu diesem Friedensfest gedichtet hatte. Doch muß ich mich auch hier darauf beschränken, Ihnen mit einigen Grundstrichen ein Bild des Ganzen zu geben. Birken hielt sich dazu um so mehr verpflichtet, als dazumal der Versammlungsort der Pegnitzschäfer, das sogenannte Poetenwäldchen, unweit vom Schießplatze auf einer Halbinsel an der Pegnitz unterhalb der Weidenmühle, wahrscheinlich dem Reutersbrünnlein gegenüberlag.

Als die Gesundheiten bei Tafel ausgebracht waren und die Sonne zum Untergang sich neigte, erschien Birken im Festsaale, um unter seiner Leitung das Festspiel beginnen zu lassen. Die Söhne der angesehensten Familien, ein Joh. Wilh. Schlüßelfelder, Sigm. Jac. Holzschuher, Joh. Hieron. Löffelholz, Gg. Tobias Oelhafen, Hieron. Scheurl, Georg im Hof, Christof Führer, Carl Welser, Gg. Andr. im Hof hatten sich zur Darstellung verstanden und zu einem ewigen Gedächtniß, sagt die alte Erzählung, sollen ihre Namen aufgeführt werden.

Auf den Wink Birken's begann von der rechten Seite des Festsaales ein Zelt, in Gestalt eines Waldgebüsches gemalt, auf verborgene Weise wie von selbst bis vor das Portal sich zu bewegen und vor der Mitte an der Tafel stehen zu bleiben. Die Vorderseite deckte ein mächtiger Adler; der that sich von einander und es erschienen die Personen des ersten Aufzugs des Festspiels als lebende Bilder unter passender Musikbegleitung. Nachdem zum ersten Aufzug die Vertönungen geschehen, da trat heraus aus dem Zelt mitten in den Saal eine furchtbar gräßliche Gestalt. Um das Herengesicht hingen als Haare geringelte Schlangen, ihr Kleid war aschgrau mit Blut besprengt, und auch ihre Füße blutigroth. Sie trug die Fackel des Kriegs in der Hand und unter den wüthendsten Geberden spricht sie ihren Zorn über den geschlossenen Frieden aus:

Was, hilf Pluto! seh ich hier? Ist aus Hölle Himmel worden?
Will man nun in teutschem Land Teutschland nicht mehr helfen morden?
Was? Sind Feinde wieder Freunde? Schiest, sticht, haut, brennt, sengt man nicht?
Seh ich oder ist verblendet, ganz verblendet mein Gesicht?
Welcher Engel, welcher Teufel hat mir so mein Reich zerstört? —
Ich kann dieses Friedenswesen, ich, ich will es dulden nicht!

So spricht die Zwietracht in wüthendem Zorn und ist gerade im Begriff einen Apfel der Zwietracht mit der Aufschrift: dem Stärksten, unter die Zuschauer zu werfen, als eine glänzend schöne hohe Gestalt, bekleidet mit griechischem Ober- und Untergewand von weißem und rothgeblümten Silberstoff, umgürtet mit blauem Gürtel, am Halse eine kostbare goldne Kette aus Herzen von 2 Händen gehalten bestehend, die Haare mit köstlichen Bändern aufgebunden und die freundlichen Wangen mit krausen Locken umringelt, die Füße mit weißen goldbesetzten Stiefelchen geschnürt, aus dem Waldzelt an der Hand zwei gleich schöne Gestalten führend, in den Saal tritt, ohne sogleich die Zwietracht zu bemerken, welche erschreckt und entsetzt in einen Winkel sich zu verbergen sucht. Mit freudestrahlendem Antlitz spricht die Eintracht zu ihren Begleitern, dem Frieden und der Gerechtigkeit:

Ach siehe, wie ist es so löblich, so lieblich, so fein,
Wenn Brüder wie Brüder einträchtig beisammen so sein! —
Da regnet es Segen. Das Leben mit Leben begabt, wird mit Wonne gelabt.
Schau, Bruder, die Brüder; ach schaue die Krieger, o Fried, die friedlichen Krieger.

Da erblickt sie die Zwietracht:

Hilf Gott! ruft sie aus, Was steht hier für ein Tiger!
Ist das nicht Zwietracht? Ja, sie ist es!
Sag, Feindin, du hier, hier im Saale
Bei diesem Freund- und Friedensmahle?
Umrennten doch die Sonnenpferde
Fast fünfmalsechzigmal die Erde
Und die gestirnten Himmelshäuser,
Seit Karl der Vierte, teutscher Kaiser,
In dieser Stadt, an dieser Stelle
Dich aus dem Reich gebannt zur Hölle.
Doch bist du wieder aus der Hölle
In dieses edle Reich gestiegen?
Hast meine Teutschen heißen kriegen?
Hast neuen Zank und Streit erwecket,
Hast alles Land in Brand gestecket?

Du du, weil eine Welt noch stehet,
Hast alle Laster ausgesäet,
Du Uebel, nur dazu erkohren,
Hast alles Uebel je geboren!
Aber sollte solcher Frevel ungestrafet gehen hin?
Nein! Ich Eintracht will dir weisen, daß ich in der Welt noch bin.

Aller Freundschaft Feindin du, unter deiner Feindin Füßen,
Unter meinen Füßen hier sollst du deine Bosheit büßen.

Mit diesen Worten ergreift die Eintracht die Zwietracht mit gewaltiger Hand, wirft sie zu Boden, tritt mit Füßen auf sie, und zu den Festgästen gewendet spricht sie:

Die Zwietracht lieget hier; hier seht ihr Eintracht stehn!
Ihr Teutschen, hört mir zu. Sagt, wer soll von Euch gehn!
Erklärt, was wollt ihr thun! Ich stell euch Fluch und Segen,
Mich und dieß Unweib für. Wollt ihr die Eintracht hegen?
Sie schweigen. Wahl, wer schweigt, der saget Ja dazu.
So sei von mir gegrüßt, du edles Teutschland du.
Der Himmel schickt mich dir und mit mir diese Beide,
Gerechtigkeit und Fried, die alles Leid zur Freude,
Die Last zu lauter Lust, aus Hasse machen Lieb.
So gieb nun was ich will, und nimm, was ich dir gieb.

Mit diesen Worten führte die Eintracht den Frieden vor, welcher in griechischem rothtaffetnem Leibrock mit Gold geschuppt, an Armen und Beinen blos, in Goldstiefeln, auf dem Haupte einen Kranz von Olivenblättern, in der linken Hand den Oelzweig, also zu sprechen begann:

Nun sei gegrüßt, sei tausendmal gegrüßt
Du teutsches Land, sei tausendmal geküßt,
Geküßt mit diesem Gruß,
Gegrüßt mit diesem Kuß.
Du Kaiserin der Erde, sei gegrüßt,
Du Länderland, sei tausendmal geküßt.
Mich hat so lang nach dir und dich nach mir verlangt;
Nun hab ich endlich dich und du hast mich erlangt.
Du teutsches Land, sei tausendmal geküßt,
Geküßt mit diesem Gruß,
Gegrüßt mit diesem Kuß.

In Begleitung einer sanften Musik sprach der Friede diese Worte, und als er sich dann zu seiner Schwester Gerechtigkeit wandte, beide einander umfiengen und mit anmuthigen Gebärden küsseten, da wurden die Anschauenden mächtig bewegt von herzlicher Freude.

Die Gerechtigkeit, ebenfalls in griechischem Gewande von rothgeblümtem und weissem Silberstuck, trug an ihrem Halse köstliche Perlen. Ueber den Oberleib hieng ihr kreuzweiß eine purpurfarbene goldbespitzte Taffetbinde, deren beide Enden sich hinten unter dem Gürtel in einen schön gebundenen Knopf verloren. Die Haare waren ihr theils unter ein goldnes Krönlein mit kostbaren Gold- und Silberbanden aufgebunden, theils ringelten sie sich in krausen Locken um die Wangen. In der Linken die Waage, in der Rechten das Schwerdt, spricht sie erst die Gesetze aus, welche die Teutschen halten müssen, wenn Fried und Glück bei ihnen weilen sollen, spendet dann Lob und Dank den gegenwärtigen Helden des geendigten Krieges, besonders Carl Gustav und Piccolomini, und verurtheilt dann die bebende Zwietracht zur Hölle, wohin sie auch zwei Teufel abholen, nämlich zum Feuerschloß, wo sie später mit verbrannt wird.

Fort, Zwietracht, aus dem Menschenhaus,
Du Brand der Länder, Mord der Erden,
Du Pest und Seuch der Menschenheerden,
Du Neidvergifter, Schlangenschopf,
Du Unglückstopf, du Natterkopf!
Weil du die Länder angeflammet,
So wirst du nun von mir verdammet
Ins Flammenreich, da deinen Thaten
Belohnet wird, du Höllenbraten.

Nachdem hierauf die Eintracht und die Gerechtigkeit sich entfernt, spricht der Friede noch eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit an die Gäste:

Nun lustig, ihr Helden, laßt Fröhlichkeit walten,
Mich Frieden ein freudiges Einzugsmahl halten!
Ertränket, versenket die Fehden in Wein,
Laßt Alles vergeben, vergessen heut sein!

Die Stücke, die vormals in Schlachten geschlachtet,
In Treffen getroffen, nach Rache getrachtet,
Die lasset jetzt hallen, beknallen das Trinken,
Wann Gläser einander Gesundheit zuwinken.
Ihr Lermentrompeten, ihr klaren Klarinen,
Heut blaset nicht Ritter und Reuter zu Pferde;
Der Gläser Scharmützel beblasen jetzt werde.
Ihr heischeren Pauken, paukt wacker mit ein,
Pumpummet, bebrummet, besummet den Wein.
Ihr Sänger, nun singet, beklinget das Fest,
Die Freuden, den Frieden, die Herren und Gäst,
Dem Frieden zu Ehren.

Nun fiel die Musik ein und der Friede entfernte sich mit langsamen Schritten. Damit endete der erste Aufzug.

Der zweite Aufzug begann ebenfalls mit einem angemessenen Vorspiele der Musik, wonach auf den zwei entgegengesetzten Seiten des Zeltes ein Soldat und ein Schäfer, ohne sich anfangs gegenseitig zu bemerken, heraustreten. Der Soldat, ein teutscher Reuter mit einem Hut voll Federn tritt gar trotzig einher und spricht in seinem Zorn über den Frieden, der ihn seinen Unterhalt nimmt, in dem damaligen gebräuchlichen Mischmasch von Deutsch und französisch aus:

Hie bin ich arrivirt, ein Mann de bon Courage,
Bericht zu nehmen ein von dieses Orts Passage,
Da man parlirt vom Fried. Ihr Waffen, eu'r Estat
Muß fallen par ma foi, weil Teutschland Leute hat,
Die Friede schmieden aus. Ist das auch raisonable,
Daß die Profession der Waffen favorable
Nicht länger heißen soll? — Ich bleib ein Cavalier,
Der seinen Degen hält allstäts für sein Plaisir
Und eurer chosen lacht. — Ich geh nach Angleterre
Wo noch zu kriegen ist. Adieu mes Alemans! —

Im Fortgehen erblickt der Soldat den Schäfer und spricht:

Sieh da, wen seh ich dort? Mein Schäfer, woher so spate?
Comment vous portez vous? Warum so alterirt?
Da Fried' ist ausgeschmiedt, muß fröhlich sein der Hirt.

Der Schäfer, in weißem Gewande mit rosenfarbenen Bändern geschmückt, den Schäferstab in der Hand, die Tasche sammt

Sackpfeife und Schalmei am Gürtel tragend, den Hut mit Blumen geziert hört verwundert die Rede des Reuters vom Frieden, denn vor einem Monat war er außer Landes gegangen und da sollte der Krieg von neuem beginnen. Er kann daher nicht glauben, daß Friede ist, und versucht, um Gewißheit zu erlangen, das Echo zu fragen. Und siehe da, das Echo antwortet und bestätigt das Gerücht vom Frieden. Kaum aber hat das Echo vom Gerücht gesprochen, so erscheint das Gerücht, die Fama selbst wie von Flügeln getragen, in weissem Gewande, auf welchem viel hundert Augen, Ohren und Zungen glänzen, lauschen, sich bewegen, stößt mächtig in ihre Trompete und spricht dann mit weitschallender Stimme:

Seit dortmals geleuchtet der Feuercomete,
Der strahlengeschwänzete Schreckenprofete,
Hat meine weltschallende Silbertrompete,
Der tausendbezüngte Posaunenpoete,
In teutscher und sonsten angränzender Gränz
Geblasen das Rasen, die tödlichen Tänz,
Das Siegen, Erliegen in Stürmen und Schlachten,
Das Rauchen der Städte, das Leuteverschmachten,
Die Donnerscharmützel, die Regen von Blei,
Die Hagel der Kugeln, das Lärmengeschrei,
Das Ziehen, das Fliehen, das Jagen, das Schlagen,
Die prasselnden Stücke, die rasselnden Wagen,
Das Sengen und Brennen, die räubrische Mörd,
Das mördrische Rauben, ungläublich gehört.
In dreißig in Waffen entschlafenen Jahren
Hat Teutschland die Peitsche des Krieges erfahren,
Kein Mensche mehr hoffte verhoffeten Frieden.
Seit aber der Friede zu Münster verhandelt,
Nach Nürenberg zu der Vollziehung gewandelt,
Wird Teutschland doch endlich der Ruhe gewährt
Die Tausend und Tausend so sehnlich begehrt. —
Nun, meine Trompete, wir müssen uns schwingen
Den Göttern und Menschen die Zeitung zu bringen. —

Sie entschwindet und bestürzt und verwirrt steht der Landsknecht.

Hilf Gott, wie macht dieß Weib mit ihrer Post mich irre!
Ich weiß nicht, wie ich mich jetzt in mir selbst verwirre.

Er hat nichts gelernt als Kriegen, das Schwerdt ist sein Pflug. Wovon soll er nun leben? Nichts als sein Pferd, seine Waffen, etwas Sold hat er noch.

Wie glücklich seid ihr Schäfer doch, ruft er endlich aus,
Die ihr doch frei lebt bei den Heerden,
Der wollenreichen Hab. Sie nähren, kleiden euch.
Viel sind bei Reichthum arm. Ihr seid bei Armut reich.
O Himmel auf der Erd!

Das Bild eines friedlichen, ruhigen Lebens übermannt ihn so, daß er Hut, Degen, Büchse, Pandelier und Schärpe herabreißt, alles dem Schäfer zu Füßen wirft und ausruft:

Hier liegen überm Haufen
Hut, Degen, Alles. Schäfer, sagt, kann ich ein Feld drum kaufen?
Im Stall, wo mein Quartier, steht noch ein gutes Pferd.
Rath zu, wie ich mit Euch auch hüten mag der Heerd!

Diese schnelle Bekehrung des rauflustigen Kriegers zum friedlichen Sinne des Landmannes veranlaßt nun den Schäfer zu einem begeisterten Lob des Landlebens.

Hände, die der Szepter ziert, haben oft den Stab genommen,
Den ein schlichter Schäfer führt; Helden sind aus Hürden kommen.
Mancher große Weltregierer legte Kron und Purpur hin,
Ward ein armer Heerdenführer und liebt eine Schäferin.
Wer liebt nicht ein freies Feld und die bunten Blumenwiesen?
Wer hat nicht ein Wiesenzelt vor dem Kummer doch gepriesen?
Wen ergötzt nicht Wiesen-Lachen, wo die kühle Balsamluft
Weht durch Klee-besäte Brachen —
Wo der Baum gebiert ein Zelt auf beblümter Kräuter-Erde,
Darzu nächst ein Bächlein quillt, labend Hirten, Heid und Heerde?

Nach Aufzählung aller Genüsse und Freuden, die das Schäferleben bietet, sagt der Schäfer zum Schlusse:

Nun, alle diese Lust, die freie Schäferweide,
Das unschuldvolle Thun, die sichere Felder-Freude
Hat in der langen Wuth der Waffen sich verloren.
Jetzt wird sie durch die Ruh des Friedens neugeboren,
Und fähet wieder an. O dankt, ihr Blumenfelder,
Ihr Thäler, ihr Gebüsch, ihr kühlen Schattenwälder

Dem Himmel für die Gab! Ihr Sänger in der Luft,
Singt einen Lobeton! Ihr Bächlein, laßt mit ein,
Und ihr, ihr Hirtenbrüder —
Laßt für die Kriegesklag nun hören Friedenslieder.
Ihr aber, kommt mit mir, wir wollen Freunde bleiben,
Mein redlicher Soldat, und mit einander treiben
Die Heerde ein und aus. Die Tasche sammt dem Stab
Soll Euer auch mit sein, und meine ganze Hab.

Freudig schlägt der Soldat ein. Sein Pferd soll hinfort pflügen, seine Waffen schützen und nützen. Er will ein glücklicher Schäfer sein, und zu den schmausenden Kriegsmännern spricht er:

Ihr Herren, thut wie ich. Kauft Euch um eure Gelder
Ein eignes Land im Land, Vieh, Aecker, Wiesen, Wälder
Und was dazu gehört. Nun kriege wer da will.
Ich und mein Schäfer hier, wir wollen in der Still
In Frieden werden alt. Nun gute Nacht, ihr Städte.
Ins Feld geh ich zu Haus und einmal auch zu Bette.

Hand in Hand gehen nun Schäfer und Krieger fröhlich ab und mit erneuten Gesundheittrinken, Stückdonner und Trompetenblasen schließt der zweite Aufzug.

Indeß war die Sonne hinabgesunken, und der Abend brach herein. Da treten vier Edelknaben mit Fackeln vor das Spielzelt, bei derem hellen Scheine die jedem Spiele vorausgehenden lebenden Bilder mit einleitender Musik sich noch schöner als bei Tageslicht ausnahmen. Mars, Venus und Kupido treten jetzt aus dem Zelt, in der bekannten Bekleidung und Gestalt, Cupido dem Ansehen nach ganz nackt. Sie halten sämmtlich lange Reden an die Festgäste, von denen ich aber ihnen nur berichten will, daß Mars von Teutschland sich verabschiedet und ihm Lebewohl wünscht, Venus ihrer Vorzüge sich rühmt vor Mars und ihren Sohn mit seinem Bogen auf die Gäste hinweist, welche er denn auch mit seinem Pfeile sicher trifft, d. h. mit wohlriechendem Wasser, welches er aus dem Pfeile ausspritzt. Nach dem Abtreten dieser Göttergestalten kommt der alte Schmied Vulkan, der vielbetrogene Gatte der Venus, schwarz und rußig hereingehumpelt, rühmt sich erst seiner Macht und Arbeiten, nähert sich dann Carl Gustav, um ihm die Wünschruthe zum

Feuerwerk zu überreichen und zieht den Vorhang von dem Zelte hinweg, um die Spielenden nochmals als lebende Bilder unter Begleitung der Musik zu zeigen. Hierauf wandelte das Zelt wieder zurück, die Aussicht von der Tafel hinaus ward frei und strahlend im Glanze von viel tausend Lampen zeigte sich die gegenüberstehende Burg, welche die Wohnung der Zwietracht hieß, die im Bilde über den Eingang stand. Man hob nun die Tafel auf und die Herrschaften traten ins Freie heraus. Da zischte ein kleiner Cupido, von der Hand Carl Gustav's entzündet, an dem Draht hinauf zur Friedenssäule, die in der Mitte vor der Burg stand, entzündete diese, und ein Feuermeer von Raqueten, Schwärmern, Rädern, Springbrunnen entzündete sich an ihr und um sie herum. Aus der Burg kamen schwarz und weiß gekleidete Feuerwerker heraus, die mit Feuerschwerdtern Kämpfe aufführten, bis von der Friedenssäule eine Raquete auch das Schloß in Brand steckte, das unter einer unbeschreiblichen Fülle von Feuerkünsten jeglicher Art, ein Theil nach dem andern, in Brand gerieth und zusammenstürzte, Zwietracht und Krieg zugleich mit vernichtend, während der Friede unter allem Feuer unversehrt geblieben war. Lorenz Müller, ein Bürger von Nürnberg, war das Haupt der Feuerwerker.

Die noch übrige Nacht wurde von der Gesellschaft unter fortwährendem Donner der Stücke und dem Steigen von Raketen mit einem schönen Tanze zugebracht, und die aufgehende Sonne beschien bereits die Festfeiernden, als sie in die Stadt unter Begleitung der 50 Reiter junger Patrizier, wie sie hinausgezogen, wieder zurückkehrten. Das Festfeiern endete jedoch damit noch nicht. Bis zum folgenden Sonntag entwickelte sich eine Art Volksfest. An diesem Sonntag bewirthete der fürstliche Hofmeister diejenigen Patrizier, welche aufgewartet hatten, sammt ihren Frauen in der Laubhütte, während 24 Paar Bauern einen Tanz aufführten, wobei die Mädchen in ihren Haaren Bänder mit den fürstlichen Farben trugen. Piccolomini selbst kam Abends hinaus zu seinen Gästen und Raketen durchsausten wieder die Nacht.

Aber nicht allein die patriotischen Ritter sollten von der Frei-

gebigkeit Piccolomini's genießen. Die kleinen Ritter der Bürger wollten auch Etwas haben. Darum erschienen denn an einem Tage plötzlich über 1000 Steckenreuter vor der fürstlichen Wohnung und baten um ein Friedensgedächtniß. Am Sonntag darauf erhielten sie neugeprägt den bekannten viereckigten silbernen Friedenspfennig.

So feierte man in Freude und Jubel jenen Frieden, der wohl Deutschland auf einige Zeit Ruhe gab, aber Lothringen und Elsaß für immer an Frankreich brachte und das Kaiserthum zum Untergang vorbereitete. Noch heute leiden wir unter seinen traurigen Folgen.

---

# Proben aus Bryants neuesten Dichtungen.

Von

**Georg Arnold.**

---

William Cullen Bryant in Neuyork, Redakteur der bekannten Evening post, ist jetzt ein stattlicher Greis von 70 Jahren, den sein langer weißer Bart sehr gut kleidet.

Als ich ihn im Jahre 1854 dieser verehrlichen Versammlung vorführte in dem Dichterreigen seines Landes, waren seine Poesien in Deutschland noch wenig bekannt, seit dieser Zeit sind sie aber mehrfach übersetzt worden und in einzelnen Zeitschriften erschienen, zuletzt hat einen großen Theil davon Adolf Laun in Oldenburg in einem Bändchen vereinigt und, ganz vorzüglich übertragen, in Bremen bei Heyse herausgegeben.

Seit einigen Jahren Ehrenmitglied unseres Vereins hat Bryant mir vor einigen Monaten seine neuesten Gedichte gesandt, welche unter dem Titel Thirty poems, 1864 in Neuyork erschienen sind.

Man kann nicht sagen, daß Bryant sehr produktiv ist, denn seit der im Jahre 1846 unter dem Titel: „Poetical works“ an's Licht getretenen Sammlung ist von ihm außer Reisebriefen nichts weiter veröffentlicht worden, als die vorliegenden 30 Gedichte, mit Recht sagt daher Adolf Laun in der Einleitung zu seinen Uebersetzungen:

„Innerhalb dreißig Jahren nur einen einzigen Band lyri„scher Gedichte herausgegeben, nichts anderes Poetisches

„veröffentlichen und doch für einen der ersten, wenn nicht „für den ersten Dichter der Nation gelten, das bedeutet „jedenfalls etwas für ihn und seinen Einen Band und „zeugt von seltener Bescheidenheit und Selbstkritik."

Bryant, der originellste Dichter vielleicht, welchen die V. St. aufzuweisen haben, derjenige, welcher am wenigsten von dem poetischen Fluidum anderer Nationen in sich aufgenommen hat, weiß mit Glück die eigenthümliche Romantik seines Landes zu malen, er schildert meisterhaft die verschiedenen Erscheinungen in der Natur, in seinen herrlich durchgeführten Bildern entrollt er die ganze liebliche und gewaltige Scenerie seiner Heimat und dem Leser ist, als stehe er vor einem Gemälde, wie Calame sie von den prachtvollen Thälern und Matten, von den mächtigen Felsklippen und Gletschern der Schweiz mit unnachahmlicher Vollendung uns gegeben hat. Wer seine „Winterlandschaft, Sommerwind, beim Eintritt in den Wald, der Berg des Monuments, die Prairien, die Quelle, der Mittag" liest, wird sich mit unserm Urtheil einverstanden erklären müssen.

Seine neuen Gedichte sind eben so frisch als die Erzeugnisse des jugendlichen Alters, in der Form möchten wir sie noch für vollendeter halten.

Hören wir zunächst das reizende Gedicht, betitelt:

### Der Schneesturm.

Tritt her zu mir und hinunter schau
Zu den Füßen und auf den dunklen See,
Es hängen die Wolken schwer und grau
Und kein Laut dringt empor zu unsrer Höh';
Und hervor aus dem kalten Nebel bricht
Ein Wogen und Flimmern so schnell und dicht:
  Flocken auf Flocken von Schnee
Sinken hinab in den schweigenden See.

Im bunten Wirbel herab es fliegt
Von den fernen Quellen im Himmelsborn;
Sieh, wie sich der Schwarm jetzt schwebend wiegt
Und jetzt dahinschießt wie Hagelkorn;

Doch schnell oder langsam, wie's auch gemeint,
Die Tiefe sie alle zuletzt vereint:
Flocken auf Flocken von Schnee
Finden ihr Grab im schweigenden See.

Viel zarte Sternlein, im lustigen Streit
Sie wimmeln und glitzern ein Nebelschweif,
Wie Silberflittern herabgeschneit
Von bleicher Milchstraße blendendem Streif;
Und wilder und dichter es niederdrängt,
Die düstere Fluth sie alle empfängt:
Flocken auf Flocken von Schnee
Schmelzen und sterben im schweigenden See.

Und manche, da sie die Wolk' gebar,
Allein und einsam beginnen den Gang,
Im Fallen doch bilden sie bald ein Paar
Und eilen dann rascher den Pfad entlang,
Wie Freunde sich geben die treue Hand,
Wie das Weib sich dem Mann für's Leben band:
Verschlung'ne Flocken von Schnee
Bald liegen auch sie im schweigenden See.

Und während wir steh'n, in wilder Eil
O sieh nur, jetzt wirbeln noch dichter sie,
Sie jagen einander wie Pfeil den Pfeil
Myriaden dorten, Myriaden hie.
Die zarten Kinder, leicht, ohne Harm,
Wie fliegen sie in des Todes Arm:
Flocken auf Flocken von Schnee
Bald ruhen alle im schweigenden See.

Dein Auge seh' ich von Thränen getrübt,
Der Gram beschleicht dir die Seele, mein Kind,
Du denkst der Freunde, die wir geliebt,
Die da waren und die da nicht mehr sind.
Gleich diesen hier, die einem Moment
Ihr Dasein danken und auch ihr End:
Alle wie Flocken von Schnee,
Alle dahin in dem schweigenden See.

Sei ruhig nur und blicke empor,
Die Wolken zerreißet des Aethers Blau,
Des Tags Gestirn tritt siegend hervor,
Die Strahlen glänzen auf Berg und Au;
Verschwunden sind Wolken und Frost im Nu,
Es schweiget der Wind, in Lüften ist Ruh:
Flocken auf Flocken von Schnee
Allesamt schlafen im schweigenden See.

In diesem Gedicht ist eine Wahrheit der Darstellung enthalten, wie sie nur dem gebildeten und scharf blickenden Auge gelingen kann. Wenn sich nun bei dem Dichter noch ein schönes poetisches Gefühl damit verbindet, wodurch er so sehr es vermag, auf gleichgestimmte Seelen zu wirken, so ist es erklärlich, daß solche Naturbilder einen eigenthümlichen Reiz auf den Leser ausüben, den man weder bei Kleist's Frühling noch bei Thomsons Jahreszeiten empfindet, so wenig als die Malerei ergreifen kann, wenn sie die Natur pedantisch nachbildet ohne künstlerische Vergeistigung.

Ein zweites ähnliches ungemein zartes Gedicht ist:

## Der Wind und der Bach.

Es wand ein Bächlein sich hinaus
Vom Felsenquell, du siehst es kaum
So ist sein Ufer überdeckt
Mit Laub und Gras und Blüthenschaum;
O Bächlein hold, wie sanft es rinnt,
Und schüchtern als ein schämig Kind.

Ein Luftzug säuselt her von fern
Leis wie ein Traumgeflüster geht,
Er küßt das Bächlein auf den Mund,
Indem er's Laub zur Seite weht.
Das Bächlein fühlt's, ihm schmeichelt's sehr,
Es eilt dahin, es will nicht mehr.

Und wieder hat er es berührt:
Da blitzt's vom Wasserspiegel auf,
Die Welle kräuselt sich und hüpft
Und jagt dahin im muntern Lauf:

O Bächlein stolz, vom Hauch geküßt,
O selig weil geliebt du bist.

Allein der lust'ge Wandrer fliegt
Zur Blumenflur, zu fernen See'n,
Zu and'ren Bächen fort und fort,
Den allen gilt sein keckes Weh'n.
Getäuschtes Bächlein, traure du
Und fließe nur verlassen zu.

Denn nimmer kehrt der Flücht'ge dir
Zurück und schaut in's tiefe Aug,
Er buhlt um ferne Blüthen schon,
Und du erfährst den alten Brauch.
Betrognes Bächlein! Hoffnungslos!
So murmelts fort in deinem Schooß.

Man fühlt sich durch den elegischen Ton der dieses Gemälde durchzieht wunderbar angesprochen und muß den Dichter um den schönen Gedanken beglückwünschen, der ein so liebliches Bild in seiner Seele gestalten konnte.

Beide Gedichte haben unstreitig durch die Nachbildung verloren, denn es ist, wie Adolf Laun richtig bemerkt, „schwer in unserer Sprache nur mit männlichen Reimen zu operiren" was im Englischen mit seinen einsylbigen Wurzelwörtern viel leichter und melodischer geschehen kann.

Die drei längeren in blank verses geschriebenen Nummern des Buches sind: Sella, Ein Schneemährchen und, das 5. Buch der Odyssee.

Ich habe das erstere zu übertragen versucht, da es mich mit zauberischer Macht ergriffen hat. Ich gestehe, daß ich etwas Schöneres und Edleres nicht gelesen habe, und daß ich dieser Leistung in ihrer Art nichts an die Seite zu stellen wüßte. Etwas weiteres zu seinem Lobe zu sagen, wäre überflüssig, es mag jetzt selbst zu Ihren Herzen sprechen und seinen Ruhm verkünden.

# Sella.

## Ein Mährchen von W. C. Bryant.

### Uebersetzt von G. Arnold.

So hört die Mähr aus längst vergangnen Tagen,
Wo noch solide Wunder sind gescheh'n,
Wo einer noch dem andern treulich glaubte,
Am liebsten hörend, was recht schaurig klang.
Denkt euch ein ländlich Haus, daran ein Bach,
Durch enge Windung über Kiesel rauschend.
Deß Wasser kühl und frisch und rein so wie
Der Fels es giebt. Da stand ein Mädchen oft
Am offnen Fenster, lauschend träumerisch
Der Quelle Murmeln, dieses sanften Tons
Stets gleichen Klang und doch nicht gleich zuletzt
Und wenn der Frühling kam, da pflückte sie
Vom feuchten Ufer stille Veilchen oft
Zum Fensterschmuck und wenn in Sommergluth
So Gras wie Blumen welk und schmachtend stunden,
Da saß sie staunend unter Felsenklippen
Und zog in sich des Bächleins Zaubersang.
Die Maid war stattlich aufgeblüht in Schönheit,
Im klaren Auge blitzt ein kühner Geist,
Das Antlitz ruhig, ohne Leidenschaft, fast wie
Ein Marmorbild. Der Freier viele
Bemühten sich umsonst, es schien die Liebe
Ihr unbekannt, sie spottete der Werbung,
Und ihre Lust war es allein, zu wandeln
Am Bachesrain von wildem Wein behängt,
Dem Lauf des Wassers folgend bis zum Quell
Zur Felsgeklüft, und sitzend an der Tiefe
Die Ringe zählen, die der Wirbel schrieb,
Dem Wolkenzug im blanken Spiegel lauschend.
Die Wasser, die vom Felsenhang, die tropfenweis
In dunklen Höhlen rannen, jene selbst
Die unter Eichenwurzeln rieseln und
Mit grüner Tint' vom kahlen Hügel träufeln,
Sie alle waren wohl bekannt der Maid.
Mit leichtem Ruderschlag trieb sie
Den kleinen Nachen durch die klare Fluth

Und zu dem Ufer des versteckten See's
Zog oft der Streif vom wohlgeführten Boot.
Zwei Brüder hatte sie und sinnend zu sich selbst
Sprach oft sie also: Wär ich doch wie sie,
Dann machte ich mich auf und zög hinab
Auf großen Strömen zu dem fernen Meer;
Und mit den Bächen aufwärts durch das Land
Ging wandernd ich durch Thäler und durch Au'n
Und sähe, welch Geschlecht ihr Wasser trinkt,
Weß Glaubens sie und welches ihr Gesetz,
Wie sie das Haus sich bau'n und da wo in die See
Die Flüsse münden, welche Form
Dem Schiff sie geben; in den Gärten dann
Den Blumenflor und welches Obst da reift;
Der Männer Feierkleid, der Frauen Tracht
Und Putz und Haar. Die heimathlichen Hügel
Ernähren uns mit fetter Weid die Herde,
Doch in der Ebne, hör ich, sä't man Korn
Und pflegt die Pflanze bis das saftge Grün
Zu lautrem Gold geworden, schneidet's dann
Und erntet's ein und giebt den Völkern Brot.
Man bricht vom Fels den Block und formt
Daraus erhabne Tempel, aus dem Stein
Entspringt durch Künstlerhand ein Götterbild.
Wär ich kein Weib dieß Alles könnt ich seh'n,
Ich hätt' geseh'n, was meine Seel ersehnt!
So sprach die Maid auf ihren Gängen oft
Bis eines Morgens, da auf Flur und Feld
Der Reif noch blendend lag, sie athemlos
Zur Mutter eilte, rufend schon von fern:
Sieh' Mutter, meinen Fund! Am Rand des Bachs
Noch weißer als der Schnee, zwei Schuhe sah ich,
Mit Punkten licht wie Sterne übersät
Und oben steht in Silberschrift mein Name,
Der Name Sella, den dein Mütterlein,
Die längst im Himmel, in der Tauf mir gab.
Und sieh nur wie zum Fuß sie steh'n. Fürwahr,
Die Mutter sprach, hübsch sind die Schuhe, doch
Sie sind nicht Dein. Wir müssen wohl
Sie liegen lassen, bis der sie verlor

Sie sachen kommt; mag sein, daß man sie nur
Als Fallstrick hingelegt. Auch finde ich
Den Namen nicht — es sind geheime Züge
Von wundersamer Art, mir unbekannt;
Mein Tochter, trag sie nicht! Gehorsam hing
Die Schuhe Sella in der Halle auf
Und wer vorüber ging bewundernd sprach
Vom schönen Stoff und von der feinen Arbeit,
Doch keiner wußt woher und wie sie kamen.
Es naht der Lenz mit Blüthen und mit Sang
Und nach ihm goß der Sommer seine Gluth
Auf Strom und See. Da eines Mittags,
Vermißt man Sella bei dem Mahl, vergebens
Ward sie gesucht an ihren Lieblingsplätzen,
Am Felsenhang, den Bach so ab und auf;
Ihr Name scholl umsonst im dunklen Wald.
Die Nacht erschien und unter Fackelschein
Durchforschten sie die weite Flur, das Dickicht,
Den Sumpf, den Teich, das Thal mit seinen Schluchten
Vergebens bis zum nächsten Morgengraun.
Die Sonne hob sich höher, rastlos ward
Das Suchen fortgesetzt, verzehrend lag
Die Mittagsgluth auf den verwaisten Auen
Und: Sella! riefs verzweifelnd über's Feld,
Darob der Adler schwebte in den Lüften.
Zuletzt entbrannt das Abendroth im Westen,
Die Mutter saß in Gram versenkt im Haus,
Da trat herein das viel vermißte Kind.
Ein Freudenschrei durchbrach die Stille
Drauf frohes Weinen und manch Liebeswort.
Vergib mir, sprach die Maid, daß ungehorsam ich
Brach dein Gebot. Ich that die Schuhe an
Und war beglückt im Anschaun dieser Zier
Da fühlt ich plötzlich, daß beschwingt mein Fuß
Und fort trug's mich gleich wie auf Sturmes Flügeln.
Mich faßt geheime Lust gemischt mit bangem Zagen
Und eh' ich's recht gewahr, tauch nieder ich
In unseres Baches klaren Spiegel und im raschen Zug
Folg ich der Fluth. Zu mir gesellt ein Wesen
Sich, wie nie schöner es der Traum gebar

Und sprach zu mir mit süßem Ton und Scherzen,
So schwammen wir zusammen durch die Tiefen,
An Blumeninseln glitten wir vorbei,
Im Wirbeltanz umkreisten wir den Fels
Und hüpften fröhlich hin von Klipp zu Klippe;
Bis breiter immer breiter ward der Strom
Und Stadt auf Stadt an seinen Ufern aufstieg.
Vorbei an prächt'gen Gärten zogen wir
Und unterm Kiel gewaltger Schiffe fort,
Bis daß zuletzt das weite Meer sich öffnet
Und endlos seine Wogen um uns wälzt
Im grünen Zauberlicht. Auf seinem Grunde
Erschiens wie dunkle Wälder, in den Thälern
Lag Flur an Flur in bunter Farbenpracht.
Es ragten mächt'ge Stämme aus dem Boden,
Und schwankten hin und her der Wellen Spiel.
In dichten Massen seltsamer Gewächse
Verbarg sich uns des Meeres Kreatur.
Hier ein Gebüsch von Algen, dort Korallen
In bunten Formen und an Farben reich,
Im weiten Tanggeschling ein Heer Medusen,
Polypen, Quallen; Nautilusse treiben,
Seestern und Nereiden. Auf Perlensand
Ging unser Weg inmitten prächt'ger Muscheln
Und unser Blick stahl sich in weite Höhlen
Voll tiefen Blau's und ewig unerforscht.
In langen Schaaren zogen Seebewohner
An uns vorbei in rascher scheuer Flucht:
Delphinenhorden und der Wallfischriese
Aus mächt'gen Nüstern Wasserström' ergießend,
Der gier'ge Hai, der seine Beute jagt.
In Todesangst sah ich die Schrecklichen
Doch keiner war, der uns was Leides that.
Besorgt darauf die Mutter: Liebes Kind,
Dich hat ein Traum, ein wüster Traum getäuscht.
Doch Sella sprach: Nein Mutter, nein!
Sieh' diesen Schleier hier von blassem Grün,
Ein solch' Gewebe macht nicht Menschenhand.
Die mir den Weg gezeigt durch Strom und Meer
Sie gab ihn mir zum Zeugen des Erlebten;

Die Schuhe aber, sprach sie, wahre wohl
Denn angethan damit bist unsersgleichen
Du stets und kannst im Meere schweifen
Und wandeln furchtlos zwischen Ungeheuern
Und Deine Brust bedarf der Lüfte nicht,
Daß warm und roth das Blut den Leib durchkreist.
Du magst der Meerfrau'n Tänze theilen und
Des Abgrunds tiefste Nacht erforschen, wo
Kein Senkblei je ist eingedrungen. Darfst
Auf weichem Seegrasbett ermüdet schlafen,
Indeß die Fluth mit deinen Locken spielt,
Und je nach Lust auf sanften Wellen schaukeln
Und zieh'n von Land zu Land, von See zu See.
So sprach das Wesen und die Stimme glich
Dem sanften Plätschern einer Silberwelle
Im Sonnenschein. Und darauf führt es mich
Zu einem Fels an dessen Fuß die Bucht
Voll weißen Sands. Da fanden wir beim Mahl
Drei Nymphen schön wie jene, und vor ihnen
Die saftgen Stengel und die süßen Blätter
Vom Meeresgrund geliefert, und die goldnen Früchte
Von Inselbäumen in die Fluth geschleudert.
Sie luden freundlich ein zu ihrem Schmaus
Und ich genoß dieweil ich hungrig war
Und neu gestärkt verließen wir den Ort.
Und wieder tauchten wir hinab zum Grund'.
Zu Wäldern von Korallen größer noch
Als selbst die höchsten Zedern dieser Erde.
Von schwarzen Felsen sahn wir uns umstarrt,
Die ehedem, von wilder Gluth durchwühlt,
Die Feuerströme in die salz'ge Fluth
Ergossen, wo sie zischend untergiengen.
Jetzt stehn sie ausgebrannt und regungslos
Die kalte Brandung tost um ihre Stirn.
Und weiter schreitend kamen wir vorbei
An Katakomben, wo seit Ewigkeiten
Die nimmer stille Fluth die Reste sammelt:
Skelett vom Hai und Delphin, Narwalzähne,
Gebein der Armen, die der Sturm getödtet,
Zerschellter Schiffe mächt'ge Mast und Rippen;

# Proben aus Bryants neuesten Dichtungen.

Von

**Georg Arnold.**

---

William Cullen Bryant in Neuyork, Redakteur der bekannten Evening post, ist jetzt ein stattlicher Greis von 70 Jahren, den sein langer weißer Bart sehr gut kleidet.

Als ich ihn im Jahre 1854 dieser verehrlichen Versammlung vorführte in dem Dichterreigen seines Landes, waren seine Poesien in Deutschland noch wenig bekannt, seit dieser Zeit sind sie aber mehrfach übersetzt worden und in einzelnen Zeitschriften erschienen, zuletzt hat einen großen Theil davon Adolf Laun in Oldenburg in einem Bändchen vereinigt und, ganz vorzüglich übertragen, in Bremen bei Heyse herausgegeben.

Seit einigen Jahren Ehrenmitglied unseres Vereins hat Bryant mir vor einigen Monaten seine neuesten Gedichte gesandt, welche unter dem Titel Thirty poems, 1864 in Neuyork erschienen sind.

Man kann nicht sagen, daß Bryant sehr produktiv ist, denn seit der im Jahre 1846 unter dem Titel: „Poetical works“ an's Licht getretenen Sammlung ist von ihm außer Reisebriefen nichts weiter veröffentlicht worden, als die vorliegenden 30 Gedichte, mit Recht sagt daher Adolf Laun in der Einleitung zu seinen Uebersetzungen:

„Innerhalb dreißig Jahren nur einen einzigen Band lyri„scher Gedichte herausgegeben, nichts anderes Poetisches

„veröffentlichen und doch für einen der ersten, wenn nicht „für den ersten Dichter der Nation gelten, das bedeutet „jedenfalls etwas für ihn und seinen Einen Band und „zeugt von seltener Bescheidenheit und Selbstkritik.“

Bryant, der originellste Dichter vielleicht, welchen die V. St. aufzuweisen haben, derjenige, welcher am wenigsten von dem poetischen Fluidum anderer Nationen in sich aufgenommen hat, weiß mit Glück die eigenthümliche Romantik seines Landes zu malen, er schildert meisterhaft die verschiedenen Erscheinungen in der Natur, in seinen herrlich durchgeführten Bildern entrollt er die ganze liebliche und gewaltige Scenerie seiner Heimat und dem Leser ist, als stehe er vor einem Gemälde, wie Calame sie von den prachtvollen Thälern und Matten, von den mächtigen Felsklippen und Gletschern der Schweiz mit unnachahmlicher Vollendung uns gegeben hat. Wer seine „Winterlandschaft, Sommerwind, beim Eintritt in den Wald, der Berg des Monuments, die Prairien, die Quelle, der Mittag“ liest, wird sich mit unserm Urtheil einverstanden erklären müssen.

Seine neuen Gedichte sind eben so frisch als die Erzeugnisse des jugendlichen Alters, in der Form möchten wir sie noch für vollendeter halten.

Hören wir zunächst das reizende Gedicht, betitelt:

## Der Schneesturm.

Tritt her zu mir und hinunter schau
Zu den Füßen und auf den dunklen See,
Es hängen die Wolken schwer und grau
Und kein Laut dringt empor zu unsrer Höh';
Und hervor aus dem kalten Nebel bricht
Ein Wogen und Flimmern so schnell und dicht:
    Flocken auf Flocken von Schnee
Sinken hinab in den schweigenden See.

Im bunten Wirbel herab es fliegt
Von den fernen Quellen im Himmelsborn;
Sieh, wie sich der Schwarm jetzt schwebend wiegt
Und jetzt dahinschießt wie Hagelkorn;

Doch schnell oder langsam, wie's auch gemeint,
Die Tiefe sie alle zuletzt vereint:
    Flocken auf Flocken von Schnee
Finden ihr Grab im schweigenden See.

Viel zarte Sternlein, im lustigen Streit
Sie wimmeln und glitzern ein Nebelschweif,
Wie Silberflittern herabgeschneit
Von bleicher Milchstraße blendendem Streif;
Und wilder und dichter es niederdrängt,
Die düstere Fluth sie alle empfängt:
    Flocken auf Flocken von Schnee
Schmelzen und sterben im schweigenden See.

Und manche, da sie die Wolk' gebar,
Allein und einsam beginnen den Gang,
Im Fallen doch bilden sie bald ein Paar
Und eilen dann rascher den Pfad entlang,
Wie Freunde sich geben die treue Hand,
Wie das Weib sich dem Mann für's Leben band:
    Verschlung'ne Flocken von Schnee
Bald liegen auch sie im schweigenden See.

Und während wir steh'n, in wilder Eil
O sieh nur, jetzt wirbeln noch dichter sie,
Sie jagen einander wie Pfeil den Pfeil
Myriaden dorten, Myriaden hie.
Die zarten Kinder, leicht, ohne Harm,
Wie fliegen sie in des Todes Arm:
    Flocken auf Flocken von Schnee
Bald ruhen alle im schweigenden See.

Dein Auge seh' ich von Thränen getrübt,
Der Gram beschleicht dir die Seele, mein Kind,
Du denkst der Freunde, die wir geliebt,
Die da waren und die da nicht mehr sind.
Gleich diesen hier, die einem Moment
Ihr Dasein danken und auch ihr End:
    Alle wie Flocken von Schnee,
Alle dahin in dem schweigenden See.

Sei ruhig nur und blicke empor,
Die Wolken zerreißet des Aethers Blau,
Des Tags Gestirn tritt siegend hervor,
Die Strahlen glänzen auf Berg und Au;
Verschwunden sind Wolken und Frost im Nu,
Es schweiget der Wind, in Lüften ist Ruh:
Flocken auf Flocken von Schnee
Allesamt schlafen im schweigenden See.

In diesem Gedicht ist eine Wahrheit der Darstellung enthalten, wie sie nur dem gebildeten und scharf blickenden Auge gelingen kann. Wenn sich nun bei dem Dichter noch ein schönes poetisches Gefühl damit verbindet, wodurch er so sehr es vermag, auf gleichgestimmte Seelen zu wirken, so ist es erklärlich, daß solche Naturbilder einen eigenthümlichen Reiz auf den Leser ausüben, den man weder bei Kleist's Frühling noch bei Thomsons Jahreszeiten empfindet, so wenig als die Malerei ergreifen kann, wenn sie die Natur pedantisch nachbildet ohne künstlerische Vergeistigung.

Ein zweites ähnliches ungemein zartes Gedicht ist:

## Der Wind und der Bach.

Es wand ein Bächlein sich hinaus
Vom Felsenquell, du siehst es kaum
So ist sein Ufer überdeckt
Mit Laub und Gras und Blüthenschaum;
O Bächlein hold, wie sanft es rinnt,
Und schüchtern als ein schämig Kind.

Ein Luftzug säuselt her von fern
Leis wie ein Traumgeflüster geht,
Er küßt das Bächlein auf den Mund,
Indem er's Laub zur Seite weht.
Das Bächlein fühlt's, ihm schmeichelt's sehr,
Es eilt dahin, es will nicht mehr.

Und wieder hat er es berührt:
Da blitzt's vom Wasserspiegel auf,
Die Welle kräuselt sich und hüpft
Und jagt dahin im muntern Lauf:

O Bächlein stolz, vom Hauch geküßt,
O selig weil geliebt du bist.

Allein der lust'ge Wandrer fliegt
Zur Blumenflur, zu fernen See'n,
Zu and'ren Bächen fort und fort,
Den allen gilt sein keckes Weh'n.
Getäuschtes Bächlein, traure du
Und fließe nur verlassen zu.

Denn nimmer kehrt der Flücht'ge dir
Zurück und schaut in's tiefe Aug,
Er buhlt um ferne Blüthen schon,
Und du erzählst den alten Brauch.
Betrognes Bächlein! Hoffnungslos!
So murmelts fort in deinem Schooß.

Man fühlt sich durch den elegischen Ton der dieses Gemälde durchzieht wunderbar angesprochen und muß den Dichter um den schönen Gedanken beglückwünschen, der ein so liebliches Bild in seiner Seele gestalten konnte.

Beide Gedichte haben unstreitig durch die Nachbildung verloren, denn es ist, wie Adolf Laun richtig bemerkt, „schwer in unserer Sprache nur mit männlichen Reimen zu operiren" was im Englischen mit seinen einsylbigen Wurzelwörtern viel leichter und melodischer geschehen kann.

Die drei längeren in blank verses geschriebenen Nummern des Buches sind: Sella, Ein Schneemährchen und, das 5. Buch der Odyssee.

Ich habe das erstere zu übertragen versucht, da es mich mit zauberischer Macht ergriffen hat. Ich gestehe, daß ich etwas Schöneres und Edleres nicht gelesen habe, und daß ich dieser Leistung in ihrer Art nichts an die Seite zu stellen wüßte. Etwas weiteres zu seinem Lobe zu sagen, wäre überflüssig, es mag jetzt selbst zu Ihren Herzen sprechen und seinen Ruhm verkünden.

# Sella.

## Ein Mährchen von W. C. Bryant.

### Uebersetzt von G. Arnold.

So hört die Mähr aus längst vergangnen Tagen,
Wo noch solche Wunder sind gescheh'n,
Wo einer noch dem andern treulich glaubte,
Am liebsten hörend, was recht schaurig klang.
Denkt euch ein ländlich Haus, daran ein Bach,
Durch enge Windung über Kiesel rauschend.
Deß Wasser kühl und frisch und rein so wie
Der Fels es giebt. Da stand ein Mädchen oft
Am offnen Fenster, lauschend träumerisch
Der Quelle Murmeln, dieses sanften Tons
Stets gleichen Klang und doch nicht gleich zuletzt
Und wenn der Frühling kam, da pflückte sie
Vom feuchten Ufer stille Veilchen oft
Zum Fensterschmuck und wenn in Sommergluth
So Gras wie Blumen welk und schmachtend stunden,
Da saß sie staunend unter Felsenklippen
Und zog in sich des Bächleins Zaubersang.
Die Maid war stattlich aufgeblüht in Schönheit,
Im klaren Auge blitzt ein kühner Geist,
Das Antlitz ruhig, ohne Leidenschaft, fast wie
Ein Marmorbild. Der Freier viele
Bemühten sich umsonst, es schien die Liebe
Ihr unbekannt, sie spottete der Werbung,
Und ihre Lust war es allein, zu wandeln
Am Bachesrain von wildem Wein behängt,
Dem Lauf des Wassers folgend bis zum Quell
Zur Felsgeklüft, und sitzend an der Tiefe
Die Ringe zählen, die der Wirbel schrieb,
Dem Wolkenzug im blanken Spiegel lauschend.
Die Wasser, die vom Felsenhang, die tropfenweis
In dunklen Höhlen rinnen, jene selbst
Die unter Eichenwurzeln rieseln und
Mit grüner Tint' vom kahlen Hügel träufeln,
Sie alle waren wohl bekannt der Maid.
Mit leichtem Ruderschlag trieb sie
Den kleinen Nachen durch die klare Fluth

Und zu dem Ufer des verstecten See's
Zog oft der Streif vom wohlgeführten Boot.
Zwei Brüder hatte sie und sinnend zu sich selbst
Sprach oft sie also: Wär ich doch wie sie,
Dann machte ich mich auf und zög hinab
Auf großen Strömen zu dem fernen Meer;
Und mit den Bächen aufwärts durch das Land
Ging wandernd ich durch Thäler und durch Au'n
Und sähe, welch Geschlecht ihr Wasser trinkt,
Weß Glaubens sie und welches ihr Gesetz,
Wie sie das Haus sich bau'n und da wo in die See
Die Flüsse münden, welche Form
Dem Schiff sie geben; in den Gärten dann
Den Blumenflor und welches Obst da reift;
Der Männer Feierkleid, der Frauen Tracht
Und Putz und Haar. Die heimathlichen Hügel
Ernähren uns mit fetter Weid die Herde,
Doch in der Ebne, hör ich, sä't man Korn
Und pflegt die Pflanze bis das saftge Grün
Zu lautrem Gold geworden, schneidet's dann
Und erntet's ein und giebt den Völkern Brot.
Man bricht vom Fels den Block und formt
Daraus erhabne Tempel, aus dem Stein
Entspringt durch Künstlerhand ein Götterbild.
Wär ich kein Weib dies Alles könnt ich seh'n,
Ich hätt' geseh'n, was meine Seel ersehnt!
So sprach die Maid auf ihren Gängen oft,
Bis eines Morgens, da auf Flur und Feld,
Der Reif noch blendend lag, sie athemlos
Zur Mutter eilte, rufend schon von fern:
Sieh' Mutter, meinen Fund! Am Rand des Bachs,
Noch weißer als der Schnee, zwei Schuhe sah ich,
Mit Punkten licht wie Sterne übersät
Und oben steht in Silberschrift mein Name,
Der Name Sella, den dein Mütterlein,
Die längst im Himmel, in der Tauf mir gab.
Und sieh nur wie zum Fuß sie steh'n. Fürwahr,
Die Mutter sprach, hübsch sind die Schuhe, doch
Sie sind nicht Dein. Wir müssen wohl
Sie liegen lassen, bis der sie verlor

Sie sachen kommt; mag sein, daß man sie nur
Als Faustrica hingelegt. Auch finde ich
Den Namen nicht — es sind geheime Züge
Von wundersamer Art, mir unbekannt;
Nein Tochter, trag sie nicht! Gehorsam hing
Die Schuhe Sella in der Halle auf
Und wer vorüber ging bewundernd sprach
Vom schönen Stoff und von der feinen Arbeit,
Doch keiner wußt woher und wie sie kamen.
Es naht der Lenz mit Blüthen und mit Sang
Und nach ihm goß der Sommer seine Gluth
Auf Strom und See. Da eines Mittags,
Vermißt man Sella bei dem Mahl, vergebens
Ward sie gesucht an ihren Lieblingsplätzen,
Am Felsenhang, den Bach so ab und auf;
Ihr Name scholl umsonst im dunklen Wald.
Die Nacht erschien und unter Fackelschein
Durchforschten sie die weite Flur, das Dickicht,
Den Sumpf, den Teich, das Thal mit seinen Schluchten
Vergebens bis zum nächsten Morgengrauu.
Die Sonne hob sich höher, rastlos ward
Das Suchen fortgesetzt, verzehrend lag
Die Mittagsgluth auf den verwaisten Auen
Und: Sella! riefs verzweifelnd über's Feld,
Darob der Adler schwebte in den Lüften.
Zuletzt entbrannt' das Abendroth im Westen,
Die Mutter saß in Gram versenkt im Haus,
Da trat herein das viel vermißte Kind.
Ein Freudenschrei durchbrach die Stille
Drauf frohes Weinen und manch Liebeswort.
Vergib mir, sprach die Maid, daß ungehorsam ich
Brach dein Gebot. Ich that die Schuhe an
Und war beglückt im Anschaun dieser Zier
Da fühlt ich plötzlich, daß beschwingt mein Fuß
Und fort trug's mich gleich wie auf Sturmes Flügeln.
Mich faßt geheime Lust gemischt mit bangem Zagen
Und eh' ich's recht gewahr, tauch nieder ich
In unseres Baches klaren Spiegel und im raschen Zug
Folg ich der Fluth. Zu mir gesellt ein Wesen
Sich, wie nie schöner es der Traum gebar

Und zu dem Ufer des [illegible] See's
Zog oft der Streif vom wohlgeführten Boot.
Zwei Brüder hatte sie und sinnend zu sich
Sprach oft sie also: Wär ich doch wie [illegible]
Dann machte ich mich auf und zög [illegible]
Auf großen Strömen zu dem fern [illegible]
Und mit den Bächen aufwärts [illegible]
Ging wandernd ich durch Th[illegible]
Und sähe, welch Geschlecht [illegible]
Weß Glaubens sie und [illegible]
Wie sie das Haus sich [illegible]
Die Flüsse münden [illegible]
Dem Schiff sie g[illegible]
Den Blumenflo[illegible]
Der Männer [illegible]
Und Putz [illegible] Spiel.
Ernähre [illegible] Gewächse
Doch [illegible] des Meeres Kreatur.
Und [illegible] Gebüsch von Algen, dort Korallen
[illegible] bunten Formen und an Farben reich,
Im weiten Tanggeschling ein Heer Medusen,
Polypen, Quallen; Nautilusse treiben,
Seestern und Nereiden. Auf Perlensand
Ging unser Weg inmitten prächt'ger Muscheln
Und unser Blick stahl sich in weite Höhlen
Voll tiefen Blau's und ewig unerforscht.
In langen Schaaren zogen Seebewohner
An uns vorbei in rascher scheuer Flucht:
Delphinenhorden und der Wallfischriese
Aus mächt'gen Nüstern Wasserström' ergießend,
Der gier'ge Hai, der seine Beute jagt.
In Todesangst sah ich die Schrecklichen
Doch keiner war, der uns was Leides that.
Besorgt darauf die Mutter: Liebes Kind,
Dich hat ein Traum, ein wüster Traum getäuscht.
Doch Sella sprach: Nein Mutter, nein!
Sieh' diesen Schleier hier von blassem Grün,
Ein solch' Gewebe macht nicht Menschenhand.
Die mir den Weg gezeigt durch Strom und Meer
Sie gab ihn mir zum Zeugen des Erlebten;

Die Schuhe aber, sprach sie, wahre wohl
Denn angethan damit bist unsersgleichen
Du stets und kannst im Meere schweifen
Und wandeln furchtlos zwischen Ungeheuern
d Deine Brust bedarf der Lüfte nicht,
warm und roth das Blut den Leib durchkreist.
agst der Meerfrau'n Tänze theilen und
runds tiefste Nacht erforschen, wo
blei je ist eingedrungen. Darfst
Seegrasbett ermüdet schlafen,
h mit deinen Locken spielt,
auf sanften Wellen schaukeln
d zu Land, von See zu See.
und die Stimme glich
ern einer Silberwelle
enschein. Und darauf führt es mich
Zu einem Fels an dessen Fuß die Bucht
Voll weißen Sands. Da fanden wir beim Mahl
Drei Nymphen schön wie jene, und vor ihnen
Die saftgen Stengel und die süßen Blätter
Vom Meeresgrund geliefert, und die goldnen Früchte
Von Inselbäumen in die Fluth geschleudert.
Sie luden freundlich ein zu ihrem Schmaus
Und ich genoß dieweil ich hungrig war
Und neu gestärkt verließen wir den Ort.
Und wieder tauchten wir hinab zum Grund'.
Zu Wäldern von Korallen größer noch
Als selbst die höchsten Zedern dieser Erde.
Von schwarzen Felsen sahn wir uns umstarrt,
Die ehedem, von wilder Gluth durchwühlt,
Die Feuerströme in die salz'ge Fluth
Ergossen, wo sie zischend untergiengen.
Jetzt stehn sie ausgebrannt und regungslos
Die kalte Brandung tost um ihre Stirn.
Und weiter schreitend kamen wir vorbei
An Katakomben, wo seit Ewigkeiten
Die nimmer stille Fluth die Reste sammelt:
Skelett vom Hai und Delphin, Narwalzähne,
Gebein der Armen, die der Sturm getödtet,
Zerschellter Schiffe mächt'ge Mast und Rippen;

Und als wir schwebten über blauen Tiefen
Sah'n wir die Quellen von dem Grunde hoch
Die Strahlen sendend in die dunkle Fluth
Und diese weit erzittern durch den Stoß;
Und also durch die Wasserwüste ging's
Bis ich der Wunder satt zuletzt geworden
Und die Gefährtin hat mich zu entlassen.
Du hast geöffnet mir ein Wunderreich,
So sprach ich, doch betäubt durchforsch ich es.
Was ich erblickt' nimmt mir den Sinn gefangen,
Jetzt sehn' ich mich hinweg zu meinen Lieben,
Sonst fürcht ich fast zu sterben. Alsogleich
Erfaßt sie meine Hand und wie ein Pfeil
Durchschnitten wir die Wasser bis zur Mündung
Des Strom's, von dem wir ausgegangen waren.
Wir strebten langsam aufwärts, kämpfend schwer
Mit starker Strömung, schäumenden Cascaden.
So kam die Nacht. Im klaren stillen Grund
Umringt von Felsen schlief ich bis zum Morgen,
Und träumte mich zu Euch. Als ich erwachte,
Wie lieblich war der Anblick! Rings umher
Auf grünen Auen muntre Heerden weidend,
Die Wolkenschaar vom Sonnenglanz bestrahlt,
Balsam'sche Lüfte durch die Zweige säuselnd;
All dieses sah ich von der Tiefe klar
Und zwischen Erd und Wasser seltsamlich
Getheilt war mir das Herz; ja im Verfolg
Der Reise sann der Wunder oft ich nach
Die ich geseh'n und hemmte meinen Schritt;
Doch dacht ich Dein, so ging es mir aus Herz
Und vorwärts drängt' ich bis zu unsrem Bach
Und bis zum nahen Ufer. Hier nahm Abschied
Die treue Leiterin mit Gruß und Kuß,
Ich zog die Schuhe aus, sie war verschwunden.
O, welche Wollust, Erdenluft zu trinken!
Wie fühlt ich freudig mir das warme Blut
Zum Herzen wogen. Dein bin ich erneut
Und nimmer will fortan ich Dich verlassen,
So sprach die Maid mit Thränerfülltem Blick
Und that die Schuhe auf den alten Platz.

Drauf kam der Herbst und ging. Der Winter
Verlief wie immer und der Sommer auch
Und wieder färbten herbstlich sich die Blätter;
Da starb die Mutter und sie legten sie
Ins kühle Bett. Die stille Trauer
Umhüllte lang das Haus in Einsamkeit.
Der strenge Vater weinte mit den Kindern
Und weich ward ihm das Herz. Das Brüderpaar
Und Sella mit der jüngern Schwester zart,
Sie streuten Blumen auf das frische Grab
Und pflanzten Epheu drauf und Immergrün.
Die Jahre flohen, und der tiefe Harm
Hat sich in stille Trauer umgewandelt;
Oftmals war Sella aus dem Haus verschwunden,
Die Schuhe mit. Man fand ihr Lager leer
Und ahnete, daß sie mit jenen war,
Die in den Wassern wohnen. Oft erfand
Man sie mit stierem Blick und ihre Reden
Bewiesen, daß auf andrer Bahn ihr Geist.
Umsonst erklang der Brüder milde Warnung:
O lasse so die Deinen nicht, o Schwester!
O tausche nicht die Mutter, die im Grab,
Mit den Genossen in dem kalten Naß,
Die weder Dir noch uns verbunden sind.
Sei Du und bleib die Zierde unsres Hauses!
Auf solche Bitten gab sie keine Antwort,
Sie weinte still nur und ihr Blick
Bat um Vergebung; aber noch wie vor
Blieb sie bei dem geheimnißvollen Wandern
Und nahm die Sorge von den Ihren nicht.
Inzwischen war zur wunderholden Jungfrau
Die Schwester aufgeblüht und um sie warb
Ein braver Jüngling und sie liebte ihn.
Die Hochzeit kam heran. Dem schönen Fest
Gab allbereits die Heerde ihre Spende,
Der Garten und der stille Hag nicht minder,
Sie reichten Kränz und Blumen dar zur Zier
Des Hauses wie der Mädchen, die die Braut
Zu Führerinnen auserwählt und Früchte
In reicher Auswahl bot der volle Korb.

Es kamen aus den Thälern, von den Hügeln
In Schaaren an die Frauen und zarte Mädchen,
Die ernsten Männer und der lust'ge Bursch,
Wie Schwalben die zum Herbstesflug sich sammeln.
Einfach wie ihre Zeit war ihr Gewand,
Den Gliedern bot es Raum und zeigte
Des Körpers Ebenmaß — doch bunt von Farben
Wie es zum Fest sich schickt. Der Priester stand
Bereit zum heil'gen Werk, die Sänger hier
Die Harfner dort im Chor zum Lobgesange fertig;
Und unter allen himmlisch anzusehn
War Sella mit den klaren blauen Augen,
Den braunen Locken, lilienweißen Wangen;
Ein hehres Wesen, wie's der Künstler schafft
Wenn er die ew'ge Jugend bilden will.
Sie hatte sanft der Braut den Myrthenkranz
Ums Haupt gelegt und einen Schleier zart
Wie das Geweb der Spinne. Sie erschien
Wie eine Nixe selbst, dem Strom entstiegen,
Das Erdenkind zu schmücken, dessen Wiege
An ihrem Reiche stand. Sie lächelt mild;
Doch ach, dies Lächeln wird zu bald vergehn,
Denn diesen Morgen hat der ältre Bruder,
Der auf dem Hügel stand, die Maid gesehn,
Wie sie der Fluth entstieg, in ihrer Hand
Drei Wasserlilien, dann die Haare trocknet
Und die Schuhe birgt in einer Felsenspalte,
Von Zweigen leicht bedeckt, wie sie darauf
Die Lockenfülle mit den Blumen ziert
Und überwerfend ein Gewand, der Schwester
Bestimmt, mit leichtem Schritt zur Hütte eilt.
Das sah der Jüngling, merkte sich den Fleck
Und folgte ihr von fern. Vorüber war
Die Trauung — hold erröthet war die Braut
Wie wenn Aurora halb den Himmel malt
Mit Purpurglanz: Nun klingen die Akkorde
Ein Heer von Tönen wogt — man eilt zum Tanz.
Dazwischen steht die königliche Sella
Mit stiller Größe wie das ruh'ge Meer
Im Sonnenlicht. Der Jüngern Beispiel folgte

Die ält're Schaar, im Anfang zaghaft,
Doch kaum erfaßt von lust'ger Weisen Macht,
Verlangen sie die alten Tänze laut
Und dreh'n erhöht im Kreise sich wie sonst.
Ein heitres Jauchzen und ein froh Gelächter
Scholl durch die offnen Fenster; Wanderer,
Die's hörten, standen still und freuten sich
Der lust'gen Hochzeit. Liebespaare leis
Verloren sich im dichten Laubendach
Und ihr Geflüster mag errathen, wer
Die Liebe kennt. Inzwischen sah die Brüder
Man dem Tumult enteilen hin zur Stell'
Wo sie die Schuhe wußten, rasch sie nehmen
Zum Bache eilen, wo ein Wasserfall
Sich über Klippen stürzt und da hinein
Sie schleudern. Kaum berührten sie das Naß,
Da sprangen auf die Wellen, den Händen gleich,
Es schien als faßten gierig sie die Beute,
Die, funkelnd und die Kiesel tönend streifend,
Hinab die Strömung schoß. Das Brüderpaar,
Voll banger Sorge, schaute lange nach
Und kehrte schweigend in das Haus zurück.
Die Sonne ging zu Rüste. Musik scholl
Zwar durch die Räume noch, die Lust indessen
Starb ab, die Gäste brachen auf und fort
Zog Alles und die weißen Kleider glänzten
Auf Wiesenpfad und Hügel. Sella jetzt
War satt des Taumels, ihre Seele flog
Dem Meere zu in's schöne Zauberreich
Und unbemerkt enteilte sie der Hütte
Zur Felsenspalt' wo sie die Schuhe barg.
Fort waren sie, sie sucht am Bachesrand
Vergebens, keine Spur! Ein tiefer Schmerz
Erfaßte sie, bestürzt und jammernd sucht
Am Fels sie wieder und ringsum im Gras,
Im Buschwerk biegend nieder jeden Zweig
Mit zitternden und ungewissen Händen.
Wer nahm sie fort? Sie sann der Frage nach
Und plötzlich kam es ihr, daß bei dem Tanz
Da er am Eifrigsten, die Brüder fehlten

Und daß, als wieder sie erschienen drauf,
Der Aelt'ren, jubelnd überlaut, dem Reigen
Sich anschließt, und vor ihrem starren Blick
Der Jüngere das Aug zu Boden schlägt.
Jetzt kenn ich die Schuldigen, so seufzt sie leis,
Und ging zurück und trat in Seelenangst
Und vorwurfsvoll die Brüder an, daß diese
Vor Scheu erblassen, wünschend ungethan
Die rasche That. Verzeih' uns Schwester
Da uns're Absicht gut; nicht länger mögen wir's,
Daß jene kalte Wasserwelt und ihre
Seltsamen Wesen Dich uns ganz entfremden.
Nun hatten sie kein Hehl, wie sie geseh'n
Der Schuhe Platz und wie sie sie entwendet
Und in den Bach versenkten, der mit grimmer Lust
Sie faßt und niederzog zum Grund. Da rang
Ein Schrei sich aus des Mädchens Brust,
Ein Schrei des Jammers und der Todesqual,
Daß wer ihn hörte bleich ward und erbebt'.
Sie sind dahin, rief sie, dahin für immer!
Grausame Brüder! Ausgeschlossen bin
Für ewig ich von jener heitren Welt
Die ich so heiß geliebt. Warum habt ihr
Mich nicht getödtet? O, ihr wisset nicht
Was ihr gethan. Dies sprechend wankte sie
In ihr Gemach und später Gäste Rest,
Die es gehört, verloren schweigend sich.
Die Brüder folgten traurig ihr zur Kammer
Und in der Thüre stehend, marmorkalt
Sprach sie mit dumpfem Ton: Groß ist das Leid,
Das Ihr mir angethan und nicht in Eurer Macht
Steht es zu mindern das Vergeh'n, noch meinen Gram
Zu lindern. Tragen muß ich's, wie ich kann,
In seliger Erinnerung der Stunden,
Die ich verlebt im stillen Wasserreich.
Verlaßt mich nun — ich will nichts mehr von Euch!
Und Jene wandten scheu den Tritt, und ließen
Die Schwerbeleidigte allein. Da brach
In bittre Thränen diese aus, wie wenn
Die dunkle Wolke, die am Berge hängt,

Urplötzlich öffnet ihre Wasserschleußen.
Die lange Nacht durchmaß ihr Schritt die Kammer
Und dumpf entrann die Klage sich der Brust:
O friedlich Reich, o wunderbares Meer!
Ihr blauen Grotten wo ich glücklich war
Mein Sehnen steht zu euch, vor meinem Auge
Prangt eure Herrlichkeit und nimmer darf
Ich zu euch eilen und — Gespielen ihr!
Die ich so lieb gewonnen, mit denen ich
Auf Wellen schaukelte, im tiefem Schacht
Die Perlenmuschel fand, die ihr so wundermild
Mit sanftem Auge schaut und Schmeichelworte
Wie Quellenmurmeln in das Ohr mir flüstert:
Nicht wieder blick ich euch ins treue Aug,
Vergebens lausch ich eurer Stimme Klang;
Auch ihr vermißt mich und mit Trauer klagt
Ihr wohl um mich, die ich verbannet bin
Auf diese Oberwelt, wo schrille Töne
Und blendend Licht uns quälen, wo der Frost
Uns tödtet wie die Hitze, wo der Mensch
Den Bruder fällt in wilder Leidenschaft.
So klagte sie die Nacht durch und die Sonne
Die dann im Osten aufstieg warf den Strahl
Auf eine Welt die ihr so wüst und leer
Erschien als ehdem lieblich. Sie wandelte
Am Bachesufer der so oft der Pfad
Ihr war zu der geliebten See und noch
Sein fröhlich Murmeln lud sie wieder ein.
„Ja nicht umsonst bist freudig du erregt
Glückselger Strom und klingst und tanzest frisch;
Du eilst zum blauen Meer, das nimmer ich
Betreten kann.“ So schwand der Tag, die Nacht
Fand kniend sie im stillen Kämmerlein
Und betend unter heißem Thränenguß
Zu ihm der heilet das zerrißne Herz.
Und wie sie betete kam neues Regen
Ihr in die Brust, Geduld im Leid gelobt'
Sie sich und inniger den Ihren anzuhängen
Als je, auf daß durch solche Liebesgab
Ihr eigner Kummer milder sich gestalte.

Und zu dem Ufer des verstecten See's
Zog oft der Streif vom wohlgeführten Boot.
Zwei Brüder hatte sie und sinnend zu sich selbst
Sprach oft sie also: Wär ich doch wie sie,
Dann machte ich mich auf und zög hinab
Auf großen Strömen zu dem fernen Meer;
Und mit den Bächen aufwärts durch das Land
Ging wandernd ich durch Thäler und durch Au'n
Und sähe, welch Geschlecht ihr Wasser trinkt,
Weß Glaubens sie und welches ihr Gesetz,
Wie sie das Haus sich bau'n und, da wo in die See
Die Flüsse münden, welche Form
Dem Schiff sie geben; in den Gärten dann
Den Blumenflor und welches Obst da reift;
Der Männer Feierkleid, der Frauen Tracht
Und Putz und Haar. Die heimathlichen Hügel
Ernähren uns mit fetter Weid die Herde,
Doch in der Ebne, hör ich, sä't man Korn
Und pflegt die Pflanze, bis das saftge Grün
Zu lautrem Gold geworden, schneidet's dann
Und erntet's ein und giebt den Völkern Brot.
Man bricht vom Fels den Block und formt
Daraus erhabne Tempel, aus dem Stein
Entspringt durch Künstlerhand ein Götterbild.
Wär ich kein Weib dies Alles könnt ich seh'n,
Ich hätt' geseh'n, was meine Seel ersehnt!
So sprach die Maid auf ihren Gängen oft,
Bis eines Morgens, da auf Flur und Feld,
Der Reif noch blendend lag, sie athemlos
Zur Mutter eilte, rufend schon von fern:
Sieh' Mutter, meinen Fund! Am Rand des Bachs,
Noch weißer als der Schnee, zwei Schuhe sah ich,
Mit Punkten licht wie Sterne übersät
Und oben steht in Silberschrift mein Name,
Der Name Sella, den dein Mütterlein,
Die längst im Himmel, in der Tauf mir gab.
Und sieh nur wie zum Fuß sie steh'n. Fürwahr,
Die Mutter sprach, hübsch sind die Schuhe, doch
Sie sind nicht Dein. Wir müssen wohl
Sie liegen lassen, bis der sie verlor

Sie sachen kommt; mag sein, daß man sie nur
Als Fallstrick hingelegt. Auch finde ich
Den Namen nicht — es sind geheime Züge
Von wundersamer Art, mir unbekannt;
Nein Tochter, trag sie nicht! Gehorsam hing
Die Schuhe Sella in der Halle auf
Und wer vorüber ging bewundernd sprach
Vom schönen Stoff und von der feinen Arbeit,
Doch keiner wußt woher und wie sie kamen.
Es naht der Lenz mit Blüthen und mit Sang
Und nach ihm goß der Sommer seine Gluth
Auf Strom und See. Da eines Mittags,
Vermißt man Sella bei dem Mahl, vergebens
Ward sie gesucht an ihren Lieblingsplätzen,
Am Felsenhang, den Bach so ab und auf;
Ihr Name scholl umsonst im dunklen Wald.
Die Nacht erschien und unter Fackelschein
Durchforschten sie die weite Flur, das Dickicht,
Den Sumpf, den Teich, das Thal mit seinen Schluchten
Vergebens bis zum nächsten Morgengraun.
Die Sonne hob sich höher, rastlos ward
Das Suchen fortgesetzt, verzehrend lag
Die Mittagsgluth auf den verwaisten Auen
Und: Sella! riefs verzweifelnd über's Feld,
Darob der Adler schwebte in den Lüften.
Zuletzt entbrannt' das Abendroth im Westen,
Die Mutter saß in Gram versenkt im Haus,
Da trat herein das viel vermißte Kind.
Ein Freudenschrei durchbrach die Stille
Drauf frohes Weinen und manch Liebeswort.
Vergib mir, sprach die Maid, daß ungehorsam ich
Brach dein Gebot. Ich that die Schuhe an
Und war beglückt im Anschaun dieser Zier
Da fühlt ich plötzlich, daß beschwingt mein Fuß
Und fort trug's mich gleich wie auf Sturmes Flügeln.
Mich faßt geheime Lust gemischt mit bangem Zagen
Und eh' ich's recht gewahr, tauch nieder ich
In unseres Baches klaren Spiegel und im raschen Zug
Folg ich der Fluth. Zu mir gesellt ein Wesen
Sich, wie nie schöner es der Traum gebar

Und sprach zu mir mit süßem Ton und Scherzen.
So schwammen wir zusammen durch die Tiefen,
An Blumeninseln glitten wir vorbei,
Im Wirbeltanz umkreisten wir den Fels
Und hüpften fröhlich hin von Klipp zu Klippe;
Bis breiter immer breiter ward der Strom
Und Stadt auf Stadt an seinen Ufern aufstieg.
Vorbei an prächt'gen Gärten zogen wir
Und unterm Kiel gewaltger Schiffe fort,
Bis daß zuletzt das weite Meer sich öffnet
Und endlos seine Wogen um uns wälzt
Im grünen Zauberlicht. Auf seinem Grunde
Erschiens wie dunkle Wälder, in den Thälern
Lag Flur an Flur in bunter Farbenpracht.
Es ragten mächt'ge Stämme aus dem Boden,
Und schwankten hin und her der Wellen Spiel.
In dichten Massen seltsamer Gewächse
Verbarg sich uns des Meeres Kreatur.
Hier ein Gebüsch von Algen, dort Korallen
In bunten Formen und an Farben reich,
Im weiten Tanggeschling ein Heer Medusen,
Polypen, Quallen; Nautilusse treiben,
Seestern und Nereiden. Auf Perlensand
Ging unser Weg inmitten prächt'ger Muscheln
Und unser Blick stahl sich in weite Höhlen
Voll tiefen Blau's und ewig unerforscht.
In langen Schaaren zogen Seebewohner
An uns vorbei in rascher scheuer Flucht:
Delphinenhorden und der Wallfischriese
Aus mächt'gen Nüstern Wasserström' ergießend,
Der gier'ge Hai, der seine Beute jagt.
In Todesangst sah ich die Schrecklichen
Doch keiner war, der uns was Leides that.
Besorgt darauf die Mutter: Liebes Kind,
Dich hat ein Traum, ein wüster Traum getäuscht.
Doch Sella sprach: Nein Mutter, nein!
Sieh' diesen Schleier hier von blassem Grün,
Ein solch' Gewebe macht nicht Menschenhand.
Die mir den Weg gezeigt durch Strom und Meer
Sie gab ihn mir zum Zeugen des Erlebten;

Die Schuhe aber, sprach sie, wahre wohl
Denn angethan damit bist unsersgleichen
Du stets und kannst im Meere schweifen
Und wandeln furchtlos zwischen Ungeheuern
Und Deine Brust bedarf der Lüfte nicht,
Daß warm und roth das Blut den Leib durchkreist.
Du magst der Meerfrau'n Tänze theilen und
Des Abgrunds tiefste Nacht erforschen, wo
Kein Senkblei je ist eingedrungen. Darfst
Auf weichem Seegrasbett ermüdet schlafen,
Indeß die Fluth mit deinen Locken spielt,
Und je nach Lust auf sanften Wellen schaukeln
Und zieh'n von Land zu Land, von See zu See.
So sprach das Wesen und die Stimme glich
Dem sanften Plätschern einer Silberwelle
Im Sonnenschein. Und darauf führt es mich
Zu einem Fels an dessen Fuß die Bucht
Voll weißen Sands. Da fanden wir beim Mahl
Drei Nymphen schön wie jene, und vor ihnen
Die saftgen Stengel und die süßen Blätter
Vom Meeresgrund geliefert, und die goldnen Früchte
Von Inselbäumen in die Fluth geschleudert.
Sie luden freundlich ein zu ihrem Schmaus
Und ich genoß dieweil ich hungrig war
Und neu gestärkt verließen wir den Ort.
Und wieder tauchten wir hinab zum Grund'.
Zu Wäldern von Korallen größer noch
Als selbst die höchsten Zedern dieser Erde.
Von schwarzen Felsen sahn wir uns umstarrt,
Die ehedem, von wilder Gluth durchwühlt,
Die Feuerströme in die salz'ge Fluth
Ergossen, wo sie zischend untergiengen.
Jetzt stehn sie ausgebrannt und regungslos
Die kalte Brandung tost um ihre Stirn.
Und weiter schreitend kamen wir vorbei
An Katakomben, wo seit Ewigkeiten
Die nimmer stille Fluth die Reste sammelt:
Skelett vom Hai und Delphin, Narwalzähne,
Gebein der Armen, die der Sturm getödtet,
Zerschellter Schiffe mächt'ge Mast und Rippen;

Und als wir schwebten über blauen Tiefen
Sah'n wir die Quellen von dem Grunde hoch
Die Strahlen sendend in die dunkle Fluth
Und diese weit erzittern durch den Stoß;
Und also durch die Wasserwüste ging's
Bis ich der Wunder satt zuletzt geworden
Und die Gefährtin hat mich zu entlassen.
Du hast geöffnet mir ein Wunderreich,
So sprach ich, doch betäubt durchforsch ich es.
Was ich erblickt' nimmt mir den Sinn gefangen,
Jetzt sehn' ich mich hinweg zu meinen Lieben,
Sonst fürcht ich fast zu sterben. Alsogleich
Erfaßt sie meine Hand und wie ein Pfeil
Durchschnitten wir die Wasser bis zur Mündung
Des Strom's, von dem wir ausgegangen waren
Wir strebten langsam aufwärts, kämpfend schwer
Mit starker Strömung, schäumenden Cascaden.
So kam die Nacht. Im klaren stillen Grund
Umringt von Felsen schlief ich bis zum Morgen,
Und träumte mich zu Euch. Als ich erwachte,
Wie lieblich war der Anblick! Rings umher
Auf grünen Auen muntre Heerden weidend,
Die Wolkenschaar vom Sonnenglanz bestrahlt,
Balsam'sche Lüfte durch die Zweige säuselnd;
All dieses sah ich von der Tiefe klar
Und zwischen Erd und Wasser seltsamlich
Getheilt war mir das Herz; ja im Verfolg
Der Reise sann der Wunder oft ich nach
Die ich geseh'n und hemmte meinen Schritt;
Doch dacht ich Dein, so ging es mir ans Herz
Und vorwärts drängt' ich bis zu unsrem Bach
Und bis zum nahen Ufer. Hier nahm Abschied
Die treue Leiterin mit Gruß und Kuß,
Ich zog die Schuhe aus, sie war verschwunden.
O, welche Wollust, Erdenluft zu trinken!
Wie fühlt ich freudig mir das warme Blut
Zum Herzen wogen. Dein bin ich erneut
Und nimmer will fortan ich Dich verlassen.
So sprach die Maid mit Thränerfülltem Blick
Und that die Schuhe auf den alten Platz.

Drauf kam der Herbst und ging. Der Winter
Verlief wie immer und der Sommer auch
Und wieder färbten herbstlich sich die Blätter,
Da starb die Mutter und sie legten sie
Ins kühle Bett. Die stille Trauer
Umhüllte lang das Haus in Einsamkeit.
Der strenge Vater weinte mit den Kindern
Und weich ward ihm das Herz. Das Brüderpaar
Und Sella mit der jüngern Schwester zart,
Sie streuten Blumen auf das frische Grab
Und pflanzten Epheu drauf und Immergrün.
Die Jahre flohen, und der tiefe Harm
Hat sich in stille Trauer umgewandelt.
Oftmals war Sella aus dem Haus verschwunden,
Die Schuhe mit. Man fand ihr Lager leer
Und ahnete, daß sie mit jenen war,
Die in den Wassern wohnen. Oft erfand
Man sie mit stierem Blick und ihre Reden
Bewiesen, daß auf andrer Bahn ihr Geist.
Umsonst erklang der Brüder milde Warnung:
O lasse so die Deinen nicht, o Schwester!
O tausche nicht die Mutter, die im Grab,
Mit den Genossen in dem kalten Naß,
Die weder Dir noch uns verbunden sind.
Sei Du und bleib die Zierde unsres Hauses!
Auf solche Bitten gab sie keine Antwort,
Sie weinte still nur und ihr Blick
Bat um Vergebung; aber noch wie vor
Blieb sie bei dem geheimnißvollen Wandern
Und nahm die Sorge von den Ihren nicht.
Inzwischen war zur wunderholden Jungfrau
Die Schwester aufgeblüht und um sie warb
Ein braver Jüngling und sie liebte ihn.
Die Hochzeit kam heran. Dem schönen Fest
Gab allbereits die Heerde ihre Spende,
Der Garten und der stille Hag nicht minder,
Sie reichten Kränz und Blumen dar zur Zier
Des Hauses wie der Mädchen, die die Braut
Zu Führerinnen auserwählt und Früchte
In reicher Auswahl bot der volle Korb.

Es kamen aus den Thälern, von den Hügeln
In Schaaren an die Frauen und zarte Mädchen,
Die ernsten Männer und der lust'ge Bursch,
Wie Schwalben die zum Herbstesflug sich sammeln.
Einfach wie ihre Zeit war ihr Gewand;
Den Gliedern bot es Raum und zeigte
Des Körpers Ebenmaaß — doch bunt von Farben
Wie es zum Fest sich schickt. Der Priester stand
Bereit zum heil'gen Werk, die Sänger hier
Die Harfner dort im Chor zum Lobgesange fertig;
Und unter allen himmlisch anzusehn
War Sella mit den klaren blauen Augen,
Den braunen Locken, liljenweißen Wangen;
Ein hehres Wesen, wie's der Künstler schafft
Wenn er die ew'ge Jugend bilden will.
Sie hatte sanft der Braut den Myrthenkranz
Ums Haupt gelegt und einen Schleier zart
Wie das Geweb der Spinne. Sie erschien
Wie eine Nixe selbst, dem Strom entstiegen,
Das Erdenkind zu schmücken, dessen Wiege
An ihrem Reiche stand. Sie lächelt mild;
Doch ach, dies Lächeln wird zu bald vergehn,
Denn diesen Morgen hat der ältre Bruder,
Der auf dem Hügel stand, die Maid gesehn,
Wie sie der Fluth entstieg, in ihrer Hand
Drei Wasserlilien, dann die Haare trocknet
Und die Schuhe birgt in einer Felsenspalte,
Von Zweigen leicht bedeckt, wie sie darauf
Die Lockenfülle mit den Blumen ziert
Und überwerfend ein Gewand, der Schwester
Bestimmt, mit leichtem Schritt zur Hütte eilt.
Das sah der Jüngling, merkte sich den Fleck
Und folgte ihr von fern. Vorüber war
Die Trauung — hold erröthet war die Braut
Wie wenn Aurora halb den Himmel malt
Mit Purpurglanz. Nun klingen die Accorde
Ein Heer von Tönen wogt — man eilt zum Tanz.
Dazwischen steht die königliche Sella
Mit stiller Größe wie das ruh'ge Meer
Im Sonnenlicht. Der Jüngern Beispiel folgte

Die ält're Schaar, im Anfang zaghaft,
Doch kaum erfaßt von lust'ger Weisen Macht,
Verlangen sie die alten Tänze laut
Und dreh'n ergötzt im Kreise sich wie sonst.
Ein heitres Jauchzen und ein froh Gelächter
Scholl durch die offnen Fenster; Wanderer,
Die's hörten, standen still und freuten sich
Der lust'gen Hochzeit. Liebespaare leis
Verloren sich im dichten Laubendach
Und ihr Geflüster mag errathen, wer
Die Liebe kennt. Inzwischen sah die Brüder
Man dem Tumult enteilen hin zur Stell'
Wo sie die Schuhe wußten, rasch sie nehmen
Zum Bache eilen, wo ein Wasserfall
Sich über Klippen stürzt und da hinein
Sie schleudern. Kaum berührten sie das Naß,
Da sprangen auf die Wellen, den Händen gleich,
Es schien als faßten gierig sie die Beute,
Die, funkelnd und die Kiesel tönend streifend,
Hinab die Strömung schoß. Das Brüderpaar,
Voll banger Sorge, schaute lange nach
Und kehrte schweigend in das Haus zurück.
Die Sonne ging zu Rüste. Musik scholl
Zwar durch die Räume noch, die Lust indessen
Starb ab, die Gäste brachen auf und fort
Zog Alles und die weißen Kleider glänzten
Auf Wiesenpfad und Hügel. Sella jetzt
War satt des Taumels, ihre Seele flog
Dem Meere zu in's schöne Zauberreich
Und unbemerkt enteilte sie der Hütte
Zur Felsenspalt' wo sie die Schuhe barg.
Fort waren sie, sie sucht am Bachesrand
Vergebens, keine Spur! Ein tiefer Schmerz
Erfaßte sie, bestürzt und jammernd sucht
Am Fels sie wieder und ringsum im Gras,
Im Buschwerk biegend nieder jeden Zweig
Mit zitternden und ungewissen Händen.
Wer nahm sie fort? Sie sann der Frage nach
Und plötzlich kam es ihr, daß bei dem Tanz
Da er am Eifrigsten, die Brüder fehlten

Und daß, als wieder sie erschienen drauf,
Der Aelt're, jubelnd überlaut, dem Reigen
Sich anschließt, und vor ihrem starren Blick
Der Jüngere das Aug zu Boden schlägt.
Jetzt kenne ich die Schuldigen, so seufzt sie leis,
Und ging zurück und trat in Seelenangst
Und vorwurfsvoll die Brüder an, daß diese
Vor Scheu erblassen, wähnend ungethan
Die rasche That. Verzeih' uns Schwester
Da uns're Absicht gut; nicht länger trugen wir's,
Daß jene kalte Wasserwelt und ihre
Seltsamen Wesen Dich uns ganz entfremden.
Nun hatten sie kein Hehl, wie sie gespäh'n
Der Schuhe Platz und wie sie sie entwendet
Und in den Bach versenkten, der mit grimmer Lust
Sie faßt und niederzog zum Grund. Da rang
Ein Schrei sich aus des Mädchens Brust,
Ein Schrei des Jammers und der Todesqual,
Daß wer ihn hörte bleich ward und erbebt'.
Sie sind dahin, rief sie, dahin für immer!
Grausame Brüder! Ausgeschlossen bin
Für ewig ich von jener heitren Welt
Die ich so heiß geliebt. Warum habt ihr
Mich nicht getödtet? O, ihr wisset nicht
Was ihr gethan. Dies sprechend wankte sie
In ihr Gemach und später Gäste Rest,
Die es gehört, verloren schweigend sich.
Die Brüder folgten traurig ihr zur Kammer
Und in der Thüre stehend, marmorkalt
Sprach sie mit dumpfem Ton: Groß ist das Leid,
Das Ihr mir angethan und nicht in Eurer Macht
Steht es zu mindern das Vergeh'n, noch meinen Gram
Zu lindern. Tragen muß ich's, wie ich kann,
In seliger Erinnerung der Stunden,
Die ich verlebt im stillen Wasserreich.
Verlaßt mich nun — ich will nichts mehr von Euch!
Und Jene wandten scheu den Tritt, und ließen
Die Schwerbeleidigte allein. Da brach
In bittre Thränen diese aus, wie wenn
Die dunkle Wolke, die am Berge hängt,

Urplötzlich öffnet ihre Wasserschleußen.
Die lange Nacht durchmaß ihr Schritt die Kammer
Und dumpf entrann die Klage sich der Brust:
O friedlich Reich, o wunderbares Meer!
Ihr blauen Grotten wo ich glücklich war
Mein Sehnen steht zu euch, vor meinem Auge
Prangt eure Herrlichkeit und nimmer darf
Ich zu euch eilen und — Gespielen ihr!
Die ich so lieb gewonnen, mit denen ich
Auf Wellen schaukelte, im tiefem Schacht
Die Perlenmuschel fand, die ihr so wundermild
Mit sanftem Auge schaut und Schmeichelworte
Wie Quellenmurmeln in das Ohr mir flüstert:
Nicht wieder blick ich euch ins treue Aug,
Vergebens lausch ich eurer Stimme Klang;
Auch ihr vermißt mich und mit Trauer klagt
Ihr wohl um mich, die ich verbannet bin
Auf diese Oberwelt, wo schrille Töne
Und blendend Licht uns quälen, wo der Frost
Uns tödtet wie die Hitze, wo der Mensch
Den Bruder fällt in wilder Leidenschaft.
So klagte sie die Nacht durch und die Sonne
Die dann im Osten aufstieg warf den Strahl
Auf eine Welt die ihr so wüst und leer
Erschien als ehdem lieblich. Sie wandelte
Am Bachesufer der so oft der Pfad
Ihr war zu der geliebten See und noch
Sein fröhlich Murmeln lud sie wieder ein.
„Ja nicht umsonst bist freudig du erregt
Glückselger Strom und klingst und tanzest frisch;
Du eilst zum blauen Meer, das nimmer ich
Betreten kann.“ So schwand der Tag, die Nacht
Fand knieend sie im stillen Kämmerlein
Und betend unter heißem Thränenguß
Zu ihm der heilet das zerrissne Herz.
Und wie sie betete kam neues Regen
Ihr in die Brust, Geduld im Leid gelobt'
Sie sich und inniger den Ihren anzuhängen
Als je, auf daß durch solche Liebesgab
Ihr eigner Kummer milder sich gestalte.

Und dieser Vorsatz nahm von ihrer Seele
Den harten Druck der sie beschwerte, fort,
Getröstet suchte sie ihr Lager und zufrieden
Fand sie das Heil des Schlafs, am Morgen
Erwachte sie zu einem neuen Leben.
Von nun an war sie still bemüht das Gute
Zu thun an allen Orten und die Menschen
Bewunderten die weisen Lehren, die
Sie gab und folgten ihnen und erfuhren
Wie Liebe des Gesetzes ist Erfüllung.
Gleichwie in Jugendtagen pflegte sie
Auch ferner noch an Bächen und an Quellen
Mit Lust zu weilen und sie lehrte bald
Wie man die Erde bohrt und klare Wasseradern
Im Grunde sucht und findet und zum Licht
Emporhebt und aus weiter Ferne hieß
Die Menschen sie auf hochgewölbten Bögen
Die Flüsse leiten zu der trocknen Stadt,
Des Springbrunn's reichen Strahl nach oben senden
Und Kühlung bringen der erglühten Luft.
Auch zeigte sie dem Volk wie man den Strom
Durch Dämme zähmet und ihn kühnlich zwingt
In's Rad zu fassen, das die Mühle treibt
Und den gewicht'gen Eisenhammer hebt;
Der Wolke Segen, der den Boden feuchtet,
Hieß sie in Gruben sammeln, daß im Fall
Der Dürre man das Naß in Rinnen leite
Und so die Fluren frische, bis auf's Neu
Der Regen fällt. In solchem Streben ging
Ihr Sein dahin, ein langes, reiches Leben
Blieb ihr beschert und nah und ferne war
Ihr Name hochgeehrt bei Jedermann.
Ihr edles Wesen blieb ihr bis in's Alter:
Noch immer strahlte aus dem klaren Aug
Ihr Blick so sanft und gut wie ehedem
Als sie noch saß am spiegelreinen Bach,
Und glatt und ohne Furchen blieben ihr
Die schönen Züge trotz der Loden Weiß.
Die Sage geht, daß hundertmal im See
Die Wasserrose ihren Kelch geöffnet

Seit sie das Licht erblickt, bis daß sie starb.
Und hundert Städte trauerten um sie
Und alles Land umher. Am Bache, der
Der Hütte Fuß bespült, die sie geboren,
Erhob man ihr ein Monument und bald
Umfloß den Marmorbau die Fluth und schuf
Ein Inselland mit Blumen reich besät
Und Lilien, Anemon, Vergißmeinnicht
Sie drängen dicht sich an den Stein, der stolz,
Der Nachwelt kündend ihr Gedächtniß laut,
Den Namen Sella trägt für alle Zeit.

# Aus Hannover.

## Briefe an seinen Freund Hoffmeckel.

Von

**J. H. Müller.**

---

Du hast Dich, mein lieber Freund, so angelegentlich nach meinem Thun nnd Treiben erkundigt, wie ich hier ohne Dich und den literarischen Verein, ohne das gute Nürnberger Bier und den Kaffee mit „a Wasser“ in Müllers Garten fertig werde, und auf der andern Seite bist Du, was Land und Leute betrifft, so entsetzlich neugierig, daß es wohl das Beste ist, ich mache mit Dir eine kleine Reise und zwar in Gegenden, wie sie Dir gewiß noch nicht vorgekommen sind. Du sollst einen interessanten Theil Hannovers kennen lernen und dabei zugleich erfahren, was ich, wenigstens in dem verflossenen Sommer, getrieben habe. Ja Du wirst die Augen aufmachen! Du hast freilich schon viel gesehen, Du hast dem Pabste den Pantoffel geküßt, den Königen Schwedens und Dänemarks in ihren eigenen Hauptstädten die Faust gezeigt, den blondlockigen Kindern der guten Viktoria die Köpfchen getätschelt und in Irland Brandy und Water gekneipt, Du bist in den Schweizer Bergen herumgeklettert und hast Dich überzeugt, daß Du für Deine drei Kreuzer auf dem Schmausenbuck wirklichen Schweizer Käse bekommst, Du hast dem Kaiser von Oesterreich in Wien einen freundschaftlichen Besuch gemacht und ihm Deine eigenen Finanzen als Muster vorgestellt, Du hast auch die Galeerensträflinge in Toulon besucht, um zu sehen, wie man ohne alle Finanzen auf öffentliche

Kosten lebt — kurz, wo bist Du nicht schon gewesen, welchem Lande, welchem Volke, welchem berühmten Manne des Auslandes hast Du nicht bereits das merkwürdige Exemplar eines Nürnberger Professors und eines würdigen Präsidenten unseres literarischen Vereines vorgeführt! Ja ich erlebe es noch, daß Du nach China pilgerst, bloß um zu sehen, ob denn wirklich der chinesische Zopf länger als der deutsche ist, und daß Du die Botocuden Brasiliens heimsuchst, um sie zu belehren, daß Peterle und Schweinklöße besser als Menschenfleisch schmecken. Das hast Du alles gesehen und das wirst Du alles sehen, aber was ich Dir nebenbei zeigen will, ist auch nicht ganz uninteressant. Du bist freilich schon durch eine Gegend gekommen, die mit dem Ziele unserer kleinen Reise viele Aehnlichkeit hat — durch das Lüneburgische, durch die berühmte oder berüchtigte Haide, wo nach dem bekannten Ausspruche des französischen Reisebeschreibers ein Völkchen, genannt Haidschnucken, lebt; aber du lieber Gott, was hast Du aus Deinem Coupé dritter Klasse, wo Du natürlicher Weise noch dazu in der Mitte gesessen bist, bei Deiner Kurzsichtigkeit viel bemerken können. Ich zweifle allerdings nicht daran, daß Du trotzdem in Deinem damaligen Reiseberichte unserem literarischen Vereine auch über diese schöne Gegend viel Neues und Interessantes erzählen wirst, und Du brauchst auch nicht zu fürchten, daß man die Treue Deiner Schilderungen bezweifelt; denn wer von unseren guten Nürnbergern hat sich in der übel berufenen Landschaft einmal umgesehen, wer ist überhaupt außer Dir einmal dagewesen? Fürchte nicht, daß ich das Amt des Censors übernehmen will, obschon ich dazu im Stande bin, da ich den fraglichen Theil meines gesegneten Vaterlandes nach allen Richtungen durchstreift und somit sehr genau kennen gelernt habe; ich gebe Dir die Lüneburger Haide für dies Mal als Dein vollständiges Dominium, schildere sie, wie Du willst, denn mein Reiseziel ist jetzt ein anderes. Nur ein paar beiläufige Bemerkungen erlaube mir noch. Ein am Verstande kranker Prediger behauptete einst, daß das Paradies in der Lüneburger Haide gewesen sei, und schuf daher den Ort Sethendorf in Seths=Dorf (Seth, sein

Dorf) um; es muß nun freilich lange her sein, daß die Lünebur-ger Haide aufgehört hat das Paradies zu sein, indessen scheint es mir doch gar nicht so unmöglich, daß sie vor weiß Gott wie vielen Erd- und Menschenrevolutionen, über die sich die Naturforscher die Köpfe zerbrechen mögen, wirklich das Paradies gewesen ist. Jeden-falls liegt der bedauerliche Vorfall, wodurch von dem vielen Gethier nur die Haidschnucke, von dem reichen Blumenflor nur das küm-merliche Haidekraut übrig blieb und die schlanken Palmenwälder in zwerghafte Kiefern und struppige Birken sich verwandelten, vor aller Geschichte. Als ich die Lüneburger Haide durchstrich, war es auch nicht meine Absicht, den Spuren des verlorenen Paradieses nachzu-gehen, sondern mein Zweck bezog sich auf Dinge einer Zeit, die wenigstens nach der Sündfluth fällt. Herr Kammerherr C. v. Estorff, der Euch Nürnbergern wohl bekannt sein wird, hat im Jahre 1845 ein Werk herausgegeben, worin er auf einem Terrain der Lünebur-ger Haide von etwa 30 Geviertmeilen 290 altgermanische Stein-monumente, 350 Gruppen von Erddenkmälern, 135 einzelne Erd-denkmäler, 45 Schanzen — kurz im Ganzen gegen 7000 heid-nische Monumente und in alterthümlicher Hinsicht merkwürdige Orte nachweist. Einen freilich verhältnißmäßig kleinen Theil dieser Mo-numente hatte unsere Regierung in dem dankenswerthen Bestreben, dieselben vor der Zerstörung zu sichern, früher angekauft, und ich hatte den Auftrag erhalten, diese angekauften Denkmäler zu besich-tigen und mich zugleich auch nach den übrigen umzusehen. Wollte Gott, die Lüneburger Haide wäre zum Besten der Alterthumskunde in ihrem ursprünglichen Zustande geblieben! Ich sage Dir, es wird nicht so gar sehr lange dauern und die Lüneburger Haide wird in das Gebiet der Mythe gehören. Die Eisenbahnen, die verbesserten Verkehrswege, die anwachsende Menschenmenge, die für ihre Hände immer mehr Spielraum nöthig hat, der Aufschwung im Ackerbau und in der Viehzucht selbst schaffen Wunder: unter ihrem Einflusse verändert sich die Bodenphysiognomie zusehends zum Bessern und Gegenden, wie zum Beispiel auch bei Euch unterhalb Mögeldorf oder gar auf der andern Seite des Berges, wo man sich mitunter

zum schnelleren Fortkommen ein langbeiniges Dromedar herbeiwünschen möchte, werden in der Lüneburger Haide demnächst zu den wirklichen Sehenswürdigkeiten gehören. Schon jetzt sind die guten Einwohner der alten Stadt Lüneburg ungehalten darüber, daß die Haide gerade die *Lüneburger* heißt, und sie führen die Fremden gern auf den berühmten Kalkberg, worauf unten die grau gekleideten Kettensträflinge wühlen und wo man rings herum die üppigsten Gärten und Felder, die erst in weiter Ferne durch den Elbstrom mit seinen weißbesegelten Schiffen begrenzt werden, im besten Gedeihen erblickt, und klagen Angesichts dieser überraschenden Cultur über die Ungerechtigkeit einer Benennung, die doch allein ihrer alten Stadt einen weltberühmten Namen verschafft hat. So sind aber die Menschen. Ich für meine Person hatte mich im Interesse der Alterthumskunde eben über diese mit immer längeren Armen um sich greifende *Cultur* zu beklagen. Die ältesten Quellen für unsere vaterländische Geschichte bestehen bekanntlich in jenen Denkmälern, die wir Hünengräber, Hünen-, Riesen- oder Bülzenbetten nennen, und in jenen zahlreichen Grabhügeln und Erddenkmälern mit ihrem Inhalte von Thongefäßen und Geräthen von Stein und Metall, von Knochen und Bernstein, Glas und einzelnen anderen Stoffen, welche insgesammt über eine Vergangenheit, in die unsere schriftlichen Quellen nicht zurückdringen, uns die alleinige Kunde gewähren. Die Sammlungen des historischen Vereins für Niedersachsen hier in Hannover, welche in dieser Richtung unter den ähnlichen Sammlungen Deutschlands mit den ersten Rang einnehmen, bieten an solchen Thongefäßen und Geräthen aus unserer Urzeit, besonders an Gegenständen aus Stein, Bronze und Eisen für die Anschauung unserer ältesten Culturperioden ein sehr schätzbares Material, das sich in den Waffen, Schmuckstücken, Hausgeräthen, in den Utensilien zur Jagd, zum Fischfang und Ackerbau über alle Lebensverhältnisse jener Zeit mit gleich belehrender Fülle erstreckt. Diese reichen Sammlungen des Vereins repräsentiren doch nur einen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil von dem staunenswerthen Reichthume, der an solchen Alterthümern *vordem* in unserm Lande

vorhanden gewesen sein muß. Die ergiebigste Quelle hiefür war bis jetzt nun eben die Landdrostei Lüneburg und zwar in jenen Gegenden, die sich der zunehmenden Cultivirung wegen des sterilen Bodens länger als andere entzogen. Da in der Bodenbeschaffenheit dieser Gegenden, wo weite Strecken noch heute des Anbaues entbehren, bestimmt kein Grund gegeben ist, warum sie in der Urzeit bevölkerter als die fruchtbareren Provinzen des hannoverschen Landes gewesen sein sollten, zumal unter den erhaltenen Geräthen auch solche vorhanden sind, die auf Ackerbau und sonstige Bodencultur hindeuten, so dürfen wir mit Recht annehmen, daß vordem die fruchtbareren Provinzen Hannovers mindestens einen eben so großen Reichthum an vorchristlichen Denkmälern besaßen, als die dürftigeren Haide- und Moorgegenden, und daß sie dort vor der rascheren Cultivirung des Bodens nur schneller als hier im Laufe der Jahrhunderte verschwunden sind. Hieraus dürfen wir mit dem Maßstabe des namentlich im Lüneburg'schen noch im Jahre 1845 Vorhandenen auf eine frühere großartige Masse derartiger Alterthümer im hannoverschen Lande überhaupt schließen, — dieses muß damit ganz übersäet gewesen sein. Nun will ich gern einräumen, daß wir für die südlichen Provinzen die Anzahl der Steindenkmäler vielleicht geringer als in den nördlichen annehmen müssen, weil diese gemeiniglich aus den großen erratischen Granitblöcken zusammengehäuft wurden, die seltener in den bergigen Theilen des Landes und mehr in der nördlichen weitgedehnten Ebene vorkommen; allein gerade diese Ebene bildet den allergrößten Theil des Landes, und somit dürfte der Ausfall an Steindenkmälern, zumal sie ohnedies den Erddenkmälern gegenüber die Minderzahl sind, bei der ungefähren Schätzung der früheren Masse aller Denkmäler nicht allzuhoch angeschlagen werden.

Wie rasch aber unter diesen Denkmälern aufgeräumt werden kann, davon liefern die letzten Jahre den Beweis; auch in jenen Gegenden, die bis jetzt die reichsten Vorrathskammern in dieser Beziehung gewesen sind, haben Gemeinheitstheilungen, Verkopplungen, Anlagen von neuen Straßen und Wegen, sowie besonders die nach-

frühe Ausdehnung der Bodenbenützung eine unglaubliche Menge von Steindenkmälern zerstört, das Material derselben zu Bau und Pflasterung verwendet, die Grabhügel nivellirt und somit in der neuesten Zeit der Wissenschaft einen unersetzlichen Verlust zum Besten materieller Bedürfnisse zugefügt. Von einer großen Zahl interessanter Denkmäler, die vor zwanzig, ja vor zehn Jahren noch im besten Zustande sich befanden, ist gegenwärtig sehr wenig, häufig gar nichts mehr vorhanden — von den sieben Tausenden von Denkmälern des Jahres 1845, die E. v. Estorff aufzählt, sind jetzt nicht mehr eben so viel Hunderte zu finden; ich selbst habe auf meinen Kreuz- und Querzügen nur etwa gegen Hundert gesehen, und auch hievon sind durch Ankauf von Seiten unserer Regierung nur gegen vierzig für die Zukunft dauernd zu sichern gewesen. —

Diese ganze Geschichte nun, indem die Lüneburger Haide immer mehr verschwindet, das dürre Haidekraut in Lupinen, Gerste und Waizen, die Haidschnucken in civilisirte Wiesträger, die kleinen genügsamen Bienen in plumpe Rinder, vor allem die heidnischen Steindenkmäler in schmutziges Straßenpflaster sich verwandeln und damit die Reaktion zum frühern paradiesischen Zustande im besten Gange ist, hat den Anlaß gegeben, den Schauplatz unserer archäologischen Entdeckungsreisen in eine andere Gegend Hannovers zu verlegen, wo in dieser Beziehung jetzt noch mehr zu machen ist, wo die Cultur noch nicht alle Welt beleckt hat und Menschen und Dinge, Land und Leute, Natur und Bildung in einer weit langsameren Entwicklung begriffen sind. Auf dieser Reise sollst Du mich begleiten. Fürchte indessen nicht, daß ich nach der Weise enragirter Alterthümler Dich zu tief in den Moder der Vergangenheit, in alle nur für den Fachmann interessante Kleinigkeiten versenken werde; wir wollen die Augen auch für die Natur, für die Leute und ihre Sitten offen halten und uns als gemüthliche Touristen auch um solche Dinge bekümmern, die sonst wohl weder mit Deiner Klasse noch mit meinem Welfen-Museum, wohl aber mit uns als Menschen zu thun haben.

Auf nach Muffrika! ist unsere Losung.

Wir lassen die ganze Strecke, die uns in Hannover von dem Ziele unserer Reise trennt, einstweilen ganz unberücksichtigt; wir fliegen rasch an den Zwischenstationen vorüber, an Haste, wo ein Theil unserer Reisegesellschaft uns verläßt, um in dem nahen hessischen Badeorte Nenndorf am Spieltische sein Glück zu versuchen, an Minden und durch die Porta Westphalica, wo uns die Weser in breitem Wellenschlage entgegenfluthet, an dem jungen und doch schon viel besuchten Badeorte Rehme, selbst an dem alten Osnabrück mit seinen schönen Kirchen und vertiefen uns immermehr in die öder und flacher werdende Gegend des westlichen Hannovers, bis wir endlich nach Meppen gelangen. Wir sind einstweilen am Ziele, wir sind in der Hauptstadt Muffrika's, um uns dehnt sich das Gebiet aus, das wir näher kennen lernen wollen.

Unstreitig eine der trostlosesten aller Gegenden Deutschlands ist dieses Gebiet, welches sich als ein weites Becken zwischen der ostfriesischen Geest und dem Hümmling von der Hunte bis zu den Marschen am Dollart, an der hannöverisch-holländischen Grenze hinstreckt. Die großen Niederungen im Flußgebiete der untern Ems behaupten auf viele Geviertmeilen ein fast vollkommen wagerechtes Niveau der Bodenoberfläche, worauf natürlich der Wasserablauf gehemmt und zudem durch einen Kranz zusammengewehter Dünen von einer hinlänglichen Verbindung mit der Nordsee abgesondert ist. Durch die Stockung des Wasserablaufs haben sich daher auf dem ebenen Boden dieser Landschaft Hochmoore ausgebreitet, welche von außerordentlichem Umfange, größtentheils nur mit Haidekraut bewachsen, nach der Mitte zu etwas gewölbt und manchmal mehrere Fuß über die benachbarten Ländereien erhaben sind. Ein eigenthümlicher, auf diesem organischen Boden betriebener Ackerbau — den wir späterhin näher ansehen wollen — erfordert hier nach sechs Erndten eine dreißigjährige Brache und ernährt in diesen Mooren seit etwa anderhalb Jahrhunderten eine nur spärliche Bevölkerung. So viel für diese von Seiten des Staates schon durch reichlicher eröffneten Absatz ihres Brennstoffes, des Torfes, geschehen ist und geschehen könnte, so lehrt doch die Erfahrung, daß ein angemessenes Verhältniß zwischen der Bevölkerung und den Hilfsquellen

des Bodens erst allmählig durch völlige Entfernung des Torfes und Bebauung des Untergrundes herbeigeführt werden kann.

Fünf und zwanzig Geviertmeilen solchen Moorbodens in ununterbrochener Fläche liegen allein auf dem linken Emsufer und werden unter dem Namen des Bourtanger Moors und Twist's begriffen. Nach dem Naturforscher Grisebach, welcher dieses pfadlose Moor von Bourtange zwischen Hesepertwist und Ruetenbrock überschritt, giebt es auf demselben Stellen, wo wie auf hohem Meere der ebene Boden am Horizonte von einer reinen Kreislinie umschlossen wird und kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, kein Gegenstand von einer Bodenshöhe auf der scheinbar unendlichen Einöde sich abgrenzt. Auch die entlegenen Ansiedlungen, die, in Birkengehölzen verborgen, lange Zeit noch wie blaue Inseln in weiter Ferne erscheinen, sinken zuletzt unter diesem freien Horizonte herab. Ein solches Schauspiel findet auf festem Boden nur selten seines Gleichen und ergreift, gleich dem Anblicke des unbegrenzten Meeres, das Gemüth mit der Gewalt des Schrankenlosen, nur mit dem Unterschiede, daß die leicht beweglichen, sanft aufschäumenden, kräuselnden Wellen des Oceans ein weit freundlicheres Bild gewähren.

Das Alter dieses westlichen Moores kann ungefähr durch eine hier aufgegrabene Römerbrücke geschätzt werden; diese Brücke liegt schon zwei bis drei Fuß hoch auf Moor und drei bis vier Fuß hoch ist letzteres seitdem aufgewachsen. Jedes Moor steigt aber nur desto langsamer, je höher es wird. Ein Theil der Brücke wurde von Seiten der holländischen Regierung im Jahre 1818 aufgedeckt und mehrere Funde sollen damals den römischen Ursprung derselben unzweifelhaft gemacht haben. Auch sollen (!) drei Bauerschaften im Kirchspiel Steinbild von ihrer Lage an dieser Straße benannt sein, indem „Sustrum, Dersum, Walchum" das lateinische sursum, deorsum, vallum mit der friesischen Endung des sächsischen heim, hem, hen sein sollen. Noch im vierzehnten Jahrhundert war hier ein Verbindungsweg nach Holland und noch im Juni 1842 wurden in der Moorcolonie Lindloh Amts Meppen beim Torfgraben etwa drei Fuß unter dem Moore auf dem Sande gegen 300 römische Denare

gefunden, aus der Zeit von Kaiser Nero bis Marc Aurel, ein Beweis vielleicht, daß diese Straße damals die Verbindung vermittelte zwischen den römischen Colonien im Batavenlande und den deutschen Stämmen an der Ems, Weser und Elbe. Ja Einige halten diese Straße für die berühmten langen Brücken des Tacitus (Annalen I. 63), worüber die fliehenden Römer unter Cäcina ihren Rückzug bewerkstelligten; allein, abgesehen von andern Gründen, schon der Umstand, daß hier nie Leichname, nie Waffen oder Geräth gefunden worden, daß keine irgend welche Spuren eines geschlagenen Heeres sich zeigen, spricht gegen diese Vermuthung. Noch jetzt sind viele Reste dieser Brücke zwischen den holländischen Sandhöhen und denen an der Ems vorhanden. Von einfachster Arbeit, indem man rohe, bloß von den Aesten befreite Holzstämme der Länge nach auf den Boden legte und dieselben durch Querlagen von Holz untereinander verband und befestigte, überbrückt dieser Knüppeldamm das Moor, und die Bewohner bedienen sich zuweilen des Holzes von dieser „Romeinschen Brügge" um damit das Fachwerk ihrer dürftigen Wohnungen herzustellen.

Doch wir schweifen gleich zu weit ab; ich will nur noch bemerken, daß vordem zu Zeiten des Mißwachses die armen Moorcolonien mit harter Noth zu kämpfen hatten, so daß die Regierung, wie mir ein wackerer Beamter erzählte, dann besondere Maßregeln zu ihrem Unterhalte ergreifen, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf öffentliche Kosten herbeischaffen, Backöfen anlegen, kurz an der Stelle des kargen Bodens die armen Menschen bis dahin durchbringen mußte, wo eine freundlichere Zeit ihrer Hilflosigkeit ein Ende machte. Auch im Meppenschen selbst ist die Bodenphysiognomie eine keineswegs befriedigende, auch hier ist der größte Theil des Landes wüste Haide, der Tummelplatz für das zahlreiche Völkchen der Haidschnucken, die hauptsächlich wegen des Düngers, wegen der struppigen Wolle, mehr schon wegen des trefflichen, dem Wildpret ähnlichen Fleisches gehalten werden. Am besten ist der Boden selbstverständlich in der Nähe der Flüsse und hier liegen auch die meisten Ortschaften: an der Ems, welche den westlichen Theil

des Landes mit flachem, ungeregeltem Laufe von Süden nach Norden durchfließt, und an der Hase, welche aus dem Osnabrückschen kommt und nach einem sehr gewundenen Laufe bei Meppen in die Ems fällt. Außer ein paar kleineren Flüssen gibt es dann eine Anzahl Moorbäche: Radden, welche wie die Quellen dieser Gegenden einen Torfgeschmack haben. Vier bis fünf Stunden von der Hase und Ems erhebt sich der Boden zum Hümmling, der größten Sandfläche und dem westen Theile Deutschlands. Der Kern ist eine Sandhöhe von fünf Meilen im Umfange, welche nördlich und östlich von Mooren umgeben ist und eine durch kleine Kiesel und Haidekräuter gebildete Kruste hat; löst sich diese, so bildet der Wind bewegliche Sandhügel, welche die kümmerlichen Aecker verderben und die dürftigen Anwohner mitunter selbst zum Wechsel ihrer Wohnungen zwingen. Durch Pflanzungen von Kiefern und Birken könnte diesem großen Uebelstande bedeutend entgegengewirkt werden; allein hiergegen sträubt sich die Gewohnheit der Muffrikaner; sie benützen alles Land außer ihren verhältnißmäßig wenigen Aeckern nur als Weideplätze für ihre Haidschnuckenheerden, die sie rücksichtslos umherschweifen lassen, durch das junge, durch Selbstbesamung entstandene Gebüsch treiben und die daher durch Abnagen der jungen frisch hervorgesprossenen Blätter und Zweige ein gedeihliches Wachsthum der Holzungen nachhaltig verhindern. Man kann in Muffrika die herrschaftlichen d. h. dem Herzoge von Arenberg zugehörigen Forsten sehr leicht durch ihren guten Stand von den übrigen unterscheiden: sie zeigen eine gute Bewirthschaftung und Pflege und mehren sich fortwährend oder ergänzen sich durch zweckmäßige Anpflanzungen, Dinge, wovon die gewöhnlichen Muffrikaner leider keine Ahnung zu haben scheinen. Ja es wird erzählt, als vor langen Jahren die Regierung unter ihnen Fichtensamen habe vertheilen lassen mit dem Geheiß, solchen auf ihren dürren Haiden auszusäen, so hätten sie diesen Befehl allerdings befolgt, aber — den Fichtensamen vor dem Ausstreuen in ihren Kaffeebrennern geröstet, um das Aufgehen desselben zu verhindern! Die Folgen, oder vielmehr die Erfolglosigkeit, sind jetzt sichtbar genug: ein Boden, der geradezu darauf hin-

weist, ihn einstweilen durch Beholzung mit genugsamen Föhren und Birken zu benützen und ihn hierdurch zugleich zu einer höhern Ergiebigkeit auch in anderer Weise für die Zukunft vorzubereiten, liegt jetzt in öder Sterilität, nur mit kümmerlicher Haide bedeckt oder gar als Spiel des Windes, der zum Zeitvertreib auf dieser langweiligen Ebene die Hügel bald hierhin bald dorthin wirbelt, ohne doch den trostlosen Anblick im Wesentlichen für das Auge zu verändern.

Die Zeit, wo nach der Sage von den Thoren Meppens an bis nach Ostfriesland ein Eichhörnchen von Baum zu Baum hat springen können ohne den Boden zu berühren, ist somit jetzt vorüber; als geringe Reste und Zeugnisse des frühern Reichthums können namentlich die erwähnten herzoglichen Forste sowie in den Mooren liegenden bisweilen sehr mächtigen Stämme und Wurzeln, auch wohl das bedeutende Material der s. g. Römerbrücken bei Terapel und in der Tinner Dose dienen, indessen ein anderer Reichthum, nämlich an Torf, ist in den ungeheuren Mooren mit unerschöpflicher Fülle noch heute vorhanden. Gemäß dieser beschränkten Vegetation, worunter wir noch die Krees- und Heidelbeere, den Wachholder und die Zichorie erwähnen, ist auch das animalische Leben ein wenig mannigfaltiges. Die Krammetsvögel sind sehr häufig, die Kurhühner nisten auch in den ödesten Wüsteneien, die Hasen finden zu ihren Streifereien weite Reviere, wo sie sich ungestörter als anderswo vermehren können, auch die Bienenzucht ist sehr entwickelt, wiewohl sie hier noch beweglicher als im Lüneburgischen ist, indem die Plätze mit den nährenden Haideblumen, hier Honigbäume genannt, in Muffrika weiter auseinander liegen. Ferner geben auch die Flüsse ein großes Contingent an Fischen, während die Moore dagegen todt und stumm, sogar nur selten von Fröschen oder noch seltener von schwarzblau gefleckten Nattern belebt, den Anblick einer düstern, trostlosen und niederdrückenden Wüste darbieten.

Es wird von Interesse sein, und damit wollen wir die Beschreibung des Landes beendigen, auch die Schilderung eines frühern Reisenden (Hoche, 1800) anzuführen, die seiner Zeit in Einigem zutreffend, in Manchem übertrieben, im Ganzen heutzutage indessen

für einzelne Theile des Landes, namentlich auch was die Wohnungen betrifft, wesentlicher Abänderung bedürftig sein möchte. Der ganze bezeichnete Strich Landes, sagt er, gehört nicht nur zu den schlechtesten in Westfalen, sondern in ganz Deutschland. Man glaubt in den Steppen von Sibirien zu sein, wenn man die Haiden durchwatet und vor sich den Wind mit Bergen und Hügeln spielen sieht. Alles ist öde und still, nicht ein Vogel singt sein Morgenlied und ergötzt das Ohr des Wanderers, nicht ein Baum, nicht ein Busch bietet ihm Schatten dar, nicht ein Thal nimmt ihn auf, in welchem er lieblich träumte, was jenseits sei, nicht ein Hügel gewährt ihm einen fröhlichen Ueberblick romantischer Scenen. Halb verdorrte Birken oder Kiefern, die dem Auge in der Ferne eine Leichenfarbe zeigen, Vertiefungen von Torfmoor greifen widrig in seine Empfindungen ein. Der Horizont ist beschränkt, die blauen Wolken scheinen sich in der Haide zu verlieren, nicht ein liebliches Bild von unten her strömt ihnen seine Farben zu. Man sieht sie in der Ferne für Berge an, die sich immer weiter zurückziehen, je näher man kommt. Bald wandelt man auf einem schwankenden Boden, bald hat man Mühe, den Fuß aus dem Sande zu erheben, dann geht man durch ein halbverhungertes Getreide, auf einem Acker, der den Haiden geraubt wurde, und nähert sich einem Dörfchen, wo dies Bild noch grellere Farben findet. Die Schöpfung scheint hier noch unvollendet zu sein. — Wenn man, fährt er fort, einige Meilen in diesem durch eine spätere Schöpfung entstandenen Lande gewandert ist, so freut man sich am Horizont einige Bauernhütten zu sehen; kommt man näher, so stehen sie einsam und verlassen, nicht einmal Bäume umgeben sie zum Schutz gegen Stürme, wie man es überall in Westfalen erblickt, höchstens Birkenreiser stehen auf dem aufgeworfenen Graben, zum Beweis für die Einwohner, wie grünes Laub im Sommer aussieht. Das Dach ruhet beinahe auf der Heide, woraus es selbst gemacht ist. Tritt man hinein, so findet man eine Hütte, beinahe wie sie Tacitus schildert, die keine Bequemlichkeit, nur kärglichen Schutz gegen die Witterung darbietet. Fremde sind den Einwohnern seltene Erscheinungen, die sie anstau-

nen und bewundern. Die kleinen Dörfer liegen Meilen weit von einander entfernt und bestehen aus höchstens dreißig Häusern, manches hat nur fünf und verdient kaum ein Dorf genannt zu werden. In diesen Haiden, schließt er, sieht man hin und wieder einzelne Schafställe aufgebaut, worin die Haidschnucken, mit krummen Hörnern, Schutz vor Stürmen finden. Diese Heerden erblickt man in den Haidhügeln oft nicht eher, bis man nahe bei ihnen ist. Die eine Hälfte ist schwarz, die andere weiß. Man liebt hier die Wolle der ersteren mehr als die der letzteren. Die Schafställe sind meistentheils von Haidekraut erbaut, in einer Gegend, wo in einer Vertiefung sich Regenwasser sammelt.

Das Letztere mit den Schafställen ist nun so weit richtig und es fällt in der That seltsam auf, wenn man mitten in der Haide auf einmal diese Schafdörfer, wie man sie nennen könnte, liegen sieht, die in ihrem Verfall, inmitten der traurigen Einöde unter bedecktem Himmel einen melancholischen Eindruck hervorrufen; das Uebrige indessen, soweit es die Wohnungen der Menschen betrifft, muß für die Gegenwart ganz bedeutend modificirt werden. Es fehlt allerdings nicht an erbärmlichen Hütten, ja solche sind leider noch mehr als zu zahlreich, allein es giebt auch eine Menge großer und wohl gehaltener Höfe mit ansehnlichen Gebäuden, eine große Zahl gesunder und verhältnißmäßig bequemer Wohnungen und im Ganzen erhalten wir den Eindruck, daß hier wie in den fruchtbareren Provinzen des Landes vorzüglich der Schlendrian der Bauern selbst bis jetzt den möglichen Aufschwung zurückgehalten hat. Weder etwa in einer größeren geistigen Unfähigkeit der Muffrikaner, noch in einer größern Faulheit und Indolenz derselben, sondern vielmehr in der eigenthümlichen Beschaffenheit und Abgeschlossenheit ihrer Gegend liegt der besondere Grund, warum in der Entwicklung der Fortschritt hier ein weit langsamerer als anderswo sein mußte. Das beste Mittel um denselben zu beflügeln würde die umfassende Anlage viel verzweigter Verkehrswege sein, wodurch die Gegend mit der übrigen Welt in lebhaftere Verbindung gebracht würde. In dieser Beziehung hat schon die Anlage der Eisenbahn einen ganz bedeutenden Einfluß ausgeübt.

So ist denn bestimmt auch die Schilderung des oben genannten Reisenden von den Bewohnern mehr als übertrieben, sie ist geradezu lächerlich und man erkennt deutlich das Bestreben, auf Kosten der Wahrheit sein Buch so pikant wie möglich zu machen. „Sie sind so stumpf und niedergedrückt, meint er, daß man an vielen nichts als eine menschliche Figur zu sehen glaubt, und es ist zu bewundern, woher der Eigenbehörige überhaupt seine Thätigkeit bei der Bebauung des unfruchtbaren Bodens nimmt. Physische, bürgerliche und geistige Armuth ist ihr Eigenthum. Gesichter ohne Ausdruck, kaum wagend, das Auge zu erheben, verrathen den innern Mangel. In Holzschuhen und elenden Kleidern schleichen die Einwohner einher, als schleppten sie das bischen Leben, sich selbst zur Qual, durch dürre Haiden bis zu einem bessern Lande. Die Idee eines Paradieses muß ihnen das reizendste Bild der Seligkeit sein!" Ich für meine Person habe auf diesem scheinbar so undankbaren Boden eine wackere und zufriedene, gastfreie und gutmüthige, der Intelligenz keineswegs unzugängliche Bevölkerung gefunden. Es ist ein kräftiger Menschenschlag, namentlich das weibliche Geschlecht erfreut sich großer Körpervorzüge, ja nicht selten begegnen Mädchen, die zu den wirklichen Schönheiten zu rechnen sind. Die Lebensart ist allerdings einfach und der Luxus unbekannt, aber die Kost ist kräftig und nahrhaft. Die meisten Bedürfnisse befriedigt der Boden selbst; Lieblingsgericht ist der Buchweizenpfannkuchen, den ich selbst in den recht guten Gasthäusern in Mussrika und bis ins Saterland hinein versucht und auch ganz gern trotz der großen Speckstücke darin gegessen habe. Bei der großen Thätigkeit und Genügsamkeit sind eigentliche Arme, die vielleicht vom Bettel leben, sehr wenig vorhanden, dagegen giebt es eine ansehnliche Zahl Bauern, die ihre 30—40,000 Rthlr. im Vermögen haben. Vorzugsweise der Ackerbau und die Viehzucht, weniger die Industrie oder der Handel sind die Quellen solchen Wohlstandes, wie sich aus den bisherigen Mittheilungen wohl schon von selbst ergiebt.

Ich habe bereits erwähnt, daß der Ackerbau viel Eigenthümliches hat. Um den Dünger zu ersetzen, hat man folgendes Mittel

gefunden. In den großen Haiden haut man Plaggen d. h. die Oberfläche der Haide mit den Wurzeln und der etwa zwei Zoll dick daran sitzenden Erde mit einem besondern Instrumente ab und läßt sie umgekehrt liegen, bis man sie nach Hause oder nach dem Acker fahren kann. Hier wird dann etwas Dünger oder Stroh schichtweise mit den Plaggen vermischt und in großen Haufen aufgethürmt. Der Winter bringt dies in eine Verbindung, und im Frühjahr wirft man dann diese Masse auf den Acker. Doch wir wollen dessen weitere Bearbeitung nicht verfolgen, wir bemerken nur noch, daß man von den großen Furchen, die man im Bambergschen und bis Nürnberg hinauf in sandigem Boden zieht, um die Feuchtigkeit länger aufzuhalten und an die Wurzeln zu bringen, hier nichts weiß. In moorigem und torfhaltigem Boden dagegen ist der Ackerbau einfach genug: die Haide wird abgebrannt und in die noch glühende Asche wird der Buchweizen gestreut, der oft knisternd in die Höhe springt. Von diesen Torfbränden, wobei die Wässerungsgräben das Feuer in Schranken halten, gehen nach der gemeinen Ansicht jene eigenthümlichen rauchartigen Nebel hervor, welche unter dem Namen Höhenrauch bekannt sind und dem übrigen Deutschland durch Winde zugeführt werden.

Ganz Deutschland riecht's, wenn unsere Moore rauchen!

singt begeistert der Dichter, und ein anderer schildert die Landschaft bei einem Moorbrande in folgenden Versen:

Rings auf der Eb'ne liegt die Decke
Von Nebeldunst und Höhenrauch;
Kein Haus zu schau'n, noch Feld und Heide;
Nur selten bläst des Windes Hauch
Die graue Wolkenschicht zur Seiten
Und zeigt die endlos flachen Weiten.
Ein Rabe kreischet hin und wieder. —

Neben dem Ackerbau müssen besonders die Haidschnuckenheerden den Menschen zu Hilfe kommen, deren Bedeutung für die Wirthschaft des Bauern nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Auch die Wolle derselben, die verhältnißmäßig niedrigen Werth

hat, muß zu einer fleißigen Beschäftigung verhelfen. Jedes Kind strickt wollene Strümpfe, nie trifft man die Menschen auf den Wegen müssig schlendern, sie stricken wenn man mit ihnen spricht, auch der Knecht, der mit dem Pfluge ausfährt, um den Sand aufzuwühlen, strickt, indem er neben dem Pferde geht, und ebenso der Schäfer, wenn er im weißen Mantel seine Pflegbefohlenen in die weite Haide treibt. Nur des Sonntags stricken sie nicht. Diese große Menge Strümpfe von der gröbsten Art werden vorzüglich nach Holland verkauft, zum Gebrauch der Matrosen, aber auch Ostfriesland erhält einen ansehnlichen Theil davon. Und dieser Fleiß im Stricken, um nun schließlich noch den Namen der Bewohner zu erklären, soll nach der Sage auch die Veranlassung gegeben haben, daß das Land Muffrika, die Einwohner Muffrikaner genannt würden. Als nämlich der kriegerische Bernd von Galen, Bischof von Münster, mit den Holländern im Streite lag und diesen eine Schlacht zu liefern im Begriffe war, stellte er vorn ins Treffen seine Münsterländer, dahinter die Meppenser. Der Anfall der Feinde warf das Vordertreffen über den Haufen: es war Winterzeit, den Leuten verklommen die Hände und sie konnten darum die Gewehre nicht losdrücken. Die Schlacht wäre ohne die Meppenser verloren gewesen; diese hatten sich in ihren selbstgestrickten Handmüffchen warme Hände bewahrt, sie rückten vor, schossen los und retteten dadurch das ganze übrige Heer. Voll Aerger nannten die besiegten Holländer von der Zeit an zuerst die wackern Meppenser Muffrikaner!

Nach Andern soll freilich der Gestank, den das Land durch das Haidebrennen und den Höhenrauch um sich verbreitet, eher als die erwähnte Tapferkeit Anlaß des Namens gewesen sein.

Wenn nun im Ganzen die Gegend um Meppen für den Anblick wenig Reiz bietet, so hat sie doch in einer Beziehung viel Anziehendes, nämlich durch jene Denkmale grauester Vorzeit, wovon sich manche durch die Stürme der Jahrhunderte hindurch auf die Gegenwart gerettet haben. Solche Denkmale waren einst im Emslande, namentlich auf dem Hümmlinge, in großer Zahl; Gewinn-

sucht, indem die großen Blöcke zersprengt und als Baumaterial zu Dämmen und Straßen nach Oldenburg, Ostfriesland und Holland verkauft wurden, hat zwar sehr darunter aufgeräumt; indessen sind noch immer nicht wenige derselben in verhältnißmäßig gutem Stande, wiewohl sie J. G. Kohl „in den Haiden, Sanden und Mooren des Hümmlings irrend“ nicht auffinden konnte. Wir finden sie noch bei Apeldorn, Brunsort, Westerlohe, Bersten, Sögel, Spahel, Wergeloh, Börgen, Werlte, Vrees, Hüwen und an manchen andern Orten; von vielen andern Gruppen sieht man die Ruinen. Züge von Leichenhügeln umgeben häufig diese Steindenkmale, welche aus großen Granitmassen bestehen, die so zusammengestellt sind, daß mehrere Steine, etwa drei oder vier, einen größern als Deckstein tragen. Mitunter haben diese Hünengräber eine Umzäunung von eingesenkten großen Blöcken, ebenfalls von Granit, die einige Fuß von der Gruppe entfernt stehen und ein Rechteck oder ein Ovale beschreiben; in diesem Bereiche werden die Urnen mit den gewöhnlichen Zugaben gefunden. Die Hügel, welche sonst diese umkleiden, sind häufig mit einer Lage kleiner Kiesel überpflastert. Die Errichtung so vieler Denkmäler, das Herbeischaffen solcher Steinmassen, worunter noch jetzt Stücke von 18 Fuß Länge und 8 Fuß Breite und Höhe sich befinden, setzen offenbar große disponible Kräfte voraus; solche viele Centner schwere Granitmassen werden nicht so leicht aus ihrer natürlichen Lage gerückt und nach vielleicht weitem Transporte in eine andere künstliche versetzt. Nächstdem, daß hier eine bedeutende Zahl von Menschenhänden erforderlich war, wurde das Aufrollen der Steine auf die Unterlage wahrscheinlich dadurch erleichtert und vielleicht einzig möglich, daß man diese in Erde einhüllte und diese Umkleidung zu einem Hügel ausbildete, auf welchen, im Winter vielleicht auch mit Benützung einer Schneebahn, der Deckstein gerollt und auf seine Unterlage gebracht ward; nachher wurde die umhüllende Erde wieder fortgeschafft.

Das größte dieser Art soll das berühmte Denkmal des sagenhaften Königs Surbold im Walde bei Börgen Amts Hümmling gewesen sein. Der Fürstbischof Christoph Bernard von Galen ließ

dasselbe untersuchen und fand eine gewöhnliche Urne darunter. Es soll folgende Inschrift daran gestanden haben:

Hüneskönig Surbold
Ls bigraven in Börgerwold
In en vergolden Hushold (Sarg).

Da es im Jahre 1822 leider zerstört wurde, indem man den großen Deckstein durch untergelegtes Feuer zersprengte und die Stücke ins Oldenburgische verkaufte, da ferner nicht einmal zuverlässige Zeichnungen davon übrig geblieben sind, so läßt sich der Bestand desselben nicht mehr sicher ermitteln. Für die Größe spricht indessen die Angabe, daß unter dem Decksteine 50, nach andern, wohl übertriebenen Nachrichten gar 100 Schafe hätten scheuern können. Noch jetzt fabelt das Volk davon, und es ist nicht sehr lange her, daß Abergläubische nach dem goldenen Hushold oder Sarge des heidnischen Königs forschten.

Die Denkmäler bei Apeldorn dagegen und bei Brunfort sind noch verhältnißmäßig gut erhalten. Fährt man von Meppen aus nordöstlich über die Haide, so sieht man bald mitten in öder, baumloser Gegend das erstere auf einem kleinen, jetzt mit jungen Birken umpflanzten Hügel liegen. Es ist ungefähr 20 Fuß lang und 9 Fuß breit und besteht noch aus 8 Trägern von Granit und 2 eben solchen Decksteinen, ein dritter ist verloren gegangen. Verfolgen wir dann den Weg in nördlicher Richtung, so sehen wir uns bald in einer Gegend von eigenthümlicher Art, so recht charakteristisch. Ueberall nur öde Haide, in nächster Reihe eine elende Hütte, mit Plaggen bedeckt, zum Schutze für die Haidschnucken, ein selten betretener Weg und daran, wie hier zu Lande so oft, ein Heiligenhäuschen: ein zugespitzter Kasten, mit einem alten Bilde des Gekreuzigten darin, an einem rohen Baumstamme befestigt. Hier und da zeigt sich ein Kamp, mit einem Damme eingefaßt, worauf Birken und kümmerliche Hainbuchen melancholisch im Winde rauschen. Erst in einiger Entfernung sieht man eine Windmühle — das ist Brunfort. Hier sind wir rings von theilweise gewaltigen Steindenkmälern umgeben. Im Westen haben wir zunächst einen Steinring, der

aus circa 36 Steinen besteht, wovon mancher 4 Fuß im Durchmesser hat; daran reiht sich eine Kette von Grabhügeln, ungefähr 24 Stück; dann beginnen die Hünenbetten, 10 an der Zahl, zum Theil erhalten, zum Theil zerstört, zum Theil in den bereits eingebohrten Sprenglöchern die beabsichtigte Störung andeutend. Wir erwähnen nur, daß sich hier noch Reste von Urnen, selbst Lanzenspitzen von Feuerstein vorfinden, und betrachten nur das letztere Denkmal insbesondere, indem dasselbe durch seine Massenhaftigkeit wirklich großartig ist. Es erstreckt sich in einer Länge von ungefähr 36 Schritt: auf einer doppelten Reihe von Trägern und zwar auf gemeiniglich je 3, oft auf je 4, liegen die theilweise immensen Decksteine und gewähren das Bild einer niedrigen Gallerie, die, von Flechten überwuchert, Zeugniß giebt von vielen entschwundenen Jahrhunderten, von gewaltiger Kraft und von der hohen Bedeutung der hier Bestatteten.

Aehnlich wie dieses Denkmal, aber bald mehr bald minder großartig, sind auch die übrigen an den Orten, die wir oben bereits genannt haben. Die Funde in diesen Grabdenkmälern aber unterscheiden sich, abgesehen von den eigenthümlich ornamentirten Urnen, wovon die größeren die verbrannten Gebeine der Bestatteten, Asche und Kohlenreste enthalten, die kleinern als sog. Beigefäße dienen, von denen anderer Gegenden nur sehr wenig. Aus der ältesten, der sog. Steinperiode, wo die Geräthschaften vorzugsweise aus Stein verfertigt sind, finden sich jene bekannten Keile und Hämmer, ferner Messerchen, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein und ähnlichem harten Gestein, aus der Bronzeperiode Waffen mancherlei Art, außerdem Messer und Sicheln, Arm-, Hals- und Kopfbänder, auch sonstiger Schmuck, besonders Halsschmuck, der aus einer Reihe bronzener Buckeln besteht, die gleich Korallen durch Draht aneinander gereiht sind — kurz die Produkte jener großen Kulturperioden vor, die sich in ziemlich uniformer Weise über ein großes Gebiet des mittleren und nördlichen Europa erstreckten. Hier in Meppen muß sich in jenen alten Zeiten besonders ein sehr reiches Leben entfaltet haben, das vom Walde im wörtlichen Sinne theilweise ver-

los verweht ist. Als man in neueren Zeiten die Agricultur lebhafter betrieb, theils die Aecker erweiterte, theils aus der wilden Haide neue Grundstücke erwarb, da stieß der Pflüger häufig auf Thongefäße und ackerte deren mürbe Scherben hervor, indem die vorigen Sandhügel vom Winde zerstreut waren. Wenn viele runde Erhöhungen, die Gräber zu sein scheinen, nur zusammengewehte Sandhügel sind, die sich später mit einer Haidedecke bekleideten, so sind manche Grabhügel der Heidenzeit erst nachher durch Plaggenstich ihrer Decke beraubt und ein Spiel des heftigen Südwestes geworden, der den Sand von der Abendseite der Hügel nach und nach forttrieb und die Urnen offen legte; diese, dann wohl erhalten und an der Sonne erhärtet, wurden dem Alterthumssammler ein angenehmer Fund. Auf dieselbe Weise müssen auch viele der andern Gegenstände aus den Gräbern zerstreut werden sein, die nicht selten aus dem losen Sande oder von der Oberfläche aufgelesen werden.

Es steht nun, eben durch diese Funde von Todtenurnen mit hinzugefügten Geräthschaften, schon lange fest, daß ebensowohl wie die hügelförmigen Erddenkmäler, so auch die großartigen Steindenkmäler zur Bestattung dienten — daß sie Grabdenkmäler sind. Die Sage des Volkes hat sich aber die Sache anders zurecht gelegt. Die Hügelgräber sollen von dem kleinen Völkchen der Aulken (Dolken) herrühren, kleinen koboldartigen Wesen, die launisch den Menschen bald allerlei muthwillige Streiche spielen, bald ihnen in Haus und Feld auf manchfache Weise behilflich sind. Diesen Aulken schreibt man denn auch die in den Grabhügeln mitunter gefundenen kleinen Tabakspfeifen zu, die indessen vielfach auch in andern Gegenden gefunden worden und höchst wahrscheinlich erst weit späteren Ursprungs sind, und glaubt, daß die kleinen Leutchen schon in uralten Zeiten ihren Knaster geraucht hätten. Die gewaltigen Steindenkmäler dagegen werden für Werke der Hünen oder Riesen gehalten. Eine gemüthliche Sage, die indessen ihren Schauplatz oberhalb Meppen und Lingen, nämlich zwischen Emsbüren und Rheine hat, erzählt uns beispielsweise darüber folgendes.

— Vor langen Jahren war einmal nach der Stadt Rheine durch

Wanderer die Nachricht überbracht, daß die Riesen in hellen Haufen heranzögen, um sich der Stadt zu bemächtigen. Der Rath und die Bürgerschaft geriethen in die größte Aufregung, die Stadt wurde in Vertheidigungszustand gesetzt und es wurden Botschafter ausgesandt, um die Stärke des Feindes auszukundschaften und von den benachbarten Orten Hilfe zu erbitten. Bei ihrer Rückkehr sagten die Boten aus, daß die Zahl der Riesen ungeheuer groß sei, daß sie Städte und Dörfer verwüstet hätten, Menschen und Vieh als gute Beute mit sich fortführten, nun aber auf dem geraden Wege nach Rheine seien. Die Stadt verlor alle Hoffnung sich gegen die Riesen vertheidigen zu können, vollends da ihre Bitten um Hilfe in der Nachbarschaft ziemlich erfolglos geblieben waren. Rath und Bürgerschaft hatten sich versammelt und beschlossen auszuwandern und die Stadt den Riesen preiszugeben. Da trat ein armer Flickschuster auf und erbot sich noch einen Versuch zu machen die Stadt zu retten. Er ließ sich so viele alte Schuhe geben, als nur zusammen gebracht werden konnten, packte sie auf den Rücken und zog damit den Riesen entgegen. Zwischen Emsbüren und Salzbergen fand er diese, wie sie mit ungeheuren Steinen bewaffnet auf Rheine loszogen um die Stadt damit zu bewerfen. Gefangen genommen und vor den Anführer gebracht wurde er gefragt, wer er sei und wohin er wolle, besonders wie weit die Stadt Rheine noch entfernt sei. Der Schuster erzählte nun, wie er ein Altflicker wäre, der schon den weiten Weg von Rheine her gemacht und auf diesem Wege schon alle die Schuhe, die er auf dem Rücken trage, durchgelaufen habe und in Sorgen sei, wie er mit dem einzigen noch übrigen Paar Schuhe, das er anhabe, nach Hause zu den Seinigen kommen werde. Als die Riesen hörten, daß Rheine so sehr weit sei, da warfen sie voll Verdruß die großen Steine weg und kehrten in ihre Heimath zurück. So liegen die großen Granitblöcke noch heute in der Haide zwischen Emsbüren und Salzbergen zum Zeugnisse, welche Gefahr einstmals der Stadt Rheine von den Riesen drohte. Der Schuster aber erhielt seiner Zeit von seinen Mitbürgern für den bewiesenen Muth und für seine Schlauheit eine große Belohnung. —

Das Interesse, welches die Gegend von Meppen dem Alterthumsforscher einflößt, schließt nicht ab mit der Heidenzeit: auch die spätern Zeiten der Geschichte bieten Züge, die halb sagenhaft, halb historisch unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermögen. Verläßt man Meppen in östlicher Richtung auf der Straße nach Haselünne, so erreicht man bald Bokeloh, welches die Ehre beansprucht, die älteste Kirche des Emslandes zu haben. Dieselbe soll der Sage nach im Jahre 783 von Karl dem Großen als Denkmal eines großen Sieges über Wittekind gestiftet sein. Das Kirchspiel war früher sehr groß; es umfaßte weit entlegene Höfe, woraus später größere Dörfer erwuchsen, und der Volksmund erzählt sogar, natürlich irrig, selbst die fern wohnenden Saterländer im jetzigen Oldenburgischen seien hier eingepfarrt gewesen und hätten eben davon, daß sie bereits am Sätertage (Sonnabend) der Entfernung wegen zur Kirche aufbrechen mußten, ihren Namen erhalten. Das alte Pfarrhaus, in seinem jetzigen Bestande jedenfalls nicht das älteste, liegt in der Niederung auf einer Insel und beweist durch solche geschützte Lage, daß die Stiftung in eine Zeit fällt, wo die Wahl eines derartigen Ortes vonnöthen sein mochte.

In der Nähe von Bokeloh befindet sich die Wekenborg (Wittekindsburg). Wir haben eben des Sieges von Karl dem Großen über Wittekind erwähnt. Drei Tage lang ward gestritten, die Sachsen zogen sich kämpfend zurück und nahmen am dritten Tage in einem verschanzten Lager, eben in der Wekenborg, eine feste Stellung ein. Wittekind unterlag, sechs Tausend sollen in den drei Tagen erschlagen worden sein, unter diesen der Anführer der Friesen, der sagenhafte König Surbold, der in dem Bürgerwalde begraben sein soll. Nach einer zuverlässigeren Annahme fiel diese große Schlacht des Jahres 783 in der Nähe von Osnabrück vor, wo überhaupt der große Kampf zwischen dem Sachsen Wittekind und dem Franken Karl noch jetzt in der Sage des Volkes sehr lebendig ist. Auch hier bei Osnabrück ist eine Wittekindsburg (noch andere in den Aemtern Fürstenau und Vörden, und noch andere anderswo, z. B. an der Porta Westphalica), ferner der berühmte Karlstein und das Grab der Ge-

mahlin Wittekinds, der Geva. Es waren, so erzählen diese Sagen im Osnabrück'schen, zwei mächtige Könige: Wittekind und Carolus Magnus. Wittekind, auch König Wieck geheißen, war noch ein Heide und regierte in diesem Lande, Carolus Magnus war ein König in Frankreich und ein eifriger Christ. Der ließ dem Wieck sagen, er solle seine Götter abschwören. Wieck aber antwortete: Schlage mich der Donner, wenn ich das thue! Da zog Karl aus und wollte den Wieck zwingen. Wieck aber zog dem Könige entgegen und stritt mit ihm; Karl behauptete das Schlachtfeld, welches darnach Karlsfeld heißt, und verfolgte den Wieck bis an die Hase, wo er ihn abermals schlug. In der Nähe der Stadt Osnabrück, im Hon, liegen große Steinblöcke, einem Tische ähnlich, die waren dem Volke Wittekinds heilig, denn unter ihnen ruhte die Asche der Helden und auf ihnen wurden die Gefangenen den Göttern geopfert. Karl wollte sie zerstören, aber der Stein widerstand dem Eisen und dem Feuer. Auch kam die Kunde, daß Wieck sein Heer wieder sammle. Nun wollte der König ablassen vom fruchtlosen Kampfe. Da ermahnten ihn sieben Brüder aus seinem Heere zum Vertrauen auf Gottes Beistand und errichteten den ersten christlichen Altar in diesem Lande, den blutigen Steinen gegenüber. An diesem Altare fielen sie nieder und flehten um eine Bürgschaft der göttlichen Hilfe. König Karl aber schlug zweifelnd mit seiner Reitgerte von Pappelnholz auf den Opferstein und sprach: „Gleich unmöglich ist es, diesen Stein und die harten Nacken der Sachsen zu brechen.“ Da krachte der ungeheure Block und borst in drei Stücke. Davon heißt er „Karlsstein“ und um den Altar der sieben Brüder wurden sieben Buchen gepflanzt, welche die Kunde von diesem Ereignisse bis auf unsere Zeit gebracht haben.

Der Karlstein mit seinen gewaltigen Steinmassen wie auch das Grab der Geva, der Gemahlin Wittekinds, sind Hünengräber von der Art, wie sie oben bereits beschrieben sind. —

Der Localhistoriker Meppens, um dahin zurückzukehren, nämlich Diepenbrock, erzählt in seiner Geschichte einige Episoden, die unter den übrigen Ereignissen, die Meppen und seine Umgebung

mit vielen andern Orten in ähnlicher Art getheilt hat, ein so charakterisches Gepräge haben und zur Kenntniß der eigentlichen Zustände des Landes so sehr beitragen, daß sie, zum Schlusse, hier wohl eine nähere Erwähnung verdienen. Es handelt sich hier um eine Zigeunerhorde, die als lästige Plage an die zweihundert Jahre das Emsland durchzog und Raub und Schrecken in ihrem Gefolge hatte. Schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zwischen die Ems und Hase vorgedrungen, trieb sie ihr Unwesen besonders zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo der Mangel an geregelter Polizei und das Waffengetöse demselben vorzüglichen Vorschub leistete. In ihrer Blüthezeit mag die Bande zwei= bis dreihundert Seelen gezählt haben, die in kleinen Abtheilungen namentlich den Hümmling, den Bürgerwald, überhaupt Gegenden durchstreiften, wo sie bei etwa ausbrechender Verfolgung das unstäte Leben am leichtesten hinter Morast und Waldungen in Sicherheit bringen konnten. Ihr Nachtlager wählten sie nach den Umständen im Freien bei flammenden Feuern in Erdhütten, Schafställen oder Scheuern; nicht selten drang die Sippschaft in ein Bauernhaus, besetzte, ohne Einsprache zu erlauben, den Herd und machte sich bei Braten und Branntwein lustig. Dem Branntwein wie dem Braten waren sie ganz besonders ergeben. Arbeiten war nicht ihre Sache, ihre beste Erwerbsquelle bestand in Stehlen und Betrügen. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo ein eingebrochener Rudel Zigeuner die Zahl der vorhandenen beträchtlich vermehrte, wurde natürlich das Unwesen ärger als je, sie machten das ganze Land unsicher.

Das Oberhaupt der Zigeuner hieß der Heidenküster; derselbe genoß unter seinen Stammgenossen eine gewisse Achtung und behauptete manche Vorzüge. Er leitete auch das Geschäft der öffentlichen Trauungen und beging an den Hochzeitstagen die Feier der Mysterien, die ebenso komischer als räthselhafter Natur waren. Er bestimmte den Hochzeitstag und den festlichen Stall, wo die ersehnte Feier vollzogen werden sollte. Hatte sich die ganze Sippschaft versammelt, dann führte er die Anwesenden, das Brautpaar an der Spitze, in die freie Natur, gewöhnlich unter einen hohen

Baum, verrichtete allerlei unverständliche Ceremonien, murmelte geheimnißvolle Worte und schloß die Feier damit, daß er das Brautpaar über eine horizontal ausgestreckte Stange springen hieß. War solches geschehen, dann erscholl von allen Seiten lauter Jubel, man warf irdene Töpfe in die Höhe und bestimmte nach der Menge der Scherben die Jahre des ehelichen Glückes und die Zahl der Kinder. Die Neuvermählten schnitten darauf mahnende Zeichen in die Rinde des Baumes, der Zeuge ihrer Verbindung gewesen war, die Jugend stimmte dann den Hochzeitsgesang an und begleitete das fröhliche Paar zur hochzeitlichen Hütte zurück. Dennoch war die so geschlossene Ehe selten von langer Dauer, die geringste Veranlassung löste sie und führte zu einer neuen.

Die Zigeuner zum Christenthume zu bekehren gelang nur mitunter, am ehesten dann, wenn sie der Justiz verfallen waren. Mehrfach wurden gegen sie als Kirchenräuber und Diebe strenge Verordnungen erlassen, besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo von Seiten der Behörden eine heftige Verfolgung gegen sie erging und viele ihr gefährliches Leben durch Henkershand endeten. Ein besonderer Umstand ganz eigener Art trug endlich dazu bei, die Horden zu zerstreuen und nach und nach verschwinden zu lassen.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatten sich auf dem Hümmlinge mehrere sogenannte Scheerenschleifer-Gesellschaften eingefunden, ein rohes Gesindel, das sich aus herrenlosen Knechten und verlassenen Dirnen gesammelt hatte und zum Theil aus den Niederungen des benachbarten Saterlandes herausgezogen war. Um polizeilichen Verfolgungen auszuweichen, hatten sie sich unter dem Namen von Scheerenschleifern ungefährdeten Aufenthalt zu verschaffen gewußt. Sie durchwanderten, die schleifenden Männer mit Karren und Geräthen, die begleitenden Weiber mit zahlreichem Kindergefolge, den Hümmling, Holland, Ostfriesland, Saterland und streiften selbst bis an die Weser. Kleidung und Lebensweise unterschied dieses Gesindel wenig von den Zigeunern, nur waren sie nicht so wilder und grausamer Natur wie diese; sie spielten neben

der Scheerenschleiferei, ebenfalls Kleinhandel und Stehlen. Ihre Religion war äußerlich die christliche, jedoch bei vielen bis auf die leiseste Spur erloschen; die Kinder pflegten sie taufen zu lassen. Ihre Namen wählten sie willkürlich, entweder von den Bauernhöfen, in deren Ställen sie geboren waren, oder sie nahmen solche von den Richtern, Vögten oder sonstigen Beamten an, die sich um ihre Verfolgung verdient gemacht hatten. So sollen die unter ihnen besonders berüchtigten Wendels ihren Namen von einem Bauernhofe in Wabern geführt haben. Diese Familie zählte im J. 1808 über 50 Glieder, später über 80, die zum größten Theile den Landleuten als Vagabunden gefährlich wurden und diese in solcher Angst gespannt hielten, daß sie die Diebereien nicht einmal gestehen wollten, wenn sie nach geschehener Anzeige von dem Richter befragt wurden.

Auch dieses lose Gesindel fand einen gewissen Verband in einem Oberscheerenschleifer, zu welcher Würde vermuthlich feinere „Geschliffenheit" und höheres Alter die nächsten Ansprüche begründet haben werden. Vor diesem wurden auch unter höchst schmutziger Wortformel die wilden Ehen geschlossen. Vielweiberei war nicht ungewöhnlich. Einer von dieser sauberen Genossenschaft, unter dem Namen alter Fritz so berüchtigt als gefürchtet, hatte sieben Weiber, von welchen jene seine Favoritin war, die ihm den besten Buchweizenpfannkuchen buk.

Bei der großen Aehnlichkeit in der Denk- und Lebensweise zwischen den Zigeunern und Scheerenschleifern herrschte unter beiden jedoch die größte Feindschaft. Der Zigeuner verabscheute den Scheerenschleifer als unreinen Paria; noch jetzt ist Scheerenschleifer ein Schimpfname, womit man keinen ehrlichen Emsländer benennen darf. Der Hauptgrund der Erbitterung möchte darin zu finden sein, daß die Zigeuner von den neuen Gästen Beeinträchtigung im angemaßten Bettelrechte befürchteten. Diese, geringer an Zahl und Kraft, vermieden auch anfänglich die leiseste Berührung mit ihren leicht gereizten Gegnern; denn jedes Zusammentreffen erregte Kampf und Blut. Als aber später durch die fortgesetzte polizeiliche Nach-

stellung der Zigeunerhaufen die größere Zahl und Ueberlegenheit eingebüßt hatte, wagten die Scheerenschleifer die offene Fehde. Nur bluttriefend kehrten die wilden Parteien aus solchen Kämpfen zurück; die Körper der Besiegten, welche verwundet auf dem Wahlplatze zurückblieben, wurden unmenschlich verstümmelt, indem der rachedürstende Sieger ihnen die Sehnen an den Fersen oder in den Kniekehlen zerschnitt, um so den Gegner für immer unschädlich zu machen. Der merkwürdigste und folgenreichste dieser Kämpfe war der zu Apeldorn, der im Anfange des 18. Jahrhunderts vorfiel, und in welchem der lange schwankende Sieg sich am Ende zu Gunsten der Scheerenschleifer entschied. Seitdem verfolgten sich die Gegner nicht mehr mit offenem Angriff, sondern stellten einander mit Hinterhalt und Meuchelmord nach. Dadurch sollen die Zigeuner die Besten ihrer Mannschaft eingebüßt haben und veranlaßt worden sein, gänzlich aus der unsichern Gegend zu entweichen. Dazu kam als besondere Veranlassung der allgemeinen Flucht ein höchst empörender Meuchelmord. Zwei Scheerenschleifer verfolgten den Zigeuner Achtkantig und fanden ihn am Sonntage während des Gottesdienstes zu Apeldorn in in einem Heuerhause, wie er neben dem Herde saß und aus den Blumen der Fingernägel sein künftiges Schicksal las und zu seiner Frau die Worte sprach: „Ick hebbe korz veel Glück gehad un schall ok nog meer hebben." Der eine Scheerenschleifer schlich indeß hinan und schoß dem sorglosen Glückspropheten die mörderische Kugel durch den Kopf, daß er alsbald ohne einen Laut zu Boden sank. Froh seines teuflischen Gelingens fiel der Meuchelmörder über sein Schlachtopfer her und zerschnitt ihm die Sehnen an Knie und Ferse. Jeder Zigeuner sah jetzt sein Leben gefährdet; die rüstige Mannschaft entschloß sich daher zur Flucht, sie entwich durch die Grafschaft Bentheim nach dem Rheine. Greise und Kinder blieben zurück, von denen nachher viele auch in kleinen Rudeln in der Grafschaft Bentheim herumvagabondirten.

Das letzte Zigeunerhaupt war der Heidenküster Baromanto, der als Kind nebst zwei Brüdern bei der allgemeinen Flucht zurückgeblieben war; sein Schicksal verdient noch Erwähnung. Baromanto

und seine Brüder wuchsen unter Bubenstücken mancher Art an der Hand nichtswürdiger Großeltern heran. Der erstere heirathete eine Heidin, die später in der Taufe den Namen Marie annahm und ihm mehrere Kinder gebar. Die Sippschaft nährte sich nicht nur von trotzigem Betteln und Stehlen, sondern die Brüder wurden auch Räuber und Brandstifter. Zu Westerloh an der Radde überfielen sie an einem Sonnabend ein einzeln stehendes Haus, das ein Mädchen nebst seinen beiden Eltern bewohnte. Sie banden diese Drei, plünderten das Haus und waren im Begriffe sich zu entfernen, als die gebundene Tochter die Fesseln zerriß und die Eltern befreite. Als sie dann den Räubern nachsah, die unglücklicher Weise noch vor der Thür standen, kehrten diese alsbald zurück, banden die Unglücklichen von Neuem, verrammelten die Thüren und zündeten das Haus an. Das Mädchen sammelte alle Kraft, welche Angst und Verzweiflung geben konnten, zerriß abermals die Bande, befreite auch die Eltern davon und floh nach Westerloh. Die Frevler entwichen nach Berssern, wurden aber bald ergriffen und büßten für ihre Missethat am Galgen unfern Münster. Dieses tragische Ende der Brüder füllte Baromantos Gemüth derartig mit Furcht, daß er, obgleich unterdessen zur Würde der Heidenküsterei gelangt, sein Leben besserte. Er wandte sich zum Christenthume und ließ sich taufen. Vor dem Einbruch des hohen Alters, das er beinahe auf 100 Jahre brachte, erblindete er. Sein Tod fällt in das Jahr 1797.

Auch mit den Scheerenschleifern nahm es nun bald ein Ende. Die geschärfte Wachsamkeit der Polizei beengte sie in ihrem Treiben zu sehr, und wies sie in bestimmte Wohnplätze, wo sie allmählig zu einer gesetzlicheren und damit für sie auch bessern Existenz übergingen. —

Und hiemit, lieber Freund, will ich mich für dies Mal von Dir verabschieden; mein Zweck ist erreicht, nämlich Dir eine Gegend des hannoverschen Landes zu zeigen, welche in manchfacher Hinsicht: durch die charakteristische Eigenthümlichkeit der Landschaft, durch ihre alten Denkmäler, durch Sagen und Sitten wenn auch nicht viel Anziehendes doch jedenfalls viel Merkwürdiges aufzuweisen hat.

Vergleiche damit die herrliche Entfaltung unseres schönen Nürnbergs, und der Contrast zwischen dieser Perle Deutschlands und dem entlegenen Winkel im Nordwesten unseres Vaterlandes veranschaulicht so recht die unendliche Wichtigkeit, welche mitunter lediglich die geographische Lage mit sich bringt. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß eben diese zunächst der Anlaß gewesen ist, daß auf sonst ungünstigem Boden ein städtisches Gemeinwesen sich gründete, woraus durch mannichfache andere äußere Verhältnisse begünstigt ein Brennpunkt deutschen Städtelebens überhaupt sich entwickelte, eine Blüthe des Handels, der Gewerbe und der Künste, wie sie im städtereichen Deutschland nicht zum zweiten Male zu finden ist. Daß hierzu die eigene Anlage der Bewohner sehr wesentlich beigetragen hat, ist selbstverständlich; aber der Mensch ist zum großen Theile auch das Geschöpf der Verhältnisse und seine Entwicklung liegt nicht blos in ihm selbst, sondern sie findet ihre Bedingung auch in der äußern Umgebung und in deren Einflusse. — Leb wohl und grüße mir das schöne Nürnberg, welches mir unvergeßlich ist.

---

# Ueber Teufelssagen in Andalusien.

Von

Friedrich Knapp.

## 1.

Flattre vorüber, Du reizendes, wundersamklingendes Mährchen mit Deiner rosiggoldenen Pracht, flattre vorüber dem entzückten Blick des athemlos lauschenden Kindes! Im jungen Grün gelagert entsank ihm das Lieblingsspielzeug aus dem vor Freude geöffneten Händchen und es schaut nun staunend Deinen Zephyrflug, das kleine Herz geschwellt von halbbewußter Sehnsucht nach den lockenden Bildern, welche Dein Zauberstab in die Luft streute, nach dem Palmensäuselnden, Kolibri durchschwärmten, Meerumrauschten fabelhaften Gefilden voll gütiger Feen, spielender Engel, stolzer Helden und anmuthiger Frauen — nach den geheimnißreichen Grotten, wo die

— — — Muhme Mährchengold
Spinnt vom Zauber-Rocken —

nach sinnebestrickender Wäldernacht voll Mondenschimmer, Elfenreigen und murmelnder Quellen, an deren Borde Häslein und Rehe lagern, während im Dunkel wogender Farrenkräuter sich die Mondschlange ringelt mit goldenem Krönlein, so ihr der Gnomen graubärtig Zwerggeschlecht mit kunstgeübtem Hammer geschmiedet — flattre vorüber, Du heimatloses Mährchen und gib Raum der bedächtiger wandelnden Schwester, der Sage, deren Tritte Spuren in dem Schooße bekannter Länder zurückließen, die ein Vaterland hat, dem sie vollberechtigt angehört, die täglich neugeboren durch die

Völker wandelt und wenn man auch nicht weiß, woher sie kam, in der Ueberlieferung an bestimmte Orte anknüpft und sich forterhält im Munde der Geschlechter, während Du leichtsinniges, haltloses Mährchen, eich ächtes Dichterkind, im Aether zerfließest, dessen Rosenschimmer Du entkeimt warst! —

Aber, welcher der Sagenschwestern wollen wir folgen? nicht der Heldensage, die Arthur von der Tafelrunde singt, Rolands kühnliches Streiten und klägliches Ende bei Roncesvalles,
nicht Jener, deren Gewandessaum historischen Staub von Staatsactionen, Schlachtfeldern und Mausoleen streift,
nicht der Thiersage, der urdeutschen, die im Schildern der unvernünftigen Geschöpfe und ihrer Beziehungen zu einander dem jetzt lebenden Menschenvolk den Spiegel der Sitte vorhält in Glimpf und Schimpf —
nicht doch! Die Teufelssage ist es, der wir in den folgenden Blättern einen vorübergehenden Besuch machen wollen und zwar in einer ihrer kärglicher besuchten Residenzen, in Andalusien.

Die Idee zur vorliegenden, allerdings etwas bizarren Skizze geben mir die unübertrefflichen andalusischen Volkssagen und Volkslieder, von Fernan Caballero's kundiger Hand gesammelt. In diesen Sagen pulsirt das volle Leben einer Nation, deren Phantasie, dichterischen Sinn, Witz, Spott und Selbstironie ihres Gleichen suchen, in ihnen pochen die Adern eines Bruchtheils und nicht des wenigstbegabten dieses Volkes, dessen liebenswürdige Prahlerei, Aufschneiderei, Windmacherei, naiver Dünkel und doch wieder kindliche Gutherzigkeit, Sinn für Edles, Schönes und Gutes, Ritterlichkeit und Vaterlandsliebe sprichwörtlich sind. — In diesen Sagen spiegelt sich mit wunderbarer Treue Leben und Träumen der Andalusier von Numantias Fall bis auf unsere Tage wieder in seltsamem Gemenge von Heiden- und Christenthum, Mythologie und Heiligenlegende. — Schon seit ich den ersten Andalusier, meinen unvergeßlichen Don Pepe Fernandez kennen und schätzen lernte, gewann ich auch dessen noch ungesehene Heimath lieb aus seinen Erzählungen, welche von dem Lobe de la tierra, de la santisima virgen

Maria (dem Vaterland der heiligsten Jungfrau Maria) überflossen. Mit diesem gesegneten Lande und dem Treiben seiner heißblütigen Kinder beschäftigte ich mich immer gern, und was ich davon sah, las und hörte, fesselte mich durch seine Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit in jeder Hinsicht.

Ein Blick auf die Karte läßt uns die bevorzugte Lage Andalusiens erkennen, des aus den früheren 4 maurischen, altberühmten Königreichen Sevilla, Cordova, Jaen und Granada geschaffenen Generalcapitanats im südlichen Spanien, jener Provinz der schönsten Mädchen, der feurigsten Weine und der edelsten Pferde, deren Ruf tausend begeisterte Gesänge schildern und dritthalb Millionen Herzen rascher schlagen macht. Von den Wogen des atlantischen und des Mittelmeeres umbrandet bildet Andalusien größtentheils das Guadalquivirbecken, dessen Norden die Sierra de Cordova und Morena, dessen Westen Portugal, dessen Osten Murcia begränzt, während die südliche zum Mittelmeer herantretende Küste vom seltsamen schneebedeckten Höhenzuge der Sierra nevada umsäumt ist. Ueberaus gesegnet und fruchtbar ist die vom Guadalquivir, der Hauptpulsader des Landes durchströmte Hügellandschaft mit dichtgesäeter Bevölkerung. Aber auch ihre Wüsten hat die Heimath der Mutter Gottes, die westlich vom Zauberflusse Jenil liegenden öden, weiten Steppen; sie und die Küstenebene las arenas gordas gleichen einer Sahara belastet mit dem Fluche besiegter, gestürzter, sterbender Maurenkönige, die das für unüberwindlich gehaltene Feldzeichen des Halbmondes vor den wundersamen Sonnenstrahlen des Kreuzes erbleichen sahen. Andalusiens Boden ist Scholle für Scholle ein klassischer; zwei Drittel der Cidsage, ein Drittel des unvergeßlichen Don Quijote, fast die Hälfte des großen Romancero weben und spinnen, künden und singen durch seine Thäler, an seinen rauschenden Flüssen, auf den einsamen Höhen und zerfallenen Schlössern; ja Zorillas, des modernsten spanischen Dichters prachtvolle Reimchronik Granada schöpft am Reichsten aus der bedeutenden Vergangenheit dieses Landes.

Man wird es mir gewiß gern erlassen, daß in gründlich ger-

manischer Weise vorerst der Begriff „Teufel" abgehandelt werde als solcher, als διαβολος d. i. Verläumder, oder als hebräischer Satan d. i. Feind, Widersacher, als personificirtes Böses, der als Kaiser des Bösen Gott dem Herrn widerstrebt, als Fliegengott, Oberster der Besessenen, Verneiner, oder gar Saraphael, was sich hier nicht wohl übersetzen läßt, als Belzebub, Belial, Ahriman, böses Prinzip und dergl., wie etwa Mayer in seiner historia diaboli, Horst in der Zauberbibliothek und Dämonomagie, Fausts Höllenzwang und andere einschlägige Werke sich systematisch darüber auszulassen im Stande wären; möge man nicht Angst haben, daß über das Wesen dessen, den man in gewissen Kreisen nicht beim rechten Namen zu nennen für schicklich hält, ein Verbreiten, über den Ankläger der Frommen und zugleich Urheber externer Inkonvenienzen, wie im Buch Hiob genugsam zu lesen, stattfindet; daß eines Breiteren darüber verhandelt wird, wie der Herr Urian zum erstenmal in menschlicher Gestalt auftauchte und letztere von den Kindern Israels aus der Babylonischen Gefangenschaft als Reminiszenz an ihren dort verbüßten unfreiwilligen Aufenthalt an gleichbenannten Wasserflüssen mitbrachten ins gelobte Land; — möge man nicht argwöhnen, daß über die Leibgarde des Ungenannten, worunter die christliche Kirche ehedem auch die ehrwürdigen Heidengötter als Dämonen oder Teufelsboten rechnete, über deren Organisation und pragmatischen Rechte Erörterungen gepflogen werden. — So verführerisch es auch für mich ist, unterlasse ich selbst, was weder Don Luis Velez de Guevara in seinem diablo Cojuelo, noch Monsieur Lesage im diable boiteux verabsäumten, nämlich außer Asmodeus dem teuflischen Cupido, auch die 8 obersten Hofteufel Leviathan, Belphegor und Astarot im Dienste der Fürsten, Minister, Diplomaten, Revolutionen, Kriege und Friedensschlüsse, Lucifer, den Teufel der Charlatane, Uriel den der Bourgoisie, Belzebub den der Zofen und Pagen, Flagel den der Chikanen, Griffael den der Greffiers, Pillardoc den der Gewinnsucht zu schildern; solchen Wißbegierigen, die von diesen Persönlichkeiten vernehmen wollen, seht, außer Brockhaus und Pierer's Conversations-

lexikon und Hauffs Memoiren des Satan noch eine ganze bibliotheca diabolica zur Verfügung, welche sie befriedigter lassen wird, als diese Blätter, die harmloseres verfolgen, nämlich ein Theilchen Aktivität und noch mehr Passivität des Gottseibeiuns in dem eben angeführten Lande.

2.

Und dieser hatte sich seit undenklichen Zeiten bequem und behaglich dorten eingerichtet, hatte seinen Hofhalt in den Alpujarras, in der Ronda und im Thal von Almeria so gut, als in der Sierra de Orocha, in Bujalance und am Guadalimar, auch mochten die deutschen Colonisten in der Carolina, im andalusischen Norden, deren Nachkommen schon längst Spanier geworden, das Ihrige dazu beigetragen haben, ihre Traditionen mit denen ihrer Stiefheimath zu verschmelzen, wie die dorten sich vorfindenden ächt andalusischen Mähren vom „Tischlein deck dich!“ vom „Prügel aus dem Sack'!“ vom „In den Schnappsack!“ und andere Erzählungen aus der Atmosphäre unserer Kinder- und Rockenstuben beweisen.

Eine der ältesten Teufelssagen von den mir bekannten ist wohl die aus Huescar stammende, welche von der Versuchung des Herrn in der Wüste handelt. Ihr zufolge erlaubte Gott Vater dem Teufel, der als Prüfungs-Commissär sich auf den Weg machte, Jesus unserm Herrn, um ihn zu zu verführen, alles Schöne, Erhabene und Reizende zu zeigen und zu versprechen, mit Ausnahme Andalusiens. Denn, setzt gewöhnlich der eingeborne Erzähler hinzu — wie hätte da der Herr widerstehen können, und doch — wie verzeihlich wäre dieß wieder gewesen! — Etwas weiter vorgehend kreuzen wir wiederholt den Weg des Versuchers, und zwar in einem am Puerto de Santa Maria bei Cadix gerngesungenen Fischerliedchen ältesten Datums, der Romance del Marinero (s. Romancero General I. apendice al discurso LXVI.), der

### Romanze vom Fischer.

Die Glocken klangen von San Juan
Der Morgen strahlt übers Meer heran
„O Schiffer! traue dem Meere nicht,
So silbern die Well sich am Borde bricht“
— Dem Meere bin ich wohl gut vertraut,
Es ist mir Liebchen, es ist mir Braut. —

Und als er eilte zum Borde blank,
Er in die trügliche Woge sank.
„Was gibst Du Schiffer zum Danke mir,
Rett' ich das Leben, das schwanke Dir?“
— All meine Schiffe, sechs an der Zahl,
Mit Silber beladen und Gold zumal. —

Es stand am Ufer ein langer Fant,
Der streckt ihm entgegen die dürre Hand.
„Nicht Deine Schiffe sollen es sein,
Es sei, wenn Du stirbst, Deine Seele mein.“
— Der Schiffer verschmähte solch ein Gebot
Und sank, doch die Seele schwebte zu Gott. —

Hier schließt das Original, doch der Volkswitz setzt dazu:

„„Der Geselle verschwand mit Haut und Haar,
„„'s ist möglich, daß es der Teufel war.““

Beim Vortrag dieser Weise theilen sich immer drei Stimmen in die Rollen des Chorus, des Versuchers und des Schiffers und ist dieselbe eine hübsche Erinnerung aus dem spanischen Süden, wozu blaudunkle See, herrlicher Himmel, rythmischer Wellenschlag und der erfrischende, Segel blähende Strom der Brise eine passende Staffage bildet. —

Also nicht nur in der Wüste, sondern auch an der Küste blamirt sich Junker Volland, und nicht minder im Binnenlande, wo er sogar sein verrätherisches Ohr wagt, wie der Cavalier von Xerez de la Frontera zu erzählen weiß.

## Des Teufels Ohr.

Wohlan meine Damen und Herren! Es war einmal ein reicher Handelsherr in Xerez de la Frontera, wo der gute Xerezwein gebaut wird, und dieser hatte einen Sohn, der war seine Sonne. Er erzog ihn, als wäre er eines Königs Erbe, er ließ ihn alles lernen, als sollte er Doktor verschiedener Rechte werden und, in ritterlicher Künste Unterweisung mangelte es nicht. Und so wurde der Junge wohlgestalt, krausbärtig, vielgewandt und wacker, wie kein Anderer. Doch es kam eine Zeit, da schmeckte ihm die leckerste Olla, das köstlichste Guisado, der Longaniza und des Chorrizo saftigstes Wurstexemplar nicht mehr, noch mundete ihm der feurigste Rebensaft der Rioja, des Vino seco, des Moscatel und des Tapado y lacrado de Tintilla de la Rota mehr, kein duftendes pajito wollte ihm mehr behagen, das Stiergefecht floh er und der reizendsten Mantilla versagte er seine Bewunderung. — Eines Tages sagte er frank und frei zu seinem Vater, die Geburtsstätte käme ihm langweilig vor, er fände eitel Uebelbehagen und er hätte Lust zu wandern.

„Und wohin willst Du?“ fragte ihn sein Alter.

— Die Welt sehen! erwiederte der junge Fant.

„Du kommst mir vor, wie ein Heuschreck, antwortete drauf der Handelsherr, der springt und weiß nicht wohin. Was thust Du in der Welt ohne Erfahrung!“

— Vater! mit Kunst und Verstand kommt man in Gunst durchs ganze Land! entgegnete der Einzige und da der Patriarch dem Hähnchen zu viel Flügel wachsen gelassen, als daß er es zurückhalten konnte, nahm dieser ein hinlänglich Gewaffen, zog ein 10 Meilenrößlein aus dem Stall, schwang sich drauf und begann die Welt zu beschauen.

Wir übergehen sein Abentheuer, wie er treue Gesellen zu Knappen gewonnen in Arcos, Utrera und Ossuna, nämlich den Lupfeschwer Lastrücken, Sohn des biederen Gutschleppers, — sodann den Blasehart Windzug, Neffen des wackeren Luftpfeifers, — und endlich den Horchesacht Lauschescharf, Adoptivkind des ehrwürdigen Ohrlöffels, wie er mit ihnen fortgezogen durchs Rondagebirge, wie

er an ein verwunschen Schloß kam, in dessen Verließ er sich an einem Seil hinabließ, an dem sie zu 4. vier Jahre lang geflochten, und fahren fort:

Als der Cavalier auf den Grund stieß, sah er sich plötzlich im prachtvollsten Palast und erblickte auf goldgesticktem Divan die reizende Prinzessin von Neapel, welcher erbsendicke Thränen vom im Kissen verborgenen Antlitz rannen. Unter halb erstickten Seufzern erzählte ihm die Unselige, Luzifer habe sich in sie verliebt und halte sie hier gefeit und gebannt, bis ein Retter für sie mit ihm selbst kämpfen und ihn besiegen würde. Bei diesen Worten erschien jedoch Luzifer in höchst eigener Person und schlug in gerechtem Grimme, aber ohne jene Achtung außer Augen zu setzen, die man einer gefangenen Prinzessin von Neapel jederzeit schuldig ist, mit seinem großen Skorpionschweif dergestalt an die Thüre, daß diese aus den Angeln fuhr. Der Cavalier aber bereitete sich sofort zum Zweikampf.

Christenmenschen! ein Duell, wie der gute Ritter mit dem verfluchten Luzifer bestand, sah die Welt noch nicht; ha! und wie sollte diese es sehen, da um hier oben zu kämpfen, dieser Verdammte nie mit offenem Visir, sondern stets in Untugenden maskirt heranschleicht. Der Cavalier jedoch bekreuzte sich, und da Jeder, der sich Gott empfiehlt, den Verworfenen besiegt, so überwand der Christ und schnitt schließlich dem Teufel ein Ohr ab.

Und wie unangenehm geberdete sich dieser, als er sein Ohr in eines Getauften Hand sah; ich überlasse dieß der Erwägung der verehrten Leser.

„Gib mir mein Ohr heraus! gröhlte Luzifer mit armsdickem Sturmtubabasse.

— Wenn Du es wieder willst, entgegnete kaltblütig der Sieger, mußt Du es theuer auslösen, als ein so Gewaltiger, der Du bist, Gevatter Luzifer! ich habs erstritten in biederem Kampfe und so setze ich drei Bedingungen, die vorerst erfüllt werden müssen."

„Verwegener, Unverschämter, Keckheitslümmel!" schrie Luzifer erbost.

— „Und wenn dein Rachen Kiesel speit!“ erwiederte der Cavalier, so kündige ich Dir an, daß ich Dein Ohr in Spiritus setze und für Geld sehen lasse.“ —

Luzifer stampfte vor Wuth: „Wohlan, was willst Du Uebelgeborener, Mißerzogener, Böslichdenkender!“

— „Bring stracks diese edle Prinzessin nach ihrer Heimath und ihren Palast und zwar in Handumkehr!“ befahl der Recke. — Luzifer brauchte nur zu blinzeln, es geschah und dann schnob er den Ritter an:

„Gib mir mein Ohr!“ —

— Jetzt befahl dieser weiter, „bring auch mich an den großen Hofhalt in Neapel, sammt meinen 3 Dienern und sorge mir dort für ein fürstliches Absteigquartier, für königliche Ausstattung und kaiserliches Gefolge, wie es Deinen Besieger zukommt!“

„Habe kein Lust, grollte der Gedemüthigte, daß du Großhans Dich auf Kosten meiner unterhältst und triumphirst!“

— „Auch gut! aber unter Trompeten- und Paukenschall lasse ich verkünden, lachte der Jerezaner Junkherr, daß dem Teufel ein Ohr fehlt; schau dann, wie Du Dich als Schreiber, Advokat, Wucherer, Vampyr oder Verliebter verkappst, ohne daß man Dich Augenblicks erkennt!“ —

„Mein Ohr her!“ grunzte Luzifer aufs Wüthendste, nachdem er dem Verlangen des Unbarmherzigen genügt und diesen mit großen Schätzen und mächtigem Gefolge nach Neapel gebracht hatte.

— „Ich könnte es Dir geben, erwiederte dieser, denn ich mag's nicht, es riecht nach Schwefel, Wust und Unlust, jedoch noch fehlt der dritte Punkt!

„Und welcher, Prahlhans, Großmaul, Schelm!“

— „Das brauchst Du für jetzt nicht nicht zu wissen; mittlerweile gedulde Dich! verhilft es Dir auch nicht zum Himmel, so doch vielleicht zu Deinem Ohr!“

Luzifer stierte ihn an, so giftig wie crystallisirtes Digitalin. „Du bist, zischte er seinem Tyrannen zu, siebenmal schlimmer als ich; bei mir! größere Schelmereien sieht man auf Erden als in der

Hölle; aber denk' an mich bei meinem Horn! — und er fuhr ab, sich hinter dem heilen Ohr krauend, dessen Gefährten ihm christliche Tücke entführt.

Und die Prinzessin heirathete den Ritter, und als das Hochzeitbrod gegessen war, lebten sie fortan wie — Katze und Hund, denn da Erstere, nämlich die Prinzeß allzulange unter Luzifers Dach verweilt, ward sie eigenthümlich launenhaften, gallichtscharften, giftigen Gemüths, das eben nur der Teufel ertragen konnte. Also stunden die Sachen, als nach kurzer Frist, da Luzifer sein Ohr zu heischen kam, der Ritter zu ihm sprach:

— „Gut, Du sollst's haben, aber erfülle den dritten Punkt!“ —

„Hochfahriger Spitzbube! schnauzte ihn der Erboste an, Du könntest mich verdammen, wenn ich's nicht schon wäre; welchen Punkt hast Du noch, Unseliger!“ —

— „Hole meine Frau, die Prinzessin wieder, sagte der Ritter nachdenklich, denn ich finde, Ihr paßt zusammen!“ —

3.

Aber nicht nur in Schlüften und Gründen verzauberten Pallästen, Wüsten und an Küsten hat der Teufel keine Ruhe vor rechtgläubigen Christen, wie die Sage sie schildert und verlangt, sondern selbst in der Hölle ist er nicht sicher, gefoppt, angeführt, betrogen, überlistet, geprügelt und anderweitig mißhandelt zu werden, wie folgende Sage aus der Umgegend von Lucena lehrt:

## Juan der Soldat.

Es lebte einmal ein Junggeselle aus guter Familie, aber arm wie eine Kirchenmaus, ohne Haus und ohne Stab, wie man dort zu Lande sagt, der loose sich zum Soldaten. Er diente seine Zeit aus, nämlich 8 Jahre, hierauf stand er wieder auf 8 Jahre ein, und dann wieder auf achte. — Als die Letzteren vorüber waren, ward er alt, kaum taugte er noch zum Kommiskoch, deshalb gaben sie ihm seinen Abschied, ein Pfund Brod und 6 Heller.

„Nun, das laß' ich gelten! dachte Juan der Soldat, als er sich auf den Bettelsteig eines abgedankten Invaliden machte, da hab ich mich schön herausgebissen! Nach 24 Jahren im Dienst des Königs hab' ich ein Pfund Brod und 6 Heller gewonnen! Aber immer nur mit Gott! Verzweifeln verhilft nur zu bösem Blut. Und fortwandelnd sang er vor sich hin:

„Mich schmerzt der Mund vom Kasernenbrod,
Der Hals von roßhaarener Binde,
Die Schultern rieb mir der Tornister roth,
Handschwielen verdank' ich der Flinte!"

„Wie gut ist's, Soldat sein, wenn man bedenkt,
Wie an der Kaserne sie lungern
In Roßhaar und Steifleinen eingezwängt,
Zerwühlt von unendlichem Hungern!"

„Soldatenleben ist lieblich und nett,
Ein Wandern auf Bergen in Thälern,
Ein Schlafen des Nachts auf fichtenem Brett,
Ein Sterben in den Spitälern!"

„Ich hab' einen Schmerz, doch ich weiß nicht wo?
Gekommen, ich weiß nicht, woher?
Ich werde genesen, doch weiß ich nicht, wann?
Mich heilet, doch weiß ich nicht, wer?"

Zu jenen Zeiten gieng unser Herr Jesus mit Sankt Peter durch die Welt. Verschiedene Male traf sie Juan, der Soldat und Sankt Peter bettelte regelmäßig ihn so oft an, bis er von ihm ziemlich alles, was er besaß, bekommen hatte. Doch der Herr verlieh auf Juan's Ansuchen dem leeren Tornister desselben die Gabe, alles an sich zu ziehen und festzuhalten, was ihm sein Besitzer befahl. Hier folgt nun ein außerordentlich seltsames Abentheuer, wie Juan der Soldat in einem verwunschenen Gartenhaus dessen spuckender Besitzer, der unmenschlich reich, aber in der Blüthe seiner Sünden gestorben, erlöst und wie dieser dem Wackeren aus Dankbarkeit 3 eiserne Häfen, einen voll Kupfer für die Armen, einen voll Silber für Seelenmessen, und einen voll Gold für ihn selber geschenkt,

wie der Erlöste in den Himmel, Juan mittelst seines Goldes zu Aemtern, Titeln, Ehren und Würden, die ganze Historie aber zu Lucifers bitterem Verdruß in die Hölle gelangte. Wieder entgieng ihm ein Verdammter, der schon in seinen Krallen zitterte und nun durch die Kirche und Armuth um Silberlohn diesen entrückt wurde, Er ärgerte sich um so mehr, als er nicht wußte, wie er sich an dem fatalen abgedankten Soldaten rächen sollte.

In der Hölle war ein kleiner Satan, ein geriebenes, listiges Kerlchen, das seines Gleichen suchte und der sich freiwillig erbot, dem Großteufel den Beabschiedeten zu bringen. — Luzifer erfreute sich darob dergestalt, daß er dem Diensteifrigen nach vollbrachter That einen Sack voll Bänder und Flitter, Nadeln und Netze um Eva's Töchter zu versuchen und zu verderben, so wie 12 Groß Kartenspiele und vierzig gefüllte Weinschläuche, um Adams Söhne zu verführen und zu Grunde zu richten, versprach.

Juan der Ex-soldat, jetzt Ex-zellenz, saß behaglich und wohlgemuth in seiner Halle am Garten, da kam in gewandter Eile der kleine Satan, der ihm kratzfüßig mit dem Gruße entgegentrat:

— „Guten Tag, Herr Juan!“

„Erfreut Dich zu sehen, kleiner Affe! pfui Guckguck! wie häßlich Du bist! willst Du ein Cigarillo?“

— „Ich rauche nur Schwefelholz, Herr Juan!“

„Einen Schluck Wein?“

— „Ich trinke blos Schwefelsäure, Herr Juan!“

„Nach Belieben, doch mit was kann ich dienen, Du Kainsseele!“

— „Ich komme Euch zu holen!“

„Das kann ich mir gefallen lassen. Ich sehe keine Schwierigkeit, mit Dir zu gehen. Ich diente nicht deshalb dem König 24 Jahre, um vor so einem kleinen, nichtsnutzigen, gedörrten Meerschweinchen wie Du, zu retiriren. Juan der Soldat schuldet nichts und fürchtet nichts, weißt Du das? — Schau, hole Dir dort die braunen Feigen, ich packe meinen Bündel, denn der Weg scheint mir lang!“ —

Der kleine Satan war auf Feigen ein Leckermaul, drum kletterte er den Baum hinan und begann zu schlingen; mittlerweile hieng sich Juan seinen Tornister um und commandirte: „In den Schnappsack!“ —

Der kleine Naschteufel klammerte sich an die Aeste an, daß sie sich bogen und brachen, er wand, drehte und sträubte sich, daß einem grauste, aber es half nichts, er mußte in den Sack. — Juan, der Soldat nahm nun einen Schmiedhammer und bearbeitete den Insassen wider Willen mit großer Gelassenheit, bis alle Knochen desselben tüchtig zermahlen waren.

Doch wie male ich die Wuth Luzifers, als er seinen Benjamin, seinen Augapfel anlangen sah, ganz verenkt und zerschunden, ein selbst für den Teufel erbarmungswürdiges Spektaculum.

„Bei den Hörnern des Mondes! schrie er, ich schwöre es mir selbst und meiner Großmutter, daß dieser anstandslose Hallunke Juan mir alles miteinander bezahlen soll; Potz Schwefel und Pech! ich hol ihn selbst in eigener Person.“

Juan aber war dieser Visitte gewärtig, auf seiner Hut und hatte seinen Tornister so ungefähr bei der Hand, als Lucifer bei ihm erschien, dessen Augen griechisches Feuer, dessen Maul Racketen spie. Er pflanzte sich mit vieler Gleichmuth vor dem Höllengast auf und hub an:

„Gevatter Luzifer! Juan der Soldat fürchtet nichts und schuldet nichts! nur daß Du's weißt.

— „Und daß Du's weißt, aufschneiderischer Eisenfresser! ich werfe Dich in die Hölle, so geschwind man „Satan“ sagt, schrie Luzifer vor Grimm schnaubend.

„Du mich, Du Juan den Soldaten! Ja, wenn's so geschwind gienge! Das, was Du nicht weißt, Gevatter Hochmuth, ist, daß ich Dir dein Pfeifen und Blasen vertreiben will, ich!“

— „Du, elender Erdenwurm?“ —

„Ich Dich! große Vogelscheuche! Ich will Dich in meinen Schnappsack stecken, Deinen Schweif und Deine Hörner, so viel Du hast!“

manischer Weise vorerst der Begriff „Teufel" abgehandelt werde als solcher, als διάβολος d. i. Verläumder, oder als hebräischer Satan d. i. Feind, Widersacher, als personificirtes Böses, der als Kaiser des Bösen Gott dem Herrn widerstrebt; als Fliegengott, Oberster der Besessenen, Verneiner, oder gar Samael, was sich hier nicht wohl übersetzen läßt; als Belzebub, Belial, Ahriman, böses Prinzip und dergl., wie etwa Mayer in seiner historia diaboli, Horst in der Zauberbibliothek und Dämonomagie, Fausts Höllenzwang und andere einschlägige Werke sich systematisch darüber auszulassen im Stande wären; möge man nicht Angst haben, daß über das Wesen dessen, den man in gewissen Kreisen nicht beim rechten Namen zu nennen für schicklich hält, ein Verbreiten, über den Ankläger der Frommen und zugleich Urheber externer Inkonvenienzen, wie im Buch Hiob genugsam zu lesen, stattfindet; daß eines Weitern darüber verhandelt wird, wie der Herr Urian zum erstenmal in menschlicher Gestalt auftauchte und letztere von den Kindern Israels aus der Babylonischen Gefangenschaft als Reminiszenz an ihren dort verbüßten unfreiwilligen Aufenthalt an gleichbenannten Wasserflüssen mitbrachten ins gelobte Land; — möge man nicht argwöhnen, daß über die Leibgarde des Ungenannten, worunter die christliche Kirche ehedem auch die ehrwürdigen Heidengötter als Dämonen oder Teufelsboten rechnete, über deren Organisation und pragmatischen Rechte Erörterungen gepflogen werden. — So verführerisch es auch für mich ist, unterlasse ich selbst, was weder Don Luis Velez de Guevara in seinem diablo Cojuelo, noch Monsieur Lesage im diable boiteux versäumten, nämlich außer Asmodeus dem teuflischen Cupido, auch die 8 obersten Hofteufel Leviathan, Belfegor und Astarot im Dienste der Fürsten, Minister, Diplomaten, Revolutionen, Kriege und Friedensschlüsse, Lucifer, den Teufel der Charlatane, Uriel den der Bourgoisie, Belzebub den der Zofen und Pagen, Flagel den der Chikanen, Griffael den der Greffiers, Pillardoc den der Gewinnsucht zu schildern; solchen Wißbegierigen, die von diesen Persönlichkeiten vernehmen wollen, steht, außer Brockhaus und Pierers Conversations-

lexikon und Hauffs Memoiren des Satan noch eine ganze bibliotheca diabolica zur Verfügung, welche sie befriedigter lassen wird, als diese Blätter, die harmloseres verfolgen, nämlich ein Theilchen Aktivität und noch mehr Passivität des Gottseibeiuns in dem eben angeführten Lande.

2.

Und dieser hatte sich seit undenklichen Zeiten bequem und behaglich dorten eingerichtet, hatte seinen Hofhalt in den Alpujarras, in der Ronda und im Thal von Almeria so gut, als in der Sierra de Orocha, in Bujalance und am Guadalimar, auch mochten die deutschen Colonisten in der Carolina, im andalusischen Norden, deren Nachkommen schon längst Spanier geworden, das Ihrige dazu beigetragen haben, ihre Traditionen mit denen ihrer Stiefheimath zu verschmelzen, wie die dorten sich vorfindenden ächt andalusischen Mähren vom „Tischlein deck' dich!" vom „Prügel aus dem Sack'!" vom „In den Schnappsack!" und andere Erzählungen aus der Atmosphäre unserer Kinder- und Rockenstuben beweisen.

Eine der ältesten Teufelssagen von den mir bekannten ist wohl die aus Huescar stammende, welche von der Versuchung des Herrn in der Wüste handelt. Ihr zufolge erlaubte Gott Vater dem Teufel, der als Prüfungs-Commissär sich auf den Weg machte, Jesus unserm Herrn, um ihn zu zu verführen, alles Schöne, Erhabene und Reizende zu zeigen und zu versprechen, mit Ausnahme Andalusiens. Denn, setzt gewöhnlich der eingeborne Erzähler hinzu — wie hätte da der Herr widerstehen können, und doch — wie verzeihlich wäre dieß wieder gewesen! — Etwas weiter vorgehend kreuzen wir wiederholt den Weg des Versuchers, und zwar in einem am Puerto de Santa Maria bei Cadix gerngesungenen Fischerliedchen ältesten Datums, der Romance del Marinero (s. Romancero General I. apendice al discurso LXVI.), der

### Romanze vom Fischer.

Die Glocken klangen von San Juan
Der Morgen strahlt überm Meer heran
„O Schiffer! traue dem Meere nicht,
So silbern die Well sich am Borde bricht“
— Dem Meere bin ich wohl gut vertraut,
Es ist mir Liebchen, es ist mir Braut. —

Und als er eilte zum Borde blank,
Er in die trügliche Woge sank:
„Was gibst Du Schiffer zum Danke mir,
Rett' ich das Leben, das schwanke Dir?“
— All meine Schiffe, sechs an der Zahl,
Mit Silber beladen und Gold zumal. —

Es stand am Ufer ein langer Fant,
Der streckt ihm entgegen die dürre Hand
„Nicht Deine Schiffe sollen es sein,
Es sei, wenn Du stirbst, Deine Seele mein.“
— Der Schiffer verschmähte solch ein Gebot
Und sank, doch die Seele schwebte zu Gott. —

Hier schließt das Original, doch der Volkswitz setzt dazu:

„„Der Geselle verschwand mit Haut und Haar,
„'s ist möglich, daß es der Teufel war.““

Beim Vortrag dieser Weise theilen sich immer drei Stimmen in die Rollen des Chorus, des Versuchers und des Schiffers und ist dieselbe eine hübsche Erinnerung aus dem spanischen Süden, wozu blaudunkle See, herrlicher Himmel, rythmischer Wellenschlag und der erfrischende, Segel blähende Strom der Brise eine passende Staffage bildet. —

Also nicht nur in der Wüste, sondern auch an der Küste blamirt sich Junker Volland, und nicht minder im Binnenlande, wo er sogar sein verrätherisches Ohr wagt, wie der Cavalier von Xerez de la Frontera zu erzählen weiß.

## Des Teufels Ohr.

Wohlan meine Damen und Herren! Es war einmal ein reicher Handelsherr in Xerez de la Frontera, wo der gute Xerezwein gebaut wird, und dieser hatte einen Sohn, der war seine Sonne. Er erzog ihn, als wäre er eines Königs Erbe, er ließ ihn alles lernen, als sollte er Doktor verschiedener Rechte werden und in ritterlicher Künste Unterweisung mangelte es nicht. Und so wurde der Junge wohlgestalt, krausbärtig, vielgewandt und wacker, wie kein Anderer. Doch es kam eine Zeit, da schmeckte ihm die leckerste Olla, das köstlichste Guisado, der Longaniza und des Chorrizo saftigstes Wursterempl ar nicht mehr, noch mundete ihm der feurigste Rebensaft der Rioja, des Vino seco, des Moscatel und des Tapado y lacrado de Tintilla de la Rota mehr, kein duftendes pajito wollte ihm mehr behagen, das Stiergefecht floh er und der reizendsten Mantilla versagte er seine Bewunderung. — Eines Tages sagte er frank und frei zu seinem Vater, die Geburtsstätte käme ihm langweilig vor, er fände eitel Uebelbehagen und er hätte Lust zu wandern.

„Und wohin willst Du?“ fragte ihn sein Alter.

— Die Welt sehen! erwiederte der junge Fant.

„Du kommst mir vor, wie ein Heuschreck, antwortete drauf der Handelsherr, der springt und weiß nicht wohin. Was thust Du in der Welt ohne Erfahrung!“

— Vater! mit Kunst und Verstand kommt man in Gunst durchs ganze Land! entgegnete der Einzige und da der Patriarch dem Hähnchen zu viel Flügel wachsen gelassen, als daß er es zurückhalten konnte, nahm dieser ein hinlänglich Gewaffen, zog ein 10 Meilenrößlein aus dem Stall, schwang sich drauf und begann die Welt zu beschauen.

Wir übergehen sein Abentheuer, wie er treue Gesellen zu Knappen gewonnen in Arcos, Utrera und Ossuna, nämlich den Lupfeschwer Lastrücken, Sohn des biederen Gutschleppers, — sodann den Blasehart Windzug, Neffen des wackeren Luftpfeifers, — und endlich den Horchesacht Lauschescharf, Adoptivkind des ehrwürdigen Ohrlöffels, wie er mit ihnen fortgezogen durchs Rondagebirge, wie

er an ein verwunschen Schloß kam, in dessen Verließ er sich an einem Seil hinabließ, an dem sie zu 4. vier Jahre lang geflochten, und fahren fort:

Als der Cavalier auf den Grund stieß, sah er sich plötzlich im prachtvollsten Palast und erblickte auf goldgesticktem Divan die reizende Prinzessin von Neapel, welcher erbsendicke Thränen vom im Kissen verborgenen Antlitz rannen. Unter halb erstickten Seufzern erzählte ihm die Unselige, Luzifer habe sich in sie verliebt und halte sie hier gefeit und gebannt, bis ein Retter für sie mit ihm selbst kämpfen und ihn besiegen würde. Bei diesen Worten erschien jedoch Luzifer in höchst eigener Person und schlug in gerechtem Grimme, aber ohne jene Achtung außer Augen zu setzen, die man einer gefangenen Prinzessin von Neapel jederzeit schuldig ist, mit seinem großen Skorpionschweif dergestalt an die Thüre, daß diese aus den Angeln fuhr. Der Cavalier aber bereitete sich sofort zum Zweikampf.

Christenmenschen! ein Duell, wie der gute Ritter mit dem verfluchten Luzifer bestand, sah die Welt noch nicht; ha! und wie sollte diese es sehen, da um hier oben zu kämpfen, dieser Verdammte nie mit offenem Visir, sondern stets in Untugenden maskirt heranschleicht. Der Cavalier jedoch bekreuzte sich, und da Jeder, der sich Gott empfiehlt, den Verworfenen besiegt, so überwand der Christ und schnitt schließlich dem Teufel ein Ohr ab.

Und wie unangenehm geberdete sich dieser, als er sein Ohr in eines Getauften Hand sah; ich überlasse dieß der Erwägung der verehrten Leser.

„Gib mir mein Ohr heraus! gröhlte Luzifer mit armsdickem Sturmtubabasse.

— Wenn Du es wieder willst, entgegnete kaltblütig der Sieger, mußt Du es theuer auslösen, als ein so Gewaltiger, der Du bist, Gevatter Luzifer! ich habs erstritten in biederem Kampfe und so setze ich drei Bedingungen, die vorerst erfüllt werden müssen.“

„Verwegener, Unverschämter, Keckheitslümmel!“ schrie Luzifer erbost.

— „Und wenn dein Rachen Kiesel speit!" erwiederte der Cavalier, so kündige ich Dir an, daß ich Dein Ohr in Spiritus setze und für Geld sehen lasse." —

Luzifer stampfte vor Wuth: „Wohlan, was willst Du Uebelgeborener, Mißerzogener, Böslichdenkender!"

— „Bring stracks diese edle Prinzessin nach ihrer Heimath und ihren Palast und zwar in Handumkehr!" befahl der Recke. — Luzifer brauchte nur zu blinzeln, es geschah und dann schnob er den Ritter an:

„Gib mir mein Ohr!" —

— Jetzt befahl dieser weiter, „bring auch mich an den großen Hofhalt in Neapel, sammt meinen 3 Dienern und sorge mir dort für ein fürstliches Absteigquartier, für königliche Ausstattung und kaiserliches Gefolge, wie es Deinen Besieger zukommt!"

„Habe kein Lust, grollte der Gedemüthigte, daß du Großhans Dich auf Kosten meiner unterhältst und triumphirst!"

— „Auch gut! aber unter Trompeten- und Paukenschall lasse ich verkünden, lachte der Jerezaner Junkherr, daß dem Teufel ein Ohr fehlt; schau dann, wie Du Dich als Schreiber, Advokat, Wucherer, Vampyr oder Verliebter verkappst, ohne daß man Dich Augenblicks erkennt!" —

„Mein Ohr her!" grunzte Luzifer aufs Wüthendste, nachdem er dem Verlangen des Unbarmherzigen genügt und diesen mit großen Schätzen und mächtigem Gefolge nach Neapel gebracht hatte.

— „Ich könnte es Dir geben, erwiederte dieser, denn ich mag's nicht, es riecht nach Schwefel, Wust und Unlust, jedoch noch fehlt der dritte Punkt!

„Und welcher, Prahlhans, Großmaul, Schelm!"

— „Das brauchst Du für jetzt nicht nicht zu wissen; mittlerweile gedulde Dich! verhilft es Dir auch nicht zum Himmel, so doch vielleicht zu Deinem Ohr!"

Luzifer stierte ihn an, so giftig wie crystallisirtes Digitalin. „Du bist, zischte er seinem Tyrannen zu, siebenmal schlimmer als ich; bei mir! größere Schelmereien sieht man auf Erden als in der

Hölle; aber denk' an mich bei meinem Horn! — und er fuhr ab, sich hinter dem heilen Ohr krauend, dessen Gefährten ihm christliche Tücke entführt.

Und die Prinzessin heirathete den Ritter, und als das Hochzeitbrod gegessen war, lebten sie fortan wie — Katze und Hund, denn da Erstere, nämlich die Prinzeß allzulange unter Luzifers Dach verweilt, ward sie eigenthümlich launenhaften, gallichtscharften, giftigen Gemüths, das eben nur der Teufel ertragen konnte. Also stunden die Sachen, als nach kurzer Frist, da Luzifer sein Ohr zu heischen kam, der Ritter zu ihm sprach:

— „Gut, Du sollst's haben, aber erfülle den dritten Punkt!" —

„Hochfahriger Spitzbube! schnauzte ihn der Erboste an, Du könntest mich verdammen, wenn ich's nicht schon wäre; welchen Punkt hast Du noch, Unseliger!" —

— „Hole meine Frau, die Prinzessin wieder, sagte der Ritter nachdenklich, denn ich finde, Ihr paßt zusammen!" —

3.

Aber nicht nur in Schlüften und Gründen verzauberten Palästen, Wüsten und an Küsten hat der Teufel keine Ruhe vor rechtgläubigen Christen, wie die Sage sie schildert und verlangt, sondern selbst in der Hölle ist er nicht sicher, gefoppt, angeführt, betrogen, überlistet, geprügelt und anderweitig mißhandelt zu werden, wie folgende Sage aus der Umgegend von Lucena lehrt:

## Juan der Soldat.

Es lebte einmal ein Junggeselle aus guter Familie, aber arm wie eine Kirchenmaus („ohne Haus und ohne Stab, wie man dort zu Lande sagt,) der loste sich zum Soldaten. Er diente seine Zeit aus, nämlich 8 Jahre, hierauf stand er wieder auf 8 Jahre ein, und dann wieder auf achte. — Als die Letzteren vorüber waren, ward er alt, kaum taugte er noch zum Kommiskoch, deshalb gaben sie ihm seinen Abschied, ein Pfund Brod und 6 Heller.

„Nun, das laß' ich gelten! dachte Juan der Soldat, als er sich auf den Bettelsteig eines abgedankten Invaliden machte, da hab ich mich schön herausgebissen! Nach 24 Jahren im Dienst des Königs hab' ich ein Pfund Brod und 6 Heller gewonnen! Aber immer nur mit Gott! Verzweifeln verhilft nur zu bösem Blut. Und fortwandelnd sang er vor sich hin:

„Mich schmerzt der Mund vom Kasernenbrod,
Der Hals von roßhaarener Binde,
Die Schultern rieb mir der Tornister roth,
Handschwielen verdank' ich der Flinte!“

„Wie gut ist's, Soldat sein, wenn man bedenkt,
Wie an der Kaserne sie lungern
In Roßhaar und Steifleinen eingezwängt
Zerwühlt von unendlichem Hungern!“

„Soldatenleben ist lieblich und nett,
Ein Wandern auf Bergen in Thälern,
Ein Schlafen des Nachts auf fichtenem Brett,
Ein Sterben in den Spitälern.“

„Ich hab' einen Schmerz, doch ich weiß nicht wo?
Gekommen, ich weiß nicht, woher?
Ich werde genesen, doch weiß ich nicht, wann?
Mich heilet, doch weiß ich nicht, wer?“

Zu jenen Zeiten gieng unser Herr Jesus mit Sankt Peter durch die Welt. Verschiedene Male traf sie Juan, der Soldat und Sankt Peter bettelte regelmäßig ihn so oft an, bis er von ihm ziemlich alles, was er besaß, bekommen hatte. Doch der Herr verlieh auf Juan's Ansuchen dem leeren Tornister desselben die Gabe, alles an sich zu ziehen und festzuhalten, was ihm sein Besitzer befahl. Hier folgt nun ein außerordentlich seltsames Abentheuer, wie Juan der Soldat in einem verwunschenen Gartenhaus dessen spuckender Besitzer, der unmenschlich reich, aber in der Blüthe seiner Sünden gestorben, erlöst und wie dieser dem Wackeren aus Dankbarkeit 3 eiserne Häfen, einen voll Kupfer für die Armen, einen voll Silber für Seelenmessen, und einen voll Gold für ihn selber geschenkt,

wie der Erlöste in den Himmel, Juan mittelst seines Goldes zu Aemtern, Titeln, Ehren und Würden, die ganze Historie aber zu Lucifers bitterem Verdruß in die Hölle gelangte. Wieder entgieng ihm ein Verdammter, der schon in seinen Krallen zitterte und nun durch die Kirche und Armuth um Silberlohn diesen entrückt wurde. Er ärgerte sich um so mehr, als er nicht wußte, wie er sich an dem fatalen abgedankten Soldaten rächen sollte.

In der Hölle war ein kleiner Satan, ein geriebenes, listiges Kerlchen, das seines Gleichen suchte und der sich freiwillig erbot, dem Großteufel den Verabschiedeten zu bringen. — Luzifer erfreute sich darob dergestalt, daß er dem Diensteifrigen nach vollbrachter That einen Sack voll Bänder und Flitter, Nadeln und Netze um Eva's Töchter zu versuchen und zu verderben, so wie 12 Groß Kartenspiele und vierzig gefüllte Weinschläuche, um Adams Söhne zu verführen und zu Grunde zu richten, versprach.

Juan der Ex-soldat, jetzt Ex-zellenz, saß behaglich und wohlgemuth in seiner Halle am Garten, da kam in gewandter Eile der kleine Satan, der ihm kratzefüßig mit dem Gruße entgegentrat:

— „Guten Tag, Herr Juan!“

„Erfreut Dich zu sehen, kleiner Affe! pfui Guckguck! wie häßlich Du bist! willst Du ein Cigarillo?“

— „Ich rauche nur Schwefelholz, Herr Juan!“

„Einen Schluck Wein?“

— „Ich trinke blos Schwefelsäure, Herr Juan!“

„Nach Belieben, doch mit was kann ich dienen, Du Kainsseele!“

— „Ich komme Euch zu holen!“

„Das kann ich mir gefallen lassen. Ich sehe keine Schwierigkeit, mit Dir zu gehen. Ich diente nicht deshalb dem König 24 Jahre, um vor so einem kleinen, nichtsnutzigen, gedörrten Meerschweinchen wie Du, zu retiriren. Juan der Soldat schuldet nichts und fürchtet nichts, weißt Du das? — Schau, hole Dir dort die braunen Feigen, ich packe meinen Bündel, denn der Weg scheint mir lang!“ —

Der kleine Satan war auf Feigen ein Leckermaul, drum kletterte er den Baum hinan und begann zu schlingen; mittlerweile hieng sich Juan seinen Tornister um und commandirte: „In den Schnappsack!" —

Der kleine Naschteufel klammerte sich an die Aeste an, daß sie sich bogen und brachen, er wand, drehte und sträubte sich, daß einem grauste, aber es half nichts, er mußte in den Sack. — Juan, der Soldat nahm nun einen Schmiedhammer und bearbeitete den Insassen wider Willen mit großer Gelassenheit, bis alle Knochen desselben tüchtig zermahlen waren.

Doch wie male ich die Wuth Luzifers, als er seinen Benjamin, seinen Augapfel anlangen sah, ganz verenkt und zerschunden, ein selbst für den Teufel erbarmungswürdiges Spektaculum.

„Bei den Hörnern des Mondes! schrie er, ich schwöre es mir selbst und meiner Großmutter, daß dieser anstandslose Hallunke Juan mir alles miteinander bezahlen soll; Potz Schwefel und Pech! ich hol ihn selbst in eigener Person."

Juan aber war dieser Visitte gewärtig, auf seiner Hut und hatte seinen Tornister so ungefähr bei der Hand, als Lucifer bei ihm erschien, dessen Augen griechisches Feuer, dessen Maul Racketen spie. Er pflanzte sich mit vieler Gleichmuth vor dem Höllengast auf und hub an:

„Gevatter Luzifer! Juan der Soldat fürchtet nichts und schuldet nichts! nur daß Du's weißt.

— „Und daß Du's weißt, aufschneiderischer Eisenfresser! ich werfe Dich in die Hölle, so geschwind man „Satan" sagt, schrie Luzifer vor Grimm schnaubend.

„Du mich, Du Juan den Soldaten! Ja, wenn's so geschwind gienge! Das, was Du nicht weißt, Gevatter Hochmuth, ist, daß ich Dir dein Pfeifen und Blasen vertreiben will, ich!"

— „Du, elender Erdenwurm?" —

„Ich Dich! große Vogelscheuche! Ich will Dich in meinen Schnappsack stecken, Deinen Schweif und Deine Hörner, so viel Du hast!"

— „Genug der Prahlhanserei!“ polterte Luzifer, streckte seinen langen Arm, und schüttelte seine entsetzlichen Klauen.

„In den Schnappsack!“ commandirte Juan im gröbsten Corporalston, dessen er in seiner besten Jugend fähig war. Und ob Luzifer sich auch streckte, dehnte, sträubte, wand, drehte und wendete, klein, groß, dick oder dünn machte; ob er auch brüllte, stöhnte, pustete, schnob und gröhlte, hinein mußte er in den Tornister von Kopf bis zu den Füßen.

Juan der Soldat nahm seinen Schmiedehammer und behandelte den Sack sammt Inhalt so nachdrücklich, daß Luzifer platt wie Goldschaum geschlagen war.

Des Hämmerns müde, ließ er seinen Gefangenen laufen und sprach noch zu ihm:

„Sei froh, daß ich mich mit diesem begnüge; falls Du Dich aber noch einmal unterstehst, vor mir zu erscheinen, Du ungeheure Unverschämtheit, so gewiß als ich dem König 24 Jahre gedient habe, ohne mehr als ein Pfund Brod und 6 Heller profitirt zu haben, — reiße ich Dir den Schweif, die Hörner und die Klauen aus, damit wollen wir sehen, wem Du noch Angst einjagst. Jetzt weißt Du's!“ —

Als nun der höllische Hofhalt den Großteufel kommen sah, zerquetscht, verschlagen, durchsichtig wie ein Haarsieb und mit eingezogenem Schweif wie ein wasserscheuer Hund, lechzend und stöhnend, da wurden sie alle toll vor Mitleiden, rasend vor Rachegefühl, und spieen eitel Kröten und Schlangen.

Nach solchergestaltigen loyalen Theilnahmsäußerungen schrieen sie Alle mit einer Stimme: „Herr! was nun?“

„Schickt nach Schlossern, um Thorschlösser zu machen, schickt nach Maurern und laßt alle Thüren, Pforten, Scharten, Spalten und Ritzen vermauern, daß der freche Juan, der Soldat weder in die Hölle kommen, noch treten, noch schlüpfen, noch kriechen, noch gleiten kann,“ befahl Luzifer. Und also geschah es.

Da Juan der Soldat sein Sterbestündlein herannahen fühlte, hieng er seinen Tornister um und wanderte nach dem Himmel. An

der Thüre nickte Sankt Peter und gähnte: „Holloh, willkommen! wohin gut Freund!" —

— „Wohin? nun, dahinein!" erwiederte Juan aufgeblasen.

„Oha! Halt! stillgestanden, Gevatter! hier geht nicht Jedermann in den Himmel, wie der Esel in den Stall! Laß schauen, ob Du's auch verdient hast!"

— „Nun, ich denke, ein Bischen! Ich diente 24 Jahre dem König, ohne größeren Dank als ein Pfund Brod und 6 Heller; und das war mein Monturguthaben! Scheint dieß Ew. Gnaden wenig?" —

„Das genügt nicht, Freundchen," brummelte Sankt Peter.

— „Was, das genügt nicht?" rief Juan der Soldat und schritt vorwärts; „wir wollen sehen!"

Sankt Peter packte ihn am Fittich und hielt ihn zurück.

— „In den Schnappsack!" kommandirte Juan.

„Juan, Mensch! Christ! hab Ehrfurcht, bedenke!"

— „In den Schnappsack!" Denn Juan fürchtet nichts und schonet nichts.

Und Sankt Peter, er möchte wollen oder nicht, mußte in den Tornister.

„Laß mich los, Juan Soldat!" bat der heilige Glatzkopf, „bedenke, daß die Himmelspforten offen stehen und ohne Wache, und daß jede hergelaufene Seele hinein kann!"

— „Das ist's eben, was ich wollte!" sprach Juan der Soldat, ungemein sich in die Brust werfend und den Hals drehend, indem er die Schwelle überschritt; „denn ich frage Euch, Sankt Peter! scheint es Ew. Gnaden in der Ordnung, daß ich nach 24 Jahren in des Königs Dienst, mit einem Pfund Brod und 6 Heller Gewinnst, hier oben nicht mein Invalidenquartier finden sollte?"

4.

Wir haben bisher gesehen, wie es mit den Höllenfürsten abwärts geht, erst macht er in der Wüste Fiasco, dann am Meeresstrand, vor einem jungen freilich christlichen Ritter zieht er den Kür-

zern, dann verkriecht er sich im Tartarus vor einem abgedankten, freilich reich gewordenen Soldaten und zum Schluß muß er vor einem alten Weibe flüchten, zum Wohlbehagen und zur Genugthung aller Wohldenkenden, wie die Sage aus der Umgegend von Villagaanes kündet von:

## Des Teufels Schwiegermutter.

Es lebte einmal in dem kleinen Flecken Villagaanes eine fromme Wittwe, aber diese war häßlicher als der Feldwebel von Utrera, welcher bekanntlich vor Häßlichkeit platzte; sie war dürrer als Spartgras, älter als das zu Fuß gehen, und gelber als eine Epidemie. — Dagegen hatte sie scharf ausgeprägte Gemüthsstimmungen, die, glaube ich, selbst Hiob nicht ertragen hätte. Sie gaben ihr deshalb den Beinamen Muhme Holofernes und kaum wurde ihre Nasenspitze sichtbar, so liefen alle Kinder davon. Denn Holofernes ist syrisch und bedeutet Kinderschreck. — Doch war die Muhme Holofernes reinlich wie das Wasser selbst, arbeitsam wie eine Ameise und deshalb hatte sie Kreuz und Leiden mit ihrem Töchterlein Pansila, welches ihr Widerspiel in dieser Hinsicht, und so über Alles bequem, alias faul war, daß ein Erdbeben es nicht aus seiner Ruhe hätten bringen können. Daß es an (ich sage nicht Zwiegesprächen, denn zum Antworten war Pansila zu träge) Strafpredigten von Seiten der rüstigen Alten nicht fehlte, versteht sich, und es würden diese gesammelt unter den Spezialtiteln: Gegen das Spätaufstehen, gegen das Fenstergaffen, gegen das Träumen, gegen das Maulen u. s. w. gewiß manches Lehrreiche geboten haben, wenn überhaupt heutzutage Didactik nicht schon ein verrosteter Artikel wäre und es kann daher füglich übergangen werden, welche mütterliche Mühe an der dickohrigen Pansila verschwendet wurde.

Da nun dem schalkhaften Scharfschützen Amor so manch Unmögliches möglich wird, so gedieh unter seiner Oberaufsicht, natürlich hinter dem holofernischen Rücken ein zartes Verhältniß zwischen Pansila und einem schmucken Piloten Don Gregorio de Carimbacharabéte, der zwischen Barcelona und Cadix kreuzte, ein hüb-

sches Resultat contrabandistischer Studien in Alicante angelegt und nur den in spe stiefmütterlichen Widerwillen gegen eine Verheirathung der sonst hübschen Pansila überhaupt zu bekämpfen hatte. Einmal hatte sich Muhme Holofernes schon energisch gegen Heirathen im Allgemeinen und Besonderen bei einer Nachbarin Dona Tomasa de Caramanchel ausgesprochen.

„Was! eiferte sie, meine Pansila heirathen? jemals heirathen? so lang ich lebe nicht, beim heiligen Quintin; so lang ich erlauben und gestatten kann, so lang erlaube und gestatte ich nichts!"

— „Aber, Frau Holofernes, Sie heiratheten doch auch! und Ihre Frau Mutter, und Ihre Frau Großmutter, und Ihre Frau Urgroßmutter!" —

„Was wahr ist bleibt wahr, habs auch schon bitter bereut, und wär's auch nur drum, solch eine Tochter zu bekommen, aber Frau Nachbarin! wenn auch meine Mutter, meine Großmutter und meine Urgroßmutter sich verheiratheten, so will ich einmal, daß weder Pansila, noch meine Enkelin, noch meine Urenkelin heirathe! Verstanden?" —

Auf diese Art wurde die Mutter täglich der Ehe mehr gram, die Tochter immer heirathslustiger und der Pilote auf Freiersfüßen immer unvorsichtiger. War die Alte in der Kirche und wußte ihre Pansila eingesperrt, so hatte Don Gregorio in der Schifffahrtsschule in Malaga nicht umsonst das Klettern gelernt, um wenigstens über die Hofmauer gebeugt mit seiner süßen Qual zu plaudern und alle die schnurrigen Coplas marinas vorzusingen, die er als Nebenfach in diversen Matrosenkneipen erlernt und zwar mit einem großen Aufwand von Vino tinto, den Krug zu einem halben Realen.

| | |
|---|---|
| En el mar hay un pescado | Einen Fisch gibts in dem Meere, |

sang er unter andern:

| | |
|---|---|
| Que llaman la corvina | Fischer nennen ihn Corvina, — |
| Y en la tierra una serpiente | Auf dem Land gibts eine Schlange |
| Que llaman Catalina | Und man heißt sie Catharina. |

Mi madre me pega palos
Porque quiero á un marinero
Y al son de los palos digo:
Vivan las anclas y remos!

Meine Mutter prügelt mich alle Tag,
Weil ich einen Seemann wohl leiden mag
Und während des Prügeln rufe ich doch:
Die Anker und Ruder, sie leben hoch!

Un carpintero me quiere,
Y un sastre me solicita
Y un marinero ha de ser
Dueno de mi personita.

Ein wackerer Schreiner wohl um mich
minnt,
Ein Schneider ist ernstlich mir hold
gesinnt;
Doch ein Seemann allein ist's der gebent
Als Herr meiner kleinen Persönlichkeit.

Marinero es mi amante
De agua salada,
Porque los de agua dulce
No valen nada.

Salzwasserfischer mein Knabe ist,
Ich sag' es leuchtenden Angesichts
Süßwasserfischer, wenn auch ein Christ,
Mir gilt er nichts.

Tengo pasadas por ti
Mas penas y mas fatigas,
Que pasan los marineros
En el Callao de Lima.

Was hab' ich um dich so unverschuldet
Für Mühen und Plagen und Schmer-
zen erduldet,
Mehr als ein seebefahrener Mann
In den Klippen Limas erleben kann.

En mi casa hay un patio
Tan particular
Que en lloviendo se moja
Como los demas.

In meinem Häuschen ist ein Hof,
Da herrscht gar sond'rer Brauch,
Wenn's regnen thut, so wird er naß,
Wie jeder and're auch.

Cuatrocientas mujeres,
Quinientos loros,
Arman una algazara
De mil demonios.

Der Frauen 400, der Papageyen
500 ohne Zweifel —
Die können, wenn sie wollen, schreien
Als wärens 1000 Teufel.

En Malaga los serenos
Dicen que no beben vino
Y con el vino que beben
Puede moler un molino.

Man sagt, Nachtwächter in Malaga
Die ließen das Weintrinken bleiben,
Jedoch mit dem Wein, den sie trinken, ja!
Kann man eine Mühle treiben

Dicen que no me quieres;
A mi no me da cuidado;
Manana me pongo luto
De Tafetan encarnado.

Sie haben es heimlich mir hinterbracht,
Daß Du mir Dein Herzchen nicht zu-
gedacht.
Von Morgen lege ich Trauer an,
So roth als den Taffet ich finden kann.

Und so giengs fort, bis eines Tages die schönste Strophe eine Unterbrechung erlitt, an welcher ein gewaltiger Besen an langem Stiel und des Piloten unbedachtsamster Theil am meisten betheiligt waren. Der Betroffene verschwand. Die Betroffene erhielt von der Betreffenden eine derbe Lection, die mit den Worten schloß: „Teufelskind, Ungerathene, Verlorne, Barrabastochter mit deinen Liebhabergedanken, wolle Gott, daß dich der Teufel heirathe!“

Nach kurzer Zeit erschien ein junger Mann, anmuthig, rothbackig, braunlockig, mit hübschem Vermögen, richtigen Papieren — kurz ein in jeder Beziehung wünschenswerther Freier, der um Panfilas Hand anhielt. Muhme Holofernes fand keinen Korb, keinen Abschlag in ihrem sonst so reich ausgestatteten Arsenal, so sehr sie auch suchte; der Prätendent war hinreißend, bezaubernd, so daß Panfila, vielleicht aus Faulheit, dem armen Piloten treulos und Senor Don Blas de Chaticuernachivo's Braut wurde. Alles wickelte sich vortrefflich ab, die Hochzeit stand bevor. Aber es geht nichts über eine große Verwandtschaft. Zwei entfernte Onkels, der Onkel Gil und der Onkel Blas waren von dem unseligen Bräutigam unabsichtlich übersehen worden, der Eine bei einem Händedruck, der Andere bei einem Abschiedskuß, und diese beiden Vernachläßigten begannen ein finsteres Werk der Rache. Man hustete, man zuckte die Achseln, man flüsterte, man brach in der Rede ab, wenn über den Bräutigam gesprochen werden wollte, man schwieg, wo man reden, man redete, wo man schweigen sollte, und die Muhme Holofernes war nicht die Letzte, die ins Geheimniß gezogen wurde. Der Argwohn schärfte ihre Blicke, und o heilige Petronella! es schien ihr, daß die hohe Stirne ihres künftigen Schwiegersohnes unter den Locken noch höher würde und kleine gewisse Hörnchen durchstächen — und immer schärfer betrachtete sie den Ahnungslosen. — Daß sie ihre Tochter einst verflucht, fiel ihr auch ein, es waren jedoch schon zu viele Vorbereitungen zur Hochzeit gemacht worden, als daß die vorum- und scharfsichtige Mutter es vor der Zeit zu einer Scene hätte kommen lassen.

Endlich nahte auch der Hochzeitstag. Die Muhme Holofernes

hatte Kuchen und Reflexionen gemacht, jene süß, diese bitter; eine große Ollapodrida für den Mittag, ein großes schadenfrohes Projekt für den Abend, sie hatte ein mächtiges Faß edlen Weines in Bereitschaft, und ein Manœuver, welches nicht edel zu sein drohte. Der Erfolg von allem diesem war, daß sie ihren Vogel an den Federn, oder hier den Hörnern erkannte, ihn mit Hilfe ihrer Tochter durchs Schlüsselloch in ein Fläschchen jagte, den Herrn Schwiegersohns alles Bittens und Flehens unerachtet in seinem gläsernen Gefängnisse auf den Gipfel eines der höchsten Spitzen der Ronda ausgesetzt seinem Schicksal überantwortete und zur Einheimsung des von ihm im Stich gelassenen reichen Hochzeitsschatzes nach Hause eilte. —

Auf seinem Berge blieb der arme Teufel, denn es war kein Anderer, 10 Jahre! — Welche 10 Jahre meine Verehrtesten! Die Welt war wie ein See von Baumöl. Jedermann ging seinen Angelegenheiten nach, ohne sich um jene Fremder zu kümmern. Keiner begehrte seines Nächsten Amt, Rang, Titel, Gehalt, Orden, Würde, Haus, Hof, Aecker, Vieh, Geld und Gut und irgend was desselben war; Raub wurde ein bedeutungsloses Wort, die Waffen rosteten, das Pulver verbrauchte man zu Luftfeuerwerken; die Gefängnisse waren leer, kurz! in dieser Dekade des goldenen Zeitalters ereignete sich nur ein beklagenswerthes Ereigniß... Die Advokaten starben vor Hunger und Stillschweigen! Aber ach! dieser glückliche Zustand sollte enden... und zwar auf folgende unerwartete Weise.

Ein Soldat, Namens Wackermuth, erhielt auf einige Tage Urlaub nach seinem Heimathsort Villagañanes. Der Weg dahin führte rings um den Gipfel des Berges, wo der Schwiegersohn der Muhme Holofernes alle gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Schwiegermütter so recht herzlich verfluchte und sich selbst gelobte, diese Viperbrut, sobald es in seiner Gewalt lag, auszurotten, was er durch einfache Abolition der Ehe zu erreichen glaubte. Wackermuth gedachte den langweilig gewundenen Weg abzuschneiden und quer über den Gipfel des Berges zu steigen. So that er und erstaunte daß, auf der kahlen Platte ein Glasfläschchen vorzufin-

den — er nahm es, schaute durch und sah den Teufel, der freilich mit den Jahren, durch strenge Haft, scharfe Fasten, Sonnengluth und Herzensjammer so verzweifelt zusammengeschrumpft war, daß er einer eingetrockneten Zwetschke glich. Verwundert rief der Soldat:

„Was für ein kleines Vieh, welche Mißgeburt, was für ein Phänomen ist denn das?"

— „Ich bin ein ehrlicher und wohlverdienter Teufel, dem an seiner Besserung liegt, erwiederte demüthig und höflich der Eingesperrte: Die Verderbtheit einer verrätherischen Schwiegermutter (die in meine Krallen falle!) hält mich hier seit zehn Jahren gefangen; befreie mich, tapferer Krieger und ich bewillige Dir, was Du auch immer verlangst."

„Ich will meinen Abschied!" sagte Wackermuth ohne Zögern.

— „Du sollst ihn haben; aber entstöpsele, entstöpsele schnell! denn es ist eine riesige Widersinnigkeit zur jetzigen Zeit der Bewegungen den größten Unruhestifter der Welt hier einzuglasen."

Wackermuth öffnete etwas den Pfropf, aus dem Fläschchen stieg ein spezifisch mephitischer Geruch und ihm in den Kopf. Er mußte nießen und schlug sofort mit der flachen Hand den Kork so kräftig in das Gefäß, daß dieser den Teufel fast zerquetschte, welcher vor Wuth und Schmerz aufschrie.

„Was machst Du, erbärmlicher Erdenwurm, schlimmer und falscher als meine Schwiegermutter!" rief er aus.

— „Mir scheint, entgegnete Wackermuth, es ist besser, wir setzen andere Bedingungen fest, denn ich leiste Dir wahrlich einen Dienst, wie nicht leicht Einer!"

„Und welche Bedingungen sind dieß, lästiger Befreier?" fragte der Teufel.

— „Dein Lösegeld soll vier Thaler täglich sein, so lang ich lebe! Bedenk es, denn drinnen und draußen ist ein Unterschied."

„Bei Satanas, bei Luzifer, bei Belzebub! stöhnte der Widersacher; Du Elender, Geiziger! ich habe kein Geld."

— „Oh!" machte Wackermuth; ist das eine Antwort für so

einen Großmogul wie Du! Das ist, Gevatter! so eine rechte Ministerantwort. „Dir schadets nicht und mir nützts nicht!“

„Nun, da Du mir nicht glaubst, sagte der Gefangene, so laß mich hinaus! ich will Dir helfen, wie ich schon Andren geholfen, mehr kann ich, bei meinem Schürhacken! nicht thun. Laß mich los! bei allen tausend der Meinigen, laß mich los!“ —

— „Eile mit Weile!“ beruhigte der biedere Urlauber; uns pressirt nichts, und wahrhaftig! Dich wird die Welt noch entbehren können. Versteh mich wohl, ich packe und führe Dich an Deinem Horn, bis Du hältst, was Du versprochen hast, und wenn nicht, so hilft Dir alles nichts.“

„Du traust meinem Wort nicht, Unverschämter!“ schrie der Gereizte.

— „Nein, entgegnete ruhig Wackermuth; ich weiß, Du bist das Schwefeln gewohnt.“

„Was Du von mir verlangst, ist unter meiner Würde,“ sprach der Arrestant mit all' dem Hochmuth einer verschrumpften Zwetschke.

— „Nun, dann geh' ich?“ entschied Wackermuth!

„Fahr wohl!“ brummte der Teufel, um nicht zu sagen b'hüte Gott.

Als er aber sah, daß der Soldat sich wirklich entfernte, fieng er an derart im Gläschen sich zu winden, zu drehen und zu schreien, daß man es nicht glauben möchte.

"Kehr um, komm her, geliebter Freund! (Dich soll ein junger Stier aufspießen, herzloser Spitzbube!) komme, komme! wohlthätiges Geschöpf, befreie mich, magst Du mich am Horn oder an der Nase herumführen, edelmüthiger, verdienstvoller Krieger (ich will mich rächen, elender Spießprügelschlepper! und wenn ich Dich zum Schwiegersohn der Mutter Holofernes machen sollte, und wenn ihr beide einander gegenüber in der Hölle braten solltet!“)

Die Bitten des Teufels rührten Wackermuth, er kehrte um und entkorkte das Glas. Der Schwiegersohn der Muhme Holofernes schlüpfte heraus, wie das Küchlein aus dem Ei, erst mit dem Kopf, dessen Hörner der Befreier sogleich erfaßte, dann mit dem übrigen Körper und zuletzt mit seinem Schweife.

Lange Zeit brauchte der Verhutzelte, um seine verkrampften Glieder zu recken und zu dehnen, dann zogen sie des Weges, Wackermuth den Teufel am Horn schleppend, der nebenher trippelte, wie ein erwischtes Böcklein.

So kamen sie zu guter Zeit an eine königliche Hofhaltung, da sagte der Gehörnte vertraulich zu seinem Führer:

„Erlaubt, daß ich in den Kopf der hiesigen Prinzessin fahre, deren Vater, der König sie aufs Leidenschaftlichste liebt, dieß wird ihr so schreckliche Schmerzen verursachen, daß kein Hof- oder Leibarzt ihr helfen kann. Hierauf wirst Du Dich melden, versprichst sie gegen eine Leibrente von 4 Thalern täglich zu retten und ich werde dann von ihr weichen. Natürlich geneset sie von Stund an und unser Conto ist ausgeglichen."

Alles kam so, wie der Teufel kalkulirt und vorgeschlagen, natürlich, wie bei allen Teufeleien in und außer Andalusien, bis zu einem gewissen Punkt. Sie beschritten die Hofburg und der treulose Pechfinke fuhr als ein kaum sichtbares Schwefelkiesstäubchen der Prinzessin durch das zierliche Stumpfnäschen in das Köpfchen. Bald darauf lag das unglückselige Königskind in den entsetzlichsten Krämpfen; der König, ihr Vater war trostlos und das ganze Land in der größten Bestürzung.

Wackermuth stellte sich mit der Hoffahrt dessen vor, welcher weiß, daß ihm der Teufel hilft. Der König nahm seine Dienste an und versprach ihm nach damaliger guter alter Sitte die Hand seiner Tochter, falls er sie retten würde, doch auch den andern Fall schien der eben so betrübte als resolute Vater vorhergesehen haben; vor der Schloßpforte erhub sich ein verhängnißvolles Gerüste, an dem der kecke Doctor baumeln sollte, falls die Prinzessin am dritten Tag nicht gesunden würde. Seines Erfolges jedoch sicher, gieng Wackermuth unbesorgt den bedenklichen Handel ein.

Unglücklicher Weise vernahm solches der Schwefelkiesige und hüpfte vor Freuden, daß ihm die Gelegenheit zur Rache so behilflich war, hatte er doch sein Opfer in den Klauen, welches so unbesonnen, so kindisch vertrauend in sein grob gesponnenes Netz gelaufen.

Das Hüpfen des Teufels mit Keinem Gehirn verursachte der Königstochter so furchtbare Schmerzen, daß sie den Doktor sofort aus dem Closet jagen ließ.

Am folgenden Tage wiederholte sich dieselbe Unannehmlichkeit. Wackermuth erkannte nun die Tücke des Unredlichen und dessen Absicht, seinem Befreier mit einer Elle gedrehten Hanfes für geleistete Dienste danken zu lassen; doch blieb er seinen Namen getreu und ließ den Kopf nicht hängen.

Am dritten Tag machte jedoch der falsche Doktor unwillkührlich einen weiten Bogen um den Galgen, als er der Prinzessin aufzuwarten eilte. Beim Eintritt ins Closet versiebenfachten sich die Convulsionen der Patientin, sie war buchstäblich ganz des Teufels und schrie, man möge den betrügerischen, schändlichen Quacksalber häuptlings die Treppe hinabstürzen.

„Noch sind meine Hilfsmittel nicht ganz erschöpft!“, sprach Wackermuth mit nachdrücklicher Würde. Habe Ew. Hoheit nur noch ein wenig Geduld!“ Er verließ sofort das Gemach und befahl Namens der Prinzessin mit allen Glocken der Stadt und des Landes läuten zu lassen.

Als er zurückkehrte, fragte der Teufel, der der abgesagteste Feind aller Glockentöne und nebenbei sehr neugierig ist: „Welchem Heiligen gilt denn dies vertrakte Gebimmel?“

— „Sie läuten, erwiederte trocken der Soldat, zur Ankunft Deiner Frau Schwiegermutter, die ich rufen ließ!“

Kaum vernahm dies der Teufel, als er sofort und so rasch floh, daß kein Sonnenstrahl ihn einholen konnte. Die Prinzessin genaß, heirathete Wackermuth und dieser succedirte seiner Zeit dem höchstseligen Herrn und König, seinem Schwiegervater!

# Der Nürnberger und sein Dialekt.

## Dritte Abtheilung.

Von

C. Arnold.

---

Vielleicht gedenken die älteren unter den verehrlichen Zuhörern noch jener Vorträge in den Jahren 1850 und 1852, in welchen ich bemüht war, den Nürnberger und seinen Dialekt zu charakterisiren und geben mir zu, daß jene harmlosen Auslassungen ihre Absicht Heiterkeit zu erregen, nicht verfehlt hatten, so weit sie auch davon entfernt waren ihren Gegenstand zu erschöpfen. Wenn ich heute mit einer ähnlichen Arbeit vor die geehrte Versammlung trete, so geschieht es auf Anregung freundlicher Beurtheiler, die in den früheren Aufsätzen noch Vieles vermissen; aber es geschieht mit einiger Zaghaftigkeit, da das jetzige Publikum theils an wirklich gelehrte Abhandlungen gewöhnt, theils durch die pikanten Reiseschilderungen unseres lieben Touristen-Paares verwöhnt sein mag.

Freilich hat mich einmal ein sehr liebenswürdiger Kritiker unseres Albums den Humoristen der Gesellschaft genannt und es ist recht Schade, daß ich jenen Ausspruch nicht schwarz auf weiß zu meiner Legitimation vorzeigen kann, aber es ist zu lange her und kann mich gar nichts mehr helfen; mittlerweile bin ich eine Kleinigkeit älter geworden und eine gewisse Dame in meiner nächsten Umgebung behauptet, sie verspüre durchaus keinen Humor an mir, sondern ich sei vielmehr ein rechter Kuschimuffel[1]) und Morrmaun[2]) geworden.

---

[1]) Griesgram. [2]) Murrkopf.

Diese Beschuldigung hat aber hingereicht mir die Zunge zu ziehen und alle heidi setzte ich mich auf meinen Nürnberger Pegasus nach dem klassischen Wort des Dichters:

A Jeder reit sein Steckapfer,
Und ih meih Räppla ah

und: hast ihn nit g'sehen versetzt er mich, nicht

„in das alte romantische Land."

doch aber ins alte Nürnberg und davon will ich plaudern nach Herzenslust, wenn auch die Grämlichen sagen: er hört sich nur gerne reden.

Folgen Sie mir nach der guten Stadt des vorigen Jahrhunderts, da noch kein Dampfroß keuchte und schnaubte, da am Lauferthor die Kinder noch auf dem Wälla spielten, da man vom Königs- und Marienthor, vom Max- und Mohrenthor nichts wußte und von der Walch keine Pforte führte zum Industrie- u. Kulturverein und zu den blau angestrichenen Baumpfählen, die kürzlich der beredte Ultra- nicht Demokrat sondern Mariner so glänzend vertheidigt hat.

Damals wo noch alle Thore beim Garaus geschlossen wurden und die Thürmer eine Viertelstunde vorher mit großen Kuhhörnern gewaltig tüten thaten, auf daß sich der behaglich daher schlendernde Ländleinsläufer [3]) in einen gelinden Trott setzen und den Einlaß noch erreichen konnte, damals als an der Frauenkirche noch die sieben Kurfürsten um den Kaiser marschirten, als die große Uhr noch auf- und abschlug, als es noch Eins gen Nacht und Eins gen Tag-Burger gab, als man noch keinen Christ- sondern einen Kindleinsmarkt hatte und am heiligen Abend das Kindlein bescheeren ließ, als der kleine Junge noch steif und fest glaubte, sein Vater habe das niedliche Schwesterlein aus dem schönen Brunnen gefischt, damals wo man statt der heut zu Tage überall sich breitstenden Phrase: „Zeit ist Geld" das gemüthliche: Komm ich heut

3) Spaziergänger.

nit, komm ich morgen erfand, damals herrschte bei uns auch kein Schwindel, aber ein langsames immer sich gleich bleibendes Wirken, keine materialistische Weltanschauung, aber Gottesfurcht und ehrbarer Wandel, keine bayerische Fortschrittsparthei, aber ein solides Bürgerthum, es gab keine Marienvorstadt aber einen Scherleinsgarten, kein Neuhausen aber die Ställe, keine Rosenau aber die Bleich und den Sauweiher.

Es war die Zeit der Regentücher, die der Volkswitz Katzenpopel taufte, der Marderkrägen, Rasseballari-Hauben, und Reifröcke, der Flughauben und Stulpstiefeln, der Zöpfe und Haarbeutel, man sah keine Crinolinen noch Zuavenjäckchen, man wußte nichts von Packträgern und Dienstmännern, keine Möbelwägen so groß wie ein kleines Haus standen an den Zieltagen zum Umziehen bereit, es gab nicht einmal einen „Ernst," der mit unermüdeter Emsigkeit Kommoden und Sessel, Speiseg'hälter und Zimmetkästen, Schäffer und Holzref auf und ablud zu Nutz und Frommen der Aus- und Einziehenden. Es kam damals vor, daß sich ein verschmitzter Buchbindergeselle für den persischen Ministersohn und Obrist Mirza Hassan Collaweck Schach ausgeben und die guten Nürnberger zum Schaden ihres Geldbeutels Monate lang zum Narren haben konnte, aber freilich gehörten auch Telegraphenleitungen und transatlantische Kabel zu den Dingen, von denen man sich nichts träumen ließ.

Wie Saphir in seinem Gedicht: „Die Straßen Hamburgs," gelüstet es mich einen Rundgang in Nürnbergs Gassen und Gäßlein zu machen, damit man nicht über die neuen Benennungen die alten ganz vergesse und dabei geht es mir wie es dem Herrn James Smith gegangen ist, als er die Misnomes of London schrieb, gerade was der Name besagt, findet sich nicht vor.

Im Ballhof wird nicht getanzt, im Münzhof nicht gemünzt, im Fechthaus nicht gefochten, im Rosenthal wachsen keine Rosen, auf dem Heumarkt gibt's kein Heu, auf dem Weinmarkt keinen Wein, auf dem Kornmarkt kein Korn, auf dem Milchmarkt keine Milch, auf dem Roßmarkt fehlen die

Rosse, auf dem Säumarkt die Schweine, im Schießgraben wird nicht geschossen, in der Söldnersgasse wohnen keine Söldner, auf dem Schwabenberg keine Schwaben, im Wespennest wird kein Mensch gestochen und in der Wunderburg gibt es wohl Knackwürste aber keine Wunder, das Bauernhaus beherbergt keine Bauern, das Kürschnerhaus ist kein Pelzlager und in der Seilersgasse fehlen uns die Seiler, in der Irrergasse die Gerber und in der Ledergasse die Tuchmacher.

Da geht so ein alter Nürnberger hinterm Tetzel herunter und sieht auf einmal, daß eine Menge junger Mädchen aus einem großen Gebäude herausgehen. Verzeihens meine Freiheit, sagt er zu einem Vorübergehenden, zu meiner Zeit war das der — Peststadel. Dummes Zeug, brummt dieser, Pest — man heißt das jetzt viel nobler Cholera, dies aber ist das neue Schulhaus für die Sebalder Mädchenschule.

Verduzt sezt unser Nürnberger seinen Stab weiter, in der Bückelmüllerei will er ein Seidlein weißes Bier trinken, aber er findet sie nicht — ein stattliches steinernes Haus steht an dessen Stelle, der alte gläserne Himmel ist verschwunden. Kopfschüttelnd geht er weiter und ein neues Staunen erfaßt ihn, als er die Post im Fünferhaus gewahr wird, welche doch nirgends anders hin als auf den Roßmarkt und in die goldene Gans gehört. Da hat er doch so oft gestanden und die Ordinari aus- und einfahren sehen und am 1. Januar vor allem hat er nie gefehlt, wenn die 16 Postillons zum Neujahrblasen ausgeritten sind. Weiter geht er zur Herrentrinkstuben, aber da findet er keinen Wein, sondern eine permanente Kunstausstellung, seine alte Schusterskirche hat man ihm weggerissen, weil sie nicht einfallen wollte, aus dem bescheidenen Bitterholz hat man einen vornehmen Bayerischen Hof gemacht, die ABC-Brücke mit ihren 40 Kramläden, nach denen seine Kinder ihre ersten Buchstabierstudien gemacht haben, ist verschwunden und eine noble steinerne Karlsbrücke nimmt ihre Stelle ein; vergebens schweift sein Auge nach Westen und sucht den alten Trubensteg, dafür erblickt er eine

luftige Kettenbrücke, die man ihm mit Stolz als die erste bezeichnet, welche in Deutschland errichtet wurde. Umsonst sucht er das prächtige alte Giebelhaus am Geiersberg, umsonst die Pappeln und das schöne Gitter, welche seinen alten Freund den Wasserspeier auf dem Neuen Bau umgaben, die Schwabenmühle ist total verändert, die fünf alten gemüthlichen Häuser daneben, welche sich so einträchtiglich an einander gelehnt hatten, sind stattlich neugebaut und sonst unter den Hutern, prangt da jetzt die Kaiserstraße mit prächtigen Läden. Keinen alten Bekannten kann er mehr finden in seiner geliebten Vaterstadt, das Herz möchte ihm brechen.

Wo sind die schönen Frescomalereien am Viatushaus, sie sind übertüncht und das alte solide Gebäude ist jämmerlich durchgebrochen worden zu allerlei hochmüthigen Magazinen voll moderner Waaren, deren Nutzen und Gebrauch er nicht einzusehen vermag. Wo sonst das Zuchthaus stund, findet er jetzt ein Museum, die Barfüßerkirche hat einem Café Noris Platz machen müssen, der Heilsbronner Hof einer Königlichen Bank.

Nicht besser ergeht es ihm vor der Stadt.

Auf der Hallerwiesen wo er Anno 1768 das schöne Festschießen und allerlei Kurzweil mitgemacht hat, findet er einen Kaffeegarten und das Fleißners Orchester, die Schwedenschanzen an denen sein Vater selbst mitgearbeitet sind spurlos verschwunden und ein Krankenhaus und ein Bahnhof paradiren an ihrer Stelle, er fragt nach der Vogelstange, man schüttelt den Kopf, sie heißt jetzt Ludwigsfeld, er verlangt nach dem Judenbühl — man zeigt ihm nach dem Marfeld wo er mit Entsetzen das Schießhaus findet, das doch dicht an den Johanniskirchhof gehört. Seine alte Grütz findet er nicht mehr und den Schmausenbuk hat man in einen Kurort umgewandelt und mit künstlichen Ruinen und absonderlichen ihm ganz unverständlichen Sprüchen bemalt, die berühmte Buchenklingen wird von Niemand mehr besucht, den Thumenberg hat man zu einem Platnersberg umgeformt und den Tutscheteich sieht man vor lauter Parkanlagen nicht mehr.

Es war eine eigenthümliche Zeit, für uns moderne Noris-

bürger kaum verständlich oder erquicklich, jene Zeit der Lob- und Spruchsprecher, der Geleitskutschen, der Kindlein-Schüler, des Neujahrtrommelns, der rothröckigen Findelkinder-Umzüge, der Dreierleichen, und doch wie urgemüthlich! — Damals konnte der Kandidatus Graf seinen höflichen Schüler schreiben und ihm die Worte in den Mund legen:

Geh ungewaschen nicht aus Deiner Eltern Haus
Und spül zuvor den Mund mit frischem Wasser aus,
Kämm Deine Haare flugs, wenn Du Dich angezogen
Denn einem Strobelkopf ist Niemand gern gewogen.
Leg in die Schüssel nicht, was auf dem Teller lag
Weil Das, was Du gekost't nicht gleich ein And'rer mag;
Kratz in dem Kopfe nicht, sonst gibts von wilden Thieren
Die in der Nähe sind, gleich was zu discuriren.
Wenn Du Dir schneutzen willst, so mußt Du nicht posaunen,
Daß and're von dem Ton erschrecken und erstaunen.
Schnull an den Fingern nicht, wie kleine Kinder pflegen
Sonst bringst Du Dir dadurch gar wenig Gunst zu wegen.

u. s. w. wie Jedermänniglich bekannt.

Damals erschien Anselm v. Zieglers: „Asiatische Banise oder blut'ges doch muth'ges Pegu," (Leipz. 1721), in welchem die ungeheuerlichsten Schlachten beschrieben werden, welche der blutdürstige Chaumigrem und der verliebte Prinz Balacin um die herrliche Banise führen und alles zuletzt zu einem fröhlichen Ende gelanget, damals konnte Joh. Chr. Trömer: „Des deutsch Franzos Schriften" (Leipz. 1636, Nürnb. 1732) herausgeben und was besonders zu verwundern, dafür Leser finden.

Zu jener Zeit wußte man noch nichts von neumodischen Tänzen wie Anglaise und Quadrillen, Polka und Mazurka, man tanzte seinen Schleifer und Rutscher, später höchstens ein Winawet (Menuet) und den beliebten Dreher, den Boden stampfend und wie ein Kreisel um die Achse wirbelnd, daß die Röcke flogen und sang dazu:

Gröiß di Gott, Herr Kupferschmied,
Gröiß di Gott, mein Bester
Wenn Du willst mein Schwager wer'n
Heirat Du mein Schwester.

oder:

Geh ich mit der Durl, tanz ich mit der Durl
Bis auf Schweinau, Schweinau.

Bei Hochzeiten wurde man am zweiten Tag auf Kraut und Fleisch geladen, jetzt steigen sie nach der Trauung in ein Coupé und fahren mutterseelenallein in die Welt hinein und die Gäste daheim trinken Thee und langweilen sich.

Man glaubte damals noch an die „schröcklichen" Kometen als „Fackel- und Zornruthe Gottes," als Vorläufer von entsetzlichen Kriegsläuften, von Pestilenz und Sterb und theurer Zeit und konnte das Publikum mit pathetischen Ansprachen regaliren wie etwa folgende:

List-, Lust-, lastervoller Sünder willst du nicht vor Scham erröthen
So erbleiche nun aus Schrecken. Sieh auf wie dich übersteigt
Diese bleiche Feurraкete, blick an wie der Höchste zeigt
Deiner Sünden Straferuthen, merk wie von dem Kriegsplaneten
Kommt ein Schwert auf dich gelaufen; schau den grausamen Kometen
Der mit blassen Todesstrahlen von dem hohen Himmel leucht
Der mit gleichlos-langem Schweife in die Nordgestirne reicht.

Man deklarirte es als ein Wunder, daß am fünfeckigen Thurm ein Moosüberzug gewachsen war, der aussah wie ein Löwe und gab einen Kupferstich davon heraus mit der Unterschrift:

Viel mancherlei Zeichen haben sich sehen lan
Aber nie dergleichen wie dieses hier thut stan
Zu Nürnberg an der Stadtmauer außen beim Vestnerthur
Ist dieses zu schauen, wills kürzlich melden nur
Man hat darvon auch weit und fern vernommen,
Also gar nach Ambstertam ist's kommen.

Und wenn fremde Thiere nach Nürnberg kamen und gezeigt wurden, wie der schöne und weltberühmte Büffel von 1745, das Rhinoceros von 1748, der Meerfisch von 1778, der Osterochse von 1776, so hat man sie also gleich in Kupfer gestochen und Medaillen

darauf geschlagen und das bekannten Blanchard Ballonfahrt auf dem Judenbühl 1787 hat nicht weniger als 15 Darstellungen in Kupferstich hervorgerufen, eine Manie, die sich in unserer Zeit bei Gelegenheit des neuerlichen Brandes des Lorenzer Thurmes ziemlich wiederholt hat.

Um diese Zeit fand man in guteinenden Bürgerhäusern noch die bekannten Prangkuchen, welche nicht benützt und nur zum Staat gehalten wurden und an der inneren Seite der Hausthüren hieng ein Täfelein mit folgender anmuthigen Weisung:

Wer treten will die Stiegen herein
Dem sollen die Schuhe fein sauber sein
Oder vorher streiffen ab.
Daß man nicht darüber zu klagen hab.
Ein Verständiger weiß das vorhin
Wie er sich halten soll darin,

und Joh. ab Indagine gibt uns das etwas zweideutige Zeugniß:

„Die Reinlichkeit wird in Nürnberg durchgängig sehr geliebt. Die Straßen sind reinlicher als an manchen Orten, absonderlich in Polen.“ (!)

Unsere Altvordern hatten es bei ihren Spaziergängen ganz hübsch, sie konnten durch das Schmatzergäßlein nach dem Poetenwäldlein wandeln und im Winter im Nonnengarten ganz in der Nähe Rädlein machen[4]) und Schlittschuh laufen. Uns ist nur der Seufzergang geblieben und das Gebirg von wo wir nach Großreuth gelangen, da sehen wir uns freilich vergebens nach den alten Knoblauch-Bauern mit der malerischen Tracht um, dagegen sollen da in neuester Zeit mehrere Alterthümler einen Thrazier[5]) entdeckt haben, der seinen alten Namen mit Gut und Blut vertheidigt.

Die alten Viertelsmeister und Gassenhauptleute wußten einem Jeden den Weg anzuweisen, den er zu gehen hatte.

Die Kinder mußten auf's Gräslein, in's Halbwachsengäßlein, in die Schulgasse; wer nicht parirte, kam in's fin-

---

4) Schlittenfahren im Kreis um einen Mittelpunkt. 5) rectius Drathzieher.

stere Thal oder in's Stadtknechtgäßlein, oder zum Kindleinfresser; die braven kamen zum Aepfelein und spielten im Betzengäßlein oder Matzengäßlein; die Dummen schickte man in den Ochsengraben oder zum Narren, häufig empfingen sie auch im Taschenthal den gebührenden Lohn.

Hatte man aber die Kinderschuhe ausgetreten, so war der erste Weg zum Abendmahl, dann gings in die Schmausengasse, ins Bachschmatzgäßlein und nach der feisten Kuchen und ins goldene Tischlein, wer gerade dafür inklinirte konnte in den Milchkeller gehen und in's Waizenstüblein, der Mäßige blieb in der Schranken und begab sich später auf den Herrenmarkt. Wer freilich sich nicht zu beherrschen wußte, gerieth in den tiefen Keller oder gar in den wilden Saukeller und wenn er dann im Kehrum nicht noch rechtzeitig anderen Sinnes wurde, so war's nicht weit mehr nach den Kreuzgassen und dem Bettelmarkt. Zuletzt wandelte er durchs Flederwischgäßlein in die Elendsgaß, das Strohsackgäßlein und das Hundsgäßlein, nicht selten in die Fronvesten und auf den Henkerssteg oder doch wenigstens wenn er preßhaft war in's Apothekergäßlein und suchte er dann nicht hinter Allerheiligen sich zu salviren, so blieb ihm kein anderer Weg als in's Todtengäßlein und in die Höllenplatten.

Unser Nürnberg gibt der Capstadt nichts nach, denn es hat seinen Tafelberg (Nopitch pag. 172) so gut wie diese und wenn es, gleich Rom, eine Sieben- oder Acht Hügel-Stadt genannt werden kann, weil es den Vestnerberg, Bonersberg, Schwabenberg, Spitzenberg, Köpfleinsberg, Zottenberg, Geiersberg und Treiberg besitzt, so hat es vor dieser mächtigen Nebenbuhlerin noch das voraus, daß in ihr sogar sieben Zeilen zu finden sind.

Von Straßen- und Ortsnamen, die aus der Beschaffenheit, Lage und Umgebung hervorgegangen sind, führe ich an: am Sand, beim Weiherhaus, das hohe Pflaster, die Peunt, auf

dem Moos (später fälschlich Most) die Fröschau, die Füll und den Steig.

Die Rothgasse hat man aus Zimperlichkeit später in Brunnengasse umgetauft, weil man vergessen hatte, daß sicher nicht der Koth (Schmutz) Veranlassung zu der Benennung gegeben hat, sondern die ursprünglichen Bewohner, welche Kossäten, Kothsassen, Hintersassen waren (agſ. Cote Hütte, Haus, engl. cot) die Bruchgasse (später Johannnisgasse) haben wir mit Braunschweig gemein, und den Kappenzipfel (später Cappadocia) mit verschiedenen anderen deutschen Städten zunächst mit Rothenburg und Schwabach ebenso wie das Ellenbogengäßlein und die Freiung. Der Contumaunzer-Garten wurde im Jahre 1665 für fremde Güter als Contumaz-Anstalt gegen Einschleppung ansteckender Krankheiten eingerichtet.

Der Sinwelthurm auf der Veste hat seinen Namen von seiner runden Form (sinewel walzenförmig), die Hasenburg von ihren frühern Besitzern denen Haasen, der Heidenthurm von den sonderbaren Steinbildern, die man früher heidnischen Ursprungs hielt, der Lug ins Land von der alt hergebrachten Bezeichnung einer hohen Warte, der Plobenhof von den früheren Besitzern, der adligen Familie der „Plauen" oder „Ploben"; wie die Zisselgasse von der Familie „Zistel"; der Lichterzieherhof, die Schmidgasse, die Pfannenschmidgasse, die Beckschlagergasse oder Unruh, der Plattnersmarkt, haben ihre Namen ohne Zweifel von den Gewerben, die daselbst betrieben wurden, ob aber im Gemsenthal jemals Gemsen waren, ob im Wetzsteingäßlein Schleifsteine gefunden worden sind, lasse ich dahin gestellt, während der Name Windmühlgäßlein, welcher von der Dielinggasse (St. Ilgen) nach dem Umgeldhaus (Fünferhaus) führt, sehr leicht von dem scharfen Windstrom hergeleitet werden kann, der dort fast immer zu spüren ist und das Welschland einem Hause seine Benennung verdanket, an welchem in der Nähe der Graserdgasse ital. Landschaften gemalt waren, dagegen würde ich

demjenigen dankbar sein, der mir sagen wollte, warum man den Röhrbrunnen am Unschlitthaus Hiserlein nannte.

Ich habe allerdings früher schon ein ansehnliches Contingent von Wirthshäusern mit ziemlich absonderlichen Schildern aufgeführt, aber immer bleiben mir noch einige übrig, die ich hier der Vollständigkeit wegen erwähne, sammt den Straßen, in welchen sie zu suchen waren und theilweise noch sind.

Dahin gehören: der Schwarzbauernhof auf dem Milchmarkt, die Schneiderei in der Weißgerbergasse, die grünen Kinder am Obstmarkt, die goldne Krausen in der Laufergasse, die Hitz im Mauthgäßlein, der böse Brunnen beim Zeughaus, die Schleißen und der Vogelherd in der Rotgasse, die Drossel auf dem Steig, die alte Kärnerin im Dörrersgäßchen, die blaue Hand auf der Schütt; zu geschweigen die, welche wir heute noch frequentiren wie der Mondschein, das Krippelein, das Göckerlein, den Jakobssaal und das Aug, den heitern Himmel, die Douglashöhle, die Wolfsschlucht, die Gifthütten und andere.

Die alten Badstuben sind sämmtlich eingegangen und man könnte daraus folgern, daß je mehr die jetzige Welt nach außen zu glänzen sucht, je weniger sauber sei sie nach innen, wäre es nicht bekannt, daß heut zu Tage in vielen Privathäusern ganz elegante Badezimmer eingerichtet sind, die jedenfalls mehr Luxus enthalten, als die sehr einfachen der früheren Jahrhunderte.

Es waren aber früher 13 Bäder zum allgemeinen Gebrauch vorhanden, nämlich das Zeughausbad, das Strohsackbad, das weiße Thurmbad, das Neustuben- oder Unterwöhrdbad, das Fleischbankbad, das Zachariasbad, das Irrerbad, das Rosen- oder Burgbad, das Sonnenbad, das Sandbad, das Zottenbergbad und das Brettenbad, wovon indessen die beiden letzteren bereits in den Jahren 1829 und 1834 eingegangen sind.

Das Wildbad, erbaut 1577, das wir noch haben, war damals, der Eisenhaltigkeit der Quelle wegen, ein Heilbad und

wurde von fremden Herrschaften nicht wenig besucht. Es existirt davon eine eine sehr phantasiereiche Beschreibung vom Lob- und Spruchsprecher Michael Springinklee aus dem Jahre 1681 unter dem Titel:

„Ein schöner Spruch von dem Wildbad zu Nürnberg,"

in welcher es am Schluß heißt, daß der, welcher die Kur beendigt hat

Zum Abschied seinen Brüdern fein
Verlaß eine gute Kandel Wein
So wird sein Bad ihm glücklich sein.

Ich habe in den früheren Vorträgen bereits vieler Schimpfwörter gedacht, die ebenso derb als treffend angewendet worden sind und größtentheils noch werden, es ist aber davon noch ein guter Vorrath übrig geblieben, den ich nun auch nicht länger vorenthalten will. Dabei möge man mir gestatten, sie in den heimischen Klängen des vaterstädtischen Dialektes vorzutragen, damit sie in ihrer ganzen Urwüchsigkeit empfunden werden können. Billig muß man sich verwundern über die Menge der Bezeichnungen für Eigenthümlichkeiten und Gebrechen des Körpers, für die Licht- und Schattenseiten des Charakters und Benehmens, welche zur Hand waren und in der That hatte es ein Nürnberger schwer so zu sein, daß gar nichts davon auf ihn passend erscheinen konnte.

Schon als Kind im zarten Alter hieß man: Dockala, Wächtala, Hemdschwengel und je nachdem man lebhaft, lärmend, leichtsinnig war: Fantala, Wickela, Nusserla, Gschußel, Unband.

Arme Leute, mit vielen Kindern gesegnet, sind a Hasenwaar. Waren nun die herangewachsenen Nürnberger oder Nürnbergerinnen von kleiner Statur, oder zart und schwächlich, so mußten sie sich gefallen lassen, daß es bald hieß: Esqueck, Knack'n, Krapf, Fratz, bald wieder: Trutschel, Brächsen, Kratzbürsten.

Die großen Personen kamen aber auch nicht ungerupft weg, man schalt sie: Stangamichel, Steckensteif, langa Drangen, Latern; war man aber von übermäßiger Leibeslänge,

so bekam man den Titel Damahansel und der war genommen von dem Bilde eines 8 Fuß hohen Riesen an der Wand des Sternhofes, welcher Jakob Damman hieß, aus dem Lüneburgischen gebürtig war und sich dahier im Jahr 1615 für Geld sehen lies.

Ging man in Nürnberg zierlich und fein gekleidet, so riefen die Neider: Gackala, Drehdi-Docken, Praller, Zusammengezupfte und wer ein umfangreiches Kleid trug, wenn auch ohne Crinoline, der hieß: Zibeleinstürzen.

Nachlässig und schlecht angezogene Personen nannte man: Schlepp, Lumpendurl, Batznschlaf'n, Habelteuk.

Für Häßliche und mit Deformitäten Behaftete gab es eine Menge Namen, die man kaum alle anführen kann, da hieß man je nachdem man aussah: Schlaraffeng'sicht, Pfundnasen, Kniebleinskopf, Bärensia, Katzabrack, Waffel, Zwetschger-Nasen, Affeng'sicht, Mumpfel, Bratpfanneng'stalt, Zahnraffel, hatte man nur eine kleine Glatze, so war man schon ein Plattenkönig und waren die Beine nur ein Bischen ausgebogen, so hieß es: seht den Gikerreiter.

Gebrechliche wurden auch nicht verschont, sie hießen Wechselbalg, Buckelwag's, blinder Sir, Kropfeta, Brachiger und selbst die Greise und Greisinnen waren: alte Kracher, alte Gorra, alte Schachtel, Spittel-Onferla, Mummela, Hosentata, Trubneila.

Wie man es auch machte, so machte man es nicht Recht. Trat man süffisant so war man eine Gespritzte, ein Haspel, ein Zwickel, eine Scharmante, ein Gispel; war man lebhaft und schnell so konnte man hören, man sei eine nöthige Wettel- oder ein Hitzablitz. Die Trägen und Blöden aber bediente man mit Laimensieder, Hergottsmockelein, Lamech, Lätfeigen, Breimaul, Hietsch, Putschi, Schmachtlappen, Strunz, Zwetchgermann.

Besonders von Namen für Dumme und Tölpelhafte hatte man ein reiches Register, als da sind: Storax, Heuchel,

Kratschn, Stäpsel, Lalla, Flöhmeichel, Ochsenstoffel, Meichala, Schiebochs, Höipa, Simpel. Die groben und aufgeblasenen Menschen bezeichnete man mit: Hammazoll, Zauk, Teufelz'reiß, Brädsmolles, Schliffel, Zipfel, Bauernfünfa, Knollfink, Knüpfel.

Die Mageren schimpfte man: Besenstiel, dürre G'rippen, Beinhäuslein. Die Dicken: G'schwollner, Molla, Wampeter, Broxel, Kezenkättel. Wer jähzornig, heimtückisch und bös war wurde genannt: Bassier, Rabiater, Rissiger, Mus'nkopf, Meineidiger, Peinleinsknecht; wer nicht gut thun will ist ein Schlack, eine Fuchtel, ein Trumm, ein Laster, ein Gottestropf, ein Mensch, eine Zuchtel, eine Mierl, eine Muschel, ein Muster, eine Federfechterin; wir sehen, daß hier das weibliche Geschlecht ungemein reicher bedacht ist, als das männliche. Dagegen ist es bei albernem Benehmen oder Aussehen das Gegentheil, hier sind es die Männer, welche excelliren. Man sagt dafür: Ganspeter, Hansel van Rasch, Laimenbatz, Dellakind, Paruckenhansel, Rockenkopf, Pritschebakela, Hänsabub, Hetschepeter. Schmutzige und unflätige Menschen hießen mit Respekt zu melden: Mistfink, Mistengizer, Suckel, Dreckbartel, Saubartel, Sauleder und die gerne tranken: Kramkambuli, Zopf, Brantweindurl, Korbel, Süffling. Mannsleute, die sich viel in der Küche zu schaffen machten, nannten die Mägde: Küchenschmecker, Häfeleinsgucker, Teller- u. Pfannenlecker.

Die bei Nacht vor den Bürgerhäusern singenden Schüler der sogenannten Trivialschulen führten den Spitznamen: Häfelein-Fleischbrüh, und mancher der verehrlichen anwesenden älteren Herren ist vielleicht in seiner Jugend ein Taubengockerer oder gar ein Mahlesgockerer gewesen.

Die Vornamen werden überall abgekürzt und nicht allein wir Deutsche thun es, auch bei den Engländern ist dies stark im Schwange; der Nürnberger hat aber seine ganz eigenthümlichen Kürzungen, wie

sie eben zu seiner übrigen Sprache ausnehmend gut passen. Lassen wir zuerst eine Auswahl von männlichen vorüberziehen z. B.: Walthes, Paufel, Helwel, Leinerd, Hanni, Görrla, Jakkel, Stoffel, Wastel, Wolfel, Barthel, Gobel, Nickel, Radela, Zacherla, Steffel, Wickela

und dann weibliche:

Roddel, Bärbel, Orschel, Durla, Kättel, Kunni, Christel, Liesl, Wabel, Mila, Nanni, Lena, Marget.

Unser Nürnberger hat auch allerlei absonderliche Benennungen für Speisen. Als Kind hat er sich viel mit Hippelein [6]) und Striezelein [7]) mit Hifferlein, [8]) Knäckerlein [9]) und Maschen und Zippern [10]) abgegeben, später hat er eine Suppe mit Butterkniedla [11]) und Schiberlein [12]) nicht verachtet, wenn darauf ein Bresilla, [13]) ein büfter Rema [14]) eine Spansau oder ein gebratener Kappen [15]) oder Pipen [16]) folgte, an welch letzteren er besonders die Pfaffenstücklein [17]) gerne ißt, er läßt sich auch Spatzen [18]) und Soldatenkniedla gefallen, wenn ein Schmalz drauf brennt ist und hat auch nichts gegen einen Aierplatz [19]) oder Airesschmalz [20]) einzuwenden und wenn er sich aus der Graupen [22]) und dem Rübleskraut [23]) nicht viel macht, und auch die Schnurrüben [24]) nicht recht vertragen kann, so liebt er dagegen den Käskohl [25]) und den Latukki (lactuca) die Storzenierlein (scorzonera hispanica), die Kieferbsen und als besondere Delikatesse Bräling [26]) und Pfiffer, [27]).

---

6) Hohlippen, gerollter dünner Kuchen, Schmeller 2, 221. 7) Strihzel, krauses Gebäck, Schmeller 3, 677. 8) Corneliuskirschen. 9) Kleine Sußäpfel. 10) Art großer Pflaumen. 11) kleine runde Klößchen. 12) längliche Klößchen. 13) das dicke Fleisch an der Kalbskeule. 14) in Essig gelegtes Rindfleisch. 15) Kapaun. 16) Truthahn 17) Bruststück, Schmeller, 1, 306. 18) Mehlspeise, Schmeller, 3, 582. 19) Eier- und Brot-Kuchen. 20) Eier in Schmalz gebacken, Schm. 1, 40. 21) mit Hefen angemachter Mehlkloß. 22) Gemeng von Erbsen und Gerste. 23) geschrotene und gesäuerte weiße Rüben, Schm. 3, 10. 24) brassica napus Schm. 3, 389. 25) Blumenkohl. 26) agaricus lactifluus. 27) eine Art eßbarer Pilze.

vorausgesetzt, daß die letzteren nicht giftig sind. Zum Nachtisch läßt er sich auch dabei Käseszipfelein [28]) zu verspeisen.

An einem Sonntag spitzt er sich zum Kaffee auf sein Spitzwecklein oder eine aierne Brezen [29]) und seine Frau weiß sich nichts Besseres als Ofenknieblein und Wespennester, an der Kirchweih müssen Gugelhopfen, Schart und Schneeballen [30]) gebacken werden, in früheren Zeiten war er gewohnt alljährlich von seinem Bäcker einen Aierkuchen zum Präsent zu bekommen, aber diese schöne Gewohnheit ist zu seinem Aerger abgeschafft worden.

Nach Neujahr freut er sich auf die Schnakenbrezen und Abends zum Bier schmeckt ihm eine räsche Fastenbrezen sehr gut, im Frühling ißt er frische Butter, ein warmes Spüchlein oder römisch Kipf, [31]) es darf aber nicht matzet [32]) sein.

Wenn sein guter Freund auf dem Lande metzelt [33]) und ihn auf eine Knock'n [34]) einladt, so bestrebt er sich von dem fetten Büdenlein, [35]) und von der Blunzen [36]) und dem Aefserling [37]) möglichst viel zu genießen, denn sie sind besser als seine Bänkwürste. Drückts ihn im Magen, so hat er einen Prast und hilft sich mit einem Schorlgmorka, [38]) es kommt aber vor, daß er wirklich krank ist und wenn man ihn dann besucht, muß man ihm eine Quittenzelten [39]) mitbringen, sonst thut's ihm Zorn.

Zum Trinken läßt er sich nicht nöthen, nur muß man ihm keinen Plampel vorsetzen der große Augen macht. Ist der Stoff gut, so kann er gehörig picheln oder büchsen, und dabei wird er aufgeregt und schreit manchmal wie ein Zahnbrecher; zuletzt kriegt er's dick, denn er merkt, daß er anfängt zu lallen und da ist's am Besten, daß er sich drückt und seinen Hieb oder Spitz, oder Dunst oder Brand, oder Dusel, oder Zopf oder Brummer heimträgt und nach Bethlehem geht.

---

28) Gebäck von Zuckerteig. 29) u. 31) verschiedene Brodsorten. 30) Kaffeegebäcke. 32) spundig. 33) ein Schwein schlachten. 34) Schlachtschüssel. 35) fettes Bauchstück. 36) runde Blutwurst. 37) Wurst aus dem Afterdarm gemacht. 38) Schnapps. 39) Quittenäpfel mit Zucker eingekocht.

Die Katzen in Nürnberg schütten aus, wenn sie Junge bekommen, und die Fische stehen ab, wann sie sterben, die Farben schießen und haben kein Gewehr, auch die Menschen schießen manchmal, nämlich herum, wenn sie eilig sind.

Die Bäcker schießen ein, wenn sie das Brot in den Ofen schieben, und nicht selten ist man in ein hübsches Mädchen ganz verschossen.

Man kann in die Brüche kommen, ohne nach Wenpelsteig zu gehen, und in der Schmiere sein, ohne etwas Fettes berührt zu haben.

Gewiß gibt es viele hochherzige Männer in Nürnberg, sind die Frauen noch mehr hochherzig, so kann man sich das gern gefallen lassen.

Wenn wir sagen, es richtet sich ein, so meinen wir, es gibt Regenwetter; wenn es anzieht, wird es kälter; wenn wir einnehmen, so verstehen wir allemal Medizin darunter, und wenn sie uns angreift, so ist es uns recht, denn dann wirkt sie.

Wir schreiben manchmal viel hinein, ohne ein Schuhmacher zu sein, wir brennen durch, wenn wir weglaufen, wir stellen an, wenn wir einen Gehilfen dingen, wir stechen einen Bläuling, ohne daß wir das Morden gelernt haben, ja wir haben einen schon öfter in's Bein gehaut und sind kein Holzhauer. Zum Schreiner haben wir kein Talent, denn wir bohren nicht gern dicke Brettlein, aber ohne jemals die Büttnerei getrieben zu haben, verstehen wir recht gut ein Butterfäßlein zu machen.

Die Geschwulst setzt sich, wenn sie abnimmt, die Milch geht zusammen, wenn sie gerinnt, der Kaffee fällt, wenn sich der Satz niederschlägt.

Wir ziehen einen bösen Buben beim Fittig oder beim Schlafittig und meinen bei den Haaren, wir machen ihn herunter, wenn wir ihn auszanken.

Wenn uns das Geld ausgeht, so werden wir hungrig, geht uns aber ein angenehmer Traum aus, so freut es uns,

haben wir etwas ausgegangen, das uns Vortheil bringt, so ist uns dies ein gefundenes Fressen und ein großer Jammer in dem wir sind, möchte einen Stein erbarmen.

Wer sonst in der Welt abdankt, ist seines Amtes quitt, früher haben aber bei uns die Nachtwächter in jeder Neujahrsnacht abgedankt und sind doch geblieben was sie waren.

Der Nürnberger trägt sich oft mit unmöglichen Dingen; er sagt: Dich soll der Schnee anzünden, obschon er weiß, daß der nicht brennt und es friert ihn nach der Sonne wenn er sich nach einer Annehmlichkeit sehnt die er verscherzt hat, auch schieckelt er zuweilen über neun Häuser, wenn diese auch nicht vorhanden sind. Er tröstet sich in gewissen Fällen damit, daß er sagt: unser Herrgott läßt der Geis den Schwanz nicht zu lang wachsen und sollte doch wissen daß Gott sich darum nicht kümmert. Er sagt: Hängt mit da kein Vierz'gerlein raus, und hat keinen Groschen im Vermögen; er gabelt einen guten Freund auf der Straße auf, ohne daß dieser dabei zu Schaden kommt. Was er verliert wischt er ans Bein, er sieht manchmal aus wie die theure Zeit und wenn er viel zu thun hat so muß er oft die Zeit nur so herauszwicken, um fertig zu werden, er hat sogar nicht selten einen Sparren von dem man äußerlich gar nichts sieht und es wird ihm ein Spähnlein in's Maul gegeben, ohne daß er es spürt.

Findet er etwas schlecht, so ist kein guter Seufzer oder kein gutes Haar daran, wer ihn oft und viel behelligt, der geht ihm nit von der Nacken und das fuchst ihn gewaltig.

Es ist charakteristisch, mit welchen Flickwörtern der Nürnberger Dialekt durchspickt ist. Theils sind es kleine Wörter, die in die Sätze eingeschaltet werden (ähnlich etwa wie im Italienischen das Wort mica) wie z. B. fein, gar, halt, frei, schön, ja, weiter, die etwa so angeflickt werden: sie ist fein recht schön, es ist gar leicht möglich, ich weiß halt nit, ich hab frei g'meint mich trifft der Schlag, das ist schön nit wahr, es ist ja keine eigne Schuld, heut ist's weiter nit kalt.

Andere Flick-Redensarten sind: gelt, ainmal, ains ins.

ander z'reden, wohl und gut, kurzumkeit, mir nir dir nix, so zu sagen, zu theuerst, hab ich gsagt, sagich, haißt das, was das anbelangt, in so fern, in alle Weg, nix für ungut, gsetzerweis, ingleichen und gibt über deren Anwendung ein ganz hübsches Bild das Gedicht aus dem Jahre 1791 betitelt: Die Gvattersleut oder mir nir dir nix.*)

Ebenso interessant ist es, welche Menge von tautologischen oder alliterirenden Substantiv- und Adjektiv-Verstärkungen der hiesige Dialekt anwendet, die man anderwärts nicht kennt.

Wir sagen: in aller Gottesfrühe kommen, in Granatenstück hauen, seine Schur und Plag haben, eine Kreuzlänge ausbleiben, rat und glatt 40) nichts nutz sein.

Ferner sagen wir: bildschön, bodenbös, brattrocken, blutwenig, blutarm, litz- oder blitschblau, brühwarm, aichelfrisch, bocksteif, fasennaket, badwarm, butterträb, dickvoll, gesteckt voll, gestreckterlängs, großmächtig, glockenhell, gliedgut, kerngut, himmmellang, kreuzweit, kreuzbräv, landfremd, lederweich, maustodt, pudelgemein, sündentheuer, schlotterweiß, steinmüd, stiksauer, stubfaul, strohdumm, wutterwunzigklein, zaundürr.

Ich habe schon früher erwähnt, wie sich der Nürnberger gerne der Fremdwörter bedient, wenn er auch manchmal mit einzelnen einen andern Sinn verbindet und habe zu bedauern, daß Herr Professor Langenbuch aus Hamburg das nicht gewußt hat, wodurch wir vielleicht mit der eingehenden Erklärung des „furchtbaren Wortes" Hydro-Origen-Gas-Mikroscop verschont worden wären.

*) Ich kann mir nicht versagen, die geistreichen drei Reden aufzuzeichnen und so der Vergessenheit zu entreißen, welche ein Nürnberger Mädchen an einen fremden Jüngling gehalten haben soll, der sie nach dem Schießhaus führte. Auf der Hallerwiese, da sie mit dem Fuße an einen Stein stieß, entschwebte ihren Rosenlippen der Ausruf: opperla, auf der Höhe des Joh. Kirchhofs angekommen, sagte sie hochaufathmend: suderla und an der Thüre des Hauses knixte sie mit einem fröhlichen: eitzetla.

40) durchaus, radikal.

Seit nun vollends die Franzosen das gute Nürnberg für längere Zeit besucht haben, (es waren theuere Gäste, denn sie kosteten anno 1796 der Reichsstadt laut der Kellner'schen Zusammenstellung die Summe von mehr als 1¹/₂ Millionen Gulden) da spricht unser Nürnberger, neben der lateinischen, noch mehr in französischer Zunge: Er schimpft Filu und Kujon, gewisse Leute nennt er eine schlechte Nation oder eine Rass' die nichts als Partiken macht, andere bezeichnet er mit dem Ausdruck: es ist eine Bagagi; was er nicht leiden mag ist ihm odiös und ehe noch die päpstliche Encyclika gekommen war, hat er schon gesagt: die ganze Klerisei taugt nichts.

Er muß seinem Jungen eine neue Muntur machen lassen, noch ehe dieser Soldat ist, es passirt ihm, daß er Krakeel bekommt ohne es zu wollen. Er macht sich eine Motion bei jedem Wetter, wenn es aber regnet nimmt er sonderbarer Weise den Parasol mit. Per Passelatan schaut er dem Pritschenella zu und per Curiosität besieht er sich auch die Kaulbach'schen Cartons, die ihm ein wahres Mirakel sind und vor denen er allen Regard hat. Er war ganz weg in den Augustenburger und ist manchmal sehr in die Rage gekommen, hat auch manchen Disputat deshalb gehabt, obwohl er sich hütet Krawall anzufangen weil kein Profit dabei ist, aber da die Großmächte gar keine Raison annehmen wollen und immer brutaler werden, so kann er auch nicht mehr in einer Suite fort spendiren. Er ist selbst häufig in Schwulitäten. Zur Ausstaffirung seiner Tochter hat er mortiös viel Geld gebraucht, das Schnabuliren kostet auch alle Tage mehr, drum zieht er sich totaliter zurück man mag ihn noch so sehr tribuliren. Er ist alert wenn er munter ist, er polirt nicht sondern er politisirt, wen er nicht mag, den schafft er, sein Hund, der Kalfakter, muß kuschen; was recht und solid ist, nennt er authentisch, er hat einen Spektakel wenn er sich zankt er spintisirt wenn er über etwas grübelt, er kann es nicht leiden wenn man viel Speranzien macht, Schmieralien nennt er Spendaschi, daß er in's Theater geht ist keine Rarität mehr, er fürchtet sich wenn das Nervenfieber grassirt. Einen armen Teufel nennt er

einen pobern Kerl, den dummen eisten Simpler, einen Strolchen Vagirer, eine große Person eine Spci, die Krause heißt bei ihm Falbel und der Bummelkreisel ist ihm heut noch eine Trudelmadam.

Auch mit der Mode ist er stets gegangen, unterm Roquelaure hat er den Casaquin getragen und über dem Spatzenfrack den Spencer, seine Frau sah hübsch aus in Redingote und chapeau à la Blanchard mit Fontange und Engageantes oder des Abends im Deshabillé und in der Dormeuse.

Sein Zimmerofen hat ein Kredenz was sehr komod ist, und aus pikter Liebe zur Kürze bezeichnet er einen gewissen Theil des menschlichen Körpers mit dem zarten Namen Popo.

Die Serviette hat er sonst Salvet genannt, die kleinen Räume, welche in den Gasthöfen mit Nr. 0 markirt sind, heißen bei ihm Privet, wenn er unter sich ist sagt er auch wohl nur Häuslein. Duse Farben liebt er ebenso wie eine duse Musik aber wer laut ruft von dem sagt er: er schreit kommiordio.

So ist er in fremden Sprachen ebenso fix als ferm und thut allen billigen Anforderungen bastant, nur muß man ihm gestatten, daß er Verwechslungen machen darf wie z. B.: Ich hab mir ein Ventil angeschafft für Fauteuil, oder daß er für Antiquar Antiquitat sagt, oder der intriquirende Theil statt integrirende, oder das elektrische Fludium statt Fluidum.

Der ächte Nürnberger, meine verehrten Anwesenden heißt nicht etwa Müller oder Meier, sondern er schreibt sich so, er ist ziemlich leichtgläubig, er meint, es muß doch etwas dran sein, wenn man ihm etwas weiß macht, denn man kann nichts aus den Fingern saugen. Er macht einen ganz feinen Unterschied im Grüßen beim Zusammentreffen und in dem beim Auseinandergehen, denn er klagt nicht selten: Der grüßt mich nit und b'hüt mich nit und denkt dabei an das schöne Behüt Gott.

Außerdem ist ihm eine Sache die ohne Aenderung so oder so behandelt werden kann: gehupft wie gesprungen und das was keinen rechten Charakter hat, ist nit gehaut und nit gestochen.

Er gibt sonst keinem Menschen ein unschönes Wort, wer ihn aber uzen will, dem zeigt er rechtschaffen die Meinung, er schnurrt und zanzt ihn an, er g'schmärrt ihn was das Zeug hält und scheert sich einen Pfifferling drum, wenn jener dadurch vertabbert wird. Wer mit ihm anbindet der krummt an, denn er ist in solchen Fällen kurz angebunden und macht mit viel Tempo.

Eine krumme Red kommt ihm artlich vor, die reibt er nicht hinein und da fackelt er nit lang mit der Antwort obwohl er sich nicht gern mit Jemand abwirft.

Wenn er umsonst gegangen ist so hat er den Hinweg für den Herweg gehabt, wird er zum zweitenmal nach derselben Sache gefragt, so sagt er: Der Pfarrer predigt nur Einmal. Hat er eine schlimme Erfahrung gemacht so läßt er sich's zur Witzigung dienen und als Handwerksbursch hat er gefochten ohne Klinge und Mensur.

Wenn ein seltener Besuch den Nürnberger überrascht, so kommt der ihm theuer zu stehen, denn dann muß er den Ofen einschlagen; die Stufenleiter der Bildung bezeichnet er spöttisch wo er letztere bezweifelt, dadurch daß er sagt: du bist eine geschickte Wurst, wirst bald Säusack werden, wer nur kümmerlich sein Brot erwirbt muß von der Hand in den Mund leben; wer mit flachen Steinen so auf das Wasser werfen kann, daß sie ricochetiren, der kann Vater und Mutter erlösen, wer mit Nägeln beschlagene Schuhe anhat, trappt wie ein Preuntgaul.

Ein nicht sehr kluger Schulmeister hat, wenn seine Knaben beim Lesen an einem Fremdwort stockten, ihnen ärgerlich stets zugerufen: überhupf den Teufel und dadurch eine ziemlich freie Uebersetzung des bekannten: graeca sunt non leguntur geliefert. Und von einem Freier, der schon mehrere Körbe bekommen hatte, sagte man im vorigen Jahrhundert: er muß die Hallerwiesen mit Heftlein bestecken.

Wer sich nicht gleich für eines oder das andere entschließen kann, dem thut die Wahl weh; wer tief unter seinem Neben-

buhlen steht, der reicht jemand das Wasser nicht, wer gegenwärtig ist, der ist um a Weg, wer ein grosses Geschrei erhebt, der schlägt eine Wach auf, ein Epileptischer hat das Wesen oder die hinfallende Krankheit, wer körperlich sehr empfindlich ist, wird ein Zipf oder ein zaser Mensch gescholten.

Was so nahe am Rand des Tisches steht, daß es leicht hinunter fallen kann, das steht auf der Zwick, wer auf dem Punkt ist, sich anzugeben, d. h. Konkurs zu erklären, der steht auf der Wipp, wird dann mit Gericht gesperrt, und die Gläubiger müssen ihr Geld gerathen;[41] wer im Lottospiel schon vier Nummern besetzt hat, der spannt aufs Auswerden, wer schlau ist heißt ein Spitzenhändler.

Dem verschmähten Freier wurde, am Hochzeittag seiner Schönen mit dem vorgezogenen Nebenbuhler, Spreu gestreut, damit that man ihm einen Spott an. In Nürnberg hat man die Blumen in Scherben und der Gewürzkrämer ist ein Scharmützelmacher.

Schmalz und Brot hieß sonst das weiße Bäffchen der Geistlichen und statt im Leihhaus zu versetzen, trug man seine Sache in's Klärlein.[42]

Man machte einen Helling und fuhr zum Kränzlein und das war ein Schmaus, wer eine alte Frau heirathete hieß ein Freireuter, und hatte dann nicht selten ein Krummeisen genommen. Wem aber sein junges Weib davongelaufen war, der mußte es im Schottenkloster suchen.

Wer unüberlegt und dumm sprach, war werth zum Dusel geschickt zu werden (so hieß nämlich der Wärter im ehemaligen Irrenhaus), wer zum Einsperren reif war, verdiente daß man ihm einen steinernen Mantel anlegte.

Einem Dummkopf sagte man: Du bist mit dem Findelochsen in die Schul gegangen, von einem Geizigen hieß es:

---

41) verlieren, Schm. 3, 152, engl. to get rid. 42) Kapelle der St. Clara sonst als Aufbewahrungsort für Pfänder benützt.

er legt sein Geld in den Grubeskasten, man zielte damit auf den 1778 verstorbenen geizigen Handelsmann Gruber.

Aermlich gekleidete sehen aus wie die Wolfsmänner oder wie die Zwölfbrüderer, die aus den bekannten Stiftungen ausstaffirt wurden, zudringliche Forderungen wurden vertröstet auf: morgen nach der Spittelpredigt nämlich ad calendas graecas, heut zu Tage sagt man dafür: Morgen backen wir.

Wer langsam und faul war, arbeitete wie ein Pflasterer und das soll heut zu Tag noch passen, die Redensart: Hunde führen bis Buschendorf soll daher kommen, daß das so benannte Dorf zwischen Burgfarrnbach und Emskirchen früher ein Jagdschloß gewesen ist, und der Ausdruck Mauleberla, dessen wir früher schon Erwähnung machten, wird auf einen Oberoffizier des General Melac im 30jährigen Krieg zurückgeführt, der Meauleprieux hieß und sich in der Pfalz durch seine Plackereien dem Landvolk sehr verhaßt gemacht hat. Bretlacher (unförmlicher Hut) soll seine Entstehung den Dreispitzen des im Jahr 1757 zur Reichsarmee gehörigen in der Nähe von Fürth cantonirenden Dragoner-Regiments Bretlach verdanken.

Man hörte hier im vorigen Jahrhundert auch einige Verslein, die sich jetzt verloren haben z. B.:

Das Kriegsamt und die Peunt
Sind der Losungstuben ärgste Feind

und

Fürth, Schwabach und Erlang
Machen Nürnberg angst und bang

es wäre uns übel gesagt, wenn sie heut zu Tage noch Geltung hätten.

So hatte man um die Gleichheit der Menschen zu bezeichnen das hübsche Sprüchlein:

„Ein Schütz und ein Genannter
Ist einer wie der ander"

oder, mit anderen Worten: der Büttel wie der Rathsherr muß essen und ganz charakteristisch hieß es auch:

Wer bei Lorenzen steht und spürt kein'n Wind
Wer durch Wöhrd geht und kriegt kein Kind,
Wer aus der Lodergaß kommt ohne Spott
Der kann sagen er hat ein Gnad von Gott.

Zu jener Zeit kursirten auch einige Witzreden, welche man topographische nennen könnte, nämlich:

Der Pfarrer in Kraftshof hat nur ein Buch,

ferner:

Der Pfarrer in Poppenreuth tauft die Kinder im Sack, und sie erklären sich leicht wenn man weiß, daß Buch und Sack der Name von Dörfern sind, die zu den betreffenden Pfarreien gehören.

Ich muß es der achtbaren Versammlung anheimgeben herauszutifteln warum man die schlechten Schreiber Albrechtsschmierer nennt, wo die Redensart herkommt: was leer steht, greint nit, obwohl sie bei Schmeller 2. Thl. 488 erwähnt ist, und: aufpassen, daß Nichts z'scheitern geht, warum einer, der sich nicht mehr rührt, keinen Mucker thut, warum man der Katze schmutzt wenn man sie lockt, wo die Bezeichnung Larifari für Possen oder Geschmätz herkommt, warum im vertraulichen Kreise der zufällig erscheinende Nichteingeweihte ein Umgewendts genannt wird.

Ich gestehe ferner: daß ich nicht recht weiß, warum man sagt: das ist eine schöne Zuversicht für eine saubere Bescheerung, warum man schreit: haß oder hassetla nicht nur wenn man sich brennt, sondern auch wenn man sich stößt oder schneidet, mit welcher Beziehung auf ein altes Wurzelwort wir sagen: ich werf dich hin, daß du einen Quecker thust, und: es ist so dünn wie ein Maurblättlein, auch will mir der Nachweis der Phrase: über den Schellenkönig loben, welchen Eiselin in seinen Sprichwörtern pag. 547 gibt, nicht ganz ausreichend erscheinen und nirgend finde ich eine Erklärung über den Ursprung der Redensart: Einem die Leviten lesen.

Die allerdings auch hierher gehörigen Composita mit den Zeit-

wörtern schlagen, machen und thun, habe ich in meinen früheren Vorträgen (Album 1844 u. 1847) ziemlich vollständig angeführt und kann sie hier füglich übergehen, nur erwähne ich bei dieser Gelegenheit einiger besondern Ausdrücke, die ich damals vergessen habe, nämlich Post thun für Jemand etwas wissen lassen und einen Wall aufthun für einmal aufsieden, ferner ausschlagen für vertheilen.

In den Benennungen von Thieren und Pflanzen weicht der Nürnberger von den sonst gewöhnlichen Namen häufig ab, wie das überhaupt alle Dialekte thun. Er nennt den Weberknecht (phalangium opilio L.) Habergeiß, die Libelle Wasserjumfer, die kleine Fischbrut Grundeln, den Koppenfisch (gobius capitatus) Rotzkolbe, den Hänfling Zitscherlein, die Kaninchen Hasenkühlein, den Holzwurm Erdschmiedlein, die kleinen punktirten Käferchen (coccinella) Herrgottsmockelein.

In seinem Garten blüht kein Flieder sondern ein Holler, kein Goldlack sondern ein Veil, keine Narcisse sondern ein Josephsteft. Er sitzt in einer Laube von Jerichorosen (Geißblatt) und labt sich an dem Geruch der Traubenblüh (Ahlkirsche, prunus padus).

Zur Osterzeit holen sich seine Kinder Palmkätzlein (die Blüthe der Weide) und im Sommer gehen sie in die Schloten (Rohrkolbe).

Im Herbst essen sie Judenbettelein (Frucht vom Pfaffenhütchen-Strauch) Hieften (Hagebutte) und im Winter werfen sie sich mit Zizen (Fohrenzapfen).

Manchmal wird er überschwenglich in seinen Ausdrücken, denn er nennt ein kleines Geschwür am Auge einen Meerigel und wenn er einen schlimmen Finger hat, so bildet er sich auch ein, es sei der Wurm darin, der ihn durch die Koppen hinaus sticht.

Wenn er einem Freund etwas verschafft, so schanzt er's ihm zu, wenn es hagelt, so sagt er, es ist ein Kieselwetter, er läßt nichts herumliegen wenn er unordentlich ist, sondern es fährt oder kugelt herum.

Er nennt die rothe Kornblume Göckerlein, ein schlechtes Bett Schwarten, einen schlechten Tabak Galgenknaster, einen kurzen Rock Schanzenlaufer.

Zuweilen braucht er wirklich falsche Bezeichnungen; so sagt er vom sehnigten Fleisch: es ist ädrig, schänden gilt ihm wie schon dem Hans Sachs für zanken, wenn er sich scheut, so ekelt ihm, wenn er herumschweift, so schleicht er langsam einher, wenn er schwärzt, so schmuggelt er und deshalb heißt er auch mit doppeltem Recht Hergottschwärzer, weil er durch das Schwarzfärben des metallnen Crucifix an der Sebaldkirche solches durch die Diebshände des Feindes schwärzen wollte. Wenn er schwänzt, so vermeidet er z. B. die Schule, wofür er zum Lohn Wichse bekommt. Sonach wäre ein gewichster Bursch ein geprügelter; aber das ist nicht so, der ist ein gewandter Kerl und weiter wenn man aufwichst, so schlägt man nicht immer zu sondern man gibt ein Essen oder einen Trunk zum Besten. Wenn er ein Gesuch anbringt, so haut er an, wenn er unwohl werden will, so spitzt er sich zuvor an oder er verblaßt sich. Sein Obst ist niemals faul sondern nur angestoßen, er sagt von der Bleifeder Bleiweiß, während sie doch schwarz schreibt. Wenn er etwas verschließt, so sperrt er nicht zu, sondern er verkauft, wenn er sagt: es d'ermahnt mich, so meint er, es käme ihm so vor, wenn er fidelt, so spielt er nicht auf der Geige, sondern er schneidet mit einem stumpfen Messer und ein Bettelgeiger ist nichts anderes als ein schlechter Musikant.

Einen Wirrwar nennt er ein Gefuchs, Streitigkeit G'heierei, ein ärmliches dünnes Kleidchen ein Glüftla, einen engen und winklichten alten Bau ein Gagrietsch. Wenn er sagt: das ist ein z'widerer Mensch, so meint er, daß jener mürrisch sei, und den nennt er auch, wenn er viel keift, eine Brozelsuppe.

Wir haben in Nürnberg einen eigenthümlichen Ausdruck für taub nämlich: ung'höret, wir sagen auch von Jemand, der ordentlich sich aufführt: er thut nichts Ungleichs, und von Kindern, die viel lärmen: sie machen einen Unmuß und wer uns nicht mißfällt

ist kein unebener Mensch; wenn wir uns bemühen etwas anzubringen, so muß oft supplirt werden: an den Mann, — wenn wir Einem etwas stecken, so lassen wir nur das „zu" aus und verstehen darunter: im Geheimen sagen.

Für aufthauen sagen wir aufläunen; aber in einer heiteren Gesellschaft thauen wir selbst auf: nämlich, wir werden lustig.

Wenn uns etwas eingeht, so begreifen wir es oder es sagt uns zu, wenn aber unsere wollenen Strümpfe eingehen, so werden sie enger und das ist fatal; wenn wir Einem etwas anlernen, so geben wir ihm keine Lehre, sondern verführen ihn, was geheim bleiben soll hängen wir nicht an die groß Glock'n und nicht allein die Menschen sind hier leutselig, sondern auch die Straßen. Haben wir Spitzen so sind sie nicht immer vom Posamentier geliefert, sondern es sind Launen; mit Karl dem Großen sagen wir immer lusen für horchen, mit dem Vocabularium von 1482 scheechen für die Kunst seine Schuhe krumm zu treten.

Wenn der Nürnberger einen Zuwachs zu seiner Familie bekommen hat, so zieht er seinen Frack an und geht auf's Gevatter-gewinnen denn er braucht einen Tud'n für das kleine Wesen.

Am Sonntag hält er eine Kindstauf und dann schafft er die Kindbettkellerin ab und die Kindbettsuppen hören auch auf. Der Sprößling wird gehörig gewickelt mit Loban und Windeln, bekommt seinen Sökler umgebunden und wird so lange mit Brei gefüttert, bis er laufen kann, daß er zuerst im Schauben und Fallhut versucht, nachdem er es vorher im Laufwägelein ein wenig gelernt hat.

Wenn Jemand das hübsche Kind lobt und bewundert, so sagt er regelmäßig: unbeschrien, unbeschrien! und beweist dadurch, daß er eben nicht zu den Freigeistern gehört.

Ich komme noch auf einige Redensarten die ich hier einschalten muß.

Von Einem, der sich mehr um des Nächsten Angelegenheiten kümmert als um seine eigenen, sagt man: er thut lieber bei andern Leuten rutzen als bei sich mausen; von Einem, der

wild und verstört aussah, hieß es: Er sieht aus wie der Löw im Gitter, und bezog sich dies auf ein Gemälde an einem Haus in der Dielinggasse.

War Einer gefährlich krank, so prophezeite man ihm: der wird das Bet nicht mehr oft läuten hören und die Altreißen auf der sogenannten Leipziger Messe, denen das böse Volk nachsagte, sie kauften die Schuhe und Stiefel der Hingerichteten, neckte man mit der Frage: hat das Bet schon geläutet? weil beim Klange eben dieser Glocke die armen Sünder zur Richtstätte geführt wurden.

Die Lichtlein trug man in's Wasser, wenn im Frühjahr das Arbeiten beim Licht aufhörte und: schmeckt der Pfeffer gut? rief man am zweiten Christ- oder Stephani-Tag, wenn man seine guten Freunde im Bett überraschte und mit Ruthen schlug.

Wer händelsüchtig ist, wird ein einrissiger Mensch genannt, und von Einem, der als täppisch und ungeschickt bekannt ist, sagt man spottend: er trübt kein Wässlein, er fällt ungleich hinein.

Wenn in den Häusern am Samstag z'samm geräumt wird, so hat das mehr zu sagen als ein bloßes Aufräumen, denn dann wird das ganze Haus geputzt und gescheuert und darüber wird die Hausfrau von den Ehhalten nicht selten eine Fegursel gescholten.

Eine schlechte Arbeit hält von elf bis Mittag, eine schwierige Sache hat ihre Mucken, das Lieblingskind heißt das Nesthäklein.

Noch hört man hier zuweilen den Vers:

„Was recht ist hat Gott lieb,
Der Storch ist ein Gansdieb!"

Ich finde ihn aber nicht in Eisenhardts Rechtssprichwörtern aufgenommen.

Wenn man in Nürnberg das Seinige zu Rathe hält, so heißt man ein genauer Mensch und wird gelobt, ist man aber knauserig, so wird man ein Geizkragen gescholten und der schindet die Laus um den Balg.

Wenn die Einkünfte nicht mehr zureichen bei dem hält es hart, daß er sich durchwindet, er muß es ganz klein geben und ruft traurig aus: es ist kein Klecken mehr!

Wenn wir uns beim Schneider einen Rock angeschafft haben, und er paßt nit hint und nit vorn oder wenn er einen groben Rupfen von Tuch dazu genommen hat, oder wenn er auch nur um's Kenneln zu klein ist, so bekommen wir die Eigenschaft, daß wir giftig werden, wir riffeln ihn gehörig und wenn er widerpart, so reißen wir ihm aus, denn wir haben nichts von ihm aufzuheben und für das daß's ist geben wir kein Geld aus und können uns nicht alle Tritt ein neues Kleid machen lassen, da kämen wir auf die Hauptsumma, um die Welt ist's nit.

Wenn Heynatz einen zweiten Antibarbarus schriebe, so würde er gegen verschiedene ungerechtfertigte Nürnberger Ausdrücke von seinem Standpunkte zu Felde ziehen und sie als obsolet bezeichnen, obwohl ich natürlich als eingefleischter Nürnberger ihm nicht beistimmen würde. Es sind dies Wortfügungen wie: Plützg (Gemüseabfall) Armuetei für Armseligkeit, Aufgeschau für Aufsehen, Behülf für Hülfe, Gescheidigkeit für Klugheit, Gemerk für Gedächtniß, Dirmelei für Unklarheit im Kopf, Gestrick für Strickzeug, Gesatz für Maaß, Gutheit für Gutes, Gestüpp für Knochenpulver, das beim Sägen und Feilen des Elfenbeins abfällt, Gespött für Schande, unkräftig für schwach, Beitzgen für Seufzer, Aussatz für Tadel, ein Botlegen statt Gebot, überlei für überflüssig, wächeln statt fächeln, rutscheln für schaukeln, verknütteln statt verknoten.

Wir lassen uns auch unseren Dialekt nicht nehmen, wir finden es ganz in der Ordnung, daß man hier sagt: ein Glaspatterlein, eine [illegible] eine [illegible] Reiben für Faßhahn und einen Reber für Bohrer, einen [illegible] oder [illegible] einen [illegible] Spiegel, [illegible] für Sieb.

Wir wissen recht gut, daß die Kundschaft sonst der Wanderbrief für Handwerksgesellen war, daß [illegible] einen solche Narben sind wie die Grupen. Daß die Drossel kein Vogel, sondern die Kehle ist, daß es [illegible] beim [illegible] und [illegible] am Kopfen gibt, daß ein Maulhengaul nichts anderes als ein Wiegenpferd bezeichnet.

Wir wissen ferner auch, daß man uns eben keine Artigkeit erzeigt, wenn man uns auf d'Kirwa läßt.

Wir verstehen es vollkommen, wenn wir hören: die ganze Galatschen ist keinen Gulden werth, oder das Gewaf wird mir jetzt zuwider, oder mir wimmern meine Zähne oder ich wär bald d'erworgt oder es ist kein Zährlein Schmalz auf der Suppe. Wenn wir aber etwas pachten so haben wir es in B'stand. Wir stellen im Spätherbst unsere Orangebäume in die Winterung, wir geben einem ungezogenen Buben eine Watschen oder Tachtel und wenn er seine Goschen nicht hält, so hauen wir ihm auf die Fratschen und pleschen oder walgen ihn auch wohl durch, wir feilschen [43]) um ein hundert Aepfel und fläuen [44]) unsere Wäsche, wir verquasseln manchmal etwas, so daß wirs gar nicht wieder finden, wir pelzen alles auf einander hinauf, wenn wir keinen Platz haben und haben wir zu viel, so zeschen wir die Sachen von einem Eck zum andern.

Daß etwas Klebriges picht ist uns bekannt, ebenso daß nicht allein die Katzen knaunzen, sondern auch manche Weiber, wir sind sehr vorsichtig mit dem Licht, damit wir nichts verreren, wir sind gogirr wenn man uns toll macht, wir hauchen manchmal zusammen wenn wir ohnmächtig werden und lassen dann alles glenkeln und anstatt später die Augen aufzuschlagen, reißen wir unsere Glotzer auf.

Ein Nordländer kann uns gar nicht verstehen, er sagt Glass, wir sagen Glas, er nimmt ein Badd, wir ein Bad, er wünscht guten Tagg, wir guten Tag.

Was weiß der Norddeutsche von einer Knallhütten oder einem Gutterkrug, von einem Schnee der sich bazt und von einer fetten Sauce, die bestanden ist.

Ein Schmuzen Fleisch und eine Schnaupen am Topf sind ihm böhmische Dörfer, er weiß nicht, daß man um Ostern schus-

43) Preis bieten. 44) nach dem eigentlichen Waschen nochmal durch reines Wasser ziehen, um die Seifenreste zu entfernen, ah. flawjan mh. vlöuwen, Schm. 1, 582.

-sert und härtelt, und daß die Magd das Bier im Birnkrug holt und hat nie etwas von Butzenscheiben oder von einem Wäschdiebelein oder von einem Diethäuftlein gehört, er spielt blinde Kuh, wir thun der blinden Mäus', er spielt: Wie gefällt dir dein Nachbar, wir thun: Schneider leih mir deine Scheer.

Ein Fremder weiß auch nichts von Handwerken uun Metiers wie: Haffner, Melber, Kürschner, Pfragner, Kuttler, Gänser, Lederer, Lehnrößler, Huter und Pürschner oder von dem Unterschied zwischen einem gesperrten und einem geschenkten Handwerk oder wie man einen Sturzelbaum macht, oder was ein Gollicht ist, das einen dicken Zauk'n hat.

Bei uns heißt das Zollamt die Hall und die Spalte im Täfelwerk Glumpsen. Wir stellen ein Buch auf's Rähmla und kriegen einen unartigen Jungen beim Grips. Wenn wir etwas ganz sicher wissen, sind wir kapitelfest, wenn wir in den Tag hineinwirthschaften werden wir unser Geld an.

Wir steifen unsere ungezogenen Kinder, wenn wir sie in ihrer Unart bestärken, wir sind in der Sihr, wenn wir in Hitze gerathen, wir sind abgebrannt wenn uns das Geld fehlt, wir möchten aufschnappen vor Lachen oder vom vielen Essen, aber es schnappt auch auf wenn es gerade zureicht und nichts übrig bleibt. Wir machen einen großen Unterschied zwischen gatzen (stottern) und gazen (dummes Zeug schwäzen), für gewisse Ausdrücke suchen wir aber vergebens nach einem entsprechenden hochdeutschen Wort, dahin rechne ich z. B. die Adjektiva: gättlich [45]) hamahlig, [46]) taig, [47]) ainmüthig, [48]) brosigt [49]) und die Zeitwörter: eintränken, eingrauen, und ganz unübersetzbar ist die Aeußerung: das ist ein ewigs Gethu.

---

[45]) passend, Schm. 2, 80. [46]) gemächlich, ah. gamalih, böhm. pomalu. [47]) weich, mürbe, vom Kernobst. [48]) schlicht, ruhig, unbescholten. Schm. 1. 67. 2, 655. [49]) weich, wallig vom Brod; Brose: Inneres Gegensatz, von Rinde.

Manchmal stehen uns für einen Begriff mehrere Ausdrücke zu Gebot. Ein kleines Stückchen heißt bald: Bitzelein, bald Bröselein, bald Schnürpselein, bald Zäserlein und Einem geistiges oder körperliches Eigenthum ablocken bezeichnen wir durch sechs systematisch aufsteigende Wörter: abspicken, ablugsen, abschwärteln, abknäckeln, abgeilen, absprengen.

Wir kleppern ab wenn wir zu Schaum schlagen, wir bracken aus, wenn wir Jemand scheltend fortweisen, die Kinder grappsen nach den Pfennigen die man unter sie wirft, die Sterne glitzern im Winter wenn sie recht funkeln, und der Schnee knarzt bei großer Kälte, wir fitzen wenn wir wir mit dünner Ruthe schlagen, was nicht zureicht will nicht barten. Den Tubel einer Oellampe kann der am Wenigsten vertragen, welcher brustleidend oder tiebig ist. Bei Hans Sachs finden wir schon Alfanzer für Plusmacher und sagen deshalb heute noch Alfanzereien für unnütze Beschäftigung, ebenda finden wir Treff für Schlag, brägeln für schmorren. Was aufknappt fällt um, wer aussteht verläßt den Dienst, wer uns die Augen auswischt betrügt uns, wer uns übers Ohr haut übervortheilt uns, wer sich auskennt weiß Bescheid, wer ausgewachsen ist kann zugleich einen Höcker haben.

Beim Messen sagt man: es fehlt ein Bauernschuh, wenn sehr viel zu wenig ist, das Kreutz thut uns weh wenn wir rheumatische Schmerzen im Rückgrat fühlen, wir können nicht Papp sagen, wenn wir nicht mehr zu sprechen vermögen. Wer gerne Böses denkt von anderen und doch selbst nicht ganz sauber ist von dem heißt es: man sucht keinen hinterm Ofen, denn man habe schon selbst dahinter gesteckt.

Wie schon früher erwähnt, spricht man mit Kindern eine eigene Sprache; das Brot heißt da Pappa und der Schmutz Pèppè u. a. m., einen Nachweis dafür kann ich nicht liefern.

Man sagt ferner: ich kann dir's nicht münzen, wenn Jemand zu wählerisch ist, wenn Einer sehr erpicht auf eine Sache ist, so ist er drauf wie ein Segler. Wer beim Trinkgelag nicht aus-

picht ist, der wird gehörig zugedeckt. Wenn wir vorschnell gesprochen haben, so haben wir uns vergackelt oder verhaut.

Auch diesmal bin ich in der Lage eine Anzahl von meistens Zeitwörtern namhaft zu machen, die durch entsprechende hochdeutsche kaum ersetzt werden können, deren Mangel in der Schriftsprache also eine Beschränkung des Ausdrucks in seiner genaueren Fixirung zur Folge hat. Es sind dies folgende:

bèkken, [50]) posseln, [51]) borrlen, [52]) knappen, [53]) muffen, [54]) pflatschen, [55]) brudeln, [56]) schotteln [57]) schüpfen, [58]) schlenkern, [59]) schliefrig, [60]) die Schlottern [61]) gesprekelt, [62]) starzen, [63]) zubrocken, [64]) wasserschlündig, [65]) Schélfen, [66]) die Schrenzen [67]).

---

In den Bereich der uns gestellten Aufgabe gehörte nun noch, Ihnen das alte Nürnberg in seiner Staatsverfassung und in seinen Einrichtungen, in seinen Gebräuchen und Festivitäten, in seinem Handwerkerthum, im Kriegswesen, im Gerichtsverfahren zu schildern, und da käme die Sprache auf: die Geschlechter und Schöpfen, den Rath und die Rathsfreunde, die Genannten und die Frohnboten, aufs Rugsamt und auf das Fünfergericht, auf das Bauern- und auf das Zeidelgericht, auf die Land- und Kirchenpfleger, auf die Wald-

---

[50]) trocken husten, Schm. 1, 150 βηξός, it. bechio Husten. [51]) kleine Arbeiten im Haus thun. Schm. 1, 298. Schmid schwäb: Wörterb. p. 45. [52]) heimlich widerbellen. Schm. 1, 298. Schmid 43. [53]) hinken, Schm. 2, 374. [54]) übel riechen, holl. muffen. [55]) schallend niederfallen, im Wasser und Schmutz waten, engl. splash. Schm. 1, 330. [56]) qualmen, warme und übelriechende Dünste geben. schott. to brothe. [57]) schütteln, hin und her bewegen. Schm. 3, 417. [58]) brühen, halb sieden. Schm. 3. 380. [59]) schwingen, schlendern.. Schm. 3, 453. Frisch 2, 197. [60]) schleimig. Schm. 3, 439. [61]) Kinderklapper. [62]) gefleckt, schott. spreckled. [63]) steif sein. Schm. 3, 651. [64]) zulegen, zuschießen. [65]) Wasser einsaugend. Schm. 451. [66]) die Schalen vom Obst. Schm. 355. [67]) flacher Korb von dünnen Holzspänen oder auch von Weiden. Schm. 3, 518.

herrren und Siebner, auf die Stadt- und Rumorknechte, auf Salfaguarden und Steckenknechte, auf Peuntherren und Provisoner, auf die Schau und das Losungsschwören, auf das Umgeld, auf die Einspänninger, auf das Lochgefängniß und die eiserne Jungfrau.

Es müßte ferner gedacht werden: der Geschwornen und Wassergeschwornen, der Gernmeister und Handwerker-Laden, der Siechkobel und Sondersiechen, der Pritschenmeister und der Russigen, der Marxbrüder und Federfechter, der Mittelwächter, der Thorschützen und der Monatreiter.

Wir müßten erzählen vom: Schembartlaufen und Urbanreiter, vom Fischerstechen und Chorläuten, von den Todtenmädchen und dem blutigen Mann, von der Klöpflesnacht und den Sternsingern, wir müßten erklären was ein Nasenbrücker ist und das Studentenplätzlein und die Judenspitz.

Aber meine Zeit ist abgelaufen und über alle diese Dinge existiren schon gediegenere Arbeiten als die meinige je werden könnte.

Vieles davon hat in sehr ergötzlicher Weise erwähnt und beschrieben unser wackerer Dichter Wilhelm Marx in dem meisterhaften Rückblick auf „Nürnbergs Vergangenheit" den ich Jedermänniglich zum Nachlesen empfehle.

Indem ich nun Abschied nehme von der verehrlichen Versammlung und ihr für das freundliche Gehör danke, das sie meinem Vortrag geschenkt hat, bitte ich nur Eines zum Schluß: Mögen Sie geehrte Hörer und Hörerinnen wenigstens zugestehen, daß ich meine Sache nicht ganz übel gemacht habe, mögen Sie mich nicht mit dem klassischen Vers von Grübel entlassen:

Es haut sih halt schoh Mancher brennt,
Haut g'mahnt er kon's, haut's doch nit kennt.

# Gedichte.



## Wintermorgen.

Noch liegt der letzte Schlummer auf der Stadt,
Nur hin und wieder knarrt vom raschen Tritte
Des frühen Wanderers der eis'ge Pfad,
Der aus dem Thor zum Bahnhof lenkt die Schritte.

Sein freundlich Auge hat des Himmels Blau
Im Wintertode brechend längst geschlossen,
Und rings um in ein trübes dichtes Grau
Erscheint der bleiche Horizont zerflossen.

Ein weißer Nebel streift durch Busch und Strauch,
Still fällt das letzte Blatt, die Knospen beben
Vom Todeskusse, den mit frost'gem Hauch
Der kalte Nord dem letzten Keim gegeben.

Und in den kahlen Wipfeln rauscht es bang,
Die Silberthräne weint der nackte Flieder;
Wo einst sein Morgenlied der Zeisig sang,
Läßt futterspähend sich der Rabe nieder. —

Ein dumpfer Peitschenknall verscheuchet ihn,
Denn nach des Friedhofs blätterlosen Linden
Schleppt langsam sich ein Leichenwagen hin,
Das schmutz'ge Bahrtuch flatternd in den Winden;

Der Kutscher nickt zum neuen Schlafe ein,
Und gähnend schleicht die Leichenfrau zur Seite —
Wer macht den letzten Weg so ganz allein
Ohn' eines Freundes trauerndes Geleite?

Ein Fremdling ist's, der fern vom Vaterhaus
Den bittern Leidenskelch verlassen leerte,
Zu Fremden fährt man schweigend ihn hinaus
Und keine Thräne netzt die fremde Erde.

Da gellt ein Pfiff, und keuchend braust im Flug
Der Bahnzug hin mit lichtem Wolkenspiele,
Der Leichenwagen folgt im trägen Zug,
Doch Beide — Beide kommen sie zum Ziele! —

Karl Eberberger.

## Die Glöcknerwohnung

auf dem Lorenzerthurm am 7. Januar, Morgens 8 Uhr.

Hinauf, hinauf! durch Trümmer, Schutt und Dampf
Zur Wahlstatt, schwarz vom nächt'gen Todesgrauen,
Dir, Element, in deinem letzten Kampf
Noch einmal in dein brechend Aug zu schauen.

Es stirbt wie du der überwund'ne Feind,
Wenn seines Blutes letzte Tropfen fließen,
Doch ach! im Staub von Tausenden beweint,
Wälzt eine Leiche sich zu deinen Füßen.

Die Glocke ist's, die ihr zerschmettert Haupt
Wie suchend nach dem Manne scheint zu heben,
Der selber nun des stillen Herds beraubt,
Mit treuer Hut bisher bewacht ihr Leben.

Noch strömt geschmolzen Erz in Silbergrau
Hernieder durch die leere Fensterhöhle,
Gleich einer Riesenthräne, die der Bau,
Der mächt'ge, weint um die gestorb'ne Seele.

Doch horch! was trägt die Morgenluft daher?
Wie friedlich schallen rings die Glockenklänge,
Als wänden sie recht wehmuthsvoll und schwer
Um ihrer Schwester Sarg die Grabgesänge.

Gottlob! vorüber ist die heiße Nacht,
Ohnmächtig ruht der wilde Feuerregen,
Die letzte Wolke aus der Gluthen Schacht
Dampft einer milden Sonne schon entgegen.

Karl Ebersberger.

## Zwei Blätter.

Ein einzig Blatt am leeren Strauch,
So frisch und grün, wie lenzgeboren!
Ein zweites liegt, von Frostesshauch
Erstarrt am Boden, sturmverloren.

So halte fest, du Menschenbrust,
An deiner Kindheit erstem Glauben,
Und naht ein Sturm dir unbewußt,
Kann er die inn're Kraft nicht rauben.

O halte fest, du Blatt, gehegt
Von deines Stammes ersten Rinden —
Vom Sturme wirst du nur — bewegt,
Das losgeriss'ne folgt den Winden.

Karl Ebersberger.

## Der Jahrestag.

Ich komme nicht mit goldnem Morgenschein,
Kein Freudentag im lichten Festgewande, —
Ein trüb Gewölk schau ich in's Thal herein,
Ein finst'rer Bote aus entferntem Lande.

Der blinde Spielmann naht sich deinem Haus,
Und setzt sich müde vor der Pforte nieder,
Sein blasses Kind packt still die Harfe aus,
Und singt dazu begrab'ne Liebeslieder.

Sie singt ein Lied von treuer Minne Lohn,
Es braust der Sturm, an's Fenster schlägt das Wetter,
Und als verklungen war der letzte Ton,
Hält zitternd ihre Hand die feuchten Blätter.

Und deiner Hand entsinkt die Münze kaum,
Als schon das Buch der Zeiten aufgeschlagen
Vor deiner Seele liegt, ein böser Traum
Hat zur Vergangenheit dich fortgetragen.

Es huscht ein Schatten durch des Zimmers Grund,
Ein zürnend Haupt, von bleichem Schmerz zerrissen,
Weht heißen Odem aus geliebtem Mund
Hin über deines Divans weiche Kissen.

Das Lied — der Ton — das liebe Angesicht
Fragt dich und deiner eig'nen Seele Pochen:
„Ist heute nicht der Tag — wars heute nicht,
Wo einst um dich ein liebend Herz gebrochen? —"

Ja wohl! ich bin's, der böse Jahrestag,
Die schwarze Stunde in der Horen Tanze,
In deinen Liedern eine finst're Sag',
Das gift'ge Blatt in deinem Lebenskranze. —

Doch sahst du heut zum letzten Mal dies Bild,
Denn seinem Auge ist der Haß genommen. —
Mein Angedenken sei dir friedensmild,
Und scheiden will ich nicht, wie ich gekommen.

Drum folge mir hinaus in's Freudenmeer,
Und lerne meine lichte Hälfte kennen,
Schon jagt ein sanfter West der Wolken Heer,
Und heißt sie vor dem ew'gen Blau sich trennen,

Sieh dort von meiner Sonne letztem Strahl
Vergoldet noch die schwarzen Fohren winken,
Der Reiher zieht mit frohem Ruf in's Thal,
Und der Versöhnung erste Sterne blinken.

Und hörst du im Hollunderstrauch das Lied,
Dem ihren Schmerz vertrauet Philomele,
Und fühlst, wie aus den fernen Bergen zieht
Der Gruß der Nacht in deine bange Seele,

Dann kehre heim, und zweifle länger nicht:
„Wem die Natur mit tausendfachem Leben
Den Kranz der Liebe um die Schläfe flicht,
Dem hat ein Menschenherz auch längst vergeben."

Karl Ebersberger.

## Die Bildnisse der Freunde.

Vom kurzen Traum das Stückchen Leben,
Vom kleinen Raum das Stückchen Land —
Ihr habt mir's nicht umsonst gegeben,
Die Liebe hält es festgebannt.

Im Sturme zitternd ist verklungen
Der mitternächt'ge Glockenschlag,
Wie einer Menschenbrust entrungen
Das letzte müde Todesach.

Matt fließet draußen aller Orten
Der Lebensströmung dunkle Fluth,
Stumm ist der Tagesschmerz geworden,
Schlaflächelnd selbst die Freude ruht.

Da weihe ich, zum eignen Leben
Aus fremder Sorge spät erwacht,
Den Geistern, die mich still umschweben,
Des Glases Rest, den Rest der Nacht.

Sie kommen leis heraufgestiegen
Aus der Erinn'rung fernem Land,
Ich fühl ein Kosen, Flüstern, Schmiegen,
Zu leben scheint die starre Wand:

Aus hundert Augen blitzen Flammen,
Und hundert Lippen sprechen's aus:
„Nun schlag das Sorgenbuch zusammen,
Und ruh' in unsern Armen aus!" —

So blicken in das Weltgetriebe
Zum Pilger durch das Wolkenmeer
Vom fernen Horizont der Liebe
Die Sterne freundlich grüßend her. —

Das Sorgenbuch — ich schlag's zusammen,
Die lichte Kerze in der Hand
Soll jedem Bild in's Antlitz flammen,
Es lebt und wogt die bunte Wand.

Doch ruhen nicht, nein wandern — wandern
Will ich zurück den Lebenspfad
Von einer Stelle zu der andern,
Wo Ihr einst freundlich mir genaht.

Ihr seid die Marken auf dem Wege,
Bei einer jeden mach' ich Halt,
Sei's eine Bank im Waldgehege,
Sei es ein Grabstein starr und kalt.

Karl Ebersberger.

---

## Dante Alighieri.

Zu Ravenna hört man schallen
Nachts oft himmlischen Gesang;
Engel ziehen, Geister wallen
Dante's Gruftgemach entlang.

Mondhell leuchten ihre Schwingen
An den dunkeln Pfeilern hin,
Und so süß ist was sie singen,
Wenn sie dort ein Grab umzieh'n.

Hehre Geister, die nicht stiegen
Staubempor von Stern zu Stern,
Die ein Tod nie konnt' besiegen,
Weilen hier und finnen gern.

Denn sie schauen Auferstehung
Wo wir nur Vernichtung sehn,
Wie hier wuchernd nach der Schmähung
Lorbeern eine Stirn umweh'n.

Doch voran den ewig Großen
Schwebt verklärt ein Erdenkind,
Wie der Schein von Maienrosen
Die zu Nacht entbronnen sind.

Beatrice, welches Leuchten!
Beatrice, welche Gluth!
Deiner Augen, ach der feuchten,
Stern auf seinem Grabe ruht!

In der Seligkeiten Mitten
Mahnt's dich noch an Erdenglück? —
Wo wir stritten, wo wir litten
Bleibt das halbe Herz zurück.

Wie der Stern dem Stern verwoben
Tief sich in den Fluthen zeigt,
Schwebst du hier zugleich und droben,
Erd' und Himmel zugeneigt.

Und es ist als woll'st du sagen:
Herrlich ist des Himmels Lohn,
Doch in meinen Jugendtagen
War ich liebend selig schon.

Solche Seelen, solche Engel
Ziehen diesem Ort vorbei;
Eine nahet still, voll Mängel,
Wenn die Luft von Engeln frei.

Eine schöne, eine bleiche
Kummervolle Traumgestalt,
Ach! aus jenem andern Reiche
Kommt Francesca hergewallt,

Schwebet auf so sel'gen Spuren
Weh und Wahn im heißen Blick;
Fernher klingt von Morgenfluren
Himmlischer Gesang zurück.

Solche Wundernächte weben
Um des Sängers einsam Grab;
Geister wallen, Engel schweben
Himmelan und himmelab.

Friedrich Hermann Frey.

---

## An die Natur.

Die Brust so voll, das Herz so schwer,
Komm ich Natur zu dir,
Daheim ist ja die Welt so leer
Es fröstelt mich in ihr.

Getäuscht hat Glaub' und Liebe mich,
Kein Freund bot mir die Hand,
So steh' allein verlassen ich,
Kein Herz ist mir verwandt.

Nur du hast dich noch treu bewährt,
Allliebende Natur!
An deinem stillen trauten Heerd
Wohnt rein die Wahrheit nur.

Du täuschest nicht, wer nie die Lust
Gefühlt dein Kind zu sein,
O Mutter, der lebt unbewußt
In Leid' und Freud' allein.

Ihm blüht kein Lenz, kein Aehrenfeld,
Kein Blümlein nennt ihn Freund,
Verödet ist für ihn die Welt,
Sein Aug hat nie geweint.

D'rum habe Dank der Welten Herr
Laß mir dies Kleinod nur
Und geht's dem Kinde oft auch schwer,
Du Mutter hilfst — Natur!

David Hägerich.

## Am Bach.

Ich saß am Bach und schaute
Still nach dem Wellenspiel,
Sein Murmeln mich erbaute,
Es weckte manch' Gefühl.

Sein Treiben und Zerstieben
Am Ufer ohne Rast,
Sein Kosen und sein Lieben
In wilder Jugendhast,

Das rief in mir die Zeiten
Der Jugend froh zurück,
Der Kindheit gol'dne Freuden,
Dies längst entschwund'ne Glück.

O Bächlein klar und helle,
Eil' nicht so hastig fort
Von deiner Jugendstelle,
Es wechselt bald der Ort,

Wo keine Blumen blühen,
Am Wege dir entlang,
Wo freudenleer du ziehen
Wirst deinen letzten Gang.

Abwärts nach jenem Ziele,
Wo alles Sehnen schweigt,
Wo du nach munt'rem Spiele,
Im Meer dein Grab erreicht.

Bist ja so gleich dem Herzen,
Das jung kein Leiden kennt,

Das ewig wähnt zu scherzen,
Vom Heil so oft sich trennt;

Das brausend in's Gedränge
Des Lebens stürzt hinein,
Wo ihm die Welt zu enge,
Sein Himmel oft zu klein.

Und was hat es errungen
Wenn es zur Ruhe geht,
Was von dem All' erzwungen
Wenn es einst stille steht? —

Nichts war's als eitles Drängen,
Ein Kampf mit Freud' und Leid,
Ein Schall von leeren Klängen,
Ein Traum der flücht'gen Zeit.

David Hägerich.

## Das Wunderkraut.

Von blut'gem Sieg und Schlachten
Zog heim ein Krieger froh,
Zu suchen eine Hütte,
Gedeckt mit Schilf und Stroh.

Die Hütte, die er nimmer,
Vergaß im wilden Kampf,
Ob einsam er am Posten,
Ob tief im Pulverdampf.

Am Waldsaum vor dem Dörfchen,
Grüßt ihn ein Mütterlein,
Gebeugt von Sorg und Jahren
Was mag ihr Leid wohl sein?

„Was fehlet Euch," sprach tröstend
Der brave Reitersmann,
Was sucht ihr hier im Walde,
Was ficht so schwer euch an?

„Ich suche," sprach mit Thränen,
Das Weib „ein Kraut hier aus,
Von dem mir soll genesen
Mein Töchterlein zu Haus."

„Denn seit der Krieg zu Ende
Harrt sie des Liebsten bang,
Doch dieser kehrt wohl nimmer
Heim von dem blut'gen Gang".

Der Krieger reicht der Alten
Die Hand voll Schmerz und Lust:
„Komm Mutter meiner Liebsten.
Schau' die vernarbte Brust."

„In dieser treu verborgen,
Wahrt ich in Kampf und Strauß
Das Wunderkraut die Liebe,
Nun kömmt mit mir nach Haus,"

Dort will ich es ihr legen
Auf's kranke treue Herz,
Das so viel Lieb' geheget
In Wonne Lust und Schmerz;

Daß ihre Wangen färben,
Sich wieder rosenroth;
Ich glaub', daß wir gefunden
Das Kraut, das zwingt den Tod.

David Hägerich.

---

## Der betrogene Teufel.

Zu Nürnberg die Kapelle
Im Kaiserschlosse d'rein,
Die hegt vier Marmorsäulen:
Drei, schlank, aus einem Stein,

Die vierte mit dem Ringe
War mitten einst entzwei,
Da fragt wohl billig jeder,
Wie das gekommen sei? —

Gebaut ist die Kapelle
Im stolzen Kaiserschloß,
Es feiert froh der Meister,
Froh der Gesellen Troß:
Es steigt vom Hofgelasse
Der Pater d'rum herbei,
Will seh'n, ob das Gebäude
Auch wohl gelungen sei.

Er schaut die kühne Wölbung,
Den schönen Hochaltar,
Die farbenprächt'gen Fenster
Mit Bildern wunderbar:
Doch will's ihm immer dünken,
Als fehle Eines doch,
Just kommt's ihm nun zu Sinne:
„Die Säulen fehlen noch!"

„O Meister, lieber Meister,
„Hier müssen Säulen rein,
„Von Marmor wohl am besten,
„Muß morgen fertig sein:
„Zwei Säulen hier, zwei dorten,
„Sieht sonst so kahl hier aus,
„Es liebt die Pracht der Kaiser
„Im neuen Gotteshaus."

Der Meister steht betroffen:
„Vielleicht habt Ihr da recht —
„Doch wie soll ich vier Säulen
„Bis morgen schaffen? sprecht!
„Mir wachsen solche Säulen
„Nicht aus der flachen Hand,
„Und Marmor, Hochehrwürden,
„Wo gibt's den hier zu Land?"

„Ach! ich hab' die Kapelle
„Schon morgen einzuweih'n,
„Daß jetzt die Säulen fehlen,
„Das kann ich nicht verzeih'n.
„Der ganze Hof will kommen,
„Kaiser und Kaiserin,
„Und jetzt ist die Kapelle
„Nicht nach des Kaisers Sinn!"

„Herr Vater", sagt der Meister,
„'s ist nicht zu helfen mehr,
„Der Teufel selber brächte
„Die Säulen nicht mehr her" —
„Ach gehet selbst zum Teufel",
Der Pfaffe ruft voll Wuth,
„Der Teufel, wett' ich, brächte
„Mir Säulen schön und gut!" —

Da zupft's ihm an dem Aermel:
Ein kleines Männlein steht,
Von feuerrothem Mantel
Bis zu der Sohl umweht, —
Steht neben ihm und grinset,
Und lacht ihn freundlich an:
„Ich bring Dir Deine Säulen,
„Ich bin der rechte Mann!"

Der Pfaffe starrt erschrocken,
Doch faßt er sich zur Stell:
„Was fordert Ihr, Geselle!
„Bringt ihr sie billig, schnell?"
„Domine," sagt der Böse,
„Ihr kennt wohl meinen Lohn,
„Und ob ich schnell sie bringe,
„Seht bald genug Ihr schon;"

„Eh' sich von Euch die Messe
„Zu Ende bringen läßt,
„Steh'n schon vier Marmorsäulen
„In der Kapelle fest!"

„Eh' ich die Messe lese?
„Gesell, Ihr seid nicht klug,
„'s ist kaum 'ne halbe Seite,
„Seht's hier in meinem Buch!“

„Wenn ich mein Wort nicht löse,
„Noch schneller als Ihr denkt,
„So sind Euch die vier Säulen
„Zusammt der Seel' geschenkt!
„Bring' ich's zu Stande aber,
„Seid Ihr des Lebens quitt,
„Und ich nehm' Eure Seele
„Gleich unter'm Mantel mit.“

„Topp“, ruft erfreut der Pfaffe,
„Die Wette geh' ich ein“ —
Der Satan gibt den Handschlag,
Grinst voll Gewißheit d'rein;
Dann schlägt er um den Mantel
Verschwindet durch die Schaar,
Der Pfaff mit den Chorknaben
Eilt rasch zum Hochaltar.

Schnell macht er die drei Kreuze,
Schlägt auf das Buch sofort,
Spricht die drei ersten Worte —
Die erste steht am Ort:
Der Pfaff beginnt zu schwitzen,
Er plappert rasend schnell
Zu End' die zweite Zeile —
Die zweite ist zur Stell:

Und eh' noch mit der Messe
Der Pfaff zur Hälfte ist,
Steht schon die dritte Säule —
Es kommt die letzte Frist:
Und als d'rum mit der letzten
Satan sich niederläßt,
Der Pfaff in Todesängsten
Schreit: Ite! missa est! —

Nicht merkt der dumme Teufel
Des Pfaffen rasche List,
Daß um die halbe Messe
Er keck betrogen ist:
Er hört das „Ite! missa“,
Da wird's ihm wild zu Sinn,
Die Säulen sind verloren,
Die Seele ist dahin:

Schmettert die letzte Säule
Zu Boden, daß es klang,
Daß an den Altarstufen
Mitten entzwei sie sprang!
Dann fuhr er wild zur Hölle
Und's ward dem Pfaffen klar,
Wozu mit seinem Rauchfaß
Der Knabe nöthig war.

Doch lacht er still in's Fäustchen:
„Drei Säulen wären ganz,
„Die vierte kann man heilen
„Mit einen Eisenkranz,
„Dann sind die Marmorsäulen
„So schön, so billig auch —
„Dich ruf' ich, dummer Teufel,
„So oft ich etwas brauch'!“

Ephraim Harmlos.

---

## Loblied auf einen gefiederten Sänger.

O seht den kleinen Sänger an,
Im gold'nen Federkleid,
Er leistet was er leisten kann
In steter Heiterkeit.

Sein Lied ist nicht im ernsten Styl,
Es ist nicht hoch studirt;
Er weiß auch von dem Takt nicht viel,
Den er gar nie goutirt.

Doch trillert er so weich und zart,
Fast wie die Jenny Lind;
Auf so verwegen süße Art,
Wie man es selten find't.

Stammt er auch nicht von Meyerbeer
Ist er doch ein Prophet:
Zu sagen wird's ihm gar nicht schwer,
Wie's mit dem Wetter steht.

Taucht er der Flügel gold'nen Saum
Oft in die klare Fluth.
So ist für Sturm und Regen Raum;
Das weiß er gar zu gut.

Doch trifft verwegen unser Ohr
Sein schmetternd kühnes Lied!
So tritt die Sonne bald hervor,
Die hinter Wolken glüht. —

Auch liebt der kleine Demokrat,
Der Freiheit süßes Glück!
Wenn er nur off'ne Pforten hat,
Kennt er kein Mißgeschick!

So find't in and'rer Sängerbrust
Der Kleine Sympathie;
Er fühlt dieselbe Freud' und Lust
In stiller Harmonie!

D'rum sing recht oft dein munt'res Lied,
Es gibt ja süßen Trost!
Du singst, wenn keine Blume blüht,
Du singst bei Winters Frost! —

* * *

## Winter-Abschied.

Warum so lang, o kalter Schauer,
Hüllst du die strebende Natur
In's eis'ge Kleid, in Schnee und Trauer,
In Frost und Kälte, Wald und Flur!

Wann wird der Lüfte weiches Wehen,
Auflösen starren Winters Frost?
Und Gras und Blüthen auferstehen,
Als längst ersehnter Augentrost? —

Du hast so rauh, so hart gewaltet,
O Winter; zieh einmal nach Haus!
Du hast wie ein Tyrann geschaltet!
Nun sei's mit deinen Tücken aus!

Dein Eis soll bald in Strömen fließen,
Zerstören soll's ein warmer Hauch!
Soll sich in Bächen mild ergießen
Und neu beleben Baum und Strauch.

Und Primeln steigen aus der Erde,
Und Maienglocken läuten süß!
Es schafft das Schöpfungswort: es werde!
Das Eisgefild zum Paradies!

D'rum holder Lenz komm fortzujagen,
Den Winter, der uns lang gequält! —
In Wonnen wandeln sich die Klagen,
Wenn die Natur dein Hauch beseelt! —

* * *

## Faust's Nachtgesang.

Schweige Erdensorg' und Plage;
Holde Schlummergöttin trage
Freundlich mich zum Friedenshafen;
Zu dem mohnumblühten Pfühle,
Des Vergessens Welle spüle
Fort Gefühle, —
Ich will schlafen.

Wilde Leidenschaft da drinnen,
Ruhelosen Geistes Sinnen,
Das den Körper macht zum Sklaven;
Der ihm nimmer ward beschieden,
Gönnt ihm eine Stunde Frieden,
Eumeniden —
Laßt ihn schlafen.

Aber ihr, ihr Lichtgestalten,
Die mich liebend oft umwallten,
Wenn des Dämons Pfeile trafen:
Schwebet um mich her im Kreise,
Singt mir eine Schlummerweise
Leise, leise —
Ich will schlafen.

Ludw. v. Hörmann.

## Nach Süden.

O zieh' mit mir, o zieh' mit mir
Du vielgeliebtes Kind,
Weit, weit aus dieser Gegend fort
An einen andern lieben Ort,
Wo gute Menschen sind. —

Lau ist die Nacht, der Windhauch trägt
Der Rose Duft dir zu,
Leis rauschet der Kastanienhain,
In seines Laubes Dämmerschein
Träumt süße Himmelsruh.

Und dort, sieh' dort, im Mondenlicht,
Da wandeln zwei für sich
Die Arme traulich eng verschränkt,
Und trunken Aug' in Aug' gesenkt
Und das sind du und ich.

Ludw. v. Hörmann.

## Nachts.

Du schläfst, du schläfst so ruhig,
Du träumst, du träumst so süß,
Du träumst von deinem Liebsten
Und bist im Paradies.

Ich geh' an dir vorüber
In mitternächt'ger Ruh'
Und send' auf Mondesstrahlen
Dir Gruß und Segen zu.

Ludw. v. Hörmann.

## Leben und Lieben.

Laßt uns küssen, laßt uns lieben,
Bis des Lebens Becher bricht,
Ewig ward's ja so getrieben
Und wir werdens ändern nicht.
So auch wollt's der Hergott haben;
Ruft nicht jeder schöne Trieb,
Jede seiner Himmelsgaben:
Menschen, habt einander lieb?

Holde Rosenglut der Wangen
Lippen, scheuer Sehnsucht Schooß,
Leiber, die sich wie die Schlangen
Aus den Armen winden los;
Sonnig heit'res Jugendleben,
Das von Wonne überfließt,
Bist du deshalb nur gegeben,
Daß mein Auge dich genießt?

Dich bedaur' ich, blöder Zecher,
Der von Freudendurst gehetzt,
An dem schäumend vollen Becher
Zagend bloß die Lippe letzt,
Frisch hinunter bis zur Neige! —
So nur labt der Göttertrank,
Aber aus dem Herzen steige
Dann empor der laut're Dank:

Jenem Geist, dem hohen, großen,
Der die Welt so schön gemacht,
Der die Blüte schuf der Rosen
Und der Liebe süße Macht!

Der im kleinsten Sterne droben
Schrieb die holde Mahnung hin,
Daß genießend wir ihn loben
Und erkennend lieben ihn.

Ludw. v. Hörmann.

---

## An eine im Herbst blühende Kornblume.

Schöne Blume, die des Himmels Farbe
In dem Busen trägt, die grüne Flur
Wie des Landmann's ährenreiche Garbe
Festlich schmückt, du Zierde der Natur:
Warum weilst du? Nur auf öde Triften
Schweift das Auge, in den rauhen Lüften
Singt kein Vogel mehr, kaum daß im Wald
Noch ein klagender Accord erschallt.

Stöhnend schwankt der Baum, mit wildem Toben
Strich der Nordwind durch sein grünes Laub —
Und das schöne Kleid, vom Lenz gewoben
Liegt nun welk und traurig in dem Staub.
Ach, wo sind die lachenden Gefilde?
Wo die Sonnenstrahlen, deren Milde
Aus der Wiese jugendlichem Grün
Manches Blümlein lockte, um zu blüh'n?

Du nur, in dem schönen blauen Kleide
Prangend, auf dem öden Stoppelfeld,
Weckst noch manche tiefgefühlte Freude,
Deren Glanz den trüben Blick erhellt.
O welch' heit're Frühlingsbilder gehen
Mir vorüber, zauberisch durchwehen
Der Erinnrung holde Phantasie'n
Meinen Geist und alle Schatten flieh'n.

Schmücken sah' ich noch die gold'nen Bänder,
Früh, als kaum das Morgenroth erwacht,
Reich der Erde liebliche Gewänder —
O wie groß, wie reich war jene Pracht,
Die mir Flur und Wald entgegen strahlte!
Unvertilgbar in die Seele malte
Sich ihr Antlitz, diesen Engelsblick
Scheucht des Winters Drohen nicht zurück.

Frühling gibt's auch in der Menschen Leben,
Köstlich ist der Jugend Blüthenzeit!
Glück und Unschuld einen sich und weben
Kränze unschätzbarer Seligkeit.
Schön're Blumen beut kein Lenz hienieden
Als des Lebensmaies süßer Frieden,
Und erhabener ist kein Genuß
Als der Jugend liebevoller Kuß!

Aber schneller jagt auch von dem Bogen
Nicht der Pfeil, als dieser Frühling flieht;
Schneller ist kein Sonnenblick verflogen,
Den ein Wolkenschatten uns entzieht.
Erdenfrühling schwindet und kehrt wieder,
Neu ertönen alte Jubellieder,
Doch der Lebensjahre junges Grün
Ist auf immer, wenn es stirbt, dahin.

Winter naht, mit trüben, kalten Blicken
Schaut er den jetzt so Verlass'nen an.
Wird er noch den letzten Keim zerknicken,
Der herausbricht aus der Lebensbahn?
Nein! an dieser letzten Knospe scheitert
Seine Kraft, zum schönen Kelch erweitert
Sich die Blüthe und — Beruhigung
Haucht die Blume der Erinnerung.

Julius Keller.

## O, frage nicht!

O, frage nicht! Wenn Lipp' an Lippe hängt,
Wenn warm die Herzen an einander schlagen,
Im heißen Kuß sich Seel' in Seele drängt:
Was kann der Mund dann noch in Worten sagen?

„Ich liebe dich“ — o welche Seligkeit!
Wer gab dem Herzen solche Zaubertöne,
Damit es banne alles Erdenleid,
Das Leben selbst mit höchster Wonne kröne?

„Ich liebe dich!“ der Erde Nebel muß
In Freudenthränen nun hernieder thauen,
Da selbst der Himmel wie ein Frühlingsgruß
Herab sich senkte auf des Herzens Auen.

O, frage nicht! Wenn Lipp' an Lippe hängt,
Wenn warm die Herzen an einander schlagen,
Im heißen Kuß sich Seel' in Seele drängt:
Was kann der Mund dann noch in Worten sagen?

Julius Keller.

## Vergänglichkeit.

Ein Blümchen sah ich blühen
Auf schöner grüner Au,
Ich sah es hold erglühen
Im frischen Morgenthau!

Am Mittag sah ich's bleichen
Im heißen Sonnenstrahl,
Ach, trübe sollt' es neigen
Sein Haupt zum letzten Mal.

Das Blümchen blickte nimmer
In's sanfte Abendroth,
Sah nicht der Sterne Schimmer; —
Ihm ward ein früher Tod.

Julius Keller.

## Vier Sonette über Dante.

Jahrhunderte sind längst dahingeflossen,
Seitdem, erhab'ner Dichter, du gesungen;
Doch was dir damals meisterlich gelungen,
Noch heute siehst du blühen es und sprossen.

Was du geschrieben einstens den Genossen,
Das sprechen jetzt noch viele tausend Zungen,
Und was so tief in's Menschenherz gedrungen,
Steht ewig fest, als wär's aus Erz gegossen.

Wir folgen dir auf nie betret'ne Wege;
Gern lassen wir von deinem Rath uns leiten, —
Und sollten über einem schmalen Stege

Die schwachen Füße drohen auszugleiten,
So wird nicht Furcht, noch Zweifel in uns rege
Du weißt die Arme schützend auszubreiten.

---

Es lauscht das Ohr bewundernd deinem Sange,
Wenn du uns führest zu der Hölle Grunde
Und uns aus jenen Welten bringest Kunde,
Die uns ein tiefes Räthsel schienen lange.

Wir hören stets erwartungsvoll und bange
Dich Leiden schildern mit beredtem Munde,
Wenn wir dir folgen Stunde so um Stunde;
Und Mitleidsthränen netzen uns're Wange.

Wir sind erfüllt von nie geahnter Trauer,
Gerecht nur müssen wir die Strafen finden,
Und beugen uns in andachtsvollem Schauer.

Wohl übersteigt es irdisches Empfinden:
Es lassen Qualen sich von ew'ger Dauer
Mit Menschensinn nicht fassen noch verbinden.

---

Wie anders treten wir in jene Kreise,
Wo Geister gläubig auf Erlösung hoffen,
Die, halb und halb schon fremd den ird'schen Stoffen,
Ertragen ihre Leiden fromm und leise!

Nicht schreckt bei ihrer mühevollen Reise
Sie jenes Unheil, das sie schon betroffen;
Schon wissen sie des Himmels Thor sich offen —
Und Lieder tönen, Gott, dem Herrn, zum Preise.

Wie rührend, wenn Gebete laut erschallen,
Und wenn, statt Linderung sich zu erbitten,
Um Menschenleiden Seufzer widerhallen!

Gar wunderbar ergreift es uns inmitten.
Wir möchten gerne betend niederfallen
Und rufen: „Hätten sie schon ausgelitten!"

---

Da tragen deine Schwingen uns nach oben;
Wir sehen uns erstaunt in höhern Sphären:
Hier drückt kein Leid, es fließen keine Zähren,
Und alle Erdensorgen sind zerstoben.

Es mußte alles Irdische da droben
Sich wunderbar gestalten und verklären. —
Zu Seligkeiten, welche ewig währen,
Hast uns're Blicke du emporgehoben,

Hast hingeführt uns, wo im Reigentanze
Sich Welten drehen, deren Licht entzücket,
Das fernhin leuchtet in erhab'nem Glanze.

So hast du uns der Gegenwart entrücket; —
Was Wunder, wenn mit einem Lorbeerkranze
Noch jetzt die Nachwelt deine Schläfe schmücket?

E. K.

---

## Sylvesterfantasie.

Auf dunkler Schwinge hat die Nacht
Das alte Jahr zur Ruh gebracht
Mit seinen Thaten und Gedanken —
Du siehst in langen Reih'n sie wanken
Behelmt, gerüstet, schwertbewehrt
Mit Kronen, Hermelin beschwert,
Hellleuchtend im Demantenschmucke,
Auch seufzend unterm Fesseldrucke
Im schlechten, staub'gen Pilgerkleid —
So zieh'n sie her von nah und weit,
Wer zählt die Farben, wer die Trachten,
Wer, was sie thaten, was sie dachten,
Wer ihren Keim, die Blüthen wer?
Und unaufhaltsam immer mehr
Erneut in flüchtigen Sekunden —
Kaum ist der Vortrab hingeschwunden,
So drängt ein neuer Zug sich her,
Wie Wog' um Wog' auf ew'gem Meer.
Sie alle, alle geh'n zur Ruh,
Mitleidig deckt die Nacht sie zu,
Berührt von ihrem Zauberstab
Legt jedes sein Geräthe ab,
So hehr, so nieder es gewesen —
Sie wallen durch das off'ne Thor
Des neuen Jahr's an's Licht hervor.

So zieht ein müder König heim
Umringt von Rittern und Vasallen,
Wie, laut der Chronik altem Reim,
Sie nach der Gruft der Ahnen wallen.
Da wandeln sie in stolzer Pracht
In Ordensschmuck und Fürstentracht
Mit ernsten, traurigen Geberden;
Der Gram umschattet die Gefährten.
Dann wird der Alte beigesetzt,
Ringsum die Banner ruhmzerfetzt,

Die kampferprobten blut'gen Klingen,
Des Löwen Kraft, des Adlers Schwingen,
Und unter ernstem Leichenchor
Deckt Alles Nacht und schwarzer Flor.

Da — noch klingt Psalter und Gebet,
Da tönt das Thor mit erz'nem Flügel,
Es naht die junge Majestät,
Sie lenkt ihr Roß mit mächt'gem Zügel,
Ringsum drängt Ritter sich und Troß
Bei Paukenschall, Drommetenstoß,
Dumpf wirbelt hin die Feldmusik,
Im Frühroth glänzen Helm und Speere —
So strömt heran, so fließt zurück
Hochwogend Fluth und Ebb' im Meere.

In dunkler Gruft, da schlummert tief
Ein Greis — sie denken seiner wenig —
Ein und dieselbe Stimme rief:
Der König todt! Es leb' der König!

Dieß war ein Bild! — Doch ist es treu
Und Wahres künden die Phantome,
Wie? zieh'n uns nicht in einer Reih'
Gedanke, That zum Schlummerdome?
So Manches, was uns hoch entzückt,
So Vieles, was uns schwer bedrückt,
So mancher Hoffnung stolze Schwinge,
So manchen Geisteskampfes Klinge,
So Manches, das uns eng umschloß,
Gespenster, Alp und Betteltroß,
Hoffährtig Sinnen, niedrig Denken,
Neid, gleich Polypen an Gelenken,
Kleinmuth im staub'gen Lumpenkleide,
Der Lüge trügerisch Geschmeide, —
Auch guter Genien Ritterschaar
Mit off'nem Helme silberklar
Und spiegelblank den starken Schild
Mit scharfem Schwert, ein Heldenbild,

Sie Alle hat zuletzt die Nacht
Mitleidig, mild zur Ruh gebracht
Und häuft die Lüge, wie das Wahre
Dem müden König um die Bahre.

Kaum aber weckt der Glockenschall
Den ernsten, leisen Wiederhall,
Braust über die geborst'nen Schranken
Ein Heer von Thaten und Gedanken
Dem neuen Herrscher beigesellt
Das Saatkorn einer neuen Welt —
So zieh'n sie aus zu frischem Ringen,
Zu Hoffen, Wagen und Vollbringen.

Wir aber, dankbar mit den Blüthen
Des Jahres, das uns nun geschieden,
Bewahren treulich im Gedächtniß
Das hinterlassene Vermächtniß
Und öffnen den Kleinodienschrein
Beim ersten neuen Sternenschein:
Da sieh! welch' Glänzen und welch' Leuchten
Wie Perlenschatz aus Meeresfeuchten,
Die Diamanten der Erfahrung,
Rubine süßer Offenbarung,
Erfüllter Hoffnungen Smaragden,
Das Gold des geistigen Erdachten,
Geschmeide treuerfüllter Pflicht
Im Kampf für Tugend, Recht und Licht;
So sind als Erben wir zuletzt
Des alten Jahres eingesetzt.

So laßt uns aus vergang'nen Tagen
Ihr Freunde! uns're kleine Welt
Den kommenden entgegentragen,
Getreu in Lust und Leid gesellt,
Vertrauend auf die mächt'ge Hand
Die Erd und Himmel hält umspannt.

Ihr hört der Glocken hehres Klingen?
Es hat auf ihren dunklen Schwingen
Die sternbekrönte ernste Nacht
Uns nun das neue Jahr gebracht!

Friedr. Knapp.

## Graue Sage.

Normannenherzog Wilhelm zog aus zur lust'gen Jagd
Mit reisigem Gefolge in gold'ner Fürstenpracht,
Beim lauten Horngeschmetter da trabt er durch das Thal —
Aus nied'rer Hütte schreitet ein schlankes Mädchen allzumal.

Kühn blitzt ihr dunkles Auge, sie wog den blanken Speer
In zartgeformter Rechten, auch trug sie gute Wehr,
Ein krummes Messer flammte die Hüfte keck hinab
Und auf des Herzogs Frage sie trotzig rasche Antwort gab:

„Ein Kind bin ich der Wälder, mein Vormund ist das Schwert,
„Mein Lehrer war der Keuler, der kämpfen mich gelehrt,
„Mein Prunksaal ist die Haide, mein Tempel die Natur,
„Gespielinnen die Elfen, mein Feind der aufgejagte Ur."

— Sprich, wundersames Mädchen, willst Du ein gülden Schloß
— Dort prangen Purpurkleider, dort wiehert stolz das Roß,
— Dort beugen schöne Knaben vor Deinem Reiz ihr Knie,
— Für Dich saust ihre Klinge, zu Deinem Ruhme singen sie.

Sie aber spricht mit Höhnen: „Wer baute Euer Schloß,
„Wer zählte wohl die Thränen, den Schweiß, der niederfloß?
„Wer zählt die grimmen Flüche auf des Tyrannen Haupt,
„Der mit den Unterthanen, wie mit dem Wild zu spielen glaubt?

„An solcher Stätte, Herzog! da ist kein sich'rer Pfühl,
„Da geht so schwer der Athem, da drückt die Luft so schwül,
„Ist Dir so wohl, so heimlich im öden Purpursaal?
„Traust Du dem Beil des Koches, dem Gerstenbrod, dem Wein beim Mahl?

„Vor Herzen meinesgleichen, da wahre, Herzog, Dich!
„Die Freiheit hat auch Flüche, sie donnern fürchterlich;
„Erträgst Du Wahrheit, Herzog, frei von des Trugs Gewand —
„Was willst Du sie nicht hören, wirfst, wer sie spricht, auf blut'gen Sand?"

Und wie Medusa schreitet das Mädchen ihren Pfad —
Versteinert steh'n die Schranzen, des Fürsten falscher Rath,
Der laute Spott des Herzogs, er wird auf einmal still,
Er spricht: „Bringt mir das Mädchen, sein Wort ich ferner hören will!"

———

An hoher Linde ragend wie ein Heroenbild.
Schlägt mit dem Schwert die Jungfrau den blauen Stahlesschild
Er tönt und hallt gewaltig. Um's weite Freimal her
Wälzt sich ein Volk in Waffen, die Sonne blitzt durch's Lanzenmeer.

Ein Freudestrahl bricht glänzend vom dunklen Augenpaar
Der Maid; sie bietet Stille: „Zum Herzog geh' ich dar,
„Was Eure Zunge wünschet, was Euer Busen klagt,
„Was Eure Rache fordert, der Priesterin des Volkes sagt!"

„Ich will ihm nichts verhehlen: den unterdrückten Fluch,
„Der Mutter Fleh'n, die Wunde, die Euch sein Söldner schlug,
„Um jede Hufe Landes, die Willkür Euch geraubt,
„Will ich den Herrscher mahnen, es ist in meiner Hand sein Haupt.

„Die Wahrheit soll er hören, wenn er sie ernstlich heischt,
„— Doch weh' ihm, wenn er fürder nur Recht und Satzung täuscht,
„Die Rache sei unendlich, die dann die Jungfrau nimmt,
„Dann breche aus der Aufruhr, der unter dünner Decke glimmt."

Und stillen Schwur's geloben die Mannen, wenn es gilt,
Von Höh' zu Höh' zu schlagen den blanken Heeresschild.
So zieht dahin das Mädchen, des Volkes Segen wallt
Mit ihm, bis vor der Veste entschwindet seine Huldgestalt. —

---

— — sie endet ihre Rede; der Herzog sinnt dem Laut;
Sie hatte ihm so eben ein furchtbar Wort vertraut.
Es wogt sein Heldenbusen, die Wahrheit traf ihn hart,
Den Untergang des Thrones und seines Land's er inne ward.

— Bei Gott, das wollt' ich nimmer, was Unrecht ward verübt.
— Doch wehe dem, der frevelnd der Krone Ruhm getrübt!
— Sei Du hinfort mein Kanzler, sei Du mein Castellan,
— Dem ich mich und die Ehre des Volkes anvertrauen kann!

Da leuchten ihre Blicke, sie sprach mit glüh'nder Hast:
„Zum heiligen Gelübde des Schwertes Knauf umfaßt!
„Hört mich vor jenen Andern; entlaßt der Schergen Heer,
„Des Volkes Lieb' und Achtung, das ist die allerstärkste Wehr!"

„Ward Eure Burg zum Fuchsbau, so jagt die Füchse weg,
„Geschmeidig allen Ränken, nur für's Gerechte träg;
„Hört Euer Volk! Die Wahrheit tauscht nicht durch dritte Hand;
„Ich bürg' für seine Treue, mein Leben sei Euch sich'res Pfand!"

Er schwört's und hat gehalten sein redlich Manneswort,
Er jagte Eul' und Geier und Fuchs und Habicht fort —
Er stieg nun selbst hinunter in seiner Sassen Ring,
Er sprach nun Mann zu Manne, er stund bei Rüge vor und Ting.

Und von derselben Stunde verschwand die holde Maid,
Des Volkes schöner Glaube errachtet sie gefeit,
Hieß sie die Abgesandte der Götter ihres Land's
Die Wahrerin der Ehre Wilhelms und seiner Tugend Glanz.

---

Das war vor langen Jahren! — Mich wundert Zweierlei:
Daß jenem Fürstenschwure geglaubt die hohe Fei
Und daß ihn der gehalten. — Doch steht es Jedem frei,
Zu glauben, daß dieß Alles nur eine schöne Sage sei..

Friedr. Knapp.

## Westindisches Ständchen.

Ob ich's berge, ob ich's künde,
Was ich Holde! dir zu sagen,
Was dich meine Blicke fragen,
Daß es deine Gunst entzünde —
Dieses Schwanken, dieses Zagen
Ach! ist jetzt die größte Sünde.

Denn dahin die Stunden rollen,
Frühlingsabend ist verschwiegen,
Doch die Frucht des Strebens, Siegen
Reift allein in meinem Wollen.
Zwischen Höll' und Eden wiegen
Sollte mich dein schnödes Wollen?

Liebchen, nein! mit freiem Blicke
Will ich deine Augen fragen,
Will der Demuth mich entschlagen
Und vertrau'n dem kühnen Glücke,
Muth'gen Herzen ziemts zu wagen,
Niemals wird der Zage flügge.

Bin kein kranker Mondscheinritter
Liebessieche, fromm und blöde,
Nicht mit Damons Schäferflöte
Nah' ich Täubchen! deinem Gitter.
Doch dieß Einz'ge: sei nicht spröde
Und erhöre deinen Ritter!

Wolk' um Wolke ziehet ferne,
Durch die Palmen hör' ich's rauschen,
Wie Verliebte Zwiesprach tauschen;
Droben lehrt das Heer der Sterne:
„Lohn dem Harren, Trost dem Lauschen!"
O wie glaub' ich ihnen gerne.

Doch auf's Neue regt sich wieder
Zagheit, Zweifelsucht und Sehnen,
Aus dem Auge thauen Thränen
Und es beben Herz und Glieder,
Denn mein stolzes, sich'res Wähnen
Stürzt bei ihrem Nahen nieder.

Lieber jetzt ihr Gitter meiden
Flieh'n dem heißerregten Drange,
Der mir purpurn färbt die Wange,
Lieber in Cypressen kleiden
Meine Harfe und dem Sange
Anvertrauen meine Leiden.

Still, sie naht! Orangen wiegen
Säuselnd sich in bleichen Strahlen,
Milde lösen sich die Qualen,
Meine Pulse höher fliegen —
Doch nicht weiter will ich prahlen,
Glücklich ist nur, der verschwiegen!

Friedr. Knapp.

# Träume.

Die Augen, Schlummer! rühre mir mit Deiner Flügel seid'nem Saum
Und senke in Vergessenheit mein Leben, und das Sein in Traum!
Die öde, fahle Wirklichkeit, der Werkeltage Einerlei,
Die schale Prosa scheuche mir aus meines Zeltes dunklem Raum,
Nebst nüchterner Beharrlichkeit, nebst klugem Denken, Vorbedacht —
Es bietet so dem Sehnen stets den kleinsten Tropfen Süsse kaum! —
Nun aber führ' den Renner vor, mit flinkem Huf und Flammenmuth
Dem schlanken Nacken füge Du, der edlen Stirn den Silberzaum,
Leicht trage, wie der Vogel eilt, der munt're Rappe mich empor,
Daß durch zerriß'nem Wolkenflor im Nebel schimm're Thal und Baum.
Hinweg nach unbekanntem Land, den Zaubergärten Salomo's
Mich führe, wo die Huri letzt das Auge mir und Frucht den Gaum,
Wo im Smaragd der Sherbet prangt und dunkler Wein im Goldpokal,
Wo angenehm sich's träumen läßt im duftigen Caskadenschaum!

---

Und wieder schweife durch die Nacht die Wüste hin im heißen Flug,
Dort sengt der Sonne glüh'nder Kuß den zag' entkeimten Blüthenflaum —
Sieh dort den Hengst, er fliegt dahin, am Bügel schleift er hin den Bey,
Vom Turban streift der lohe Sand die Perlen und des Kaftans Saum —
Da wird die Perle zum Rubin, vom Blut des Fürsten überthaut,
Und wird zur Lunte der Begier des Schakals, welcher folgt dem Schaum.
In weiten Kreisen jagt er nach, da bricht der Bügel aus dem Gurt
Und hingeschleudert von der Wucht erwacht der Mohr im öden Raum.
Jetzt stäubt heran im Wuthgeschrei gesträubten Haars mit scharfem Zahn
Der Wüste-Tiger — ihn erschaut matt und betäubt der Moslim kaum;
Er greift zum Dolch, — doch Schwert und Dolch und Büchse fehlt zum Widerstand
Und fern an der Oase irrt der Hengst mit staub'gem Silberzaum;
Da hebt verzweiflungsvoll ein Kampf mit Faust und Zahn und Kralle an,
Schon fühlt die Kehle sich umschnürt und Röcheln tritt aus Hals und Gaum —
Ein Schlag! — und es erwacht der Bey geängstigt von des Fiebers Wahn —
Inmitten seiner Herrscherpracht im Schatten unter'm Palmenbaum
In des Pallastes Gartenhain — ein lieblich Wesen legt die Hand
Die weiche auf die heiße Stirn und küßt sie mit der Lippen Flaum —
Aufathmend lächelt er, es flieht der irrenden Gebilde Wahn
Und vor des Lebens holdem Reiz sinkt in sein Nichts der wilde Traum.

Friedr. Knapp.

# Glosse.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit,
Wer Gott, dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.
Paul Gerhardt.

Willst du den Namen „Christ“ recht tragen,
So laß' das Zweifeln untergeh'n,
Dann wird dir auch in bösen Tagen
Dein Glauben unerschüttert steh'n.
Nie fühlst du dein Gemüth zerspalten,
Du bist ein Mann, d'rum wirke fort
Und der ist stark in That und Wort,
Wer nur den lieben Gott läßt walten!

Die Hände in den Schooß zu legen
Im Sturm, dieß ziemet nicht dem Christ,
Dem Blitze und den Donnerschlägen
Trotzt auch der träge Fatalist.
Doch wer da muthig zu begegnen
Dem Schicksal weiß, zum Kampf bereit,
Der wird das Wort des Vaters segnen
Und hoffet auf ihn alle Zeit.

Die Stirne freudig aufgerichtet
In seiner Mannheit stolzem Glanz,
Der jede Heuchelei vernichtet —
Und in dem Herzen Toleranz,
Vorbei die trügenden Gestalten,
So schreite kühnlich durch die Welt —
Wer sich zu Gottes Streitern zählt,
Den wird er wunderbar erhalten.

Mit einer höhern Priesterweihe,
Als Stol' und Insul es vermag
Entfaltet täglich sich auf's Neue
Ein Gottgeweihter Feiertag.

Da wird ein jeglich Herz zum Priester,
Das frommen Dankes Weihrauch streut,
Die Hoffnung tritt aus Palmgeflüster
In aller Noth und Traurigkeit.

Für's Edle glühend, in der Rechten
Des Geistes mächtiges Panier,
So laßt uns gegen Thorheit fechten,
In seinem Zeichen siegen wir.
„Seht das Jerusalem der Freien!"
So ruft die Schaar der Streiter laut,
Und Niemand kann des Kleinmuths zeihen,
Wer Gott dem Allerhöchsten traut.

Die Zeiten rauschen und veralten,
Doch ewig sinnt des Menschen Geist,
Der alles Herrliche entfalten
Und frei die Welt durchziehen heißt.
Wer starken Muthes zugeschworen
Vernunft, der Gotterwählten Braut,
Der hat das Paradies erkoren,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Friedr. Knapp.

---

## 'S Lied von Petern.

Was moa'st mei' lieber Peter,
Es kimb ma' für.
Mir wern alti Leder,
Mir san's scho' schier,
Was thäa ma' jetz', wie richt' ma's Gschpiel,
Es g'fallt ma' weiter gar nit viel,
„Was thäa ma' jetz', mir trinka
Und lacha wie's uns g'fallt
Und scheer'n uns koa Kreisl d'rum
Vontwegen den jung und alt."

Denk aber an die Zeit'n
Voll Streit und Strit,
A' junga mag's d'erleidn,
A'n alter nit,
Und schlechter werd's ja alli Tag
An Lumperei und Sorg' und Plag' —
„D'rum denk' i' ma', mir trinka
Und lacha wie's uns g'fallt
Und scheer'n uns koa' Kreisl d'rum
Vontwegn den jung und alt."

O Peter, o du Schliffi,
Du leichter G'sell
Du kriegst scho' no' dein Riffi
Und kimmst in d' Höll,
Dees sag' dir i', drum thuar a' guat,
Es schneibt dir ja scho' unter'n Huat —
„Und i' sag', i' will trinka
Und lacha wie's ma' g'fallt,
Und scheer' mi' nit a' Kreisl d'rum
Vontwegn den jung und alt"

So hamm die g'sunga prächti'
Und frisch ei' g'schenkt,
Wer hat jetz' wohl des rechti,
Hon i mir denkt,
Und denk' und denk' mi'n größt'n Fleiß,
Z'letzt hat der Peter kriegt 'n Preis,
Und sing' mit ihm: „Mir trinka
Und lacha wie's uns g'fallt
Und scheern uns koa' Kreisl d'rum
Vontwegn den jung und alt."

Kobell.

## Der Becher.

„Die Kränk! mei Risling-Peter!
Beim Schoppe' wie sich's g'hört,
Un' alls die Nas' noch röther,
Wie geht's dann lieber Peter?"

„„Ja no'! mer sächt's muß gut sei
Gel' bis es besser werd,
's geht halt wie's allzeit ganga,
Könnt's schlechter nit verlanga.""

„Oho! wo werd's dann fehle'?"
„„Mei Gott, 's fehlt überall,
Wer so sein'm Schicksal zuwidder
Wie ich, is e' trauriger Ritter.

„„Mich hot's verfolgt vun jeher
Un' malitiös tractirt
Un' krumm is alles gange'
Was ich hab' a'gefange'.

„„Sich! hab' ich Feuer g'schlage'
So hat ke' Zundl gebrennt
Un' hab' ich 'n Appl 'geße'
Gewiß is e' Worm drinn g'seße'.

„„Wie oft, so beim spatzire'
Hot mich e' Rege' erwischt
Un' war ich recht voll geregnt
So fin' mer noch Säu' begegnt.

Un' war ich in Gsellschaft witzig
So habe' die ann're g'jagt,
Deß kann vun dir nit kumme'
Deß hoscht de wo hergenumme'.

Kemm Schütze' hot beim Jage'
Wie mir die Flint' versagt,
Un' hab', zum Pech gebore',
In jedem Spiel verlore'.

„„So geht's jetz' fort in eenem
Schun über sechzig Jahr
Un' muscht de mer doch sage'
Daß deß nit zu ertrage.""

„Wahrhaftig, thät's mir g'schehe',"
Hot druff der Freund bemerkt,
„Ich könnt's so weit nit bringe'
Ich thät' in's Wasser springe'."

„„Hab's aach probirt mei' Lieber,
Hot jetz' der Peter gelacht
„„Bin aber nit nunner kumme',
Bin wie e' Stopsl g'schwumme'.

„So muscht de kenn' Wei' mehr trinke',
Do werscht de am erschte' hi'
Un' brauchst dich nimmer zu gräme'
Was noch for Unglück kämet"

„„Nee Freund, deß Opfer bring' ich
Dem dumme' Schicksal nit,
Juscht weil's mich so getroffe',
Zum Trutz werd fortgesoffe'.

Ich will nu' do dra zeige',
Daß noch 'was an mer is,
Ganz loß' ich mich nit roppe',
He Kellner! noch e'n Schoppe'!""

Kobell.

---

## Der Schiffskapitän. *)

Wenn oftmals ich beim Rheinwein in der Schenke
Mit meinem deutschen Kapitäne sitze,
Dann schlagen aus dem Becher hellere Blitze,
Daß ich an's Meer und sprühende Wasser denke.

---

*) Gegenwärtiges Gedicht erschien bereits im „deutschen Museum", (Nr. 42, 1865, herausgegeben von R. Prutz) ward aber daselbst von dem mir unbekannten Einsender ohne mein Wissen dermaßen verändert, daß ich mich veranlaßt sehe, mein ursprüngliches Manuskript durch das Organ des Nürnberger Albums wiederherzustellen.

Der Verfasser.

Es mag wohl was in meiner Seele liegen,
Das auf das Meer, auf Freiheit und auf Wogen
Hinweist: ich fühle gleich mich angezogen,
Seh' ich hinab zum Strand die Möve fliegen.

Und hier der Mann, der in dem meeresschwanken
Fahrzeuge stand inmitten grimmiger Stürme
Und, unerschrocken, dunkle Wogenthürme
Zerschlug mit seines Schiffes tapfern Flanken!

D'rum eben pflegt er auch das Haupt zu neigen
Und stumm zu sitzen, wenn die Andern toben:
Wer also laut die Stimme hat erhoben
Beim Sturm im Meer, darf anderwärts schon schweigen.

Schlicht ist sein Herz und schroff sein äuß'res Wesen
Schon recht: am schroffen Fels im Meeresschwalle
Tief unten erst reift purpurn die Koralle,
Die sich zum Schmuck die Fürstin auserlesen!

Und wer versucht in seine Brust zu dringen,
Der mag sich nur mit einem Redehammer
Bewaffnen: pochen muß man, eh' die Klammer
Vor einer solchen Wölbung wird zerspringen.

Ein Engpaß erst, dann aber plötzlich Weite
Und Fernsicht, wie man wohl aus niedern Thoren
Vortritt und plötzlich dann, im Schaun verloren,
Erfährt, daß man in einem Dome schreite.

Ein Dom, darüber sich die heiße Zone
Als Kuppel wölbt! Dort sitzt, von Diamanten
Umfunkelt, die im reinsten Feuer brannten,
Die Mittagskönigin auf ihrem Throne.

Und Palmen, so die heißen Lüfte fächern,
Erheben sich. Aufblitzend mit der Feder,
Schwingt dort ein Vogel sich vom Stamm der Zeder
Zum Trunk aus goldumreiften Blumenbechern.

Welch' mächtige Natur! ihr magst du lauschen!
Bergschlünde dröhnen, große Ströme rollen,
Den alten Urwald hörst du in der vollen
Sturmfluth der Blätter aus der Ferne rauschen. —

Genug! seh' ich den Mann am Felsenriffe
Vorübersegeln in des Sturmes Tosen,
Sich und die Freunde aus dem uferlosen
Weltmeer errettend im bedrängten Schiffe:

So denk' ich an die unansehnlich graue
Meermuschel, die behutsam, seeerfahren,
Die Brandung flieht und jenen wunderbaren
Perlschimmer hegt in ihrem Schalenbaue.

Rudolf Kulemann.

---

## Edelweiß.

Drei Wanderer stiegen von Bergeshöh'n
Hinunter in's tiefe Thal,
Es blühten um sie viel Blümlein schön
Im goldenen Sonnenstrahl.

Der erste nimmt sich die Glöcklein blau
Zum Strauß für die Liebste fein; —
„Die schimmern so lieblich im Morgenthau
Wie des Liebchens Aeugelein.“ —

Der zweite der Alpenrosen Pracht
Pflückt ab auf grünem Grund; —
„Die blühen so rosig, wie mir lacht
Daheim der Liebsten Mund,“ —

Der Dritte herab vom Felsgestein
Das Edelweiß sich bricht; —
„Das schimmert so bleich wie im Mondenschein
Der Liebsten Angesicht.“ —

Und als sie kamen in's Heimaththal,
Der erste sein Liebchen schaut,
Da muß er sie finden — o bittere Qual —
Als eines anderen Braut. —

Und als daheim der zweite fragt,
Wo ist die Liebste mein?
Verführt sie ging in die Welt, — man sagt —
Mit ihrem Buhlen sein. —

Und als der Dritte gezogen kam
Vor seines Mädchens Haus,
Da flimmerten Lichter wundersam
Zum Fensterlein heraus.

Und drinnen im engen Kämmerlein,
Um's Haar ein Myrthenreis,
Da lag gestorben die Liebste sein —
Ein bleiches Edelweiß. —

J. C. Maurer.

## Todtenfrühling.

(Allerseelen.)

Als einst der Blumenengel
Im Herbste scheiden ging,
Da dacht er noch der Todten,
Die kühl die Erd' umfing.

Und ihre Gräber kränzen
Wollt' er mit Rosen neu;
Doch ach, die rothen Rosen
Sie blühen nur im Mai.

Da weckt er aus dem Schlummer
Der Georginen Nacht
Und Astern, Immortellen
Von wundersamer Pracht.

Die reiht er dann zu Kränzen
Mit zartem, frommen Sinn,
Und legt zum Scheidegruße
Sie auf die Gräber hin. —

Und zieht er nun von dannen,
So läßt er jedes Jahr
Zurück den Hingeschied'nen
Die Blumen immerdar.

Da grünt und blüht es wieder
Dann auf den Gräbern neu; —
Es ist der Lenz der Todten —
Im Herbst ein junger Mai. —

J. C. Maurer.

---

## Vierzeilen.

Dir nur dank' ich's, Mädchen, daß ich wieder bin zum Kind geworden,
Daß die vordem rauhen Töne meiner Leier lind geworden;
Sehend ward ich! Glaube nicht den kalten Menschen, die da sagen
Voller Kurzsicht, daß mein klares Auge plötzlich blind geworden!

---

Als tausend Blitze flammend mich umwetterten
Und tausend Donner dröhnend mich umschmetterten,
Ganz ruhig stand ich, — klagend ob den Rosen nur,
Den allzufrüh von Sturmeswuth entblätterten!

---

So lange sich der Sonne Strahl auf grünen Blättern golden wiegt,
So lange sich von Früchten schwer ein reicher Ast zur Erde biegt,
So lange, Freund, und länger nicht, ertöne deiner Leier Klang;
Gar kläglich ziemt zu singen, wem des Glückes Saat darniederliegt.

---

Wär' ich mächtig auch wie Gunther, würd' ich dennoch keine Brunhild;
Denn ein wahres Weib vor allem glänze, wie der Abendstern mild
Nur von Sanftmuth und es brüste nicht im Panzerkleid sich mannstolz?
Sonst erscheint es zwar als schönes, doch als lebenloses Steinbild.

---

Vergiß des lichten Lenzes so bald entleertes Füllhorn
Und trinke solch' Vergessen aus hehrer Musen Quellborn,
In seinem Spiegel schaust du viel schön'rer Welten Glanzbild
Und leicht verachten lernst du sodann der Erde Sandkorn.

---

Der Wipfel strebt dem Winde nach, doch fesselt ihn der starke Stamm,
Die Woge sehnt sich nach der Flur, doch wehret ihr der feste Damm;
Zu lichten Sphären zu entflieh'n begehrt mein Geist im Adlerschwung,
Und ach! Mich bindet mein Geschick an dieser Erdenprosa Schlamm!

---

Ich eilte gern und freudig, wenn die Brust mir bang, zum Helicon!
Doch sauer ist, ich fühl' es wohl und steil der Gang zum Helicon.
Mein Musenroß ist flügge kaum und ungewöhnt des Aetherflug's;
Was frommt es, daß mich mächtig zieht ein inn'rer Drang zum Helicon?!

---

Mir fehlt Beständigkeit vor Allen, ich weiß es wohl!
Daß Keinem will mein schwankes Thun gefallen, ich weiß es wohl!
So steh' ich rath- und rettungslos und bald wird:
„Du bist verloren!“ rings erschallen, — ich weiß es wohl!

---

„Wohin dein Weg?“ „„Ich irre planlos;
Mein Wandeln wurde pfad- und bahnlos!
Mein Führerstern erblich: O bände
Für mich nur Charon bald den Kahn los!““

---

So trübe bin ich, daß mich fast erbos't
Der Schmetterling, der um die Rosen kost;
Für süßes Kosen starb der Sinn in mir:
Mich letzt allein nur, was da schäumt und tost.

---

Der klare Sommerhimmel als leuchtender Saphir strahlt;
Doch reiner, klarer, heller ein ander Licht aus dir strahlt.
Und wolkenloser dünket mich deiner Aeuglein Bläue
Und ob sie gleich, du Spröde, du Stolze, nimmer mir strahlt.

---

Lege doch bald, o Liebchen, den Schleier weg,
Müßte ja sonst wohl legen die Leier weg,
Laß dich erflehen, enthüllest, enthüllst du dich.
Strömen vom Herzen die Lieder mir freier weg!

Wir sind für einander geboren, vergiß es nicht!
Du hast mich zum Liebling erkoren, vergiß es nicht!
Und wie sich nun immer gestalte das Schicksal mein,
Wir haben uns Treue geschworen, vergiß es nicht!

Und ob sie mich verdammen auch, o Liebchen kehr' dich nicht daran,
Vergeht dieß Lied in Flammen auch, o Liebchen kehr' dich nicht daran!
Und stürzt, erschüttert allerwärts, des wandelbaren Glückes Bau
Ob meinem Haupt zusammen auch, o Liebchen kehr' dich nicht daran!

J. Obrist.

# Jugendlieder

von

## H. Petzet.

### Fahr' wohl du goldene Jugendzeit!

Fahr wohl, du goldene Jugendzeit,
Fahr wohl, du seliger Traum!
Bald liegst du von mir so weit, so weit,
Und genossen hab' ich dich kaum.
Schon welkt der blühende Rosenkranz,
Der Schmuck vom lockigen Haupt,
Wie hat ihm den Duft, wie hat ihm den Glanz
So rasch doch der Herbst schon geraubt!

Noch zieht mich das Herz von Liebe so voll
Zu der Brüder fröhlichem Schwarm,
Da reißt mich mit seinem gebiet'rischen Soll
Das Schicksal aus ihrem Arm.

Und muß es denn sein, lebt wohl, lebt wohl,
Zum letzten Mal Gruß und Kuß!
Wie tönet die Klage so dumpf und hohl,
Weil scheiden auf immer ich muß.

Um's Ohr mir der Brüder Gesang noch klingt,
Wie tönt er so frisch und hell,
Wie wenn aus der Brust des Felsens springt
Ein rauschender, brausender Quell.
Doch es reißt mich weiter und weiter fort
In den Kampf des Lebens hinein,
Bald weil' ich am fernen, einsamen Ort,
Und Mühe und Noth zieht ein.

Vorbei ist die Jugend! Das Alter naht,
Wie wird mir um's Herz so bang!
Verblüht sind die Rosen, bestreut ist der Pfad
Mit Dornen, o trauriger Gang!
D'rum willst du, o Himmel, mir gnädig sein,
So sei dein Segen mit mir
Und es bleib' ein jugendlich Herz stets mein,
Oder nimm du mich bald zu dir!

## Abschied.

Ade, mein trautes Kind,
Es muß geschieden sein!
Durch Wetter, Nacht und Wind
Zieh' fort ich ganz allein.

Dein Vater hat's gesagt,
Daß ich dich lassen muß,
Und ich, Gott sei's geklagt,
Scheid' ohne Gruß und Kuß.

Zum letzten Male geh'
Vorüber ich dein Haus,
Fort muß ich, fort, ade,
Weit in die Welt hinaus!

Bleib' du mir treu und gut,
Bis einst ich kehr' zurück,
Hoffe mit festem Muth,
Der Treue blüht das Glück!

## Sternengruß.

Schaust du empor, mein Lieb so hold,
Zum Himmel in der Nacht,
Wo tausend Sterne hell wie Gold
Erglüh'n in stiller Pracht:
So werd' er dir zur blüh'nden Au
Im sanften Frühlingslicht,
Und jeder Stern im Himmelsblau
Werd' zum Vergißmeinnicht!

## Den Freunden in der Heimath.

Festgebannt im fremden Lande an dem fernen Weichselstrand
Denk' ich euer heut' ihr Lieben, in dem theuern Vaterland.
Denk' an euch und an die Tage, die ich froh mit euch durchschwärmt,
Als mich noch die traute Heimath treu an ihrer Brust gewärmt.

Hei! wie klangen uns're Becher vollgefüllt bis zu dem Rand,
Hei! wie schwangen wir den Schläger in der jugendkräft'gen Hand!
Wie ein Sturm aus Nordlands Wäldern brauste unser Freiheitsjang,
Und das Herz schlug hoch und mächtig schwellend kühn im Thatendrang.

Doch die Tage sind verschwunden, wo mit euch ich glücklich war,
Das Geschick hat fortgerissen mich aus eu'rer frohen Schaar,
Wie ein Traum der Kinderjahre schwand dahin die schöne Zeit
Und die kalte Fremde kümmert nichts sich um mein stummes Leid.

Darum schließt sich um so fester jetzt mein treues Herz an euch,
Weder Zeit noch Raum begränzen ja der Lieb' und Freundschaft Reich,
Und ich ruf' aus weiter Ferne über Berg und Thal und Fluß
Euch aus treuem Bruderherzen zu jetzt meinen besten Gruß.

Füllt die Becher bis zum Rande wie ich sonst mit euch gethan,
Singt von Jugendlust begeistert, klingt auf alles Schöne an!
Und ob ich bei euch bin, ob ich in die Fremde bin gebannt
Bleibt mein A und O doch stets: Ein Hoch dem deutschen Vaterland!

## Heimweh.

So schön und stolz wie bezaubernde Fee'n
Umschwebten mich holde Gestalten,
Es zog mich hinein in das Tanzen und Dreh'n,
Als wollt' ich sie fassen und halten.
Gehoben von Wellen der süßen Musik
Dreht Alles sich fröhlich im Kreise,
Und mancher verstohlene Liebesblick
Sucht Bahn sich zum Herzen ganz leise.

Die Freude, sie lächelt auf jedem Gesicht
An diesem festlichen Tage,
Und welchen die Frauen verlockten nicht,
Der schwelgt bei Sang und Gelage.
's ist gar so schön an des Freundes Brust,
Umschlungen von seinem Arme,
Rasch einzuschlürfen in trunkener Lust
Das wonnige Leben, das warme.

Und dennoch — wird mir das Herz auch weich,
Will mich die Freude nicht fassen:
Ihr Andern, ihr fühlt nicht wie ihr so reich
Und wie ich allein so verlassen.
So wie der Jüngling sich sehnet bang
Nach Gruß und Blick seiner Schönen,
O Muttersprache, du Heimathsklang
So lausch' ich nach deinen Tönen!

O dreimal seliges schönes Loos,
Wer bei den Seinen darf weilen,
Wer sich wiegen darf in der Heimath Schoos,
Nicht ruhlos die Welt muß durcheilen.

Er pflanzt in der Jugend den Rosenstrauch,
Wird manche Blüthe dann pflücken,
Und wenn er längst geschlossen das Aug',
Die Rosen sein Grab noch schmücken.

## Liebesglück.

Umhüllt von blühenden Ranken,
So sitz' ich in stiller Ruh',
Ich hab' nur noch einen Gedanken
Und dieser Gedanke bist Du!

Du liegst ja in meinen Armen
Und schmiegst dich so zärtlich an,
Daß des Herzens Schläge, die warmen,
Ich fühlen und hören kann.

Ich schau' dir in's freundliche Auge,
Das dünkt mir ein tiefer See,
Darinnen ich niedertauche,
Vergessend Kummer und Weh.

Die lieblichsten Bilder umgaukeln
Mein wonnezitterndes Herz,
Als säh' auf den Wellen ich schaukeln
Sich liebende Elfen zum Scherz.

Rings wiegt sich Alles im Traume,
Kein Lüftchen erregt das Gefild,
Schon senkt sich zum Himmelssaume
Der Mond so klar und so mild.

Die Elfen hinuntertauchen
Tief, tief in die schweigende Fluth:
O könnten das Leben verhauchen
Wir so in der Küsse Gluth!

## Gute Nacht.

Es blickt der Mond zu dir durch's Fensterlein, nun gute Nacht!
Wie blinkt sein Glanz so klar und mild so rein, nun gute Nacht!
Du liegst bereits in süßem Schlaf und merkst von ihm nichts mehr,
Doch klingt es leis in deinen Traum hinein, nun gute Nacht!
Laß fahren allen Kummer, alle Sorgen hin du jetzt,
Dein Lächeln soll durch nichts verkümmert sein, nun gute Nacht!
All' deine Blumen senken ihre Häupter schlafesmüd
Und flüstern leis: Schließt euch, ihr Aeugelein, nun gute Nacht!
Wenn wieder sie erwacht, haucht süßen Duft entgegen ihr
Und frohen Morgengruß im Sonnenschein, nun gute Nacht!
Ich selbst von ferne stehend rufe mit der Nachtigall:
Ein guter Engel mag dir Schutzwacht sein, nun gute Nacht!

## Meine Liebe.

Was hebst du den Blick, mein süßes Lieb,
Zum fernen Gebirg empor,
Das hoch in den Wolken sich birgt so trüb,
Umwallt von der Dämmerung Flor?
Und blickst du auch staunend zum Himmelszelt,
Zur hocherhabenen Sternenwelt,
Glaub', höher als Berg und Himmelssaal
Ist meine Liebe viel tausendmal.

Tief ist der Schacht in der Erde Schoos,
Wo die goldene Ader blinkt,
Wo der Knappe, vergessend sein ärmlich Loos,
Zum Liede den Hammer schwingt:
Tief ist das dunkle, purpurne Meer
Mit seiner Schätze zahllosem Heer,
Doch tiefer als Meer und Schacht in dem Thal
Ist meine Liebe viel tausendmal.

Wohl hängt an der Mutter Erde Herz
Der Felsen gar innig und treu,
Wohl rühmt sich manches funkelnde Erz,
Daß unvergänglich es sei;

Wohl wird vom glänzenden Diamant
Die Festigkeit rühmend und preisend genannt,
Doch fester als Erz und als Stein zumal
Ist meine Liebe viel tausendmal.

Und flammt auch das Feuer noch so heiß,
Daß Stein und daß Erz zergeh'n,
Vor meiner Liebe Glühen, ich weiß,
Kann's nimmer und nimmer besteh'n.
Ja, selber die Sonne mit ihrer Gluth,
Süßliebchen, weiß es nur gar zu gut,
Daß heißer als Feuer und Sonnenstrahl
Ist meine Liebe viel tausendmal.

O darum, mein liebes, mein süßes Kind,
Laß ab in die Ferne zu späh'n,
In's Herz, dir so hold und so treu gesinnt,
Magst du mir durch's Auge seh'n.
Komm, laß dich umschlingen von meinem Arm,
Laß mich in der Mainacht, lind und warm,
Besiegeln durch Küsse sonder Zahl
Dir meine Liebe viel tausendmal!

---

## Hymne.

Die Sonne sinkt, es ruht das Land
In Schönheit, während purpurne Gluth
Aufglänzt, auslischt und wieder lohend flammt.
Hoch von Berg zu Berg entschwebt Gewölk
Gleich dem Geläut' des Abends im Thal.

Wie der Stein, den leichten Tritts
Des Schäfers Fuß berührt im Gebirg:
Er rollt, er stürzt, er fliegt im Riesenschwung
Bis den Stürmer hemmt das weiche Thal,
Seh ich entflieh'n die Tage o Freund!

Schweigend schwebt heran die Nacht und langsam!
Laß sie nahen, ob sie auch bald vielleicht
Auf immer ruhen heißt die schaffende Hand.
Nicht ohne Arbeit floh der Tag mir, das genügt
Wenn Menschen nicht, ewigen Göttern doch!

Adolph Pichler.

## Bei Meran.

Ruhend unter'm Rebendache
Blick' ich auf zur vollen Traube,
Heiter sinnend, ward der Zeit auch
Meine Jugend längst zum Raube.

Von dem Stock, der mich beschattet,
Ward gekeltert mir der Becher,
Lieg ich lang schon tief im Grabe,
Schlürft den Wein ein and'rer Zecher.

Mög' er fröhlich mein gedenken,
Denk' auch derer, die geschieden,
Und so mögen viele rasten
Sinnend, trinkend hier im Frieden.

Adolph Pichler.

## Im Frühling.

Laß den Gram und juble laut
Finst'rer trüber Mann,
Hat der Lenz doch seine Braut
Schon befreit vom Bann.

Wieder stäubt der Wasserfall
Und die Lerche fliegt,
Blüthen duften überall
In das Laub geschmiegt.

Neuen Lebens Fülle fließt
Auf des Winters Grab,
Senk' auch du, was dich verdrießt,
Froh gefaßt hinab.

Adolph Pichler..

## Ein kluger Narr.

Zu Neuhaus war's, in Böhmen,
Da ließ der Bürger Schaar
Sich Gottes Wort nicht nehmen
Trotz Drängen und Gefahr,
Rings wütheten die Flammen,
Rings lauerte der Tod —
Sie hielten fest zusammen
In ihrer Glaubensnoth.

Des Städtleins Herr entflammte
Darob in Haß und Wuth:
O daß sie Gott verdammte
Die schnöde Ketzerbrut!
Es war der vielgenannte,
Bis auf den heut'gen Tag
Vom Fenstersturz bekannte
Herr Slawata von Prag.

Er stand im wilden Grimme
Vor dem geschloss'nen Thor,
Weithin scholl seine Stimme,
Die blut'ge Rache schwor.
Die Bürger lachten seiner
Und riefen laut vom Wall:
Herr, über Gott ist Keiner,
Er schützt uns vor dem Fall! —

Doch anders war's beschlossen
In Gottes weisem Rath:
Die Halme, die entsprossen
Der frommen Glaubenssaat
Ließ in den Staub er treten
Am weißen Berg zu Prag,
Kein Singen und kein Beten
Half gegen diesen Schlag.

Da öffneten die Pforten
Des armen Städtleins sich
Den wüthenden Cohorten
Und Muth und Hoffnung wich
Ist über mir jetzt Einer —
Heilloser Ketzerschwarm,
Höhnt Slawata, der deiner
Sich gegen mich erbarm?! —

Im Blut sollst du ersticken,
In Flammen untergeh'n,
Nicht mehr vor meinen Blicken
Will deinen Gräu'l ich seh'n.
Legt Brand an ihre Häuser!
Durch Feuer sei bekehrt —
Gott will es und der Kaiser —
Wer nicht die Messe hört!

Da plötzlich hört ein Klingen
In sonderbarer Weis,
Der Graf zum Ohre dringen
Wie Glöcklein zart und leis;
Er fühlt, daß man ihm raubte
Den Hut vom kahlen Sitz —
Und zieht von seinem Haupte
Eine bunte Narrenmütz. —

Und bei ihm stand Hans Grimmel,
Sein Narr und lust'ger Rath,
Der selbst in's Kampfgetümmel
Gefolgt des Herren Pfad.
Freund, sprach der Narr, die Mütze
Gehört dir besser zu,
Aus ist's mit meinem Witze,
Der größ're Narr bist du!

Wer Gold für Todtenbeine
Und Silber tauscht um Blut,
Für Städte Leichensteine,
Soll für den Grafenhut

Die Narrenmütze nehmen,
Sie wird ihm besser steh'n,
Dieweil im Lande Böhmen
Kein größ'rer Narr zu seh'n!

Der Graf warf auf die Erde
Die Schellenkappe hin
Mit wüthender Geberde, —
Doch ändert er den Sinn;
Wie sehr er zürnt und grollet
Lockt doch des Spruches Gold:
Mögt glauben was ihr wollet
Nur zahlet was ihr sollt! —

J. Priem.

## Ein Meisterstück.

Zu Regensburg da saßen der armen Sünder drei,
Das Urtheil war gesprochen, der Stab war schon entzwei, —
Drei Henker harrten sehnend schon auf den Augenblick
An jenen heut' zu machen ihr blut'ges Meisterstück. —

Der erste zog mit Kohle flugs einen schwarzen Ring
Am Hals des armen Sünders und rief: „Ein leichtes Ding!
Hier schlag' ich durch und fehle nicht um ein dünnes Haar!"
Und als der Kopf gefallen, da war es so — fürwahr!

Der and're schlang zwei Fäden, wie Spinnenwebe fein
Dem Opfer um die Kehle, und sprach: „So muß es sein:
„Ein Faden liegt am andern und keiner sei verletzt
Wenn ich dazwischen schlage mit scharfem Schwerte jetzt."

Er rief's, und als er hurtig sein blut'ges Werk gethan
Da drängte sich zu schauen das Volk in Massen an:
Und meisterhaft gelungen war ihm der scharfe Streich,
Und Alles schrie vor Staunen: „das thut ihm Keiner gleich!"

Da schrie der dritte Henker, ein Riese von Gestalt:
„Auf welche Weise mach' ich nun meinen Sünder kalt?"
Das wollte Jeder sehen und reckt den Hals empor
Die Henker auf der Bühne, die streckten weit ihn vor.

Doch der schlang keine Fäden und malte keinen Strich,
Das Schwert in beiden Händen schwang dreimal er um sich;
Es blitzte und es zischte — ein Streich — da war's vorbei:
Der Sünder und zwei Henker, das sind der Köpfe drei! —

Die Regensburger Herren, die dachten: ohne Kopf
Ist auch der beste Henker, wie jeder Mensch, ein Tropf,
Und also ward er Meister, und hat mit Meisterschaft
Geköpft bis an sein Ende in ungeschwächter Kraft.

J. Priem.

## Das schönste Band.

Manch schnödes Band siehst in der Welt du weben
Und drückend schlingen sich um manche Brust;
Doch nicht vor jeder Fessel darfst du beben:
Ich kenn' ein Band, umstrahlt von Glück und Lust,
Und wen es nie umschlungen hat im Leben,
Der ist sich keines Erdenglück's bewußt
Und einsam spinnet seines Lebens Faden
Sich fort auf öden, freudelosen Pfaden.

Wie heißt dies Band? Ist's Freundschaft? — Oft erklungen
Ist ihr ein Lied in reinster Harmonie;
Denn wer des Lebens Freudenkranz besungen
Vergaß der Freundschaft edle Blume nie.
Ja, glücklich ist, wer einen Freund errungen,
Dem Gott der Treue selt'ne Gabe lieh.
Jedoch der schönste aller schönen Triebe,
Es ist und bleibt — das heil'ge Band der Liebe.

Mag mir das Schicksal jede Lust verbittern:
Wenn nur dein Hauch, o Liebe mich umweht,
Dann bin ich reich, mag alles Glück zersplittern; —
Sei du mein Fels, der treu und sicher steht,
So fürcht' ich Nichts, und werde niemals zittern
Ob auch die Welt aus ihren Fugen geht.
Im Sturme grüß' ich noch des Himmels Bläue:
Schlägt mir ein Herz — ein Herz voll Lieb' und Treue.

H. Schilffarth.

# Wolken.

Redet, geflügelte dunkle Gestalten
Hoch in des Aethers riesigem Bau.
Wolken, o sprecht, was verdeckt ihr die Sonne,
Trübt mir der Lüfte heiteres Blau?

Neidet ihr mich denn, dieweil ich geschwelget
Kaum in des Glückes rosigem Glanz?
Und, es zu rächen, beschwört ihr die Stürme,
Einet euch drohend zu schrecklichem Tanz?

Hu! mich erfaßt ein unendliches Beben.
Ahnendes Weh durchschauert die Brust.
Zürnende Mächte, o schont! habt Erbarmen!
Laßt mich nicht büßen die göttliche Lust.

„Still! was klagst du, wenn die Sonne
„Auf Minuten dir entrückt?
„Dauernd hat ja keine Wonne
„Ohne Wechsel je beglückt.

„Strahlte ohne Wolkenhülle
„Ewig rein der Sterne Licht:
„Auch in ihrer schönsten Fülle
„Schätztest du so hoch sie nicht.

„D'rum Geduld! — Ob wir verdüstern
„Deines Glückes holden Stern, —
„Auch im Sturme hörst du flüstern:
„Harre still! er ist nicht fern.

„Und, wenn nach der Stürme Tänzen
„Der verjüngte Aether lacht,
„Prangt in frischen Strahlenkränzen
„Deiner Sonne ew'ge Pracht." —

Seht, es entweichen die Heere der Wolken.
Schon ist dahin der Stürme Gewalt;
Schon sind erloschen die zuckenden Blitze,
Schon ist des Donners Stimme verhallt.

Hebe dich, Schleier! entfliehe! es schimmert
Unter der Hülle so lieblich, so mild.
Seht — er zerreißt: O herrliche Sonne
Sei mir gegrüßt, du göttliches Bild!

H. Schilffahrt.

## Erinnerung.

Was quälst du mich mit längst entschwund'nen Träumen
Erinn'rung? ach, nicht ruf' sie mir zurück!
Laß sie entflieh'n zu dunkeln, fernen Räumen;
O störe nicht, o trübe nicht mein Glück!

Entwich'ner Stern! wer hieß es dir, zu tauchen
Aus der Vergessenheit verborg'nem Schacht?
Zurück! nicht blende mir die schwachen Augen.
O kehr' zurück in deines Grabes Nacht!

Du kommst zu spät. Hinweg! ich muß dich meiden:
Entflieh auf immer und vergesse mich.
Leb' wohl! es ist umsonst: wir müssen scheiden;
Leb' wohl! mein Himmel ist nicht mehr für dich.

H. Schilffahrt.

---

## Volkslied aus Nonsberg in Tyrol.

Uebersetzt von Ch. Schneller.

Ein Mägdlein that voll Liebesgram
Vom Heirathen reden und sagen;
Der König von Frankreich vorüber kam
Und ließ um das Mägdlein fragen.

Die Mutter sprach: „Mein Töchterlein,
Laß Du die Heirath stehen!"
Doch ihre Brüder, die sprachen d'rein:
„Ach Mutter, laß sie gehen!"

Bei diesen Worten das Mägdlein war
Schon auf das Pferd gestiegen.
„Zieh' hin, mein Kind, bald wirst Du fürwahr
Ertrunken im Meere liegen.“

Das Pferd ward scheu und bäumte sich,
Als mitten im Meer sie waren:
„O halte fest, Vielliebste, Dich
Und laß die Zügel nicht fahren!“

„Wohl halt' ich mich am Zügel hier,
Doch länger vermag ich's nimmer!
Des Meeres Wasser wird bleichen mir
Der blonden Haare Schimmer.

„Und trinken wird mein rothes Blut
Das Meer, wo die Wogen springen;
Der Wallfisch wird in der tiefen Fluth
Mein zartes Fleisch verschlingen.

„O wär' ich gefolgt der Mutter Rath!
Sie hat mir nicht gelogen;
Das süße Wort der Brüder hat
Um's Leben mich betrogen.

„Ach, Mutter, Du weinst Dir die Augen aus
Im Schmerz des einsamen Lebens!
Ihr Fiedler, ach, in des Königs Haus
Ihr wartet mein vergebens!

---

## Der Feiertag.

Die Liebe kommt dem Menschenherzen
Gleichwie der Welt ein Feiertag;
Das Frühroth löscht der Nacht die Kerzen
Eh' Jemand es gewahren mag.
Da weckt kein Ruf gemeiner Mühe,
Ringsum ist Alles still und rein, —
Nur läuten die geweihte Frühe
Die Glocken des Gebetes ein.

Es schmücket mit dem Feierkleide
Die Seele sich und folgt dem Klang;
Sie pflückt die Blumen ihrer Freude
Zu ihrer Andacht Kirchengang.
Sie denkt nicht an der Woche Treiben,
Ihr ist in der Betrachtung wohl:
Sie fühlt nur, daß es also bleiben
Und nimmer anders werden soll.

Und wie nach gläubigem Versenken
In ihr verheiß'nes Heil und Glück
Nach Aussen sie will Blicke lenken,
Wie schön strahlt ihr die Welt zurück!
Sie wandelt fern vom lauten Schwalle
Und hat für Jeden milden Gruß, —
Der Pflicht gedenk', daß sie nun Alle
In einem Namen lieben muß.

Bald heimisch in dem süßen Frieden,
Wie scherzt sie harmlos als ein Kind,
Das Lust und Lachen ohn' Ermüden
Aus unbeschwertem Herzen spinnt!
Zu frühe sinkt die Nacht ihr nieder,
Die sie mit Träumen füllen mag;
Die Tage geh'n und kommen wieder, —
Auf Sieben nur ein Feiertag.

Karl Walpurg.

